This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

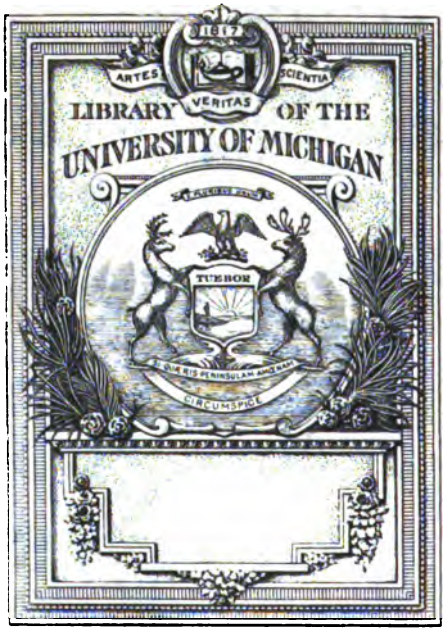
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

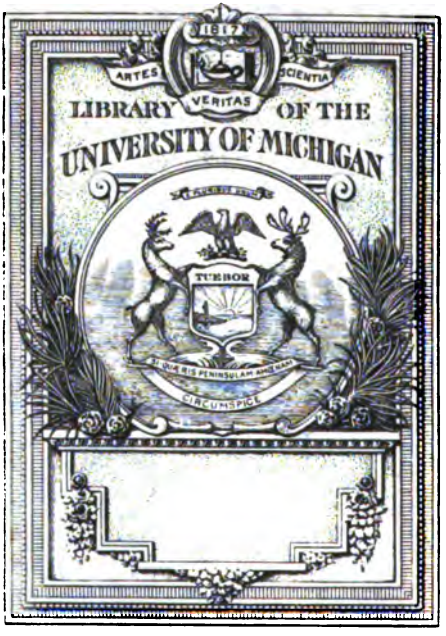
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

830.9
Z66


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

830.9
Z66

Theobald Ziegler

Die geistigen und sozialen Strömungen im 19. und 20. Jahrhundert

Von Georg Bondis Volksausgaben sind bisher erschienen:

Theobald Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert

Richard M. Meyer, Die deutsche Literatur bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts

Richard M. Meyer, Die deutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts

Georg Kaufmann, Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert

Werner Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert und im Anfang des 20. Jahrhunderts

Richard M. Meyer, Goethe (Biographie)

Gustav Ernest, Richard Wagner (Biographie)

Von Ernests „Richard Wagner" erschien auch eine bessere Ausgabe in größerm Format, ebenso ausgestattet wie die Beethovenbiographie desselben Verfassers

Die geistigen und sozialen Strömungen Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert

bis zum Beginn des Weltkrieges

von

Theobald Ziegler

7. Auflage: Volksausgabe: 24.–30. Tausend
erschienen in Berlin 1921 bei Georg Bondi

Copyright 1916 by Georg Bondi, Berlin

Inhalt

Einleitung 1

I. 1800–1830 9

Erstes Kapitel: Die drei Weltanschauungen 11
Die Aufklärung 11. Der Klassizismus 19. Die Romantik 24. Das allen drei Richtungen Gemeinsame 47.

Zweites Kapitel: Die Schellingsche Naturphilosophie und die Hegelsche Phänomenologie 49
Von Kant zu Schelling 49. Schelling 56. Hegel 66.

Drittes Kapitel: Preußens Fall und Wiederaufrichtung . . 71
Deutschland bis zum Falle Preußens 71. Das Erwachen eines neuen Geistes 76. Ein neuer Staat 84. Die religiöse Erneuerung 90.

Viertes Kapitel: Nach den Befreiungskriegen 95
Das Erwachen des politischen Bewußtseins 95. Die Burschenschaft 100. Die Reaktion 104. Der Liberalismus 106.

Fünftes Kapitel: Der Sieg der Hegelschen Rechtsphilosophie 112
Die individualistische Anschauung vom Wesen des Staates 112. Die Lehre vom Vertrag 114. Die romantische Staatslehre 118. Die Hegelsche Rechtsphilosophie 122. Sprachwissenschaft und Geschichte 131.

II. 1830–1848 141

Sechstes Kapitel: Das junge Deutschland 143
Die Julirevolution 143. Die Literatur bis zu Goethes Tod 146. Wolfgang Menzel 150. Börne 151. Heine 154. Tendenzen und Schicksale des jungen Deutschland 158. Settentriebe mit ähnlicher Tendenz 163.

Siebentes Kapitel: Die religiöse Bewegung bis auf Strauß und Feuerbach 166
Die Union 166. Hengstenberg 167. Die Hegelsche Religionsphilosophie 169. Strauß' Leben Jesu 172. Ludwig Feuerbach 179. Die Anfänge der inneren Mission 182. Der Katholizismus um die Wende des Jahrhunderts 184. Beginn des Kampfes gegen den deutschen Katholizismus 186. Der Kirchenstreit in Preußen 190.

37101

Achtes Kapitel: Friedrich Wilhelm IV. und die vierziger Jahre 194

Die Anfänge Friedrich Wilhelms IV. 194. Opposition und Reaktion 197. Die Kirchenpolitik des Königs 199. Der Deutschkatholizismus 201. Friedrich Wilhelm IV. und die Kunst 204. Der König und die Wissenschaft. Schelling 208. Die oppositionelle Poesie 213. Sozialistische Klänge 215. Erwachen des Nationalgefühls 217. Liberale Forderungen 224.

III. 1848–1871 227

Neuntes Kapitel: Die Revolution von 1848–1849 . . . 229

Vorspiele der Revolution; die Revolution als Vorspiel 229. Der Kampf um die Einheit und um die Freiheit 231. Österreich. Preußen. Frankfurter Parlament 234. Das Erbkaisertum und Friedrich Wilhelm IV. 237. Der Ausgang der Revolution 240. Reformbewegungen auf dem Gebiet der Kirche und Schule 243.

Zehntes Kapitel: Die Reaktion der fünfziger Jahre . . . 249

Reaktionäre Politik 249. Reaktionäre Schulverwaltung 252. Die Kirche im Dienste der Reaktion 254. Friedrich Julius Stahl 258. Bunsen gegen Stahl 262. Die Poesie der fünfziger Jahre: Lyrik und Epik 264.

Elftes Kapitel: Naturwissenschaft und Philosophie um die Mitte des Jahrhunderts: 271

Der Aufschwung der Naturwissenschaften 271. Der Materialismusstreit 278. Das Eingreifen des Darwinismus in den Materialismusstreit 282. Materialistische Tendenzen der Zeit 289. Schopenhauer 293. Der Pessimismus 300. Eduard von Hartmann 303. Zurück zu Kant! 308. Weitere Wirkungen der Schopenhauerschen Philosophie 311.

Zwölftes Kapitel: Bismarck und die Begründung des Deutschen Reiches 313

Der Regierungswechsel und die liberale Ära 313. Das Schillerfest 315. Der italienische Krieg und der deutsche Nationalverein 316. Der Militärkonflikt 321. Bismarcks Anfänge 322. Die schleswig-holsteinische Frage 326. Der Krieg von 1866 328. Der deutsch-französische Krieg 335. Bismarck 337.

IV. 1871–1914 341

Dreizehntes Kapitel: Der Kulturkampf 344

Das neue Reich. Bismarck und die Nationalliberalen 344. Das Unfehlbarkeitsdogma 348. Der Altkatholizismus 354. Aufmarsch zum Kampf 357. Der Kampf 360. Der Gang nach Kanossa 365. Erfolge und Folgen des Sieges 369. Die protestantische Abwehr 378. Innere Zustände des Protestantismus 382. Die Ritschlsche Schule 387.

Vierzehntes Kapitel: Sozialismus und Sozialdemokratie . 394

Vorgeschichte 394. Ferdinand Lassalle 398. Karl Marx 405. Der Marxismus in Deutschland 409. Das Sozialistengesetz und die Ära der sozialen Reformen 414. Die Aufhebung des Sozialistengesetzes 419. Der Kathedersozialismus 424. Der Umschwung der öffentlichen Meinung 429. Liberalismus und Sozialismus 431. Der Sozialismus und die Parteien 437. Sozialdemokratie und Kirche 441.

Fünfzehntes Kapitel: Jahrhundertwende 456

Die allgemeine Struktur der Zeit 456. Zwei Thronwechsel 459. Deutsche Machtstellung und deutsches Machtbewußtsein 466. Der Antisemitismus 481. Die Agrarier 489. Die Frauenfrage 493. Das Wiedererwachen des Individualismus 509. Max Stirner 512. Der Anarchismus 514. Friedrich Nietzsche 517. Die Wirkung Nietzsches 527. Andere Vertreter des Individualismus 533. Die Fragen der Schulreform 538. Die Wissenschaft 549. Kunst: 1. Die Musik 559; 2. Die Malerei 569; 3. Die Poesie 579.

Register 594

Bildnisse

Hegel . . . . . zu Seite 128

Schopenhauer . . . . . zu Seite 296

Karl Marx . . . . . zu Seite 408

Nietzsche . . . . . zu Seite 520

Vorwort

Tausende und Abertausende deutscher Leser haben dem Verlangen nach einem Wiedererscheinen von Theobald Zieglers berühmtesten Buche so starken Ausdruck gegeben, daß es unmöglich schien, länger mit dem Druck der neuen Auflage zu warten. Bei der Eigenart dieses Werkes konnte nach dem Tode des Verfassers eine Weiterführung der letzten — der im Jahre 1916 von ihm selbst bearbeiteten — Auflage über den Beginn des Weltkrieges hinaus nicht in Frage kommen; es konnte sich nur darum handeln, die wenigen Stellen des Buches, über die der Gang der Ereignisse hinweggeschritten ist, entweder zu streichen oder zu berichtigen. Der einzige größere Abschnitt, der neu bearbeitet werden mußte, ist der die Poesie des Zeitraums 1871 bis 1914 behandelnde Teil.

Einleitung

Das geistige Fazit eines abgelaufenen Jahrhunderts zu ziehen, die Fülle seiner Gestalten noch einmal an sich vorübergehen zu lassen und sie als kundiger Führer auch anderen zeigen zu dürfen, ist eine schwierige, aber so reizvolle und lockende Aufgabe, daß sie den, der den Gedanken einmal gefaßt hat, nicht mehr freigibt, bis er ihn zur Ausführung gebracht hat. Daher habe ich es gewagt — auf alle Gefahr hin und allen Bedenken zum Trotz, von denen ich aber einige doch erst ausdrücklich beiseite schieben muß.

Was mögt ihr nur soviel von Jahrhundertwende und Silvesterstimmung reden? riefen uns die Superklugen und Neunmalweisen zu: die Zeit und was in ihr abläuft ist ein Kontinuum, da gibt es keine Einschnitte und Sprünge, darum ist es im Jahre 1901 nicht anders, als es 1899 auch schon gewesen ist; das Jahrhundert ist keine Einheit, sondern ein willkürlich Abgegrenztes und künstlich Gemachtes; sein Eintreten ist kein wirklicher Anfang, sein Ende kein wirklicher Abschluß. Philisterweisheit! — möchte ich darauf antworten, die eben deshalb, weil sie ganz recht hat, ganz wertlos ist. Das wissen wir natürlich auch, daß die Menschen am ersten Morgen eines neuen Jahrhunderts nicht mit einem Schlag andere sind und mit neuen Herzen und neuen Gedanken aufwachen, sondern daß in der Tat, wie das Leben des einzelnen, so auch das Leben der Völker und der Menschheit im ganzen eine Kette ist, die nicht alle hundert Jahre einmal abreißt. Und dennoch! In sinniger Weise haben schon Schleiermachers „Monologen", diese Neujahrsgabe für das anhebende neunzehnte Jahrhundert, solche Einwände zurückgewiesen. „So durchschneiden wir die unendliche Linie der Zeit," heißt es hier, „in gleichen Entfernungen, an oft nur willkürlich durch den leichtesten Schein bestimmten Punkten, die für das Leben, weil alles abgemessene Schritte verschmäht, ganz gleichgültig sind und nach denen nichts sich richten will, weder das Gebäude unserer Werke, noch der Kranz unserer Empfindungen, noch das Spiel unserer Schicksale: und dennoch meinen wir mit diesen Abschnitten etwas mehr als eine Erleichterung für den Zahlenbewahrer oder ein Kleinod für den Chronologen; bei jedem vielmehr knüpft sich daran unvermeidlich der ernste Gedanke, daß eine Teilung des Lebens möglich sei. Aber wenige dringen ein in die tiefsinnige Allegorie und verstehen den Sinn der vielfach wiederkehrenden Aufforderung." Der in die Tiefe dringende Idealismus ist ein solcher Einschnitt eine Mahnung zur Selbstbetrachtung, die von der Außenwelt in das eigene Innere, in die Welt des Geistes, in das Reich der Ewigkeit führt, wo der Mensch, außerhalb des Gebietes der Zeit und freigesprochen von ihrem Gesetz, des Geistes

Leben anschaut, das keine Welt verwandeln und keine Zeit zerstören kann, weil es selbst erst Welt und Zeit erschafft.

Sollte aber eine solche idealistische Betrachtungsweise der derberen Struktur unseres heutigen Geisteslebens zu fein und zu fernliegend sein, nun so bezeugt ja die Geschichte selbst, daß die Jahrhunderte so etwas wie eine Eigenart haben und mit überraschend charakteristischen Zügen das eine sich vom anderen sondert und abhebt: ich nenne das zwölfte, das sechzehnte, das achtzehnte; mit dem letztvergangenen wird es nicht anders sein. Darum haben die Menschen zu allen Zeiten die Wende eines Jahrhunderts lebhaft wie ein wirkliches Ereignis empfunden und erlebt: wenn uns das Zittern und Schauern der Welt vor dem Jahre 1000 allzu abergläubisch vorkommt, so werden wir doch Schiller gelten lassen, der im schönen Optimismus seines Jahrhunderts an dessen Neige den Menschen begrüßt hat als „den reifsten Sohn der Zeit, frei durch Vernunft, stark durch Gesetze, durch Sanftmut groß und reich durch Schätze, Herr der Natur".

Auch unsere Gefühle standen am Ende des Jahrhunderts unter dem Eindruck eines wirklichen Einschnitts, einer zu Ende gehenden Zeit, einer neu anhebenden Weltperiode, wobei es nicht darauf ankommt, ob wir das Ende mit Schmerz und Wehmut beklagt haben wie einen geliebten Toten, von dem wir Abschied nehmen müssen, oder ob wir hoffnungsfreudig und froh einem neuen Morgen entgegenjauchzten. Ob Abendrot oder Morgengrauen, ein Altes ist im Ablaufen, ein Neues zieht herauf, das spürten wir, — wie Mephisto spukte dem einen schon durch alle Glieder die herrliche Walpurgisnacht, wie Faust verkündigten einem zweiten die dumpfen Glocken schon des Osterfestes erste Feierstunde, wie Gretchen tönte einem dritten des Weltgerichts Posaune zu: dies irae, dies illa solvet saeclum in favilla! Aber eben weil wir Übergangsmenschen waren und weil wir das spürten, sollte uns am Silvesterabend des Jahrhunderts auch zum Bewußtsein gebracht werden, was dieser Übergang für uns bedeute; wie der einzelne am Ende eines Jahres, so wollten wir an des Jahrhunderts Neige seine Erlebnisse zusammenschauen und zusammenrechnen und Gewinn und Verlust gegeneinander abwägen: das war uns Bedürfnis und war unser Recht.

Allein ob wir es können? und ob ich es kann? Gemacht haben es ja für das neunzehnte Jahrhundert auch andere. „Hundert Jahre Zeitgeist" heißt ein Werk von Julius Duboc, ans „Sterbelager des Jahrhunderts" hat sich Ludwig Büchner prüfend und richtend gestellt, die einen haben die Grundlagen, die anderen die Kultur der Gegenwart rückwärts verfolgt, und bei den Jahrhundertfeiern im Januar 1900 haben Redner versucht, die Aufgabe sogar in einer kurzen Stunde zu lösen. Aber vielleicht ist es noch einfacher, vielleicht

kann man das Ergebnis der Rechnung in einer einzigen Formel aussprechen, wie wir das achtzehnte Jahrhundert kurzweg das der Aufklärung nennen. Auch für das unsrige fehlt es an solchen Formeln nicht. Für Schopenhauer war es „ein philosophisches Jahrhundert, weil es zur Philosophie reif und eben deshalb ihrer durchaus bedürftig ist"; „das reichste der neuen Geschichte" nannte es Treitschke, denn es „ernte die Saat des Zeitalters der Reformation". „Ein Jahrhundert der Kritik" sah Kuno Fischer in ihm, weil es „Mythen zerstört, freilich auch wieder welche schafft". Diesem ist es „durchzogen vom Kampf um den einzelnen", jenem eine „Zeit der großen Sehnsucht"; das historische oder das soziale Jahrhundert heißt es den einen; noch häufiger anderen ein Maschinenzeitalter, eine Epoche der Naturwissenschaften und der Technik im ausgesprochenen Gegensatz zu allen Geisteswissenschaften, deshalb sei das Schillersche „Herr der Natur" heute ganz anders Wahrheit als vor hundert Jahren.

Aber so treffend alle diese Formeln sein mögen im Munde derer, die sie aussprechen, und an der Stelle, wo sie ausgesprochen werden, so wenig können sie in ihrer Kürze die unendliche Mannigfaltigkeit und die ganze Fülle des Geisteslebens von drei Generationen zusammenfassen. Und so meinte Edmund Pfleiderer, der in einer geistvollen Rede über den geschichtlichen Charakter unserer Zeit „den extensiven Zug der Allgeschichtlichkeit und den intensiven Zug der Tatgeschichtlichkeit" als besonders bezeichnend für sie hervorhob, damit bescheiden nur den einen Teil des Jahrhunderts zu treffen, und selbst zu dieser glücklich gefundenen Charakterisierung mußte er erst den Kommentar geben.

Was folgt daraus? Doch wohl, daß die Sache so einfach überhaupt nicht liegt. Es gibt keine Formel, und wäre sie die treffendste und kompakteste, die uns wie ein Zauberschlüssel mit einem Griff die Türe öffnete zum Verständnis eines ganzen Jahrhunderts; in ein einziges Schlagwort läßt sich die geistige Signatur eines solchen langen Zeitraums nicht pressen, jedenfalls für den nicht, der mit seinem Denken und Fühlen selbst noch mittendrin steht. Auch vom Jahrhundert der Aufklärung reden wir nur a parte potiore, weil uns die Aufklärung am achtzehnten Jahrhundert das Wertvollste zu sein scheint und weil es sich dadurch am bestimmtesten vom neunzehnten unterscheidet, das auf den Ruhm der Aufklärung doch nur teilweise Anspruch erheben kann und dem Weltgeist eher wie Faust verworren gedient hat. Vielmehr braucht es auch hier geduldiger Arbeit und ausführlicher Darlegung; und auch mit dem Bekenntnis dürfen wir nicht zurückhalten, daß eines Menschen Wissen und Denken hierfür nicht mehr als Stückwerk zu liefern vermag: auch da gilt, daß das Ganze nur für einen Gott gemacht ist und nur vom Auge des Weltgeistes selbst überschaut werden könnte.

Ich stehe nicht über dem Ganzen, sondern mitten darin auf einem bestimmten

Standort, von dem aus ich nur das zu sehen und zu spüren imstande bin, was bis zu uns herandringt. Als Sohn meines Volkes, als Deutscher kann ich nur berichten über die geistigen und sozialen Strömungen der letzten hundert Jahre, wie sie uns Deutsche mit sich dahingetragen und umbrandet haben. Weil wir aber in Europa geographisch das Reich der Mitte bilden und weil uns durch unsere Lage und durch den Gang unserer geschichtlichen Entwicklung nur allzu lange und allzu sehr ein fremdbürgerlicher Zug aufgeprägt war und anhaftete, so wird nebenher doch auch allerlei Fremdes, soweit es etwa für uns bedeutsam geworden ist und auf uns gewirkt hat, zur Sprache kommen müssen.

Ich stehe aber auch insofern auf einem bestimmten Standpunkt, als ich urteile, wäge und richte. Das ist, so sehr ich mich um Objektivität bemühen mag, nicht möglich ohne die stärkste, wenn auch ungewollte Hervorkehrung meiner Subjektivität. Je mehr man sich der eigenen Zeit nähert, desto mehr wird sich das bemerkbar machen: andere sehen an den Dingen anderes und sehen sie anders an. Selbst wo ich nicht urteile, wird schon die Auswahl des Stoffes, das Nennen oder Nichtnennen von Namen und Erscheinungen wie Urteil und Kritik wirken. Im Laufe der Zeit sondert die Geschichte ganz von selbst das Unwesentliche vom Wesentlichen und scheidet es aus, für die Gegenwart muß ich als einzelner es tun: deshalb wird die zweite Hälfte meines Buches subjektiver ausfallen als die erste. Aber der Schaden ist nicht allzu groß: ich trete ja mit meinem Urteil vor Leser, die vieles davon selber miterlebt haben und kennen; indem ich urteile und mich für dieses Urteil einsetze, lasse ich ihnen das Recht, auch ihrerseits Kritik zu üben an dem Kritiker des neunzehnten Jahrhunderts.

Darum ist die wichtigste Frage nicht die nach dem Maßstab, den ich an die Erscheinungen des Jahrhunderts lege, wenn ich nur vielleicht negativ konstatiere, daß es nicht der irgendeiner bestimmten Partei sein wird. Darin liegt jedenfalls dann ein Vorteil, wenn ich den Mut habe, es gelegentlich mit allen Parteien zu verderben. Nein, viel größere Schwierigkeit machen mir zwei andere Vorfragen: wo ich bei einem so uferlosen Unternehmen den Stoff hernehmen, und wie ich ihn anordnen und gliedern soll? Um Stoff zu sammeln, wird ein deutscher Professor zuerst nach Büchern greifen: er sucht das Leben nur zu gern im toten und im gedruckten Buchstaben. Und es ist auch nicht falsch: in Büchern leben die Probleme, Interessen und Ideen, die eine Zeit bewegen, an sie muß man sich also in der Tat in erster Linie halten. Allein es ist doch nur die eine Hälfte: der Geist spricht nicht nur in Worten, er spricht auch in Taten. Und gerade da macht sich innerhalb unseres Jahrhunderts selbst eine Verschiebung deutlich bemerkbar: seine erste Hälfte ist literarischer, sozusagen buchfömiger, die zweite ist tatgeschichtlicher. Gedruckt wird heute freilich noch viel mehr und, wenigstens was Zeitungen betrifft, auch mehr gelesen, noch imme

haben wir Grund, mit Schiller über das tintenkleckſende Säkulum zu ſeufzen und zu fluchen. In der Allgemeinen Deutſchen Biographie, dieſem großen Friedhof deutſchen Geiſteslebens, wo ſie alle eingeſargt ſind, die etwas dazu beigetragen haben, haben namentlich zu Anfang faſt nur ſolche Männner Aufnahme gefunden, die Bücher geſchrieben haben; und ebenſo ſorgen wir, weil wir die Bildung eines Volkes an der Zahl ſeiner Analphabeten meſſen, vor allem dafür, daß unſere Kinder gewiß alle leſen und ſchreiben lernen. Aber unſer Urteil iſt doch freier geworden. In jenem Sammelwerk kommen in den ſpäteren Bänden auch die Männer der Tat zu ihrem Recht, und unter Bildung verſtehen wir heute ohnedies etwas Umfaſſenderes und Höheres als eine beſtimmte Summe von Kenntniſſen; Wiſſen tut es nicht mehr allein; neben die Lernſchule tritt als Höheres die Arbeitsſchule. Das hängt mit einem Allgemeinen zuſammen. Wir ſchätzen die Willens- und Tatmenſchen ganz anders, weit höher ein, als zu Anfang des Jahrhunderts, wo ſich der Deutſche eines ſolchen Tatmenſchen als ſeines ſchlimmſten Feindes zu erwehren hatte. Hier bedeutet in unſerem nationalen Leben und Empfinden Bismarck, der große Mann des Willens und der Tat, einen Wendepunkt, den wir bis tief in die Arbeit der Philoſophie herein ſpüren: auf den Intellektualismus iſt der Voluntarismus gefolgt; und wer ganz beſonders ſcharfe Sinne hat, der konnte vielleicht fragen, ob nicht hinter dieſem ſchon wieder ein neues Zeitalter der Imponderabilien, der Stimmungen und Gefühle im Anzug ſei, wie ja Bismarck ſelber einmal das Gefühl für ſtärker und ſtandhafter erklärt hat als den Verſtand der Verſtändigen.

Aber Bücher oder Menſchen, — das iſt nicht die einzige Frage. Eine zweite kommt alsbald dazu: Einzelne oder Maſſen? große Individuen oder breite Schichten? Genie oder Milieu? Die Geſchichtsphiloſophie ſoll entſcheiden, ob große Menſchen Produkte ihrer Zeit oder ob die Geſtaltung der Zeit, in der ſie leben, ihr Produkt und ſie die Schöpfer und führenden Geiſter ſind. Der Kollektivismus beantwortet das anders als die individualiſtiſche Geſchichtsauffaſſung. Zuſammenhängen wird damit noch ein anderes, das große Problem von Freiheit und Notwendigkeit, von individueller Schuld und individuellem Verdienſt. Auch das läßt ſich nicht ſo nebenbei löſen, die beſte Antwort darauf findet man noch immer in Schillers „Wallenſtein", über ihn, der „die Quellen des Geſchehenen in der unveränderlichen Struktur der menſchlichen Seele und in den veränderlichen Bedingungen, welche ſie von außen beſtimmen, ſucht und findet", ſind wir auch in den letzten hundert Jahren nicht hinausgekommen. Vielleicht für unſere Zwecke hilft uns vielleicht ein Wort Hegels aus der Not: „Wer, was ſeine Zeit will, ausſpricht, ihr ſagt und vollbringt, iſt der große Mann ſeiner Zeit; er tut, was das Innere und Weſen der Zeit iſt, verwirklicht ſie."

Das ist es: ob Produkt oder Schöpfer, für uns sind die großen Männer des Jahrhunderts die großen Buchstaben, in denen wir deutlich lesen können, was ihre Zeit will und was sie im Inneren bewegt; die Zeit versteht darum nur, wer ihre großen Männer versteht. Das Sittliche muß mit einem Tropfen demokratischen Öls gesalbt sein, deswegen ist Nietzsches Herrenmoral so unmoralisch; die Geschichte erkennt an, was ein Mann kann wert sein, sie ist aristokratisch, deswegen ist die materialistische Geschichtsauffassung einseitig und nicht weniger falsch als jene. Nicht Genie oder Milieu, sondern Genie und Milieu! das ist für uns, die wir historisch und moralisch zugleich urteilen müssen, das lösende Wort. Und so richtet die Geschichte doch auch demokratisch über Größe: ein großer Mann ist nicht groß, wenn er einsam bleibt und ihm jeder Erfolg versagt bleibt; eine Stimme ohne Echo und Resonanz muß verschallen, wenn sie an sich noch so laut und kräftig wäre. Zu den geistigen Strömungen gehören die Ziffern und die Nullen, gehören Individuen und Massen, gehören Menschen und Zustände.

So setzt sich mein Stoff zusammen aus Büchern und Taten, aus Menschen und Zuständen; und nur das ist die Frage, ob ich etwas von der Seelenkraft und Fähigkeit besitze zu verstehen,

wie spricht ein Geist zum andern Geist,

zu erkennen, wer die Geister sind, die sprechen, was sie in Worten und Taten der Welt zu sagen hatten und wie es aufgenommen wurde von den Wenigen oder den Vielen, die nie bloß Herdentiere, sondern immer auch Geist sind von diesem selben Menschengeist.

Skrupel und Zweifel macht mir endlich noch die Frage nach Gliederung und Anordnung, nach Aufbau und Komposition meines Buches. Welche eigenartigen Schwierigkeiten hier vorliegen, zeige ich am besten an einem Beispiel. Schopenhauers Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" ist im Jahre 1818 geschrieben worden, aus der philosophischen und allgemein geistigen Struktur und Stimmung dieser Zeit heraus wird es also zu verstehen sein; gewirkt aber hat es erst fünfzig Jahre später, da kommt ihm der Zeitgeist entgegen, nimmt es an und auf und läßt es ein Menschenalter hindurch zu einer Macht werden. In welchem Zusammenhang soll nun von Schopenhauer die Rede sein? Doch nicht zweimal, und doch wohl richtiger an seiner Wirkungsstelle in den sechziger und siebziger Jahren, als dort, wo sein Ursprung und seine zeitliche Entstehung liegt. Oder ist es am Ende gar ein Gesetz im Reiche der Geister, daß neue Geister immer erst eine oder zwei Menschenalter als „Inkubationsfrist", wie der Mediziner dieses Stadium der „Latenz" zu nennen pflegt, nötig haben, bis sie verstanden und rezipiert werden, bis sie zu wirken anfan-

gen und Macht gewinnen? Eine Tatsache ist es jedenfalls, mit der gerechnet werden muß und die das Geschäft der Anordnung erschwert, gelegentlich auch zu Wiederholungen nötigt.

Darum, wie ich sie auch gestalte — und ich habe es auf gar verschiedene Arten versucht —, befriedigen wird sie schon mich selber nie ganz, geschweige denn andere. Am praktischsten habe ich schließlich eine Mischung von chronologischer und sachlicher Gliederung gefunden. Chronologisch ist sie von selbst gegeben, sie ist hier dieselbe wie in der politischen Geschichte: von 1800 bis 1830, bis 1848, bis 1871, bis 1900. Aber wie farblos sind solche Ziffern! wie besagen sie so wenig! Da klänge es ganz anders charakterisierend, wenn ich gliederte: das Zeitalter Goethes, Heines, Friedrich Wilhelms IV., Bismarcks, Bebels und Nietzsches. Charakteristisch wäre das gewiß, aber ich fürchte, auch recht einseitig und einem demokratischen Zeitalter, das von Individuen und führenden Geistern nicht viel wissen will, recht anstößig; und zugleich wäre es wie ein Programm und wie die Bindung an ein solches, und das käme hier am Anfang für mich und meine Leser noch zu früh. Deshalb ist es doch wohl besser, ich lasse es bei jenen kahlen Jahreszahlen bewenden, und suche innerhalb des zeitlichen Rahmens sachlich zu gliedern. Denn ein geradliniges Nacheinander ist freilich auch nicht beabsichtigt.

Dabei trifft es sich gut, daß wir, anders als die politische Geschichte des Jahrhunderts, genau beim Jahr 1800 einsetzen können. Allerdings läßt sich auch über diesen Anfangspunkt streiten, und wirklich ist er nicht ohne Anfechtung geblieben. Natürlich käme nichts darauf an, wenn wir zum neunzehnten Jahrhundert ein paar Jahre des vorangehenden hinzunehmen oder ihm ein paar von dem unsrigen überlassen müßten. Für die Weltgeschichte im ganzen fängt das neunzehnte Jahrhundert 1789 an: das weiß ich auch. Allein um auf Deutschland herüberzuwirken und hier das geistige Leben umzugestalten, dazu brauchte selbst die Revolution so etwas wie eine Inkubationsfrist und brauchte es äußerlich erst noch der Völkermischung durch den großen korsischen Welterschütterer; und so bildet für unser Volk und sein geistiges Leben doch nicht schon das Jahr 1789, sondern in der Tat erst 1800 einen bedeutsamen Knotenpunkt, weil sich just hier nicht weniger als drei Weltanschauungen zusammengefunden haben und feindlich aufeinandergestoßen sind.

Aber auch über das Ende ist noch etwas hinzuzufügen. Als dieses Buch 1899 zum erstenmal erschien, war damit der Schlußpunkt von selbst gegeben: das Ende des Jahrhunderts und das Ende des Buches fielen zusammen. Dagegen liegt jetzt bei dieser neuen Ausfahrt im Jahre 1916 die Sache anders. Zwar sind auch schon in den späteren Auflagen manche Linien über das neunzehnte Jahrhundert hinaus in das zwanzigste herein fortgeführt worden: das war die

notwendige Folge jener schon erwähnten Kontinuität des geschichtlichen Fließens, das sich nirgendwo feste Grenzen stecken läßt. Aber das Jahr 1914, der Beginn des großen Weltkriegs, der vier Jahre gedauert hat, ist doch so etwas wie ein Markstein, ein so gewaltiger Einschnitt nicht nur in die Tatgeschichtlichkeit, sondern es bildet auch so sehr Epoche für unsere rückwärts gewendete Betrachtung des deutschen Geisteslebens und für unser Urteil über das Vergangene, daß man mit ihm eine Zeit wird abschließen, eine neue Zeit wird beginnen müssen. Unser geistiges Leben wandelt sich im Krieg, bald plötzlich und ruckweise, bald leise und unmerklich, eine Umwertung aller Werte hat mit ihm eingesetzt, scheinbar Wertvolles ist wertlos geworden, Übersehenes und gering Geachtetes steht auf einmal im Vordergrund. Man nehme nur die beiden einander gegenüberliegenden Begriffe des Staates und der Internationalität: jener ist durch den Krieg ganz anders als bisher in den Mittelpunkt unseres Bewußtseins emporgehoben worden; diese und die Bemühungen um sie haben sich als so künstlich und utopisch herausgestellt, daß ihre Bedeutung noch tiefer wird einzuschätzen sein, als dies schon immer in diesem Buch geschehen ist. Oder man denke an die Haltung der Sozialdemokratie beim Ausbruch des Krieges und an ihr Auseinanderfallen in zwei sich geradezu feindlich gegenüberstehende Gruppen im März 1916. Von solchen Bewußtseinswandlungen, Neuwertungen und Vorkommnissen aus wird — ich sage natürlich nicht: alles, aber doch vieles auch in der Vergangenheit in eine neue Beleuchtung rücken, und so wird der Einfluß des Krieges in dem Buch nicht erst am Schluß da, wo die Linien bis zu ihm heranzuführen sind, sondern er wird schon viel früher in der Beurteilung und Kritik auch des weiter Zurückliegenden zu spüren sein. Der Krieg zwingt uns alle, vielfach umzulernen und unser Urteil zu revidieren: auch der Historiker der geistigen und sozialen Strömungen Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert wird sich diesem Zwang fügen und manche liebgewonnenen Illusionen über Bord werfen müssen; aber auch manches schüchtern Vorgetragene und Angefochtene entschiedener behaupten und stärker akzentuieren dürfen. Diese Nötigung zu neuer Prüfung und zu strengster Sachlichkeit wird dann auch unserer Arbeit für die Zukunft und an der Zukunft unseres Volkes zugute kommen.

Nun aber ans Werk, hinaus auf das weite wogende Meer, das es kühnen Mutes zu durchschwimmen gilt!

> Helft mir anitzt, ihr Musen, olympische Höhen bewohnend:
> Denn ihr seid Göttinnen und wart bei allem, und wißt es;
> Doch wir horchen allein dem Gerücht, und wissen durchaus nichts!

I

1800 bis 1830

Erstes Kapitel: Die drei Weltanschauungen

Die Aufklärung

Ein reiches Erbe hat das achtzehnte Jahrhundert seinem Nachfolger hinterlassen, und es wäre eine reiwolle und interessante Aufgabe, zu untersuchen, wie das neunzehnte mit dieser Erbschaft gewirtschaftet und gewuchert hat. Wenn jenes mit einem Wort als das Zeitalter der Aufklärung zu bezeichnen ist, so wäre nun weiterhin zu fragen, ob die Aufklärung in diesem wirklich siegreich durchgeführt worden sei und ob sie mit ihrer Fackel alle Schlupfwinkel des Aberglaubens durchleuchtet und den Segen der Bildung nach oben und nach unten gleichmäßig verbreitet habe. Ich fürchte, in einer solchen Prüfung würde das letzte Jahrhundert schlecht bestehen und müßte schamrot bekennen, daß es diese Arbeit nicht nur nicht überall zu Ende geführt, sondern nicht einmal energisch genug weitergeführt, ja daß es sogar schon Getanes wieder zerstört, sogar schon Erleuchtetes wieder dunkel gemacht habe. Auf den Ehrennamen eines Jahrhunderts der Aufklärung wird es also in der Geschichte keinen Anspruch machen können. Aber schuld daran sind doch nicht allein wir, die Kinder und Enkel jener Zeit, sondern die Aufklärung selber und der ganze Entwicklungsgang, den sie genommen und der mit Notwendigkeit über sie hinausgeführt hat: sie starb an sich selber.

Was ist Aufklärung? diese Frage hat schon Kant aufgeworfen und sie dahin beantwortet: Aufklärung sei „der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit", ihr Wahlspruch also: „sapere aude! habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!", das einzige Erfordernis dazu: „von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen", zu „räsonieren". Sie wurzelt in der Renaissance und ihrer machiavellistischen Verstandeskühle; aber ihre erste eigentliche Heimat sind erst die protestantischen Länder England und Holland. Doch gerade dort und weiterhin in Deutschland kam sie mit der orthodoxen Theologie des Protestantismus alsbald in den schärfsten Konflikt, und so hat „der Zwang, sich gegen diese emporzuarbeiten, ihre ganze Front- und Problemstellung bestimmt". Allein von Haus aus ist sie fraglos ein weit Umfassenderes, „eine Gesamtumwälzung der Kultur auf allen Lebensgebieten" und „ein Wandel der allgemeinen Stimmung".

Dreierlei ist dabei von besonderer Wichtigkeit. Sie zwingt den bis dahin absolutistischen Staat in ihre Bahnen, besteigt mit Friedrich dem Großen den preußischen Königsthron und verkündigt von dort herab, daß der König der erste Diener des Staates sei und hier ein jeder nach seiner Fasson selig werden müsse. Diese Praxis entsprach der Theorie von dem auf Vertrag gebauten

Staat, die längst schon da war, aber erst durch Rousseau ihre schärfste Formulierung erhielt. Fürs zweite entsteht unter ihrem Einfluß und Hand in Hand mit der wirtschaftlichen Entwicklung von Handel und Industrie, namentlich wieder in England und Holland, eine neue Gesellschaft, die sich hauptsächlich aus den bürgerlichen Kreisen rekrutiert und ebenso dem Staat wie der Kirche gegenüber Mündigkeit für sich in Anspruch nimmt: die Aufklärung ist liberal. Darum ist es auch kein Zufall, daß zu ihrer Zeit die Realschule, als Bürgerschule gedacht, entstanden ist. Endlich beherrscht die Aufklärung die Literatur. In Holland können die freigeistigen Gedanken ungehindert gedruckt werden, und von England bringt Voltaire nicht nur den Lockeschen Sensualismus, sondern auch die neue Naturlehre Newtons auf den Kontinent herüber und popularisiert sie. Der Mathematik aber entnimmt man für alles Denken die methodologische Forderung, alles so klar und deutlich zu formulieren, wie sie es tut, und es dadurch begreiflich und jedermann zugänglich zu machen. Indem Kant die Frage zu beantworten sucht, wie mathematische Naturwissenschaft möglich sei, hat er anerkannt, daß dies die Grundwissenschaft und die wichtigste Angelegenheit sei für den denkenden Geist der Zeit. In der Philosophie aber trafen zwei Ströme zusammen, — die Leibnizsche Monadologie mit ihrem Individualismus und ihrer optimistischen Hoffnung auf eine mögliche Versöhnung von Glauben und Wissen, und der englische Empirismus Lockes, der in Frankreich zum Materialismus vergröbert wird, in Deutschland aber die Wolfsche Metaphysik empiristisch und sensualistisch zersetzt und so zu jener eklektischen Popular- und common sense-Philosophie führt, die für das Aufklärungszeitalter so besonders charakteristisch ist und durch ihre einseitige und ausschließliche Betonung des praktischen Endzweckes der Vervollkommnung und Glückseligkeit rasch genug aufhört wissenschaftlich zu sein. Am unfruchtbarsten mußte die Aufklärung natürlich auf dem Gebiete der Poesie sein, wo Gottscheds ästhetische Theorie ebenso nüchtern und verstandesmäßig war wie seine poetischen Musterbeispiele, in denen er mit deutscher Pedanterie die französische Regelmäßigkeit zum Vorbild nahm. Wenn Friedrich der Große Gellert für den bedeutendsten Dichter hielt, so entsprach das zwar durchaus dem Geschmack der aufgeklärten bürgerlichen Gesellschaft, deren Ton Gellert treffen wollte und auch wirklich traf, aber es begreift sich daraus auch Friedrichs abschätziges Urteil de la littérature allemande, mit dem er 1780 freilich schon zu spät kam. Immerhin verdankt man den moralistischen Anschauungen der Zeit die Pflege des Sittenromans und ihren liberalistischen Tendenzen das Aufkommen des bürgerlichen Dramas, dessen Thema vielfach die Mesalliance ist zwischen Bürgermädchen und Kavalier.

Das Wichtigste war aber doch die Auseinandersetzung mit der Theologie. Di

verschiedensten Standpunkte waren hier möglich. Leibniz hatte vermittelt; auch Wolf, den selbst ein Kant als den „Urheber des Geistes der Gründlichkeit" rühmte, hatte eine übernatürliche Offenbarung als möglich anerkannt, nur wollte er es der Theologie überlassen, sie im Judentum und Christentum als eine zugleich vernünftige und unentbehrliche auch tatsächlich nachzuweisen. Aber wenn der Hauptgedanke war, daß die Theologie sich vor dem Forum der Vernunft zu legitimieren und hier ihre Ansprüche zu beweisen habe, so konnte sich auch herausstellen, daß irrationale Elemente in ihr vorhanden seien, und dann — ja dann war das Band zwischen Wissen und Glauben wieder einmal zerschnitten. So konnte denn Hermann Samuel Reimarus in seiner Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes die positiven Religionen als ein Gewebe von Irrtum, Selbsttäuschung und Betrug hinstellen, selbst den Stifter des Christentums nahm er davon nicht aus. Auf diesem Standpunkt wurde die Aufklärung zu einer oft recht leidenschaftlichen Gegnerin der positiven Religion, der sie ganz unhistorisch — eine natürliche, in den drei Gedanken Gott, Unsterblichkeit und Tugend beschlossene Vernunftreligion als Norm gegenüberstellte. Atheistisch und materialistisch wie in Frankreich ist sie in Deutschland nie gewesen, Bahrdt und Edelmann mit ihrem Radikalismus und der Haltlosigkeit und Zerfahrenheit ihres Lebens waren Ausnahmen und Karikaturen und galten im Kreise der Rationalisten selbst als enfants terribles.

Indem aber die Aufklärung überall die natürlichen Normen und Regeln für Religion, Staat, Recht, Kunst und Poesie aufgefunden zu haben glaubte, wurde sie unhistorisch nicht in dem Sinn, als ob sie nicht mit Vorliebe Geschichte getrieben hätte; sie hat sich sogar große Verdienste um diese erworben, indem sie sie vom orthodoxen Schema und von theologischen Gesichtspunkten losmachte; nein unhistorisch war sie deshalb, weil sie die Geschichte von außen und von oben her meistern wollte und an das Vergangene ihre eigenen moralischen und intellektuellen Maßstäbe anlegte. Dabei kam das „dunkle" Mittelalter besonders schlecht weg. Und zugleich wurde sie dadurch erfüllt von jenem „ruchlosen" Optimismus und Hochmut auf die eigene Zeit, sie glaubte sich am Ziele: „wie wir es doch so herrlich weit gebracht". Aus dieser Aufklärungsstimmung heraus ist selbst noch Schillers Apotheose des Menschen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts empfunden und gedacht.

So bedeutet die Aufklärung Befreiung auf allen Gebieten, zumeist aber von der Autorität der Kirche: das Leben und der Staat, die Wissenschaft und die
eratur ist durch sie weltlich geworden. Und es ist eine Emanzipation des
zelnen, der durch sie ganz energisch auf seine Vernunft und in der eigenarti-
Verbindung mit Rousseaus Gefühlsüberschwang auch auf sein eigenes Herz
gewiesen wird; ein Zug des Subjektivismus und Individualismus geht

durch sie hindurch, der sich in ihrem unhistorischen Wesen auch nach der Seite hin zeigt, daß sich das Subjekt nicht binden lassen will von der Macht der Geschichte, heiße sie nun Tradition oder Sitte, Kirche oder Staat.

Aber indem sie sich am Ziele glaubte, war sie auch schon überwunden, und zwar überwunden nicht von außen her, sondern gerade durch ihre besten Söhne selbst.

Ihr größter Vertreter in Deutschland war Lessing, bis zu seinem Tod im Jahr 1781 wurde er auch fraglos zu ihr gerechnet. Und doch hatten schon seine theologischen Streitschriften gezeigt, wie sehr er über ihr stand, und wie viel tiefer, vor allem wie viel historischer er die religiösen Probleme zu nehmen wußte als die andern alle; in „der Erziehung des Menschengeschlechts" stampft und glüht etwas vom Geiste einer neuen Zeit, hier sind die Grundlinien zu einer wirklichen Philosophie der Religion gezogen. Und nach seinem Tode vollends erfuhr die entsetzte Welt durch Friedrich Heinrich Jacobi, daß er zuletzt gar kein echter Rationalist im Sinne des Leibnitzisch-Wolfischen Deismus mehr gewesen sei, sondern wenn er sich nach jemand hätte nennen sollen, so wäre es Spinoza gewesen, von dem damals die Menschen noch redeten „wie von einem toten Hunde"; etwas anderes als dessen pantheistisches Ἓν καὶ πᾶν (Alleines), wisse er nicht, meinte er. Und im selben Jahr, in dem Lessing starb erschien Kants Kritik der reinen Vernunft, von der man paradox und kühn behaupten konnte, daß sie für uns Deutsche ebensoviel und etwa dasselbe bedeute wie für die Franzosen ihre Revolution von 1789, — eine völlige Umwälzung in der Welt der Gedanken. Nun stand ja Kant mit einem Fuß noch fest auf dem Boden der Aufklärung: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit hat er verteidigt wie sie, und das praktisch sittliche Interesse stellte er mit ihr in den Vordergrund. Aber mit dem anderen Fuß schritt er um so gewaltiger über sie hinaus und überwand sie in ihrem unkritischen Dogmatismus und ihrem mattherzigen Eudämonismus so gründlich, — vor allem gerade da, wo er Motive und Ziele mit ihr zu teilen schien, — daß alles, was Geist hatte, sich von ihr abwandte und ihm, dem Allzermalmer ihrer metaphysischen Scheinbeweise zufiel. Weil die Menschen von Geist Kantianer wurden, hörten sie wie er selbst auf, Aufklärer zu sein. So haben die beiden großen Vollender der Aufklärung diese zunächst in sich selber überwunden und sie dann auch äußerlich getötet, indem sie ihr den Geist wegnahmen.

Nirgends tritt uns die Götterdämmerung, die über die sich Licht und Sonne dünkende Aufklärung hereinbrach, klarer entgegen, als in dem 1801 erschienenen Pamphlet von Fichte „Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen", — vielleicht seiner gröbsten, jedenfalls seiner witzigsten, aber schwerlich auch seiner gerechtesten Schrift; schon deshalb darf man sie mit den Streit-

schriften Luthers oder Huttens nicht zusammen nennen. Mit Keulenschlägen und rücksichtslosester Grausamkeit verhöhnt Fichte den altgewordenen Freund Lessings und Mendelssohns als „den wirklich existierenden Repräsentanten der platten Denkart", er macht ihn verantwortlich für den ganzen Geist der Oberflächlichkeit und Seichtigkeit seiner Zeit und nennt ihn „den Urheber des Meinungssystems der Mittelmäßigkeit". Noch bezeichnender hätte er ihn nennen müssen den Vertreter derjenigen Aufklärung, die sich — eben in ihm — selbst überlebt habe. Einst hatte Nicolai etwas zu bedeuten gehabt: er war der Freund jener beiden gewesen, hatte mit Lessing die Literaturbriefe geschrieben, tapfer gegen Aberglauben und Schwarmgeisterei aller Art gekämpft, für vielerlei gemeinnützige Zwecke, vor allem für eine erweiterte und zeitgemäße Volksbildung agitatorisch lebhaft die Feder gerührt, mit klugen Augen die Welt, die er durchreiste, angesehen und den Deutschen über ihre damals noch recht wenig bekannten sozialen Zustände allerlei Wertvolles und praktisch Brauchbares mitgeteilt; und ein ehrlicher Mann war er ohnedies immer gewesen und war er noch. Aber als Lessing tot und dessen ihn ehrende und ihn erhebende Freundschaft zu Ende war, da war es auch um Nicolai geschehen. Trotzdem schwang er den Knüttel des gesunden Menschenverstandes, wie er ihn besaß und auffaßte, in seiner „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" unverdrossen weiter und traf damit, weil ihm die Gabe, die Geister zu unterscheiden, und Phantasie und Genialität völlig versagt waren, alles wirklich Neue und Originale, namentlich das, was besser und größer als er, was wirklich genial war. Am lächerlichsten machte er sich durch seine Furcht vor Jesuitismus und Kryptokatholizismus, den er überall ausspürte und witterte: es war etwas wie ein Gespensterseher oder wie eine fixe Idee in ihm. Und doch — die Zeit der konvertierenden Romantiker, der kunstliebenden Klosterbrüder und der visionären Nonnen war im Anzug, und die Jesuiten kehrten drei Jahre nach seinem Tode wirklich wieder zurück: darin hat der alte Nicolai richtiger und schärfer gesehen, als die, die ihn darüber auslachten und verhöhnten. Aber in den Augen der nachkantischen Philosophen und der nachlessingischen Dichter war er nun einmal das Urbild aller Geistlosigkeit und der Typus einer schal und geistlos gewordenen Aufklärung, und so traf jeder Keulenschlag, der ihm persönlich galt, die ganze Aufklärung.

Und dennoch würde man sich schwer täuschen, wollte man glauben, Nicolai sei der letzte Rationalist und die Aufklärung sei, als er 1811 starb, auch äußerlich tot und überwunden gewesen. Gerade an der Geschichte dieser Geistesrichtung sieht man recht deutlich, wie lange eine solche fortlebt, fortvegetiert, auch wenn sie innerlich längst morsch und hohl geworden, und die Welt, die etwas zu bedeuten hat, längst über sie zur Tagesordnung weitergeschritten ist. In der

Poesie waren Schiller und Goethe, in der Philosophie Kant und die auf ihn folgenden spekulativen Systeme, in der Theologie Schleiermacher und die von ihm angebahnte gefühlsmäßige Richtung und Auffassung der Religion, im ganzen Bildungsstand Wilhelm von Humboldt und seine neuhumanistischen Freunde dem ganzen Troß der Mittelmäßigen zu hoch und unverständlich, zu tief und unzugänglich, zu genial und unerreichbar, darum blieben sie — Rationalisten. Noch tief in die zwanziger, ja dreißiger Jahre herein haben die neuerstarkte protestantische Orthodoxie und der wieder lebendig werdende Pietismus gegen „Aufklärung" und „Rationalismus" gekämpft, als ob sie noch eine Macht wären. Ihnen waren diese Namen das altgewohnte Aushängeschild, unter dem sie dann freilich auch ganz andere neuere, ihnen ebenso unbequeme und feindliche Richtungen treffen wollten; namentlich Hengstenberg leistete in seiner „Evangelischen Kirchenzeitung" im Mißbrauch dieser Bezeichnung Erhebliches. Allein abgesehen von solchem Mißbrauch und Mißverständnis, auch Perthes bezeugt, daß in den zwanziger Jahren in Sachsen fünfzehn Sechzehntel der Pastoren noch immer in dem Heidelberger Paulus ihren Herrn und Meister gesehen und daß in Gotha die Aufklärung noch unbedingt die Kirche und die Predigt beherrscht habe. Hier war seit 1816 der Rationalist Bretschneider Generalsuperintendent, und in Heidelberg stand neben dem Erzrationalisten Paulus, der noch 1839 sein fünfzigjähriges Dozentenjubiläum unter allgemeiner Teilnahme feierte. Johann Heinrich Voß, der seine Fehde mit dem „unfrei", d. h. katholisch gewordenen Fritz von Stolberg 1819 und 1820 doch wesentlich als protestantischer Aufklärer durchgefochten hat.

Vor allem aber lebte dieser Geist weiter im deutschen Mittelstand, in der Bourgeoisie der immer noch nicht großen Städte, wo er ja von Anfang an zu Hause gewesen war. Wenn diese in den kümmerlichen Kriegszeiten und noch geraume Zeit nachher schlecht und recht, einfach und nüchtern ihr Dasein wieder aufzubauen sich bemühte, auf Ehrenhaftigkeit und Rechtschaffenheit, auf Zucht und Sitte bei sich und den Ihrigen hielt und sich biedermeierisch und behaglich, eudämonistisch und optimistisch des Lebens im engen Kreis der „Ressource" oder in dem vom Hausherrn despotisch regierten eigenen Hause freute und sich an diesem Leben genügen ließ, so waren das doch recht wackere und brauchbare Erbstücke aus der „guten alten Zeit" der Aufklärung, die wir darum nicht so gar leichten Herzens hätten preisgeben sollen. Ein Wort von Heine über Nicolai trifft das Ganze und trifft den Nagel auf den Kopf: „er hatte recht und machte sich doch nur lächerlich". So lachen wir heute über die Philisterhaftigkeit jener Zeit, über allerlei Zopfiges und Steifes, Enges und Kleinliches, ü Nüchternheit und Rührseligkeit, über optimistische Selbgerechtigkeit und a dringliches Moralisieren. Allein vielleicht hatten diese Spießbürger und B

dermeier vor unserer unendlich reicheren, aber in ihrer Hast vielfach auch die Festigkeit und Bestimmtheit ihres äußeren und inneren Daseins preisgebenden Zeit und Welt doch auch etwas voraus, besaßen wirklich etwas von der „Tugend", deren Lob sie sangen, von der Zufriedenheit und Glückseligkeit, in der sie es so herrlich weit gebracht zu haben meinten.

Und auch das läßt sich nicht verkennen, daß vieles von dem, was sie im Munde führten, am Anfang des neuen Jahrhunderts nur deswegen so abgestanden klang, weil es inzwischen verwirklicht und aus der Theorie bereits in die Praxis übergegangen war oder demnächst übergehen sollte. Die Abschaffung der Folter im Gerichtsverfahren und der Prügelstrafe im Heer, die Aufhebung der Leibeigenschaft und zahlreicher drückender und kränkender Vorrechte des Adels, die Annäherung der vorher kastenartig gegeneinander abgeschlossenen Stände, das sind nur ein paar Beispiele dafür. Die drei Idyllen von Voß „Die Leibeigenen", „Die Erleichterten" und „Die Freigelassenen" zeigen uns, wie wacker die Tendenzpoeten der Aufklärung für solche Gedanken eintraten. Als sie verwirklicht waren, konnte man sie dann freilich ungelesen lassen, etwa wie man heute „Onkel Toms Hütte" nicht mehr liest und nicht mehr versteht. Und auch darüber täusche man sich nicht: was das Volk in den Befreiungskriegen geleistet hat, ist nicht alles bloß auf Kants kategorischen Imperativ oder auf Schillers gewaltiges Pathos, auf die Romantiker und die neuerwachte Religiosität zurückzuführen, es ist zum guten Teil das Werk der Aufklärung und des Besten, was sie gelehrt und erstrebt hat. Auf Boyen z. B., der 1812 ein Führer der Aktionspartei war, hat noch vor Kant ihr Geist mächtig gewirkt, sie hat ihn schon in jungen Jahren Hand anlegen lassen an die innere moralische Hebung des Heeres; und so zeigt sich in ihm so recht diese eigenartige Mischung von Altem und Neuem als charakteristisch für die ganze Zeit. Noch viel ausgesprochener werden wir diesen Einfluß und diese Nachwirkung des Aufklärungszeitalters in der liberalen Anschauung von Staat und Politik wiederfinden. Es ist, wie wenn sie hier nach einer Unterbrechung und fast völligen Vernichtung noch einmal und erst recht zum Leben zurückgekehrt wäre. Aber einstweilen war sie doch das Alte; darum wenden auch wir ihr jetzt den Rücken und kehren uns dem emporstrebenden und blühenden Neuen zu.

Der Klassizismus

nt war nicht der einzige, der noch im achtzehnten Jahrhundert soweit über Aufklärung hinausschritt, und nicht Fichte allein ist so unbarmherzig mit olai umgesprungen. Noch vorher haben Schiller und Goethe in den Xenien den unfreundlichen Kritiker, der die Prätensionen der „Horen" zu anmaß-

lich und die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen zu wenig klar fand, die Schale ihres Zornes ausgegossen, ihn als Leerkopf und plumpen Gesellen, als Albernen und Lächerlichsten von allen, als „armen empirischen Teufel" verhöhnt und jene wilde Epigrammenschar als Füchse mit brennenden Schwänzen ausgesandt, um die papierne Saat der Aufklärungsphilister überhaupt zu verderben. Die Antworten der also Angegriffenen und Mißhandelten haben dann freilich zur Genüge gezeigt, daß „das Gelichter noch viel kläglicher war, als es die beiden gemalt".

Denn als die Sonne des neuen Jahrhunderts zum ersten Male aufging, da standen diese Dichterdioskuren wirklich auf der Höhe ihres Schaffens. Mit seiner lauten Stimme und seinem Ruf: Zurück zur Natur! hatte Rousseau von Frankreich nach Deutschland herübergewirkt und hier einen Sturm und Drang entfesselt, vor dem selbst Lessing erschrocken war, wie viel mehr Nicolai! Und in der Tat ist Rousseau bei aller Verwandtschaft und bei aller Zugehörigkeit zur Aufklärung doch noch weit mehr ihr großer Antipode und ihr eigentlicher Überwinder gewesen. Er hat dem modernen Menschen die Tiefen des Seelenlebens als erster wieder erschlossen und ihn den Wert des Innenlebens und das Recht des Eigenlebens verstehen gelehrt. So hat er in dem ganzen geistigen Habitus der Zeit einen solchen Umschwung hervorgerufen, daß man seinen Einfluß auf unser modernes Fühlen und Empfinden gar nicht hoch genug veranschlagen kann; das neunzehnte Jahrhundert steht gefühlsmäßig unter dem Zeichen Rousseaus, der Natur gegenüber empfinden wir mitten in unserem realistischen Zeitalter noch heute sentimentalisch wie er. Man könnte geradezu sagen, mit ihm erst hebe die Neuzeit an.

In diese Gefühls- und Gedankenkreise ist durch Herder auch der junge Goethe hineingezogen worden, und durch Lessing frei und kühn geworden, hat er im Namen Shakespeares den französischen Klassizismus, der den Aufklärern als höchstes Muster galt, bekämpft. und bald war er der keckste dieser himmelstürmenden Neuerer. Aber die italienische Reise hatte die Gärung zu Ende geführt und ihm, nicht als ein Fremdes, sondern seiner apollinischen Natur durchaus angemessen, die maßhaltende Schönheit des Griechentums als Leitstern seines künstlerischen Schaffens gewiesen. Fast gleichzeitig war Schillers stürmischer Genius in der Philosophie Kants und im Studium der Geschichte zur Klärung und Reife gekommen und hatte sich ebenfalls der Zucht der Antike willig gefügt. Und nun führten die beiden in engverbundener Freundschaft den Xenienkampf, der sich zuerst gegen die Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit der Aufklärung richtete und auf der ganzen Linie siegreich durchgefochten wurde

Aber dieser Kampf beweist doch deutlich auch das andere, daß damals, i Jahre 1796, die beiden noch nicht so als die Einzigen und Ersten anerkann

waren, in der Schätzung ihrer Zeitgenossen noch nicht so turmhoch über allen anderen standen, wie dies heute unwidersprochen gilt. In Poesie und Kritik herrschte die breite Masse jener Mittelmäßigen und Seichten, und um die beiden Dichterfürsten her war es anfangs noch einsam genug auf ihrer stolzen Höhe.

Es hing dies damit zusammen, daß sie einer Richtung huldigten, die sie abseits führen mußte von dem, was damals populär war, — sie waren Neuhumanisten. Langsam, aber sicher war zunächst von der damals jüngsten und zugleich ersten ganz modernen Universität, von dem hannöverschen Göttingen diese neueste Rezeption des klassischen Altertums ausgegangen: es handelte sich um eine „Neubeseelung der Philologie", die wie einst bei Rudolf Agricola „in ihren besten Köpfen das Bestreben zeigte, aus einer äußerlich lernbaren Gelehrsamkeit ein das ganze Innere bestimmender und bildender Humanismus zu werden: philosophia fiebat quae philologia fuerat". Und gerade um die Wende des Jahrhunderts stand als geistiger Führer dieser Richtung Fr. A. Wolf auf der Höhe seines Schaffens: seine Prolegomena zu Homer sind 1795, seine Goethe gewidmete Darstellung der Altertumswissenschaft ist 1807 erschienen. So machte die Philologie den Anfang mit jenem Aufschwung der Geisteswissenschaften in Deutschland, der dem der Naturwissenschaften in den späteren Jahrzehnten des Jahrhunderts durchaus ebenbürtig ist. Es war eine neue Renaissance, — die wievielte ist es doch gleich in der Geschichte des deutschen Geisteslebens? Seit Winckelmann und Lessing huldigten ihr auch jenseits der strengen Wissenschaft die feinsten Geister; eine Wechselwirkung fand statt, der neuerwachte dichterische Geist belebte die wissenschaftliche Arbeit und der Klassizismus unserer Dichter holte sich bei den Philologen Verständnis, Anregung und Belehrung für Inhalt und Form. So bezeichnet auch für Schiller und Goethe der Zeitraum von 1787 bis 1803, d. h. von Goethes Iphigenie bis zu Schillers Braut von Messina, die Periode ihres Klassizismus. Und neben ihnen stand als der feinsinnigste Vermittler zwischen Sprachwissenschaft und dichterischer Produktion Wilhelm von Humboldt. An Goethes Hermann und Dorothea entwickelte er seine ursprünglich dem Griechentum entnommenen, durch Kant und Schiller geläuterten ästhetischen Anschauungen.

Humboldts Humanismus war aber mehr, er war zugleich Bekenntnis zur Humanität. Nur schwer können wir uns heute vorstellen, was diesen Menschen Homer und was ihnen Griechenland gewesen ist. Hier fanden sie, was sie suchten und selber werden wollten, — Menschen, ganze und volle, individuelle und schöne Menschen; hier glaubten sie das Ideal, das wir Deutsche erst mühsam erjagen müssen, das Ideal einer ästhetischen Kultur, das Ideal echtester Humanität wirklich erreicht. In dieser idealistischen Verklärung sieht Humboldt die

griechische Menschheit, darum versenkt er sich mit Wolf in die einfache Größe und Schönheit Homers, darum übersetzt er für sich Pindar und beginnt die Übertragung des Äschyleischen Agamemnon; denn in diesen Dichtern fand er eine ganz einzigartige Verknüpfung plastischer und musikalischer Eindrücke. Es ist gesagt worden, der Neuhumanismus habe die Griechenbegeisterung religiös empfunden und betrieben; im strengsten Sinn gilt das nur von Hölderlin, dessen Griechensehnsucht so reine und feine Blüten trieb, dem aber über dem Heimweh nach dem Land der Griechen, das er mit der Seele suchte, die allzu zart besaitete Laute zerbrach, der arme Sinn hoffnungslos verrückt wurde. Allein bis zu einem gewissen Grad ist Ähnliches doch auch bei andern der Fall gewesen. In den Xenien konnte Schiller über das hitzige Fieber oder Gräcomanie spotten und den damals noch als Neuhumanisten sich fühlenden Friedrich Schlegel zu Verstand, Maß und Klarheit mahnen; und doch hatten auch seine „Götter Griechenlands" die Totenklage angestimmt über das Vergehen der schönen griechischen Götterwelt und sich romantisch nach ihr zurückgesehnt. Niebuhr spricht von „der sich der ganzen Seele anschmiegenden Kenntnis des Altertums"; und etwas wie Kultus und Religion bedeutete es auch dem weit kühleren Humboldt: in der Mitte zwischen einer das positive Christentum bekämpfenden Aufklärung und einer den mittelalterlichen Katholizismus erneuernden Romantik blieb er bei dem spezifisch griechischen, dem klassischen Ideal, das seinen heidnischen Ursprung und Charakter nicht verleugnen konnte und wollte: er fühlte positiv griechisch, also weder christlich noch antichristlich; aber dieses Gefühl war durchaus sentimentalisch und in seinem Überschwang selbst auch romantisch. Endlich heißt auch Goethe nicht umsonst der alte Heide; seine Braut von Korinth klagt:

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird einer nur im Himmel
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Aber von den Neuhumanisten allen hat er doch diese Geistesrichtung am reinsten und am schärfsten zum Ausdruck gebracht, weil ihm die klassische Kunst durch ihre „antidualistische" Art, Geistiges im Sinnlichen zu zeigen, persönlich durchaus verwandt und kongenial gewesen ist.

An ihm und an Schiller wird uns aber auch klar, was unser Volk d. Schule der Alten damals zu danken hatte. Darum, wenn heute Überdeut und Banausen, Querköpfe und Paradoxisten von einer Entgleisung Goet

und einer Ansteckung Schillers durch diesen Goetheschen Klassizismus reden und darüber klagen, daß die beiden gar so klassisch und undeutsch geworden seien, so bedauern sie nicht nur, daß wir eine Iphigenie und Helenadichtung, eine Braut von Messina oder Balladen wie die Kraniche des Ibykus und den Ring des Polykrates haben, sondern sie rütteln ebenso auch am Recht und an der Schönheit von Hermann und Dorothea, von Wallenstein und Tell; denn ohne Homer und Sophokles ist auch dieses Herrliche in seiner klassischen Einfachheit und typischen Plastik, in seiner Ideenfülle und tragischen Kraft nicht denkbar und nicht möglich.

Aber um das Jahr 1800 war dieser Neuhumanismus einstweilen nur das Vorrecht weniger Höchstgebildeter, er war aristokratisch durch und durch. Erst als Wilhelm von Humboldt die Leitung des preußischen Unterrichtswesens zufiel, ist er zehn Jahre später der Berliner Universität und im Prinzip auch den preußischen Gymnasien eingeimpft worden und damit als ein Teil und als Ferment in die allgemeine deutsche Geistesbildung eingegangen. So stehen Schiller und Goethe gerade als die Vertreter dieses klassischen Idealismus in dem Augenblick, wo das Jahrhundert anhebt, einsamer da, als wir uns das heute vorzustellen imstande sind. Auch hier waren es nur die Menschen von Geschmack, die aufhörten an den abgestandenen Werken des Aufklärungszeitalters Freude zu haben: das Gros der Mittelmäßigen mit ihrem unausgebildeten Schönheitssinn ergötzte sich viel lieber an den Ritter- und Räuberromanen eines Spieß, Vulpius und Cramer oder an Langbeins plumpen und platten Nachbildungen von Boccaccios Novellen, an den zwischen moralisierender Tendenz und unmoralischer Rührseligkeit hin und her schwankenden, aber immer den Geschmack der breiten Masse treffenden Stücken von Kotzebue oder an den zwar sehr ehrenwerten und anheimelnden, aber doch nirgends genialen und oft recht prosaischen Dichtungen eines Voß und Claudius, eines Schröder und Iffland. Niemand hielt es für einen Raub, sie alle gelegentlich wie ihresgleichen neben oder gar über Schiller und Goethe zu stellen; im günstigsten Fall galt das Wort Zelters: „Schiller wird geachtet, aber Kotzebue gelesen, genossen, wiederholt."

Berechtigter war die weitverbreitete Schwärmerei für Jean Paul. In erster Linie war es freilich auch noch die träumerische und schwärmerische Empfindsamkeit des Aufklärungszeitalters, die in seinen Romanen neben der intellektualistischen Verstandesdürre des Rationalismus zu Wort kam und besonders die Frauen für ihn einnahm. Aber diese Art zu schwärmen und in Gefühlen zu luxurieren war doch schon der Übergang zu der Formlosigkeit der Romantik, man so leicht und gern mit Genialität verwechselt und die doch nur ein können ungeschickt genug maskiert. Und schließlich bildete der gute Kern Wesens der siegreich durchleuchtende Humor seines Quintus Fixlein oder

seines Schulmeisterlein Wuz doch eine berechtigte und willkommene Ergänzung zu der Würde und Höhe der beiden Großen, die manchen ängstlich machte und es zu vertraulicher Hingabe nicht kommen ließ, ihrer stilvollen Strenge gegenüber, die den Menschen etwas zumutete, erholte man sich gerne an seiner zerfließenden Stillosigkeit. So ist Jean Paul vielen vieles gewesen; und wenn wir daran denken, daß er ebenso auf Börne wie auf August Reichensperger gewirkt hat, so zeigt sich darin nur der Reichtum und die Tiefe seines auf Innerlichkeit gestellten Wesens; durch sie konnte er den verschiedenartigsten Menschen etwas werden und sein.

Noch viel weniger Verständnis aber hatte die Zeit für die ganze stille Bildungsarbeit jener neuen Humanisten, wie sie erfolgreicher und virtuoser doch von keinem betrieben wurde als von Wilhelm von Humboldt. Der noch ganz im Geist der Aufklärung formulierte Gedanke des jugendlichen Schiller, daß die Schaubühne als moralische Anstalt zu betrachten sei, hatte sich im funkenschlagenden Wechselgespräch zwischen ihm und Humboldt zu dem feineren und tieferen Streben sublimiert, das teilweise auf Kant zurückging, die ästhetische Bildung überhaupt zur Vorschule der moralischen und allgemein menschlichen zu machen. Humanität war das Losungswort Herders; Bildung zur Humanität und schönen Menschlichkeit wurde durch ihn das Ziel des neuhumanistischen Bildungsstrebens, dessen Ideal durchaus ästhetisch bestimmt war: die Schaffung einer ästhetischen Kultur, wie die Griechen sie gehabt hatten. In diesem Sinn sollten die Künstler und Dichter die Erzieher der Menschheit werden, in diesem Sinn verstanden Schiller und Goethe ihre Aufgabe, — jener mehr bewußt in Anlehnung an Kant, dem ja das Schöne auch schon „das Symbol des Sittlichguten" und „die Kultur der Gemütskräfte durch die Humaniora die Propädeutik zu aller schönen Kunst" gewesen war; Goethe genial-naiv, aber schließlich doch auch auf diesem Punkte mit dem Freunde durchaus eins und auf Generationen hinaus für die Edelsten seines Volkes der Führer auf dem Weg zu solcher wahren menschlichen Bildung, die bei ihm ja immer mehr eine universale wurde. Idealismus aber war es nach zwei Seiten hin: einmal weil es eine sich ins Unendliche erstreckende sittliche Aufgabe und dann weil es die Innerlichkeit war, deren Bildung über das äußere Leben, seine Anforderungen und deren Befriedigung gestellt wurde und dem Menschen als einzelnen zur schönen Individualität, oder wie Schiller es nannte: zur schönen Seele sich entfalten lassen sollte. Und es war klassischer Idealismus, nicht deshalb, weil zufällig gerade damals Goethe mit seiner für den Faust bestimmten Helenatragödie oder Schiller mit seiner Braut von Messina die dem modernen Menschen gezogene Grenzlinie des Antikisierens teilweise schon überschritten, sondern weil sie beide das Land der Griechen mit der Seele suchten und von griechischer Schönheit und

Freiheit, der eine naiv, der andere sentimentalisch sich zur Erfüllung jener Aufgabe stärken und ausrüsten ließen. Und es war endlich ästhetischer Individualismus, was ums Jahr 1800 Schiller und Goethe in sich darstellten und was Wilhelm von Humboldt und die ihm Geistesverwandten ihnen nachlebten und für sich erstrebten. Wie Goethe aus der Welt, notabene der kleinen, stillen Welt Weimars, in die Einsamkeit Italiens sich flüchtete, so hat auch Humboldt in Rom, das ihm als die Stadt der idealen Menschheit erschien, gelernt, was er sein Leben lang so meisterhaft verstand: sein feines, reiches und ganz eigenartiges Innenleben unberührt zu erhalten von den Kräuselungen seines amtlichen Tuns und der geselligen Ansprüche; nur in jenem sah er ein wirklich Wertvolles, sah er Gehalt und Inhalt seines Lebens. Wodurch er der Gefahr entrann, die ihn dabei bedrohte, aus einem Individualisten zu einem Egoisten und ästhetischen Genießling zu werden, werden wir später sehen. Schiller aber tat noch vorher mit dem „Tell" den Schritt vom Einzelnen zum Volk, wie er denn immer einen politischen Tic gehabt und schon im Wallenstein das Milieu und seinen Einfluß auf den einzelnen in ganz moderner Weise erkannt und betont hat. Auch das gehört mit zu der allmählichen Loslösung von Kant, die sich unter dem Einfluß seines großen Freundes in seinem letzten Lebensjahrzehnt erst langsam angebahnt, dann definitiv vollzogen hat. Bei Goethe aber tritt erst mit Wilhelm Meisters Wanderjahren der Übergang von der Bildungsodyssee des Individuums zu einem neuen Sozialen und Sozialistischen deutlich in die Erscheinung. Der zweite Teil des „Faust" zeigt, wie schwer ihm der Schritt zum Handeln und zur Sozialethik geworden ist; und doch findet er in ihm gerade noch vor Torschluß den schönsten Ausdruck auch dafür, wenn er den gealterten Faust so männlich entschlossen sagen läßt:

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungene;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das letzte wär' das Höchsterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Die Romantik

Aber noch aus einem anderen Grunde waren Schiller und Goethe um des Jahrhunderts Wende nicht so allgemein anerkannt, wie wir das vermuten möchten: neben dem Klassizismus war bereits wieder eine andere Richtung im Aufstreben begriffen, die Romantik. Sie war fin de siècle entstanden und war im Jahre 1800 das Modernste und „die Moderne". Daß der alte Nicolai den einzigen Dichter unter diesen Jüngsten, Ludwig Tieck, als Fortsetzer der Straußfederngeschichten eine Zeitlang an den Wagen der Aufklärung gespannt und als Schlange an seinen Verlegerbusen aufgenommen hatte, gehört zu jener Ironie, in der sich die Geschichte der Geister zuweilen gefällt. A. W. Schlegels „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue", gedruckt zu Anfang des neuen Jahrhunderts, zeigte der Aufklärung das wahre Gesicht dieser neuen Richtung und bedeutete wie die Xenien oder wie Fichtes Streitschrift gegen Nicolai die entschiedenste Absage an sie.

Aber die Anfänge der Romantik gingen doch noch über diese Vielseitigen zurück und reichten höher hinauf. Wieder stoßen wir hier auf Rousseau, der mit dem tiefinnerlichen Gefühlston in seiner lauten und weitreichenden Stimme dem Intellektualismus der Aufklärung gegenüber für alles Gefühlsmäßige und Instinktive, für alles Individuelle und Geniale eintrat und so recht eigentlich das Zeitalter des Gefühls einläutete. Und neben ihm steht Herder, der von Rousseau und Hamann inspiriert ein so ganz Neues in das Geistesleben des deutschen Volkes hereintrug, daß wir noch immer vor diesem Manne als vor einer unbegriffenen oder doch nicht ganz begriffenen Erscheinung staunend halt machen; für die Geschichte z. B. beginnen seine „Ideen" zum Teil erst heute recht fruchtbar zu werden. In ihm lebte ein so feines Gefühl für das Volkstümliche und Eigenartige, für das Nationale in Poesie und Sprache, ein so klares Verständnis für alles Wachsende, Werdende und sich Entwickelnde, ein solcher Spürsinn für echt Menschliches und menschlich Schönes, daß er ganz deutsch und ganz Kosmopolit, universal und national zugleich, gewissermaßen nach zwei Seiten hin befruchtend wirkte. Er selbst sammelt die Stimmen der Völk im Lied und weist wie auf die hebräische so auch auf die romanische Poesie h Unter seinem Einfluß schreibt Goethe über deutsche Art und Kunst, begeiste

sich am Straßburger Münster für die Kunstwerke des deutschen Mittelalters und gießt in eine, wie er meint, echt Shakespearische Form die Geschichte Gottfrieds von Berlichingen mit der eisernen Hand und schildert in ihm und seiner Hausfrau deutsches Freiheitsgefühl und deutschen Biedersinn aus den Tagen Luthers. Unter demselben Einfluß steht auch Bürger, der selten nach Verdienst Geschätzte, wenn er seine volkstümlichen Balladen von Lenore und des Pfarrers Tochter von Taubenhain dichtet. Auf die Griechen und auf Homer hat Herder noch vor Schiller und Goethe hingewiesen, und in seinem Sinn schreibt Friedrich Schlegel in den neunziger Jahren die Bruchstücke einer Geschichte der Poesie der Griechen und Römer, durch die er für diese leisten will, was Winckelmann für die griechische Kunst geleistet hat. Und wiewohl er als „Oberpriester des Griechentums" das Christentum allzusehr mit der Humanität identifizierte, so war ihm, der ja zugleich auch Generalsuperintendent war, die Religion schließlich doch die „innigste Angelegenheit", das „Mark der Gesinnungen eines Menschen", der „Altar seines Gemüts": damit präludiert er Schleiermachers Gefühlsreligion, wie er diesem auch für seine Spinozabegeisterung zum Führer geworden ist. Wenn er, dem Bildung das Höchste war, das Wort hinwarf: „Aufklären heißt nicht bilden; alle Aufklärungsanstalten verfehlen nicht allein, sie vernichten den letzten Zweck aller Bildung: Menschheit und Glückseligkeit", so war das eine so scharfe Absage an die Aufklärung wie nur eine, und sie erfolgte im Namen eines Bildungsideals, das von allen das universalste war. Rechnen wir dazu endlich noch sein Naturgefühl, seine die Identitätsphilosophie vorwegnehmende Ineinssetzung von Geist und Natur, sein Verständnis für die Eigenart des Mittelalters und die ganz persönliche Weise seines genialischen Denkens in ihrer sprunghaft rhapsodischen Systemlosigkeit und ihrer von leidenschaftlichen Stimmungen vorwärts getriebenen Subjektivität, so kann man zwar vielleicht über den tatsächlichen Einfluß Herders auf die Romantiker im einzelnen streiten, aber daran darf man nicht zweifeln, daß er die Romantik, sie sozusagen präformierend, als einen Teil seines Wesens schon in sich trug.

Persönlich steht Herder freilich um die Wende des Jahrhunderts als ein rechter Neithart und Griesgram beiseite und schreibt verstimmte und verfehlte Bücher gegen Kant und nörgelt und mäkelt an dem glücklicheren und größeren Goethe. Aber dabei ging, ihm selbst kaum bewußt, seine reiche Saat doch eben jetzt auf. Aug. Wilh. Schlegel erfüllte als Übersetzer die Forderungen, die Herder an die Übertragung fremder Dichterwerke gestellt hatte — es war mehr ein Nachdichten als ein Übersetzen; und er übersetzt Shakespeare, zu dem sich unter Herders Ägide Goethe am „Schäkespears Tag" des Jahres 1771 so überschwenglich bekannt hatte und den jetzt Friedrich Schlegel als „Vertreter der interessanten Poesie" aufs neue feiert; für seine Dichtungen aber greift Tieck,

nunmehr des Knechtsdienstes bei Nicolai ledig, nach den deutschen Volksbüchern, wie wiederum auf Herders Anregungen hin Goethe für seinen Faust nach ihnen gegriffen hatte. Auch an der romantischen Theorie fängt Friedrich Schlegel bereits zu zimmern an, wobei er freilich die unglaublichsten Sprünge macht; aber daß neben der französischen Revolution und neben Fichtes Wissenschaftslehre Goethes Wilhelm Meister als Roman der Romane eine der drei großen Tendenzen des ausgehenden Jahrhunderts bedeute, verkündigt er doch ohne Schwanken mit allem Nachdruck. Und damit traf er ganz richtig die Sache: das Revolutionäre, das ganz Subjektive, das Ästhetische und Poetische als Leben und Erleben mit diesem in eins zusammengefaßt, — das waren wirklich die drei Tendenzen der Romantik als einer „progressiven Universalpoesie", zu deren Inventar er dann noch von sich aus das Spiel der Ironie hinzugefügt hat.

Dieser Begriff ist für die Romantik der charakteristischste, aber freilich auch der bedenklichste. Man hat als Quelle dafür neben Fichte, von dem gleich die Rede sein soll, neuerdings besonders Jean Paul genannt; und es ist wahr, seine Art „das Komische neben das Empfindsame zu stellen und ihm dadurch nachträglich einen Teil der Empfindsamkeit zu rauben" oder, wie er selbst sagt, „den Leser ins Dampfbad der Rührung zu führen und ihn sogleich wieder ins Kühlbad der frostigen Satire hinauszutreiben" entspricht der romantischen Praxis in Tiecks Volksmärchen oder in Clemens Brentanos „Godwi"; und das Athenäum weist ausdrücklich auf seine „Grotesken und Bekenntnisse als die einzigen romantischen Erzeugnisse unseres unromantischen Zeitalters" hin und freut sich, daß „sich der Mensch von universeller Tendenz an den grotesken Porzellanfiguren seines wie Reichstruppen zusammengetrommelten Bilderwitzes ergötzen oder die Willkürlichkeit in ihm vergöttern" könne. Namentlich ist es jene von Brentano treffend so genannte „Ironie des aus dem Stücke Fallens", die Jean Paul bis zum Unerträglichen übt und die ihm die romantischen Dichter in Roman und Drama ebenfalls bis zum Überdruß nachmachen; nur ist sie bei ihnen noch unerfreulicher, weil sie Nachahmung und Manier wird.

Neben dieser auf Jean Paul zurückweisenden Ironie der Tieck und Brentano gibt es aber noch eine subtilere und wandlungsreichere Form der romantischen Ironie, die der Verfasser der Geschichte der Poesie der Griechen von Sokrates her kennt. Diese sokratische Ironie stellt Fr. Schlegel in den Lyzeumsfragmenten voran, wo es — freilich unhistorisch genug — von ihr heißt: „sie ist die einzige, durchaus unwillkürliche und doch durchaus besonnene Vorstellung. Es ist gleich unmöglich, sie zu erkünsteln und sie zu verraten. Wer sie nicht hat, dem bleibt sie auch nach dem offenen Geständnis ein Rätsel. Sie soll niemanden täuschen als die, welche sie für Täuschung halten und entweder ihre Freude haben an der herrlichen Schalkheit, alle Welt zum besten zu haben, oder

böse werden, wenn sie ahnden, sie wären wohl auch mit gemeint. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst sein, alles treuherzig offen und alles tief verstellt. Sie entspringt aus der Vereinigung von Lebenskunstsinn und wissenschaftlichem Geist, aus dem Zusammentreffen vollendeter Naturphilosophie und vollendeter Kunstphilosophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Notwendigkeit einer vollständigen Mitteilung. Sie ist die freieste aller Lizenzen, denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg; und doch auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt notwendig. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten gar nicht wissen, wie sie diese stete Selbstparodie zu nehmen haben, immer wieder von neuem glauben und mißglauben, bis sie schwindlig werden, den Scherz gerade für Ernst, den Ernst für Scherz halten." Und noch einmal darüber hinaus geht eine andere Stelle, wo sie so beschrieben wird: „Die Philosophie ist die wahre Heimat der Ironie, welche man logische Schönheit definieren möchte: denn überall, wo in mündlichen oder geschriebenen Gesprächen und nur nicht ganz systematisch philosophiert wird, soll man Ironie leisten und fordern; und sogar die Stoiker hielten die Urbanität für eine Tugend. Freilich gibt's auch eine rhetorische Ironie, welche, sparsam gebraucht, vortreffliche Wirkung tut, besonders im Polemischen; doch ist sie gegen die erhabene Urbanität der sokratischen Muse, was die Pracht der glänzenden Kunstrede gegen eine alte Tragödie in hohem Stil. Die Poesie allein kann sich auch von dieser Seite bis zur Höhe der Philosophie, erheben und ist nicht auf ironische Stellen begründet wie die Rhetorik. Es gibt alte und moderne Gedichte, die durchgängig im ganzen und überall den göttlichen Hauch der Ironie atmen. Es lebt in ihnen eine wirklich transzendentale Buffonerie. Im Innern die Stimmung, welche alles übersieht und sich über alles Bedingte unendlich erhebt, auch über eigene Kunst, Tugend oder Genialität; im Äußern in der Ausführung die mimische Manier eines gewöhnlichen, guten italienischen Buffo."

Wie dem Humor Jean Pauls, so liegt auch dieser spezifisch norddeutschen Ironie das Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit zwischen Unbedingtem und Bedingtem, zwischen der Weite des Ideals und der Enge und Kleinlichkeit der wirklichen Welt zugrunde. Vielleicht war das seit dem Sturm und Drang, seit Rousseau und Herder die Grundstimmung der Zeit überhaupt. Eben hierin berührte sich die neue Richtung mit jener früheren; auch damals kam, unter dem Einfluß Rousseaus, der Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit voll und ganz zum Bewußtsein. Das wäre auch der Punkt gewesen, wo Schiller den Romantikern näher stand als Goethe; denn ihm lag dieser Gegensatz ganz besonders schwer auf der Seele, weil er sentimentalisch war und nicht wie Goethe

naiv. Aber gerade hier kommt auch der scharfe Trennungsstrich: Schiller sucht den Widerstreit zu überwinden durch das unendliche Streben seiner sittlichen und künstlerischen Persönlichkeit, durch ein positives Ideal, und so gehört doch auch er zu den Männern, die „den angespanntesten Idealismus in festen Zusammenhang gesetzt haben mit dem wirklichen Leben"; die Romantiker dagegen, durch jenen Widerstreit im Gleichgewicht ihrer Seele gestört, setzen an die Stelle eines solchen ernsten Strebens nach Festigkeit und Harmonie das Spiel einer beständig oszillierenden Reflexion, machen aus Ernst Spaß, nehmen „das ganze Spiel des Lebens wirklich auch als Spiel" und nennen dann dieses Spiel, das mit dem Schillerschen Spieltrieb nur den Namen gemein hat, Spaß und Ironie.

Der aber, auf den bei ihnen dieser Begriff in letzter Linie zurückgeht, ist nicht Rousseau, sondern Fichte. Dessen Philosophie ist formell paradox, Ironie ist die Form des Paradoxen, und paradox ist „alles was zugleich gut und groß ist" Materiell aber sucht die Fichtesche Philosophie die Erhebung über das Bedingte und findet sie im unbedingten und absoluten Ich. Dieses absolute Ich Fichtes wird zum Subjekt der romantischen Ironie. Fichtes Ich schafft sich eine Objektenwelt frei und gebunden zugleich mittels der produktiven Einbildungskraft. Das war ein Begriff, den auch der Dichter brauchen konnte, wie er ja vom künstlerischen Schaffen hergenommen ist. So wird das künstlerische, das dichterische Ich verabsolutiert und ihm in seiner Genialität das Recht zugesprochen, sich über alles souverän zu erheben und mit allem nach Willkür zu spielen, — das Fichtesche Ich wird zum romantischen Ich, dessen Eigentümlichkeit darin bestehen soll, daß „jeder nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern sich müßte stimmen" können. Und wenn bei Fichte der Gelehrte übergehen soll in den freien Künstler und die Wissenschaftslehre zur „Vernunftkunst" werden muß, so ist hier zugleich auch der Ausgangspunkt für die romantische Forderung, daß alles poetisiert werden soll: jedenfalls werden in der Ironie zunächst einmal Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Poesie eins. Und endlich, wie sich in der Wissenschaftslehre das Ich selbst in seiner Entwicklung zuschaut und erfaßt, so setzt sich auch das romantische Ich schließlich über sich hinweg und spielt souverän auch mit sich selber. Nun erst ist die romantische Poesie, wie es bei Fichte ein Wissen des Wissens gibt, zur Poesie der Poesie, zur potenzierten Poesie geworden.

Aber Fichte konnte noch überboten und übertrumpft werden; das geschah durch Novalis. Dieser erfaßte Fichtes Philosophie mit dem Herzen und da in ihrer ganzen Tiefe; auch ihre moralische Tendenz war ihm durchaus pathisch, das Gewissen erklärte er für des Menschen eigenstes Wesen in vol

Verklärung. Aber rasch genug enthüllen sich uns auch die Differenzen. Bei Novalis ist das Ich nicht nur Vernunft wie bei Kant und Fichte: er will tiefer dringen und ganz neue ungeahnte Kräfte im Ich aufsuchen. Dieses Geheimnisvolle entdeckt er in dem, was er Instinkt, Genie nennt, und so setzt er an die Stelle des vernünftigen Wissens und Erkennens den Begriff der Offenbarung; Philosophie ist ihm Selbstoffenbarung, Selbstbesprechung: „es dünkt dem Menschen als sei er in einem Gespräch begriffen und irgendein unbekanntes geistiges Wesen veranlasse ihn auf eine wunderbare Weise zur Entwicklung der evidentesten Gedanken". Das klingt so mystisch, daß der Übergang zur Religion nahe liegt, und wirklich fehlt auch nicht die Hinwendung zu dem gottrunkenen Spinoza: hier trifft Novalis mit Schleiermacher zusammen und berührt sich noch vorher mit der Glaubens- und Offenbarungsphilosophie Jacobis. Aber bedeutsamer ist für ihn doch ein anderes. In jener Tiefe des Bewußtseins verwandeln sich unsere Gedanken in Gesetze, unsere Wünsche in Erfüllung: auch Fichte redet von einem „erschaffenden Gesetz", auch sein Ich ist weltschöpferisch und beherrscht die Natur durch seine vernünftigen Gesetze, — das war zunächst nur die Kopernikanische Umkehrung des Verhältnisses von Subjekt und Objekt, von Ich und Natur wie bei Kant, und ging doch schon über ihn hinaus, den Weg von der Wissenschaft hinüber zur Religion. Noch ganz anders aber feiert der romantische Dichter diese Macht des genialen Ich mit seiner Wunderkraft der schaffenden Fiktion und preist als religiöser Mensch die Macht des Glaubens, der Berge versetzt und Wunder tut. Und das alles fließt dann zusammen zu dem Glauben an die Allmacht des romantischen Ich, das in seiner Absolutheit genial, poetisch, religiös zugleich ist: so wird es zum Magus der Welt, zum Wundertäter und Zauberer. Dieser „magische Idealismus" hängt bei Novalis auch mit seiner Todessehnsucht zusammen. Sterben ist ein echt philosophischer Akt, das Leben eine Krankheit des Geistes, darum steht es bei uns, das Leben wie eine schöne geniale Täuschung, wie ein herrliches Schauspiel zu betrachten; so zaubern wir gewissermaßen das Jenseits herab und herein in unser diesseitiges Dasein und machen diese Welt zu einer wunderbaren, gespenstischen, zauberhaften. Allein Novalis geht noch direkter auf sein Ziel los. Die Gesetze der Mathematik sind nach Kant Gesetze unseres Geistes und bestimmen dennoch — oder eben als solche — die Natur als die Welt der Erscheinungen, als unsere Objektenwelt. Dementsprechend wird auch unserem Romantiker die Mathematik zum schaffenden Idealismus, zum
[illegible]berschlüssel und eigentlichen Element des Magiers. Sofort wird das ins
[illegible]ktische übersetzt: der magische Idealist kann ebensowohl seine Gedanken
[illegible]ingen als die Dinge zu Gedanken machen; der Körper soll in den Dienst
[illegible]ßenen Seele und damit in den der Geisterwelt im ganzen treten. Sieht

man aber genauer zu, so ist dieser Zauberer, der sich die ganze Welt dienstbar macht, dieser magische Idealist und idealistische Magier doch kein anderer als der geniale Künstler und der romantische Poet, und die Welt, die er schafft, ist Poesie und ist — Märchen.

Novalis weist, wie schon gesagt, mit seinen religiösen Stimmungen und seinem mystischen Idealismus über sich selbst hinaus zu Schleiermacher, der aber größer als er und überhaupt der größte ist unter diesen Romantikern, ein ganz anderer als sie alle. Aufgewachsen im sicheren Schoße herrnhutischer Frömmigkeit, aber über die Enge dieses idyllisch friedlichen Kleinlebens rasch sich hinaushebend, war er durch die Auseinandersetzung mit Kant und seiner widerspruchsvollen Freiheitslehre zu einem Determinismus geführt worden, der seinem tief religiösen und spezifisch reformierten Abhängigkeitsgefühl entsprach und ihn philosophisch für Spinoza gewann, dessen Manen er bald ehrerbietig die bekannte Locke opferte. In Schlobitten im Hause des Grafen Dohna hat er die Welt vornehmer Geselligkeit und feiner Herzensbildung kennen gelernt; in Berlin kam dann die weltläufige Bildung des Kreises hinzu, der unter dem Vortritt jüdischer Frauen — einer Henriette Herz und Dorothea Veit geborener Mendelssohn — zu Goethe emporsah und mit feinem Instinkt das auch über die Poesie hinausgreifende Neue in diesem einzigartigen Genius herausfühlte und so mit Notwendigkeit von der Nüchternheit der noch immer Berlin beherrschenden Aufklärung abgestoßen sich im Gegensatz zu ihr zusammenfand. Aber zum Kristall einer neuen Bildung schoß das alles doch erst zusammen, als durch den unruhigen Geist Friedrich Schlegels Bewegung in das Ganze kam: durch ihn ist in Berlin die romantische Schule entstanden, während die Romantik schon ein paar Jahre eher zu existieren begonnen hatte. Und die drei Hohenpriester des Kreises waren Tieck der Dichter, Friedrich Schlegel der Theoretiker und Schleiermacher der Prediger, die beiden letzteren zu persönlich engster Freundschaft verbunden, wobei jener den männlichen, dieser den weiblichen Teil der ungleichen Ehe repräsentierte. Aus diesem Wirbel heraus, gespornt von dem unruhig drängenden, ewig mit Projekten sich tragenden Genossen, schrieb Schleiermacher im letzten Jahr des achtzehnten Jahrhunderts in der Stille von Potsdam seine Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern.

Diese Gebildeten, wer sind sie anders als eben jener Kreis einer neuen Bildung, wie ihn Schleiermacher in Berlin kennen lernte, in dem man der rationalistischen Theologie und aufgeklärten Predigtweise jetzt ebenso überdrüssig war wie seit langem schon der Orthodoxie? Und so widmet er in der dritten Rede den Aufklärern die scharfe Absage: sie, die verständigen und praktischen Menschen von heutzutage, sind in dem jetzigen Zustand der Welt die Feindse-

ligen gegen die Religion; sie sind nicht gebildet zu nennen, obwohl sie das Zeitalter bilden und die Menschen aufklären möchten bis zur leidigen Durchsichtigkeit; sie verachten die Religion nicht, aber sie vernichten sie. Diesen verhängnisvollen Händen will sie Schleiermacher entreißen, indem er sie auf einen ganz anderen ihnen völlig fremden Boden stellt. Nicht im Wissen ist sie zu suchen: damit trifft er die Aufklärer, welche die Religion in Metaphysik — freilich in was für eine? — verwandeln und Vernünftigkeit — freilich was für eine? — von ihr fordern; aber auch nicht im Handeln: auch damit trifft er die Aufklärer mit ihrem schal gewordenen Gerede von Tugend und ihrem weichlichen Eudämonismus, er trifft damit aber ebenso auch Kant und dessen praktischen Vernunftglauben an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Wenn aber nicht Wissen und nicht Handeln, so muß Religion Anschauung und Gefühl sein: ahnendes Anschauen des Universums, des Unendlichen im Endlichen und dadurch ein eigenartiges Gestimmtsein des Gemüts, das wie eine heilige Musik alles Tun des Menschen begleitet. So wird der einzelne Mensch durch Religion ein Kompendium der Menschheit und hat nur in ihr die Universalität, die ihm sonst abgeht. Durch jene Beziehung auf das Universum wird für den Frommen jede Begebenheit zum Wunder, jede neue Anschauung zur Offenbarung; jeder braucht einen Mittler, der seinen Sinn für Religion weckt; jede heilige Schrift ist ein Denkmal, daß ein großer Genius, ein Virtuose der Religion da war, aber nicht mehr da ist, und Religion hat nicht der, der an die Bibel glaubt, sondern wer selbst eine machen könnte; Unsterblichkeit aber heißt nichts anderes als mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblick. So werden die religiösen Begriffe ihres gewöhnlichen Sinnes und ihrer Unbegreiflichkeit entkleidet und in einen neuen Sinn umgedeutet, der sie verständlich und den Gebildeten erträglich macht, sie werden verflüchtigt und vergeistigt, vermenschlicht und doch unendlich bereichert und vertieft, aus der schwindelnden Höhe der Transzendenz auf den realen Boden der Immanenz versetzt und damit vereinfacht und psychologisiert.

Wie polemisch Schleiermacher sein kann, das zeigt von Anfang an sein ablehnendes Verhalten gegen den Gottesbegriff, der ihm hier schon zusammenfallen könnte und müßte mit dem Begriff des Universums, das in seiner Unendlichkeit die Natur nicht aus-, aber natürlich auch die Menschheit mit einschließt. Und das zeigt noch mehr seine Abneigung gegen die Kirche. Auch er will ein Geselliges in der Religion; aber verwirklicht findet er dies nicht in der Kirche, sondern einzig nur in der frommen Häuslichkeit. Freilich nicht inmitten unserer beschränkten Lebensverhältnisse, wo „wir unsere eigenen Sklaven sein und verrichten müssen, was durch tote Kräfte sollte können bewirkt werden"; nein — hier redet er fast utopisch wie Bebel oder Bellamy — „erst

wenn Wissenschaften und Künste die Welt in ein Zauberschloß verwandelt haben, wo der Gott der Erde nur ein magisches Wort auszusprechen, nur eine Feder zu drücken braucht, wenn geschehen soll, was er gebeut, dann erst hebt sich über keinem mehr der Stecken des Treibers und jeder hat Ruhe und Muße, in sich die Welt zu betrachten". Der Anklang solcher Stellen an Novalis ist unverkennbar, wie er ihn denn auch neben Spinoza feiert als „den göttlichen Jüngling, dem alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht"; und doch wie menschlich nüchtern und realistisch gedacht ist das alles im Vergleich zu dem magischen Idealismus jenes Poeten und Phantasten!

Aber Schleiermacher ist auch historisch genug, um die Vielheit der Religionen für notwendig zu erklären und sich der positiven Religionen gegen die dürftige und schemenhafte Idee einer allgemeinen Vernunft- oder natürlichen Religion anzunehmen. Das Recht der Eigentümlichkeit und Individualität jedes einzelnen, das nicht erst in den Monologen, sondern schon in den Reden anerkannt wird, bleibt daneben doch gewahrt. In jedem beginnt die Religion aufs neue als ein ganz Persönliches; auch wo man sich einem größeren Ganzen anschließt, schreiben wir diesem „eine unergründlich tief ins einzelne gehende Bildsamkeit" zu, vermöge deren aus dem Schoß einer solchen gemeinsamen Sphäre Eigentümlichkeiten aller Art hervorgehen können. So gilt auch hier nicht Uniformität, sondern Eigenart.

Unter allen Religionen aber ist die christliche die höchste und vollkommenste, ein allgemeines Entgegenstreben des Endlichen gegen die Einheit des Ganzen, gegen das Universum, voll Polemik gegen alles Irreligiöse und Unheilige, der herrschende Ton aller religiösen Gefühle in ihr ist heilige Wehmut. Von einer solchen war Christus selbst erfüllt und getragen vom Bewußtsein der Einzigkeit seines Wissens um Gott und seines Seins in Gott; dennoch hat er nie behauptet, der einzige Mittler zu sein, der einzige, in dem jene Idee sich verwirkliche, und ebenso verbietet die Bibel keinem anderen Buch, auch Bibel zu sein oder zu werden; denn nichts ist unchristlicher, als Einförmigkeit zu suchen in der Religion.

Es ist ein gewaltiges Erbe, das das neue Jahrhundert in diesem merkwürdigen Buch vom vorangehenden achtzehnten überkommen hat, ein Zukunfts- und Schicksalsbuch, das heute noch nicht ausgeschöpft und nicht veraltet ist, ein Eckstein zugleich, an dem noch immer manche Anstoß nehmen und scheitern. Darum ist es kein gutes Zeichen für die religiöse Entwicklung im neunzehnt Jahrhundert, daß das Oberhaupt einer weitverbreiteten Theologenschule, d Albrecht Ritschl sich so gar verständnislos und so affektiert feindselig dazu stellt hat. Indem Schleiermacher die Religion auf das Gefühl verwies, wo

er sie als persönliches Erlebnis unabhängig machen von der fortschreitenden Wissenschaft und von dem Wandel der sittlichen Anschauungen, und trotzdem oder gerade dadurch hat er sie in das Zentrum wie des Menschen so des Universums gerückt, das ihm pantheistisch mit der Gottheit selbst in Eins zusammenfloß und sich als Unendliches in gefühlsmäßiger Anschauung offenbart. Auf diesem Boden allein ist die gesuchte Versöhnung von Religion und Kultur möglich, so allein kann man fromm fühlen und frei denken zugleich.

Schleiermacher selbst aber hat an diesen Grundgedanken seiner Reden sein Leben lang festgehalten, auch die mildernden und ins Christliche umdeutenden Retuschen und Erläuterungen der späteren Auflagen ändern daran nichts, so unerfreulich sie in vieler Beziehung sind. Nur hat er in der Dialektik seiner religiösen Anschauung eine psychologische und metaphysische Grundlage gegeben, indem er das Gefühl als Identität von Denken und Wollen in das Zentrum der menschlichen Persönlichkeit rückte und die Aufhebung dieser Gegensätze zugleich als das Göttliche in uns zu begreifen suchte, das über alle Gegensätze hinaus die höchste Einheit sein und darstellen müsse. Auch noch in der Glaubenslehre faßte er die Religion als Gefühl, als das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit, dem dann Gott als Antwort auf die Frage nach dem Woher unseres empfänglichen und selbsttätigen Daseins entspricht. So ist das Göttliche auch jetzt noch nur gegeben und vorhanden in der eigenen Brust, eben in jenem Gefühl unserer schlechthinigen Abhängigkeit vom Universum. Im übrigen aber ist die Glaubenslehre der große Eiertanz, den der pantheistische Redner und Dialektiker mit der in der christlichen Kirchengemeinschaft geltenden Lehre, die nicht pantheistisch ist, auszuführen hatte.

Wenn aber die in den Reden in den Vordergrund gestellte Determiniertheit und Abhängigkeit den Menschen in seiner Eigenart und Selbständigkeit bedrohte und das Sittliche dabei zu kurz zu kommen schien, so ließ ja Schleiermacher alsbald auf die Reden im Jahre 1800, als Morgengabe für das neue Jahrhundert, die Monologen folgen, das hohe Lied einer ihrer selbst gewissen und sich voll erfassenden Individualität, den Hymnus auf die Freiheit einer individuell sich bildenden und gebildeten Natur, wirklich das Programm einer neuen Bildung der Innerlichkeit und einer durch und durch idealistischen Sittlichkeit.

Es war die Größe, aber auch die Schwäche der Kantischen Moral, daß sie den Menschen auch als sittlichen vor das allgemeine Vernunftgesetz gestellt und dieses als einen alle individuellen Neigungen unerbittlich zu Boden schlagenden kategorischen Imperativ aufgerichtet hatte. Darin lag ihr demokratischer und revolutionärer Charakter, darin aber auch eine Mißachtung der Individualität und ihrer Rechte, die für „feingestimmte Seelen" unerträglich war; deshalb

hat sie Goethe abgelehnt und hat sich Schiller unter Goethes Einfluß gegen sie aufgelehnt. Das gebe gebrochene Charaktere, keine harmonischen Menschen: just um solche aber war es der neuen Bildung zu tun. Deshalb stellten ihre Vertreter Goethe so hoch, weil sie in ihm diese Harmonie ohne allen inneren Widerstreit verwirklicht sahen; sein Leben war der verkörperte Protest gegen Kants Lehre von der Notwendigkeit des Kampfes zwischen Neigung und Pflicht. Schiller aber suchte der „mönchischen" Moral Kants zu entgehen durch die Entdeckung der schönen Seele, durch diesen ästhetischen Begriff wollte er die sittliche Strenge Kants ermäßigen. Doch blieb er selbst trotz aller Entfremdung und Loslösung so weit wenigstens im Bann dieser Philosophie, daß er den Grundfehler der Vernachlässigung des individuellen Moments im Sittlichen nicht zu durchschauen und zu korrigieren vermochte.

Da kam Schleiermacher und proklamierte wie für die Religion, so auch für die Sittlichkeit das Recht des Individuums, es selbst zu sein. Zu werden, was wir sind, unsere Eigentümlichkeit zu bilden, das ist unsere sittliche Aufgabe, das des Menschen Bestimmung. Darin klingen die Monologen zunächst weit romantischer als die Reden: es war eine Ethik des Individualismus, wie sie auch Friedrich Schlegel wollte, und sie schien bei diesem Virtuosen vornehmer Geistesbildung aristokratisch sein zu müssen durch und durch, es war ein souveräner Subjektivismus, der freilich auch von Kant stammte, aber doch noch mehr an die romantische Ironie Schlegels oder an Novalis' magischen Idealismus erinnerte; und es war Selbstbespiegelung mehr als individuelle Selbstdarstellung, so daß der zweite Abschnitt der Monologen in der Tat den Spott hervorrufen konnte, daß der Verfasser als ein geistiger Narziß mit verliebten Worten sein eigenes Bild anrede und sich selbst ins Schöne sehe.

Aber es ist doch nicht so, als ob Schleiermacher erst später die Sittenlehre auf sozialen Boden gestellt und die Individualethik zur Sozialethik erweitert hätte. Freilich macht ihn sein sittlicher Idealismus vorläufig noch gleichgültig gegen die reale Welt, in der er, ein Fremdling, lebt; und auch an Raum und Zeit bindet er sich nicht, Jugend und Alter sind ihm dasselbe, — so sehr ist er überzeugt von Wert und Kraft seines Innenlebens, erfüllt von jenem seiner selbst mächtigen Idealismus, wie wir ihn auch bei Humboldt gefunden haben. Aber wie bei diesem ist es kein Egoismus, auch kein „göttlicher". Selbst in diesen individualistischen Selbstbekenntnissen sucht der Idealismus den Zusammenhang mit dem wirklichen Leben, die Pflege des Eigentümlichen schließt den „allgemeinen Sinn" nicht aus, fordert ihn sogar: „wer sich zu einem bestimmt-- Wesen bilden will, dem muß der Sinn geöffnet sein für alles, was er nicht is und dieser allgemeine Sinn, „wie könnt' er wohl bestehen ohne Liebe"? Ot sie, diese Anziehungskraft der geistigen Welt, müßte alles in gleichförmi

rohe Masse zerfließen; wer weiter nichts als solche zu sein begehrt, dem genügt Gesetz und Pflicht, gleichmäßig Handeln und Gerechtigkeit. Und so fordert Schleiermacher schon hier Gemeinschaft in jedem Augenblick des Lebens als Ergänzung der eigenen Kraft. Aber freilich, was heute unter uns besteht an geistiger Gemeinschaft, das ist herabgewürdigt zum Dienst des sinnlichen Wohlseins; darum möchte er neue Gemeinschaften nach Willkür schaffen, Freundschaft und Geselligkeit, Ehe und Staat vergeistigen und verklären und Sprache und Sitte, dieses Gemeinsame, immer mehr Gewand und Hülle werden lassen der inneren Eigentümlichkeit, daß sie „zart und bedeutungsvoll sich jeder edeln Gestalt anschmiegen und ihrer Glieder Maß verkündend jede Bewegung schön begleiten". So ist er nur der Denkart und dem Leben des jetzigen Geschlechts ein Fremdling, dagegen „der prophetische Bürger einer späteren Welt, zu ihr durch lebendige Phantasie und starken Glauben hingezogen, ihr angehörig jede Tat und jeglicher Gedanke"; denn sie kommt gewiß, diese bessere Welt, ein „erhabenes Reich der Bildung und der Sittlichkeit". Aber für den Augenblick allerdings fehlt noch etwas: — die Fühlung mit der umgebenden sittlichen Wirklichkeit und der historische Sinn für sie und für seine eigene Herkunft aus ihr und seine Abhängigkeit von ihr. Wie bei Wilhelm von Humboldt bedurfte es auch bei Schleiermacher des Hereingreifens eines großen historischen Schicksals, um ihn aus einer ersehnten Zukunft in die Gegenwart zurückzurufen, ihn an die Welt, in der er lebte, zu binden und ihn Hand legen zu lassen an die Schaffung jenes erhabenen Reiches der Bildung und der Sittlichkeit auf dem realen Boden des preußischen Staates und mitten heraus aus dieser seiner Weltwirklichkeit.

In dem allem liegen romantische Elemente unauflöslich verwoben mit anderem, was ihn von den Romantikern trennen mußte. Zu diesem Trennenden gehört mit aller Bestimmtheit jedenfalls eines. Wie in den Monologen, so hatte es Schleiermacher schon in den Reden abgelehnt, — trotz der schönen rhetorischen Form, die er dem höchsten Gegenstand einzig angemessen erachtete, — einen Weg vom Gebiete des Kunstsinns zur Religion zu finden: sei es, daß es keinen solchen gebe und die Künstler deshalb vielleicht verurteilt seien, irreligiös zu sein, oder daß nur ihm dieses Gebiet zu schwierig und zu fremd sei. So ließ er sich in die künstlerische und poetische Richtung der Romantik nicht hineinreißen und schützte sich dadurch auch in der Auffassung der Religion vor jener Überschätzung des mittelalterlichen Katholizismus, der Novalis in dem unter ·m Einfluß der Reden geschriebenen Aufsatz „Europa" zum Opfer fiel. Ganz ›mm und ganz frei! war das Motto Schleiermachers durch Frömmigkeit r Unfreiheit! war das Thema, das hier von Novalis variiert wurde. Den enossen allen aber zeigte sich Schleiermacher weit überlegen — an Wissen

zuerst und Kenntnis seiner Vorgänger; darum konnte ihm auch die Synthese der beiden großen Tendenzen der neueren Philosophie, der Abhängigkeit und der Freiheit, Spinozas und Fichtes, besser gelingen als ihnen durch den Gedanken, „daß jeder Mensch auf eigene Art die Menschheit darstelle in einer eigenen Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare". Doch mehr noch überragte er sie an Charakter: er war eine durch und durch sittliche Natur, deshalb fehlte dem Verkündiger der schlechthinigen Abhängigkeit auch der Tic der Freiheit nicht, und deshalb schied er in den Monologen das Ethische ausdrücklich vom Ästhetischen und Schönen. So konnte er in dem romantischen Strudel nicht untergehen und konnte gleich darauf der große Kritiker und Lehrer der Moral werden. Wie tief freilich er selbst in dieses romantische Getriebe verflochten war, zeigt seine Liebe zu der Predigersgattin Eleonore Grunow, obwohl diese weit besser motiviert war als das ehebrecherische Verhältnis Friedrich Schlegels zu Dorothea Veit oder Schellings zu Karoline, die eine Zeitlang Aug. Wilh. Schlegels Gattin und die geistreiche Egeria des romantischen Kreises in Jena gewesen war. Aber gerade sie, die Schiller als „Dame Luzifer" fürchtete und mied, läßt auch erkennen, wie fern diesem romantischen Kreis das Sittliche lag. Unter Karolinens Führung wurden die Jenenser nicht müde, Schillers sittliches Pathos zu verhöhnen; beim erstmaligen Lesen seiner „Glocke" wollte die geistreiche Bande vor Lachen fast von den Stühlen fallen ob des philisterhaften Geistes in dieser Verherrlichung des Bürgertums und seiner ehrenfesten Sittlichkeit. Das freche Wort Nietzsches über Schiller als den „Moraltrompeter von Säkkingen" hätte auch schon Karoline falschmünzen können, wenn Scheffels Trompeter nicht erst fünfzig Jahre später gekommen wäre. In diesem Kreis konnte es daher Schleiermacher auf die Dauer nicht wohl sein und konnte er nicht bleiben. Er machte sich an die Übersetzung Platos und kehrte damit allen mittelalterlichen Velleitäten entschlossen den Rücken: Friedrich Schlegel kam von den Griechen zur katholischen Kirche, Schleiermacher von der Romantik und seiner — freilich nicht mittelalterlichen — Religion zu Plato; darum war er so viel gesünder, obwohl ja auch Plato nicht frei von Romantik war. So hörte Schleiermacher auf, Romantiker zu sein, er wurde Neuhumanist und als solcher der Genosse Wolfs und Niebuhrs, Böckhs und Wilhelm von Humboldts. Und indem er sich der Kritik der bisherigen Sittenlehre zuwandte, versenkte er sich immer mehr in die Welt der Sitte. Sie hat er hinfort als ein Objektives und Soziales begriffen, deshalb hielt er es nicht für erlaubt, romantisch mit ihr zu spielen oder sich ironisch über sie wegzusetzen.

Mit ihm, der trotz jener späteren „Erläuterungen" zu den Reden auch als Theologe ein tapferer Mann und ein freier Geist geblieben ist sein Leben lang, hatte ein guter Genius die Romantik verlassen, sie geht nun unaufhaltsam

ihren Gang von der Revolution zu der Reaktion, in seltsamer Mischung Gutes und Böses mit sich führend: aber das Böse, das sie über unser deutsches Volk gebracht hat, überwog das Gute doch bei weitem. Und sie beherrscht nun auf Jahrzehnte hin, mehr und intensiver als Kant und Goethe, die geistige Strömung der Zeit. Einen Augenblick schien es freilich, als ob sie eine einseitig literarische und literarhistorische Wendung nehmen wolle, damals als Aug. Wilh. Schlegel, der alexandrinische Literarhistoriker und „urteilsfertige" Kritiker der Schule, nach der Auflösung des Kreises in Jena nach Berlin ging und dort in öffentlichen Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst die von seinem Bruder keck und paradox im Fragmentenstil hingeworfene Doktrin der Schule systematisch ausbaute und für sie um Verständnis und um Anhänger warb. Aber wenn er im zweiten Kursus mit einer entschiedenen Verurteilung seines ganzen ideenlosen Zeitalters einsetzt und neben der Poesie den Zustand der Wissenschaft, des geselligen Lebens, der Politik, der Erziehung, überhaupt seiner ganzen Anschauungs- und Gesinnungswelt, mit scharfer Zuspitzung auf die in Berlin noch immer nicht überwundene Aufklärung, als einen solchen des tiefsten Verfalls schildert, so zeigt sich doch auch bei ihm die Absicht als eine umfassendere: die Wirkung dieser neuen Bildung soll sich auf alle Gebiete erstrecken. Und es ist über Erwarten gelungen.

Drei Punkte sind es vor allem, wo sich dieser Einfluß der Romantik auf Wissenschaft und Leben verhängnisvoll spürbar gemacht hat. Kant hatte die Menschen mit ihrem Naturerkennen auf die Gesetze der Vernunft hingewiesen und in Kopernikanischer Umkehrung die Natur vom erkennenden Ich abhängig gemacht; die Kausalität ist eine Kategorie unseres Verstandes, kein Gesetz der Dinge außer uns; darauf beruht ihre Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit. Fichte ging noch einen Schritt weiter und ließ die Natur von der Vernunft verschlungen werden, potenzierte das Ich mit seiner produktiven Einbildungskraft zum alleinigen Schöpfer der Welt der Erscheinungen und verdünnte so den transzendentalen zum subjektiven Idealismus. Auch die Romantiker waren subjektive Idealisten wie er, aber sie gingen weit über ihn hinaus; sie nahmen dem Ich die Gesetzmäßigkeit und das Gesetz und begabten es mit der Willkür des Genies; schöpferisch ist in Wahrheit nur das geniale, das künstlerische, das an nichts gebundene und sich selber an nichts bindende Ich. Damit lösten sie es in der Wissenschaft los von der Zucht der logischen Gesetze und von der spröden Wirklichkeit des Gegebenen, sie machten es im magischen Idealismus, dessen liebstes Kind bald genug das Wunder wurde, allmächtig und im souveränen Spiel der Ironie zügellos und frech; selbst in ihrem eigensten Gebiet, dem der Poesie, erhoben sie die Regellosigkeit zur Regel und die Formlosigkeit zur Form. Ebenso befreiten sie dieses vornehme, aristokra-

tische, hochgebildete Ich von den Schranken der Sitte und Sittlichkeit im Leben. In der 1799 erschienenen Lucinde verkündigte Friedrich Schlegel zynisch offen das Lob der Frechheit, wies auch die entfernteste Erinnerung an bürgerliche Verhältnisse als unnatürlichen Zwang weit von sich, rühmte sich seiner „beneidenswürdigen Freiheit von Vorurteilen" und ermahnte auch die Geliebte, alle Reste von falscher Scham und Prüderie abzulegen und sich nichts einreden zu lassen von Gewöhnlichem und Schicklichem. Auch die Faulheit verherrlicht er als das einzige Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese geblieben sei, und spottet über Prometheus, der die Menschen zur Arbeit verführt habe und von dem sie es haben, daß sie nie ruhig sein können. Angesichts solcher zum Teil doch recht wertloser Zynismen und billiger Paradoxien bleibt es immer seltsam, daß Schleiermacher in seinen vertrauten Briefen über die Lucinde für dieses Buch eintrat. Freilich war es gerade der Augenblick, wo er selbst im romantischen Strudel zu versinken in Gefahr war; auch hielt er sich persönlich für verpflichtet, damit praktisch auf edelste Weise die Kunst der Freundschaft zu üben, die er verstand wie von den Modernen keiner; und für das Unkünstlerische des Romans hatte er ohnedies kein Auge. Aber auch sachlich war ihm an diesem Schlegelschen Husarenritt zur Gewinnung einer neuen Ethik vieles recht sympathisch: die Unmoral unserer gewöhnlichen Moral glaubte er dadurch getroffen, und die Verachtung der landläufigen Ehe in ihrer tiefinnerlichen Unsittlichkeit ließ ihm einen Augenblick sogar „vorläufige Versuche" in der Liebe als notwendig und nützlich erscheinen, damit jeder Irrtum über deren Echtheit und Dauer zum voraus ausgeschlossen sei. Das alles galt aber nicht bloß in der Theorie und für die Poesie: was sie lehrten, das lebten die Romantiker auch; von allem Heiligen haben sie die Heiligkeit der Ehe am wenigsten respektiert; niemals hat man es mit der Ehe à trois leichter genommen und nur etwa darüber gewitzelt, ob nicht eine solche à quatre noch erfreulicher sei. So war das schlimmste an diesem schlechten Roman Fr. Schlegels schließlich doch das, daß er wahr war, nichts anderes als eine fast photographisch getreue Schilderung der Jugendsünden Schlegels und seiner intimen Beziehungen zu Dorothea Veit. Sie selbst fand, daß hier „die Götterbuben aus der Schule schwatzen". Freilich darf man auch die Kehrseite nicht übersehen. Gar enggebunden wie der Zopf, den sie trugen, war das Dasein der Menschen im achtzehnten Jahrhundert, philisterhaft und pedantisch ihre Anschauung und ihr Leben. Man denke daran, welchen Anstoß Klopstock nahm an den harmlosen Studentenstreichen Goethes in Weimar, wobei er nur vergaß, daß ihm selbst von Bodmer in Zürich sein harmloses sich Auflehnen gegen die dortigen Philisterfitten dereinst in ähnlicher Weise verdacht worden war. Vor diesem Alltagsleben mit seinem „Zirkel von Gewohnheiten" graute er

den Stürmern und Drängern, dann dreißig Jahre später den jungen Stiftern der romantischen Schule. Überall sahen sie nur Prosa und Alltäglichkeit, alles war beherrscht vom Nutzen und vom Prinzip der Ökonomie. Nicht zum wenigsten auch die Moral, wie sie in dieser Welt der Aufklärung theoretisch und praktisch in Geltung war: die Nützlichkeit mißgönnte der Sittlichkeit sogar die Existenz, darum war diese nur eine Scheinsittlichkeit. Ihr sollte daher ebenso wie der ganzen Scheinbildung ein Ende gemacht werden; in diesem Sinn klingt es doch nicht so ungeheuerlich, wenn Fr. Schlegel mit dem Wunsche spielt, „eine Moral zu stiften". Nur war er nicht der Mann dazu; aber neben ihm stand ja Schleiermacher, und auf die vertrauten Briefe über die Lucinde folgten alsbald die Monologen, wirklich das Programm einer neuen Ethik. Einstweilen aber galt es, sich „über alle Vorurteile der Kultur und bürgerlichen Konvention hinwegzusetzen" und auch „die entfernteste Erinnerung an bürgerliche Verhältnisse, wie jede Art von Zwang" sich vom Leibe zu halten: darin waren im Grunde die Tieck und die Schlegel und die Brentano eins, und soweit es sich um die Polemik gegen die Moral des Zeitalters handelte, konnte dem auch Schleiermacher nur zustimmen. Namentlich um die Ehe und um die Stellung der Frau war es übel bestellt; nicht ohne Grund läßt Goethe am Ende des achtzehnten Jahrhunderts seine Iphigenie in die Klage ausbrechen:

Der Frauen Zustand ist beklagenswert.

Mit Recht spottet und klagt das Athenäum darüber daß „die Frauen gleichsam mehr an Gott oder an Christus glauben sollen als die Männer und irgendeine gute und schöne Freigeisterei ihnen weniger ziemen solle als den Männern"; und das böse Wort Fr. Schlegels, daß in der landläufigen Ehe schließlich beide Teile „im Verhältnis der Wechselverachtung nebeneinander wegleben", enthielt nur zuviel Wahrheit. Auch hier konnte und durfte also Protest erhoben und Kritik geübt, konnten Rechte gefordert werden. Wie es zur Zeit des Perikles einer Aspasia bedurfte, um die Stellung der Frau zu heben und sie an Bildung den höchstgebildeten Männern gleichzustellen, so konnte auch zu Anfang des Jahrhunderts nur durch ganz besonders hochstehende und geistvolle Frauen, aber nicht ohne allerlei Irrungen und Wirrungen der Herzen und des Lebens dem Gedanken an die Gleichberechtigung der Frau Bahn gebrochen werden. Wir denken hierbei zuerst an Karoline; aber auch Schleiermachers „Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen" ist nicht nur aus seiner Freundschaft mit Henriette Herz, sondern auch aus seinen anfänglichen Beziehungen zu Eleonore Grunow herausgewachsen. Und der Unterschied war nur der, daß er sich, einem Sokrates ähnlich, rein erhielt und aufrechten Hauptes vom Gastmahl des Lebens wegging, während andere der Versuchung erlagen

oder von Anfang an den Gedanken der Emanzipation im Sinne fleischlicher Willkür verstanden; und die Forderung, das Leben selbst zum Kunstwerk auszugestalten, blieb bei den meisten doch nur Phrase: man zerbrach die Fesseln der alten Sitte und vergaß dieses Kunstwerk zu schaffen und sich zunächst einmal in die einem Emanzipierten unerläßliche Selbstzucht zu nehmen; man zertrümmerte alte Tafeln, hatte aber nicht Halt und nicht Tiefe genug, um neue aufzurichten.

Zuchtlosigkeit im Denken und im Leben war somit die erste Gefahr, mit der die Romantik das deutsche Geistesleben bedrohte; ein verhängnisvoller Zug nach rückwärts war die zweite. Durch Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" ging ihr die von Schleiermacher freilich abgewiesene Beziehung zwischen Religion und Kunst auf. Dabei verlegte man das goldene Zeitalter, wo diese beiden eins gewesen und die Kunst „durchdrungen war vom Blut und Atem der Nation", in die Vergangenheit — erst in die Tage Dürers, also in die ersten Jahrzehnte des Reformationszeitalters, dann ging man immer weiter ins Mittelalter rückwärts: die Nazarener versenkten sich fromm in die Werke der Präraffaeliten, Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers" spielte im vierzehnten, Novalis' Heinrich von Ofterdingen um die Wende des zwölften zum dreizehnten Jahrhundert. Und nun stieg sie auf in ihrer alten Pracht, jene mondbeglänzte Zaubernacht des romantisch verklärten Mittelalters, die wundervolle Märchenwelt eines Kaiser Octavianus und einer heiligen Genoveva. Die Verherrlichung „der mittleren Zeiten" begann. Wenn sich die Neuhumanisten nach den Griechen sehnten und dieses Land der Schönheit mit der Seele suchten, wenn Fr. Schlegel in seinen Anfängen diese Griechenbegeisterung zur romantischen Gräkomanie steigerte und selbst in Wilhelm v. Humboldt noch der Neuhumanismus als „metaphysische Sehnsucht nach dem höchsten Menschentum" sich nicht bloß ästhetisch, sondern geradezu romantisch stimmte, so verließen die, die zur romantischen Schule gehörten, rasch genug die Fahne des Griechentums ganz und fingen an, nun ebenso „hitzig" und „fieberhaft" die Farbenpracht der mittelalterlichen Ritter- und Sängerwelt, der altdeutschen Burgen und Städte zu verherrlichen. Und Uhland gibt dafür auch den Grund an, wenn er sagt: „was die klassischen Dichterwerke trotz meines eifrigen Lesens mir nicht geben konnten, weil sie mir zu klar, zu fertig dastunden, was ich in der neuen Poesie mit all ihrem rhetorischen Schmuck vermißte, das fand ich hier (im Waltharilied): frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach". Damit machte die Romantik zunächst ein Unrecht wieder gut, das das Aufklärungszeitalter in seiner prosaischen Nüchternheit und unhistorischen Verständnislosigkeit an jenen mittleren Zeiten begangen hatte. Sie hat dem deut-

schen Volk seine gotischen Dome und seine rheinische Malerschule, hat ihm seine Sprache und seine Geschichte wieder lieb gemacht und ihm den Sinn für deutsche Art und Kunst erneuert. So hat sie entschieden national gewirkt und das bald darauf folgende Wiedererwachen des deutschen Nationalbewußtseins vorbereitet und eingeleitet. In erster Linie weiß, neben der Geschichte und Kunstgeschichte, die Germanistik und die vergleichende Sprachwissenschaft von diesem befruchtenden und belebenden Einfluß zu erzählen: des Knaben Wunderhorn erschloß unserem Volk und seinen Dichtern den Jungbrunnen der Volkslyrik, der lange verschüttet war, und befruchtete damit weithin dürres Land. Aber wie die Romantiker alles übertrieben, so auch das; ihre Vorliebe für das Mittelalter war im Grunde kaum weniger ungerecht und unhistorisch als die Abneigung der Aufklärer dagegen. Und doch schließt der Vorwurf des Unhistorischen bei dieser widerspruchsvollen Gesellschaft den entgegengesetzten nicht aus, daß sie durch solches liebevolles sich Versenken in die Vergangenheit eine Epoche des Historismus heraufgeführt haben, an dem das ganze neunzehnte Jahrhundert krankte. Wir beugen uns vor der Macht des Historischen und Gewordenen, des Überlieferten und Altherkömmlichen, weil wir müssen; im Wallenstein hat Schiller diese Macht des Bestehenden geschildert:

Was grau von Alter ist, das ist ihm göttlich!

Romantisch aber ist die Übertreibung dieses Zwanges, das ruere in servitium der Geschichte, der Historismus im Dienste der Reaktion und mit dem Gefolge scheuer Tatenlosigkeit und angekränkelter Gedankenblässe, wie es Nietzsche, der es als Romantiker wissen mußte, in seiner besten und geistvollsten Schrift, freilich selbst wieder mit romantischer Übertreibung geschildert hat. So wurde das große Verdienst, das sich die Romantik um die Wiedererweckung des Interesses an unserer deutschen Vorzeit unstreitig erworben hat, von ihr selbst aufs übelste beeinträchtigt.

Das schlimmste aber war, daß sie, bemüht die Poesie ins Leben einzuführen, nun auch die poetische, farbenreiche Welt des Mittelalters in unsere Wirklichkeit und Gegenwart zurückführen, sie mit allen ihren Institutionen für uns wieder lebendig machen wollte. Ein Quell der Erneuerung wie für das künstlerische so auch für das religiöse und politische Leben schien ihr hier zu fließen. Fast noch harmlos lautet es, wenn an Dürer neben seinem künstlerischen auch der schlichte, einfältig-fromme Sinn gepriesen wurde, und Wackenroder den Wunsch aussprach, mit ihm und Raffael im selben Jahrhundert zusammengelebt zu haben, und wenn so Frömmigkeit und Kunstbegeisterung in eins zusammenklingen. Schon polemischer wird dieser kunstliebende Klosterbruder, wenn er sich gegen den unkünstlerischen und unfrommen Geist des Aufklä-

rungszeitalters wendet; doch gönnt er Luther wegen seiner Vorliebe für die Musik wenigstens noch ein gutes Wort. Dagegen geht Tieck, der Vielgewandte, der sich auf alles stimmen konnte, in „Franz Sternbalds Wanderungen" zu Klagen und Anklagen gegen die Reformation über, die „statt der Fülle einer göttlichen Religion eine dürre, vernünftige Leerheit erzeugt habe, die alle Herzen schmachtend zurücklasse". Und selbst Schelling meint in seinem „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens":

Drum, sollt's eine Religion noch geben
(Ob ich gleich kann ohne solche leben),
Könnte mir von den andern allen
Nur die katholische gefallen,
Wie sie war in den alten Zeiten,
Da es gab nicht Zanken noch Streiten

Bei ihm war das damals freilich nur hypothetisch gemeint, die Art, wie er diese katholische Weltanschauung des weitern beschreibt, klingt ironisch und blasphemisch genug.

Um so ernsthafter in diesem Sinn redet dagegen Novalis in dem schon genannten Aufsatz „die Christenheit oder Europa" Hier wird alles von den andern Gesagte weit überboten durch das phantastisch verzerrte Bild, das er von dem Gang der Geschichte unter dem Gesichtspunkt der Religion entwirft. Es waren schöne, glänzende Zeiten, so hebt die romantische Geschichtsklitterung dieses merkwürdigen Protestanten an, wo Europa ein christliches Land war; ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reiches; ohne große weltliche Besitztümer lenkte und vereinigte ein Oberhaupt die großen politischen Kräfte. Unmittelbar unter ihm stand die zahlreiche Zunft der Geistlichen, auserwählte, mit wunderbaren Kräften ausgerüstete Männer, die erfahrenen Steuerleute auf dem großen unbekannten Meere des Lebens: Friede ging von ihnen aus, sie predigten nichts als Liebe zu der heiligen wunderschönen Frau der Christenheit, die mit göttlichen Kräften versehen jeden Gläubigen aus den schrecklichsten Gefahren zu retten bereit war. Das weise Oberhaupt der Kirche aber widersetzte sich mit Recht frechen Ausbildungen menschlicher Anlagen auf Kosten des heiligen Sinns und unzeitigen gefährlichen Entdeckungen im Gebiete des Wissens; so wehrte er den kühnen Denkern öffentlich zu behaupten, daß die Erde ein unbedeutender Wandelstern sei; denn er wußte wohl, daß die Menschen mit der Achtung für ihren Wohnsitz und ihr irdisches Vaterland auch die Achtung vor der himlischen Heimat und ihrem Geschlecht verlieren, das eingeschränkte Wissen d unendlichen Glauben vorziehen und sich gewöhnen werden, alles Große u Wunderwürdige zu verachten und als tote Gesetzwirkung zu betrachten. I

waren die schönen wesentlichen Züge der echt katholischen oder echt christlichen Zeiten. Aber unter dem schädlichen Einfluß der Kultur auf den Sinn für das Unsichtbare entartete dieses Reich, und so predigte endlich ein feuerfangender Kopf öffentlichen Aufstand. Diese Insurgenten stellten wohl eine Menge wichtiger Grundsätze auf, aber sie vergaßen das notwendige Resultat ihres Unterfangens: sie trennten das Untrennbare, teilten die unteilbare Kirche und rissen sich frevelnd von dem allgemein christlichen Verein los, in dem allein die dauernde Wiedergeburt möglich war. Irreligiöserweise schlossen sie die Religion in Staatsgrenzen ein, Luther behandelte das Christentum willkürlich, verkannte seinen Geist und führte in Religionsangelegenheiten die heilige Allgemeingültigkeit der Bibel und damit die Philologie ein, deren auszehrender Einfluß von da an unverkennbar wird. So war es mit der Reformation um die Christenheit getan! Dem trat der Jesuitenorden entgegen, der jetzt (1800) in armseliger Gestalt an den Grenzen Europas schläft, aber vielleicht von dorther sich mit neuer Gewalt einst über seine alte Heimat verbreiten wird. Doch auch er konnte die Ausbreitung von Religionshaß und Unglauben nicht verhindern, die Philosophie in ihrer modernen Form als Aufklärung verketzerte Phantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunstliebe, Vorzeit und Zukunft, säuberte die menschliche Seele und die Wissenschaften von der Poesie, vertilgte jede Spur des Heiligen und entkleidete so die Welt ihres bunten Schmuckes. Es kam die französische Revolution, scheinbar der Gipfel des Unglaubens, in der Tat aber ist eine solche Anarchie das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Positiven hebt diese ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor. Und so prophezeit nun Novalis eine neue goldene Zeit mit dunkeln, unendlichen Augen, eine wundertätige und wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende, die er mit dem Blick des Sehers bereits im Anzug schaut. Jetzt ist noch Krieg; den Palmenzweig kann allein eine geistliche Macht darreichen, nur die Religion kann Europa wieder aufwecken und die Völker versöhnen. Dazu muß aber der Protestantismus aufhören und einer neuen dauerhaften Kirche Platz machen, die ohne Rücksicht auf die Landesgrenzen alle nach dem überirdischen durstigen Seelen in ihren Schoß aufnimmt und das alte Füllhorn des Segens wieder über die Völker ausgießt.

Der Aufsatz ist damals nicht gedruckt worden — bezeichnenderweise auf den Rat des alten Heiden Goethe, dem vor soviel „Religion" graute; erst in der vierten Auflage der Schriften von Novalis hat ihn Friedrich Schlegel zum Abdruck gebracht, nachdem er inzwischen mit Dorothea Veit, die ihm zulieb protestantisch geworden war, zur katholischen Kirche übergetreten war. Er war nicht der einzige aus dem romantischen Kreise, der sich zu diesem Schritt entschloß, auch Karl v. Hardenberg, ein Bruder des früh verstorbenen Novalis,

tat ihn, um von anderen späteren Konvertiten hier noch zu schweigen. Nun wird man freilich in dem Aufsatz von Novalis auch gewisse fortschrittlich-weitherzige Züge eines universalen Christentums nicht verkennen dürfen; aber immerhin — das war doch eine ganz andere Verherrlichung mittelalterlicher Frömmigkeit, eine weit energischere Abkehr vom Protestantismus, als wir sie in den Herzensergießungen des Klosterbruders oder in Sternbalds Wanderungen finden: diesem Mann ist es ganz anders ernst mit seiner zentralen Auffassung der mittelalterlichen Religion als Tieck in der Genoveva oder im Kaiser Oktavian. Nehmen wir dazu hier schon die Idealisierung der Monarchie, wie sie Novalis in den „Jahrbüchern der preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms III." diesem jungen König als „Blumen" zu Füßen legte, so ist ja der Sirenengesang von der Zusammengehörigkeit von Thron und Altar bereits fertig, wie wir ihn in den folgenden hundert Jahren immer wieder haben anstimmen hören. Novalis ist der Dichter, der dieses Märchen, diese fable convenue gedichtet der Prophet, der dieses kirchlich-politische Programm verkündigt hat; und als dann noch Gentz die Legende von dem revolutionären Geist des Protestantismus als der Quelle aller Übel und von der Bundesgenossenschaft der alten Kirche mit dem monarchischen Legitimitätsprinzip in die offizielle Publizistik einschmuggelte, da haben es Priester und Fürsten als historische Wahrheit und als unfehlbare politische Weisheit gläubig hingenommen, — oder hielten es doch wenigstens für nützlich, daß das Volk daran glaube. Von Schleiermachers Wunsch, daß „nie der Saum eines priesterlichen Gewands den Fußboden eines königlichen Gemaches möchte berührt und nie der Purpur den Staub am Altar möchte geküßt haben", haben sie wohl nie gehört und noch weniger die darin liegende Warnung verstehen mögen.

So sind die Romantiker die Vorkämpfer und Träger der Reaktion in Kirche und Staat geworden.

Endlich das dritte. Die Romantik war von Haus aus eine literarische Schule, eine Clique von Kritikern und Dichtern; der Literatur, der Poesie galt ihr Stürmen und Drängen. Eine neue Ästhetik voll tiefer und bleibend wertvoller Gedanken entstand, die das geniale Schaffen für Kunst und Poesie noch einmal höher anschlug, als es die Stürmer und Dränger dreißig Jahre zuvor getan, und den Gedanken der Naturbeseelung und Einfühlung auf seinem Wege von Rousseau über Herder und Schiller zum erstenmal in seiner Bedeutung für die Erkenntnis des Schönen erfaßte. Wiederum ist es Novalis, bei dem es in den „Lehrlingen zu Sais" heißt: „So wird auch keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan, kein inneres naturerzeugendes und absonderndes Werkzeug hat, der nicht, wie von selbst, überall die Natur an allem erkennt und unterscheidet und mit angeborener Zeugungslust, in inniger mannig-

faltiger Verwandtschaft mit allen Körpern, durch das Medium der Empfindung, sich mit allen Naturwesen vermischt, sich gleichsam in sie hineinfühlt." Dem Dichter rühmt er diese Eigenschaft nach, darum bleibe ihm allein die Seele der Natur nicht fremd; für ihn habe die Natur alle Abwechslungen eines unendlichen Gemüts; und wenn auch im einzelnen in ihr ein bewußtloser, nichts bedeutender Mechanismus zu herrschen scheine, so sehe doch das tiefer blickende Auge eine wunderbare Sympathie mit dem menschlichen Herzen im Zusammentreffen und in der Folge der einzelnen Zufälligkeiten. Damit hing aufs engste die neuerwachte Freude an der Natur zusammen, der die Romantiker eine wahrhaft religiöse, durch und durch pantheistische Verehrung widmeten; damit das Stimmungsmäßige ihrer Poesie, die immer sublimer und unfaßbarer nur wie Melodien und Lieder ohne Worte die Dinge umschwebt und in ein Tönen und Klingen ohne viel Inhalt und Sinn übergeht, „Einbildungen von Gedichten" mehr als wirkliche Gedichte; und daneben eine Vorliebe für Didaktik und Allegorie, die jenem Symbolismus zu widersprechen scheint und doch nur eine andere Art von Symbolik ist. Man lese z. B. den Prolog zu Tiecks Kaiser Oktavianus — erst die Waldbegeisterung des Dichters:

Es brennt der Wald im hellen grünen Feuer,
Und Geister in den Zweigen sich entzünden,
Da regt die Poesie sich im Gemüte,
Es greift der Dichter nach der goldnen Leier,
Er will sein volles Herz der Welt verkünden;

und gleich darauf die frostige Allegorie von der Romanze:

Glaube heißt mein edler Vater,
Und die Mutter ist die Liebe,
Die den Glauben nahm zum Gatten,
Beide haben mich gezeuget.

Allein die Romantiker wollten und konnten sich nicht auf Ästhetik und Poesie, auf Buch und Wort beschränken. Was sie schrieben, hielten sie, wie junge Schriftsteller meist, für Taten, was sie dichteten, für Wirklichkeit, und so floß ihnen Dichtung und Wahrheit, Roman und Leben, Phantasie und Weltbegebenheit, Märchen und Wirklichkeit in eins zusammen. Nicht einer verbesserten Kunst nur, sondern einer erneuerten Bildung, der Einführung der Poesie in das Leben, der Verabsolutierung des Ästhetischen, der Romantisierung des Daseins im Stil des Goetheschen Wilhelm Meister galt ihr Streben und Schaffen. Tieck hielt es für einen feineren und höheren Genuß, „die gewöhnlichen Empfindungen zu veredeln und in der trockensten Prosa des Lebens die reinste und schönste Poesie zu finden", und tadelte die Schriftsteller, die immer „das sogenannte Poetische absondern und zu einem für sich bestehenden Stoff zu

machen suchen: sie trennen dadurch die Einheit"; und nur umgekehrt sagt Fr. Schlegel dasselbe: „es gibt unvermeidliche Lagen und Verhältnisse, die man nur dadurch liberal behandeln kann, daß man sie durch eine kühne Art der Willkür verwandelt und durchaus als Poesie betrachtet". Das sieht aus wie großes Wollen, nimmt sich titanenhaft aus, und war doch nur literarisch und dilettantisch. Am Gegensatz zu Schiller und Wilhelm von Humboldt wird die Wirkung klar: ihnen war das Schöne und die ästhetische Erziehung der Menschen eine ernste Angelegenheit, Symbol des Sittlichen jenes, Vorstufe zur Sittlichkeit und Humanität diese; den Romantikern ist das Ästhetische das Höchste und Letzte, das Sittliche kommt darüber zu kurz; bei Schiller ist alles tiefgründiger Ernst, hier alles Schein, Willkür und Spiel, darum sind die frommen Romantiker im Grunde genommen religionslose Ästheten und frivole Gesellen. Indem sie auch im Leben der blauen Blume nachjagen, die es doch nur in der Phantasie gibt und geben kann, und sich unbekümmert um das, was ist, in eine Traum- und Märchenwelt einspinnen, kommt ihnen darüber der Wirklichkeits- und Wahrheitssinn abhanden. Auch diesen Defekt haben sie ihrem, — unserem Jahrhundert auf den Weg gegeben, in der Kunst und in der Religion hat er sich am verhängnisvollsten fühlbar gemacht. Wir werden sehen, wie mühsam und unter welchen Kämpfen man sich davon losringt, und wir können jetzt schon vorausnehmen, daß darin die beste Rechtfertigung für den Realismus in allen seinen Formen und Gestalten, ja selbst in seinen Übertreibungen und Torheiten liegt. Der Realismus des neunzehnten Jahrhunderts ist der Kampf gegen die Verlogenheit der Romantik; seine Tatkraft und sein Wirklichkeitssinn der „Fortinbras", dem Sieg und Reich zufallen muß.

Überschauen wir das alles, so ist Romantik nicht etwas Vergangenes und Abgetanes, sondern eine Erscheinung, die auch heute noch mitten unter uns ist oder doch bis zum Ausbruch des Krieges unter uns war. Romantiker ist jeder, der wie Nietzsche den einzelnen und sein geniales Ich auf den Thron setzt, oder wie Friedrich Wilhelm IV. das Mittelalter wieder in die moderne Welt einführen will, oder wie Richard Wagner alle Künste, wie Nietzsche Kunst und Wissenschaft, wie Ludwig II. von Bayern Kunst und Leben in einen Ozean zusammenfließen und das alles in wildem Wirbel durcheinander taumeln läßt. Jene drei Tendenzen der Romantik, obgleich zum Teil widerspruchsvoll in sich selber wie die ganze Romantik ein widerspruchsvolles Gebilde ist, — sie haben das neunzehnte Jahrhundert von Anfang bis zu Ende beherrscht und — verdorben, und nicht bloß da, wo die Romantik herrscht, auch da, wo sie bekämpft wird, zeigt sich ihre Macht. Sie zu überwinden, ist aber bis zur Stunde deshalb nicht gelungen, weil sie im deutschen Geistesleben zu feste Wurzeln geschlagen hat, zu viel Faszinierendes für den deutschen Geist besitzt und an

wirklich zu eng verwandt ist mit seinem Besten und Tiefsten, das — wer dürfte ihr das bestreiten? — gerade sie der deutschen Volksseele entlockt und aus ihr heraufgeholt hat.

Das allen drei Richtungen Gemeinsame

Die Stärke der Romantik aber lag doch von Anfang an darin, daß sie den Grundzug, der ihr mit Aufklärung und Klassizismus gemein war, am entschiedensten zum Ausdruck brachte, — den individualistischen. Absicht und Leistung auch der Aufklärung war, den einzelnen frei zu machen von den Banden des Glaubens und Aberglaubens, des Herkommens und der Sitte, der Autorität und Heteronomie, den Menschen auf sich zu stellen und ihn an sein eigenes Urteil und Denken zu verweisen; ihre Bildung, ihre Sittlichkeit, ihre Glückseligkeit war durchaus individualistisch; das Wertlegen auf die individuelle Form der Unsterblichkeit, die sie sich zu beweisen so viele Mühe gab, entstammt derselben Tendenz, und die kleinliche Zuspitzung ihrer anthropozentrischen Naturbetrachtung auf die Zwecke und den Nutzen des Einzelnen, wie sie z. B. in den Gedichten des biederen Barthold Heinrich Brockes so naiv zutage tritt, gehört ebenfalls hierher.

Individualistisch war auch das Ideal der Neuhumanisten, und war es in dem Maße noch mehr, als der Neuhumanismus wie die Romantik aristokratisch war. Der Bildungstrieb aller dieser griechenbegeisterten Menschen richtete sich darauf, sich zu schönen und harmonischen Persönlichkeiten durchzuarbeiten und wahres Menschentum fein und rein in sich zum Ausdruck zu bringen; das erfüllte jeden einzelnen von ihnen und ließ ihn in der Stille seines bewegten und lebensvollen Innern ganz nur mit sich selbst beschäftigt sein. Von Beziehungen zu anderen stand ihnen die Freundschaft mit gleichgestimmten und gleich hochstehenden Seelen an erster Stelle; denn ihr unterzog man sich freiwillig, und in ihr fand man deshalb auch volles Genüge. Schiller und Goethe in ihrem Freundschaftsverhältnis zueinander sind dafür typisch, und in anderer Weise ist es auch der Briefwechsel Wilhelm von Humboldts mit Charlotte Diede, den er ganz für sich, vor Frau und Kindern verborgen, jahrelang geführt hat und an dem uns neben allem Schönen und Feinen die Spuren von Eitelkeit und geistiger Genußsucht doch immer unangenehm berühren; es zeigt sich darin die Gefahr einer geistigen Sublimierung und Bildungsgourmandise, die bei ihm d o c h nur als Übergang zur Romantik verständlich ist.

Denn solche durchgebildete Persönlichkeiten waren auch die Führer der Ro- n antik, Schleiermacher war ein Bildungsvirtuose und Lebenskünstler voll r icher und tiefer Innerlichkeit so gut wie Humboldt. Bei den andern freilich

war das alles ins Maßlose gesteigert und potenziert, outriert und verzerrt: das Recht und die Macht des genialen Einzelnen, der sich nicht binden läßt durch Gesetz, Sitte und Konvention der gewöhnlichen Philistermoral und sich ausleben will in der schrankenlosen Freiheit des eigenen Fühlens und Genießens, wurde zum Übermenschentum, zur Verabsolutierung des Ich, zum Glauben an die wunderwirkende Allmacht des Individuums und zum frivolen Spiel mit allem, was sonst über jeden Gedanken an Spiel erhaben ernst und fest zu stehen scheint in Welt und Leben: hier war man zynisch und aristokratisch zugleich, der Bildungshochmut gab dafür die Vermittlung. Und dem Individualismus widersprach auch nicht die Flucht so vieler von diesen ganz subjektiv gerichteten Menschen in die Vergangenheit einer individuallosen Zeit und in den Schoß einer alle Subjektivität auslöschenden Kirche: auf der einen Seite war es der Gegenschlag gegen den Überschwang des Subjektiven, dem sie eine Zeitlang sich allzu zügellos hingegeben hatten, ein böses deutsches Sprichwort über die spätere Bekehrung solcher junger Libertins ist für diese Romantiker nicht zu hart; und daneben war es doch wieder nur ein Spielen und nicht-allzu-ernst-Nehmen auch mit dem Ernsthaftesten und Heiligsten, was es für den Menschen gibt, ein ironisches Oszillieren und Sich-Stimmen-können auch zu den schroffsten Gegensätzen, zu den gewaltsamsten Umschlägen und Überzeugungswechseln. Auch dadurch betätigte ja der Einzelne seine Souveränität, daß er, der Freigeborene und Freidenkende, sich nun plötzlich selber „unfrei" machte und so erst recht bewies, daß er alles könne. Darum hätte die katholische Kirche an solchen Konvertiten eine rechte Freude eigentlich nicht haben dürfen; aber wie so oft zog sie den äußeren Gewinn und Erfolg der inneren Überzeugung und Kräftigung vor, begnügte sich jedenfalls damit.

Doch genug des Allgemeinen. Wir wenden uns nun zunächst dahin, wo die Macht der Romantik am Anfang des Jahrhunderts zum erstenmal ihren heimischen Boden verläßt und auf ein ihr freilich von Haus aus nahe verwandtes Gebiet übergreift, — ich meine die Philosophie.

Zweites Kapitel: Die Schellingsche Naturphilosophie und die Hegelsche Phänomenologie

Von Kant zu Schelling

Das Jahrhundert hebt philosophisch an. Das Wort, daß wir Deutsche ein Volk von Denkern, vielleicht auch von Träumern seien, stammt aus jenen Tagen; und damals war es wahr. Beherrscht aber war die philosophische Arbeit damals, wie sie es heute wieder ist, von Kant.

Die neuere Philosophie ist von Haus aus Naturphilosophie, zu tun ist es ihr um eine mathematische Erklärung der Außenwelt, und diese ist eine mechanistische; es fragt sich nur, ob sie auch auf den Menschen ausgedehnt werden darf — l'homme machine — oder ob bei den Tieren haltzumachen ist, wie Descartes meinte; jedenfalls wurde zunächst auch das Organische von dieser mathematisch-mechanischen Erklärung nicht ausgenommen. So ist die Entwicklung von dem dualistischen Descartes zu dem monistischen Materialismus der Enzyklopädisten eine konsequente, auch ohne daß man auf Hobbes und die englischen Einflüsse, die freilich auch da sind, zurückgreift. Am konsequentesten aber verfuhr Spinoza. Dieser große Metaphysiker erkannte den Kausalzusammenhang als einen absoluten und strich daher ihm zuliebe nicht nur Wunder, sondern auch Zweck und Freiheit aus dem Weltbild und ließ nur jene großartige und durchgehende Verkettung und Ordnung in der körperlichen wie in der geistigen Welt gelten, die einander zwar durchaus entsprechen, aber so wenig wie zwei Parallelen ineinandergreifen und aufeinander wirken. Auch Leibniz war Mathematiker und erkannte die Bedeutung des mechanischen Prinzips an; aber mit dem System der wirkenden Ursachen suchte er das der Endursachen zu vereinigen, neben der Kausalität wollte er der Teleologie (Telos = Zweck), neben den mathematischen Abstraktionen den lebensvollen Individualitäten Raum schaffen: das ist die Bedeutung der Monadologie.

Indem seine Schule, die Wolfianer und Aufklärungsphilosophen in Deutschland, für die Erklärung der Körperwelt den Begriff der Monade aufgaben, fielen sie in den alten Dualismus zurück. Dabei kam aber die empirische Seite der metaphysischen gegenüber zu kurz und erlitt der Zweckgedanke eine völlige Umgestaltung: der Zweck wurde nicht mehr aristotelisch in den Dingen ge ıcht als die ihnen innewohnende Seele und Form, sondern jenseits von ihnen im M nschen Die Teleologie der Aufklärung war eine anthropozentrische und, w wir am Beispiel von Brockes sehen, eine ganz äußerliche und ganz kleinli :: zum Nutzen des Menschen war die Welt so eingerichtet, wie sie es war.

Diese Betrachtungsweise war für die Naturerklärung völlig unfruchtbar, die Philosophie wurde durch sie von der Naturwissenschaft losgelöst und hörte auf Naturphilosophie zu sein; sie wurde Metaphysik und suchte Gott, Unsterblichkeit und Tugend sicherzustellen Von den empirischen Wissenschaften hatte davon höchstens die Psychologie einigen Gewinn; denn auf den Menschen fiel ja nun der Blick.

Metaphysiker war auch Kant, er suchte „reine" Vernunftwissenschaft. Aber bei diesem Suchen stieß er auf Schwierigkeiten, und so kam er zu der Erkenntnis, daß es dort, wo die Wolfianer sie suchten, — im Gebiet des Transzendenten, eine solche reine Vernunftwissenschaft nicht gebe: was sie hatten beweisen und feststellen wollen, ist der Demonstration unzugänglich, eine rationale Theologie, Psychologie und Kosmologie gibt es nicht. So ist er der Allzermalmer der alten transzendenten Metaphysik geworden. Allein dabei blieb er doch Metaphysiker, nur erging es ihm wie Saul, der auszog, seines Vaters Eselin zu suchen und dafür ein Königreich fand. Vom Transzendenten gab es keine Vernunftwissenschaft, wohl aber gab es eine solche von der Natur als immanente Metaphysik — reine Naturwissenschaft: ihre Möglichkeit aufzuzeigen, die Methode dafür zu finden, das ist die Aufgabe der Kritik der reinen Vernunft, sie ist eine Theorie der Erfahrung als Wissenschaft. Zu dieser Naturphilosophie hat Kant selber nur die „Anfangsgründe" gegeben. Doch sie und die in ihnen entwickelte dynamische Auffassung der Materie interessieren uns hier nicht. Ein anderes ist wichtiger. Jene immanente Metaphysik ist zugleich phänomenalistisch, sie bezieht sich nur auf die Welt der Erscheinungen, nicht auf die der Dinge an sich. Das war die Kopernikustat Kants: wie Kopernikus den Zuschauer mit der Erde sich um die Sonne drehen und dagegen diese in Ruhe ließ, so macht Kant, um die Möglichkeit einer solchen „reinen" Naturwissenschaft zu erweisen, die Annahme, daß die Gegenstände sich nach uns, nicht unsere Erkenntnis sich nach den Gegenständen richte; die Natur ist nicht fertig gegeben, gegeben ist uns nur der Stoff in unseren Empfindungen, Ordnung und Zusammenhang dagegen wird erst von uns und unserem verbindenden Geist, durch die Formen unserer Anschauung und durch die Kategorien unseres Verstandes, in unser Weltbild hereingebracht. Die Natur in ihrer Bestimmtheit muß erst von uns und unserer Forschung, im einzelnen wie im ganzen, geschaffen oder richtiger schöpferisch entdeckt werden. Das ist die Bedeutung des Satzes, daß der Verstand der Urheber der Natur sei. Bei Kant war das nicht genial-romantisch, sondern streng naturgesetzlich gemeint; sein Verstand war ein „Naturverstand", die Natur als Gegenstand der Erkenntnis ging ihm auf in synthetischen Grundsätzen und Gesetzen a priori; denn Synthesis, Verknüpfung ist die Funktion und damit das Wesen des erkennenden Geistes. Möglich aber war diese ko-

pernikanische Umdrehung nur, wenn die Natur selbst ein Subjektives, eine Welt der Erscheinungen, nicht eine Welt von Dingen an sich war; lediglich dann ließen sich jene unsere Formen und Gesetze auf sie anwenden und mit Recht anwenden; die Naturgegenstände müssen subjektiviert werden, damit das Bewußtsein objektiviert werden, sein Tun, das ein Verknüpfen ist, allgemeingültig und notwendig sein kann. Nur so verstand es sich von selbst, daß die Gesetze unseres Bewußtseins auf seinen Inhalt Anwendung finden, ihn ordnen und gestalten, ihn zu dem machen können, was er ist. Der Idealismus oder Phänomenalismus Kants ist somit eine notwendige Konsequenz seines Denkens, nicht Mittelpunkt und nicht Ausgangspunkt desselben.

In dieser Welt der Erscheinungen gilt das Kausalitätsgesetz als ein notwendiges Verknüpfungsgesetz unseres Geistes natürlich ganz uneingeschränkt, nicht einmal das menschliche Handeln ist davon ausgenommen. Aber ist die Erscheinungswelt die einzige? Das war für Kant ein unerträglicher Gedanke; und ein Faktum gibt es ja, das dagegen lautesten Protest zu erheben scheint, das Sittengesetz und die ganze Welt des Sittlichen. Aber auch die Vernunft als solche strebt über die Erscheinungswelt, in der immer das eine bedingt ist durch das andere, hinaus zu einem Unbedingten und Unendlichen. Und so tut nun Kant selber den kühnen Schritt ins Transzendente, in eine intelligible Welt. Was ihn jedoch dabei von der Aufklärungsmetaphysik unterscheidet, das ist die klare Einsicht, daß es eine demonstrierbare Erkenntnis von dieser jenseitigen Welt nicht gibt, sie läßt sich nicht beweisen, sie läßt sich nur glauben: Freiheit, Gott, Unsterblichkeit sind praktische Postulate, dem Willen zugänglich, nicht dem Denken. Zweierlei liegt hierin. Einmal die Anbahnung eines ganz neuen Verhältnisses zwischen Glauben und Wissen, der Versuch, für jenes Platz zu schaffen, ohne doch dieses zu beeinträchtigen und zu beschränken; jedem der beiden blieb eine Welt, seine Welt unverkümmert und ganz. Das andere ist die Überwindung des Rationalismus durch die Anerkennung eines irrationalen Restes, der dem Denken unzugänglich und undurchdringlich ist und sich dem Menschen nur in seinem sittlich-intelligibeln Wesen, damit aber als das Höhere und Höchste offenbart. Das ist die Bedeutung der Lehre vom Primat des Willens, wodurch zugleich die Linie von Kant über Schopenhauer zu dem modernen Voluntarismus vorgezeichnet ist.

Glauben und Wissen, Wollen und Denken, intelligible und Erscheinungswelt — haben wir mit diesen Gegensätzen nicht doch wieder den alten Dualismus? Gewiß, Kants Denken ist dualistisch: das hängt mit den pietistischen Jugendeindrücken zusammen, die ihn den Gegensatz von Stoff und Form, von Sinnlichkeit und Verstand, von Neigung und Pflicht nie haben überwinden lassen; daher der „mönchische" Rigorismus seiner Moral, der nicht nur die Romantiker,

sondern auch Schiller abstieß. Aber versucht hat er es wenigstens, den Dualismus wegzuschaffen, die Gegensätze zu überbrücken, und dazu sollte ihm der Zweckbegriff helfen. Das ist seltsam. Leibniz hatte in der Teleologie selber das eine Glied des Gegensatzes zum Mechanismus gesehen und deshalb für den Gegensatz nach einer Lösung im Wesen der Monaden gesucht. Für Kant war gerade diese hinter den Erscheinungen liegende wirkliche Welt der Dinge an sich, die er sich doch wohl im Sinn der Leibnizschen Monaden vorgestellt hat, das eine Glied des Gegensatzes zu der Welt der Erscheinungen, und umgekehrt schlug nun er durch den Zweckgedanken in der Kritik der Urteilskraft die Brücke zwischen den beiden Welten. In der Natur gibt es Produkte, die sich als bloße Wirkungen des Naturmechanismus nicht erklären lassen, es sind das die organischen Wesen; ihre Besonderheit besteht darin, daß nicht nur das Ganze durch die Teile, sondern ebenso auch die Teile durch das Ganze bestimmt sind, und dieses Ganze, die das Einzelne beherrschende und bestimmende Idee ist wie bei einem Kunstwerk, so auch hier der Zweck. Nun kann man freilich evolutionistisch die Entstehung der einen Art aus der andern nach rein mechanischen Prinzipien bis zu einfachen ersten Anfängen zurückverfolgen, aber der Anfang selbst, die ursprüngliche Organisation ist nach reinem Naturmechanismus unerklärlich; daß „rohe Materie sich nach mechanischen Gesetzen ursprünglich selbst gebildet habe, daß aus der Natur des Leblosen Leben habe entspringen und Materie in die Form einer sich selbst erhaltenden Zweckmäßigkeit sich von selbst habe fügen können", erklärt Kant für „vernunftwidrig"; also muß hier eine teleologische Auffassung Platz greifen. Aber freilich, zur Erklärung des Organischen trägt sie nichts bei, und vorstellbar ist uns ein Endzweck in der Natur auch nicht. Der Verstand muß daher immer wieder nach einer mechanischen Erklärung auch für die organischen Wesen suchen dürfen und suchen; denn das einzige objektive Erklärungsprinzip ist das der mechanischen Kausalität; reflektieren aber wird er über sie, *als ob* sie Produkte einer nach Zwecken wirkenden Intelligenz wären, und diese Betrachtungsweise wird sich dann als heuristisches Prinzip auch für die Erkenntnis des mechanischen Zusammenhangs nützlich erweisen, durch den sich jener Zweck im einzelnen Fall durchsetzt. So ist der Zweckbegriff für Kant regulativ, nicht konstitutiv.

Eine zweite Betrachtungsweise führte ihn von der Spezifikation der Natur und ihren vielen besonderen Gesetzen, die seinem Apriorismus besondere Schwierigkeit machen mußten, zu der Annahme eines höchsten Zweckes für die Natur im ganzen. Dieser kann nur im Sittengesetz, im Menschen als moralisch Wesen, in einem „Reich" vernünftiger Wesen unter moralischen Gesetzen gef den werden, — eine neue Bestätigung für den Primat des Willens, der als s licher die Natur erst zu einem Sinnvollen macht. Damit mündet die Betr

tung zwar nicht in eine Physikotheologie wie bei den Aufklärern, aber in eine Ethikotheologie aus, die freilich auch jetzt wieder nicht Sache des Wissens, sondern des Glaubens ist.

Auf diese Weise hat Kant die beiden Prinzipien des Mechanismus und der Teleologie miteinander auszugleichen gesucht. Erklärungsprinzip und konstitutiv ist nur das erste, das andere ist ein subjektives Prinzip der Reflexion und bloß regulativ ein „als ob". Da jedoch an gewissen Punkten, nämlich im Bereich des Organischen, jenes nicht ausreicht, so muß dieses dafür eintreten; so läßt sich „eine große und sogar allgemeine Verbindung der mechanischen Gesetze mit den teleologischen in den Erzeugungen der Natur denken, ohne die Prinzipien der Beurteilung derselben zu verwechseln und eines an die Stelle des anderen zu setzen". Dabei ist ein gewisses Schwanken unverkennbar, ein Hinausstreben und doch nicht Hinauskommen über eine bloß subjektive Bedeutung des Zweckes zu einer objektiven und metaphysische Geltung. Das ist der Punkt, wo später die Naturphilosophie des objektiven Idealismus eingesetzt und jenen Schritt, den Kant unserem Denken zu tun verboten hat, ihrerseits doch getan hat.

Man sieht, wie intensiv Kant sich mit der Natur, ihren Erscheinungen und Gesetzen beschäftigt hat, seine Philosophie war in wesentlichen Teilen Naturphilosophie. Ganz anders Fichte. Durch die Debatte über das unglückselige „Ding an sich" war der subjektiv phänomenalistische Charakter der Kantschen Philosophie, ihr „Idealismus" in den Vordergrund gerückt worden; indem Fichte das Ding an sich über Bord warf, wurde das Ich der einzige Gegenstand seiner Philosophie und diese selbst zur Wissenschaftslehre. So war er naturlos: ein selbständiges Interesse flößte ihm die Natur nicht ein, theoretisch war sie ihm Nicht-Ich und als solches, wie Hegel richtig sagt, nur „Bedingung des Selbstbewußtseins, bloß ein zum Behuf der Erklärung durch Reflexion Gesetztes", zu erklären aus dem Ich als ein Erzeugnis seiner produktiven Einbildungskraft; und praktisch nicht minder unselbständig das Material für menschliche Pflichterfüllung und Pflichtleistung. Die einzige Aufgabe dieser Philosophie der Natur gegenüber war daher, sie zu „deduzieren", weiter beschäftigte sie sich mit ihr nicht.

Das war nun aber für die Romantiker, die doch im übrigen Fichte für die philosophische Verabsolutierung des Ich dankbar zu sein allen Grund hatten, völlig unerträglich. Wenn sie als Poeten der Welt etwas Neues zu sagen und geben hatten, so war es ein neues gefühls- und stimmungsmäßiges Verhältzu der Natur, der sie ihre intimsten Geheimnisse ablauschten, wie sie ihr Tief- und Bestes in sie hineinfühlten und sie dadurch belebten und beseelten. Das Gefühl des Unbehagens hat sich bei einem von ihnen, der freilich mehr

Klassizist und Griechenbegeisterter, der Stimmung und potenzierten Innerlichkeit nach aber doch auch Romantiker gewesen ist, bis zur Tragik gesteigert. Hölderlin motivierte 1799 in der dritten Fassung seines „Empedokles" den Untergang des Helden durch dessen Abkehr von der Natur: das hat ihn elend gemacht, das ist seine Schuld. In diese aber hat den in der Maske des Empedokles steckenden Hölderlin die Fichtesche Philosophie und ihr subjektiver Idealismus verstrickt:

Zur Magd ist mir
Die herrnbedürftige Natur geworden,
Und hat sie Ehre noch, so ist's von mir.
Was wäre denn der Himmel und das Meer
Und Inseln und Gestein und was vor Augen
Der Menschen alles liegt, was wär' es noch,
Dies tote Saitenspiel, gäb' ich ihm Ton
Und Sprach' und Seele nicht?
— — — — — —
Verachtet hab' ich dich (Natur) und mich allein
Zum Herrn gesetzt, ein übermütiger
Barbar! ich kannt' es ja,
Das Leben der Natur, die Götter waren
Mir dienstbar nun geworden, ich allein
War Gott und sprach's im frechen Stolz heraus.

Aus dieser Verabsolutierung des Ich, aus dieser Naturlosigkeit, die alle poetischen Naturen von der Fichteschen Philosophie abstoßen mußte, sehnt sich Empedokles-Hölderlin hinweg, zurück zur Natur und zur Einheit mit ihr, zurück zu jenem ästhetischen Naturpantheismus, wie er ihn vor der Bekanntschaft mit Fichte durch Vermittlung Goethes bei Spinoza gefunden und ihm 1796 in dem Gebet „an den Äther" einen so wunderbar schönen Ausdruck gegeben hatte; oder anders ausgedrückt: er sehnt sich von Fichtes subjektivem Idealismus zurück zu Spinoza und vorwärts zur Naturphilosophie Schellings. Und es gelingt ihm, sterbend ruft Empedokles den Agrigentinern zu:

O gebt euch der Natur, eh' sie euch nimmt!
— — — — — — hebt wie Neugeborne
Die Augen auf zur göttlichen Natur.

So gewinnt er in der Natur jenes Einswerden mit dem Unendlichen wieder, das er wie Schleiermacher als den Kern der Religion empfindet und im Universum anschaut.

Unter den Romantikern selbst war es Novalis, der in „den Lehrlingen zu Sais" den Übergang von Fichte zu einer lebensvolleren Auffassung der Natur und einer mystischen Begeisterung für sie anbahnte. Ganz fichtisch meint von diesen Jünglingen der eine: „Was brauchen wir die trübe Welt der sichtbaren

Dinge mühsam zu durchwandern? Die reinere Welt liegt ja in uns, in diesem Quell (der Freiheit). Hier offenbart sich der wahre Sinn des großen bunten verwirrten Schauspiels: und treten wir von diesen Blicken voll in die Natur, so ist uns alles wohl bekannt und sicher kennen wir jede Gestalt." Aber schon über Fichte geht es hinaus, wenn er fortfährt: „Wir brauchen nicht erst lange nachzuforschen, eine leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande sind genug, um uns zu verständigen." Vollends aber überbietet Fichte, was ein anderer von ihnen sagt: „Der Sinn der Welt ist die Vernunft; um derentwillen ist sie da, und wenn sie erst der Kampfplatz einer kindlichen, aufblühenden Vernunft ist, so wird sie einst zum göttlichen Bilde ihrer Tätigkeit, zum Schauplatz einer wahren Kirche werden. Bis dahin ehre sie der Mensch als Sinnbild seines Gemüts, das sich mit ihm in unbestimmbaren Stufen veredelt." An jener „leichten Vergleichung" kann sich der Schüler Werners, des Begründers der Geognosie an der Bergakademie in Freiberg, nicht genügen lassen: einen Naturhistoriker prophezeit er, der „vertraut mit der Geschichte der Natur und bekannt mit der Welt, diesem höheren Schauplatz der Naturgeschichte, ihre Bedeutungen wahrnimmt und weissagend verkündigt." Denn „alles Göttliche hat eine Geschichte, und die Natur, dieses einzige Ganze, womit der Mensch sich vergleichen kann, sollte nicht so gut wie der Mensch in einer Geschichte begriffen sein, oder, welches eins ist, einen Geist haben? Die Natur wäre nicht die Natur, wenn sie keinen Geist hätte, nicht jenes einzige Gegenbild der Menschheit, nicht die unentbehrliche Antwort dieser geheimnisvollen Frage, oder die Frage zu dieser unendlichen Antwort." Einstweilen freilich erschließt sie sich nur dem Dichter, der allein fühlt, was die Natur dem Menschen sein kann und dem allein ihre Seele nicht fremd bleibt.

Ein solcher Dichter aber war Goethe: er hatte, auch ohne die Hebel und Schrauben der Mathematik, den Zauberschlüssel zum Verständnis der Natur, mit seinen großen tiefen Augen hat er ihr tief in die Seele geschaut. Das zeigt jenes grandiose „Fragment über die Natur", das von ihm, nicht von Tobler herrührt und wahrhaft einzige Offenbarungen über sie und unser Verhältnis zu ihr enthält: „Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht. — Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillstehen in ihr. — Gedacht hat sie und sinnt beständig, aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen, allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann. — Sie ist alles." Um ihretwillen blieb er daher auch Spinoza treu und wollte nichts von Fichte wissen. Und auch das Historische an

ihr ging ihm auf. Im Zusammenhang mit Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit" erkannte er das unablässige Sichfortbilden, den Entwicklungsgedanken in der organischen Welt; den Gesetzen der Umwandlung, der Metamorphose der Pflanzen und der Tiere forschte er nach und freute sich, als er den Zwischenknochen im Oberkiefer des Menschen entdeckte und dadurch die Stetigkeit der organischen Entwicklung auch zwischen Tier und Mensch bestätigt fand. Freilich nahmen ihn die Naturforscher nicht immer ganz ernst: „nirgends wollte man zugeben, daß Wissenschaft und Poesie vereinbar seien". Solchem Unverstand gegenüber redet auch er einmal wie ein Romantiker: „man vergaß, daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, daß nach einem Umschwung von Zeiten beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vorteil, auf höherer Stelle gar wohl wieder begegnen können"; und er verweist auf Alexander von Humboldt, der ihm zugestanden, daß es der Poesie auch wohl gelingen könne, den Schleier der Natur aufzuheben; „und wenn er es zugesteht, wer wird es leugnen?" Was Wunder, daß daher die Romantik von Fichte zu Goethe überging, und die romantische Philosophie sich in der Auffassung der Natur von ihm den Weg zu Spinoza weisen ließ? Ein Franzose hat Goethes Art, die organische Welt anzusehen, „die philosophische" genannt, „indem sie sich enger an die Philosophie der Natur anschließe"; er selber hat sie als „hylozoistische" bezeichnet und sich schön und fromm zugleich zu Gott-Natur bekannt. So ist die Naturphilosophie, wie sie dann Schelling geschaffen und gestaltet hat, romantisch und goethisch und spinozistisch geworden; ihren Ausgang aber hat sie, so seltsam es klingt, dennoch von — Fichte genommen.

Schelling

Als Schüler Fichtes steht Schelling von Anfang an auf dem Boden des Idealismus. Zwar nennt er ihn wieder mit Kant den transzendentalen, aber in gewissen Hauptstücken war er Fichte doch näher als Kant; was Fichtes Wissenschaftslehre in der „Deduktion der Vorstellung" leisten wollte, das sollte auch sein System des transzendentalen Idealismus vom Jahre 1800 sein, — eine Entwicklungsgeschichte des Geistes. Allein die Stimmung des Buches war eine andere. Fichte war eine durch und durch sittliche Natur; für das Handeln brauchte er Realität; diese kann aber nicht demonstriert und gewußt, nur geglaubt werden: so kommt er zum Glauben, und so wird seine Weltanschauung religiös. Hier ist der Punkt, wo er sich mit Jacobi und noch von einer neuen Seite her mit der Romantik berührt, von der ihn doch sein sittliches Path weltenweit trennt und scheidet. Erst Schelling ist ganz und nur Romantik; das Sittliche liegt ihm durchaus fern; dafür erfüllen ihn ästhetische Interesse

und so war denn auch die Schlußwendung seines Werkes, eine Deduktion der Kunst als des allgemeinen, des einzig wahren und ewigen Organs der Philosophie, weder im Sinne der Kantischen Kritik der Urteilskraft noch im Geist von Fichtes „klarer Vernunftkunst", bei der es mehr auf das richtig Denken und auf ein schöpferisches sich Betätigen, als auf ein wahrhaft Künstlerisches ankommt, sondern sie erst ist spezifisch ästhetisch und spezifisch romantisch gemeint. Schelling ist die Kunst des Künstlers wirklich das Höchste; selbst das, was wir Natur nennen, ist ihm ein Gedicht; und von der Philosophie erwartet er, darin mit Goethe sich berührend, daß sie, „sowie sie in der Kindheit der Wissenschaft von der Poesie geboren und genährt worden ist, und mit ihr alle anderen Wissenschaften nach ihrer Vollendung als ebensoviele einzelne Ströme in den allgemeinen Ozean der Poesie zurückfließen werden, von welchem sie ausgegangen waren"; das Mittelglied dieser Rückkehr und Wiederbringung aller Wissenschaften werde eine neue Mythologie sein. Das Organ dieser neuen Philosophie aber, die intellektuelle Anschauung, die nach Kant nur für einen Gott gemacht war, ist ihm ein Kunstsinn, der bevorzugten, d. h. genialen Geistern zukommt, aber auch nur solchen.

Das System des transzendentalen Idealismus ist das Ganze, und doch wieder nicht das Ganze dieser im Geiste ihres Urhebers immer neu sich gebärenden Philosophie, noch vor ihm waren seine Entwürfe zu einem System der Naturphilosophie erschienen. Dort war die Frage: wie kommt das Ich, die Intelligenz zu einer Natur? darauf antwortete diese Geschichte des Selbstbewußtseins; hier hieß es: wie kommt die Natur zur Intelligenz? wie entwickelt sich in ihr und aus ihr die Vernunft? darauf antwortet die Naturphilosophie. In ihr tritt der Gegensatz zu Fichte, die romantische Stimmung als eine andersartig positive Stellung zur Natur deutlich in die Erscheinung. Fichte war naturfeindlich weil ihm der Natursinn, das Organ für alles Naturartige und Naturmächtige fehlte, er war ein Naturstürmer, wie es früher Bilderstürmer gegeben hat, weil ihm der ästhetische Sinn abging. Dieses „Widerstreben gegen die Natur" hat ihm noch 1806 Schelling in seiner Abhandlung „über das Verhältnis der Naturphilosophie zur verbesserten Fichteschen Lehre" mit aller Härte vorgehalten; daß er ihr alles Dasein und Leben abgesprochen habe, daß sie ihm tot, gar nichts, ein leeres Gespenst sei und er, wenn er von der „sogenannten" Natur rede, ihr nicht einmal gönne, Natur zu heißen, warf er ihm vor. Komisch und tragisch zugleich aber ist es, wenn dabei Fichte mit — Nicolai zusammengestellt wird, weil er wie dieser die Natur nur auf das Mechanische und auf die Nützlichkeit für den Menschen hin anzusehen gewohnt sei; beide, der direkteste Entgegensetzung ohnerachtet, der innersten Grundlage nach beide dennoch eins: Nicolai als der Wasserstoff, Fichte als der Sauerstoff

vorgestellt, geben in der gegenseitigen Durchdringung die reine Indifferenz, „das wahre Wasser des Zeitalters" als Produkt! So rächte der Romantiker Schelling die Aufklärung an ihrem Verächter Fichte.

Im Gegensatz zu dessen Naturlosigkeit war die Natur für die Romantiker eine Realität, ein Ansich, ein Wirkliches. Vom Ich freilich kommen sie auch ihr gegenüber nicht los. Charakteristisch ist dafür Schleiermachers unhistorisches Wort über Spinoza: „in heiliger Unschuld und tiefer Demut spiegelte er sich in der Welt, wie auch er ihr liebenswürdigster Spiegel war". Und vollends die Dichter der Schule! Sich, ihre Gefühle und Stimmungen fühlten sie in die Natur hinein: das war ihr gutes Recht, damit bahnten sie in neuer Weise das Verständnis des Schönen an und begründeten auf dem Weg über Hegel die moderne Ästhetik. Aber schlimm war, daß das romantisch-individuelle, von allem Gesetz losgesprochene Ich mit allen seinen Schrullen, Fratzen und Bizarrerien und mit allen seinen oft so wenig großen und hohen, sondern vielmehr recht kleinen Gefühlen sich in sie hineinlegte oder hineinträumte. Keiner hat die Natur mehr mit solcher Traumstimmung erfüllt als Tieck: in seinen Märchen, z. B. im „blonden Eckbert", stehen intime Stimmungsmotive im Vordergrund, wie sie dem Märchen sonst fremd sind; das Grauen und Grausen der eigenen Seele, das er so meisterhaft analysiert, grinst Eckbert auch aus der Natur entgegen und macht sie ihm so gespenstisch-unheimlich. In den „Lehrlingen zu Sais" hat Novalis diese „Beziehung der Natur auf das Gemüt" geradezu lehrhaft entwickelt und dabei dem Dichter das Vorrecht zugesprochen, der Natur ins Herz zu sehen, aber daneben doch das wissenschaftliche Erforschen derselben in der großen, zusammenfassenden Weise seines Meisters Werner gelten und sich davon imponieren lassen.

Und nun kam Schelling, erfaßte die Aufgabe als eine philosophische und verwandelte die Natur in Geist. Hierzu half ihm der wiederentdeckte Pantheismus Spinozas, nur daß der neue wie schon bei Goethe flüssiger, lebendiger, seiner Erstarrung in mathematische Form entkleidet war.

Wie's gemeint ist, zeigt uns vielleicht deutlicher als jede lehrhafte Auseinandersetzung jenes merkwürdige Gedicht „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens" aus dem Jahre 1799, von dem oben schon die Rede war. Erst hebt es wie Materialismus an:

— — behaupte zu dieser Frist,
Daß nur das wirklich und wahrhaft ist,
Was man kann mit den Händen betasten
— — — — — — — — — — — — —
Seit ich gekommen bin ins klare,
Die Materie sei das einzig Wahre,

Unser aller Schutz und Rater,
Aller Dinge rechter Vater,
Alles Denkens Element,
Alles Wissens Anfang und End'.

Aber bald kommt es anders, kommen klar und entschieden die Gedanken der Naturphilosophie zum Wort:

Wißt auch nicht, wie mir vor der Welt sollt' grausen,
Da ich sie kenne von innen und außen.
Ist gar ein träg' und zahmes Tier,
Das weder dräuet dir noch mir,
Muß sich unter Gesetze schmiegen,
Ruhig zu meinen Füßen liegen.
Steckt zwar ein Riesengeist darinnen,
Ist aber versteinert mit seinen Sinnen,
Kann nicht aus dem engen Panzer heraus
Noch sprengen das eiserne Kerkerhaus,
Obgleich er oft die Flügel regt,
Sich gewaltig dehnt und bewegt,
In toten und lebend'gen Dingen,
Tut nach Bewußtsein mächtig ringen;
Daher der Dinge Quallität
Weil er drin quellen und treiben tät,
Die Kraft, wodurch Metalle sprossen,
Bäume im Frühling aufgeschossen,
Sucht wohl an allen Ecken und Enden
Sich ans Licht herauszuwenden,
Läßt sich die Mühe nicht verdrießen,
Tut jetzt in die Höhe schießen,
Seine Glieder und Organ' verlängern,
Jetzt wieder verkürzen und verengern,
Und sucht durch Drehen und durch Winden
Die rechte Form und Gestalt zu finden.
Und kämpfend so mit Füß' und Händ'
Gegen widrig Element,
Lernt er im Kleinen Raum gewinnen,
Darin er zuerst kommt zum Besinnen;
In einen Zwergen eingeschlossen
Von schöner Gestalt und graden Sprossen
Heißt in der Sprache Menschenkind,
Der Riesengeist sich selber find't.
Vom eisernen Schlaf, vom bangen Traum
Erwacht, sich selber erkennet kaum,
Über sich gar sehr verwundert ist,
Mit großen Augen sich grüßt und mißt;
Möcht' alsbald wieder mit allen Sinnen
In die große Natur zerrinnen,

Ist aber einmal losgerissen,
Kann nicht wieder zurückfließen,
Und steht zeitlebens eng und klein
In der eignen großen Welt allein.
Fürchtet wohl in bangen Träumen,
Der Riese könnt' sich ermannen und bäumen
Und wie der alte Gott Saturn
Seine Kinder verschlingen im Zorn.
Denkt nicht, daß er es selber ist,
Seiner Abkunft ganz vergißt,
Tut sich mit Gespenstern plagen,
Könnt also zu sich selber sagen:
Ich bin der Gott, der sie am Busen hegt,
Der Geist, der sich in allem bewegt.
Vom ersten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte,
Wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt,
Die erste Blüt', die erste Knospe schwillt,
Zum ersten Strahl von neugebornem Licht,
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht,
Und aus den tausend Augen der Welt
Den Himmel so Tag wie Nacht erhellt,
Hinauf zu des Gedankens Jugendkraft,
Wodurch Natur verjüngt sich wieder schafft,
Ist eine Kraft ein Pulsschlag nur, ein Leben,
Ein Wechsel von Hemmen und von Streben.

Es ist übrigens nicht ohne Interesse, daß von der Veröffentlichung dieses Schellingschen Gedichtes im Athenäum, wie bei jenem überreligiösen Aufsatz des Novalis über das Christentum, Goethe abgeraten hat. War ihm bei Novalis zu viel Religion und zu viel mittelalterlicher Katholizismus, so mißfiel ihm bei Schelling die allzu burschikose Polemik gegen die Wendung der Romantik zum Religiösen und die zynisch-blasphemische Form, in die sie sich kleidete.

Und doch kam darin eine ernsthafte philosophische Überzeugung zur Aussprache: so hat Schelling als Dichter und Philosoph zugleich die Natur verstanden, und in diesem Sinn hat er seine Naturphilosophie oder spekulative Physik geschaffen, wobei schon hier vorausgenommen werden mag, daß das der Punkt ist, wo Schopenhauer mit seiner ursprünglich ganz romantisch gemeinten Lehre vom Willen in der Natur eingesetzt und unmittelbar an Schelling angeknüpft hat.

Auf das einzelne dieser längst vergessenen Naturphilosophie dürfen wir h nicht eingehen. Nur auf zweierlei ist hinzuweisen, auf ihre Beziehung zu K und auf die zu der Naturwissenschaft ihrer Zeit. Von Kants Schriften ma

die Kritik der Urteilskraft auf Schelling den größten Eindruck. Und doch konnte er sich mit ihrem Ergebnis, daß die reale Geltung der Zweckmäßigkeit in der organischen Natur zu verneinen sei, nicht befreunden; er erkennt eine objektive, aber freilich bewußtlose und blinde Zweckätigkeit an und gründet sie auf die Einheit von Natur und Geist: weil Geist in der Natur ist und sich in ihr stufenmäßig entwickelt und verwirklicht, sind ihre Produkte geistartig, d. h. zweckmäßig. Das im einzelnen nachzuweisen, hat er sich in immer neuen Anläufen und in den verschiedenen Phasen seines sprungweise sich ändernden Denkens von immer wieder anderen Gesichtspunkten aus bemüht.

Er war dafür, obwohl von Haus aus Theologe, doch nicht ohne die nötigen Vorkenntnisse. In Leipzig hat er zwei Jahre lang Mathematik, Physik und Medizin eifrig studiert und in den damaligen Stand der Naturwissenschaft einen genauen Einblick getan. In seiner Naturphilosophie spielt der Begriff der Polarität eine Hauptrolle; Polarität, Gegensätzlichkeit sieht er im Organischen wie im Anorganischen, in Natur und Geist, es ist ihm ein durchgängiges Gesetz, auf dem alle Entwicklung, alles Leben, alle Wissenschaft beruht. Diesen Begriff entnahm er der Lehre vom Magnetismus, wie er ihn nach dem damaligen Stande des Wissens als Galvanismus oder tierische Elektrizität kennen gelernt hat: in ihm sah er nach Kuno Fischers treffendem Ausdruck „den dynamischen Prozeß, der die elektrische, magnetische, chemische und zugleich die spezifische Lebenstätigkeit in sich vereinigt, das Band der unorganischen und organischen Natur, das Zentralphänomen der physischen Welt". Dazu kam dann die neue Chemie Lavoisiers: der Sauerstoff war entdeckt, die Luft als Gemenge von Sauerstoff und Stickstoff erkannt und damit der phlogistischen Theorie vom Verbrennungsprozeß durch die Lehre von der Oxydation ein Ende gemacht. Auch das kannte Schelling und das beschäftigte ihn, selbst zu seiner Polemik gegen Fichte sahen wir ihn einen daher genommenen Vergleich benützen. Zum Verständnis der organischen Welt aber half ihm die medizinische Lehre Browns von der Erregbarkeit des Körpers und der durch Vermehrung und Verminderung der Reize herbeizuführenden Heilung, was sich mit dem Galvanismus leicht verbinden zu lassen schien. Aber noch größeren Einfluß gewann auf ihn sein Landsmann Kielmeyer, der an der Stuttgarter Karlsschule Naturwissenschaft lehrte, durch eine Rede, worin er mit der Erregbarkeit oder Irritabilität die Sensibilität und Reproduktion als organische Grundkräfte verband; sie fand er, das biogenetische Grundgesetz fast schon vorwegnehmend, ebenso in der Entwicklung des einzelnen Individuums wie in den Entwicklungsstufen der verschiedenen Organisationen tätig; und indem er durch alles aus dem Unorganischen das Organische und aus diesem das geistige Leben hervorgehen ließ, enthüllte sich ihm die Einheit und der Zusammenhang des

Ganzen, was seine Naturanschauung dem Philosophen ganz besonders empfehlenswert erscheinen lassen mußte. Es galt nur, in allen drei Gebieten jene Grundkräfte unter irgendeiner Gestalt wiederzufinden und nachzuweisen.

Wichtiger aber als das, was Schelling aus diesen naturwissenschaftlichen Voraussetzungen und Kenntnissen genommen und gemacht hat, ist für uns die Bedeutung seiner Naturphilosophie für das Geistesleben unseres Volkes überhaupt.

Noch immer steht kaum etwas tiefer in der Wertschätzung der Zeitgenossen als die Schellingsche Naturphilosophie: „ein geistreich scholastisierendes Gemisch von Tiefsinn und Unsinn" hat es selbst ein billiger Beurteiler genannt; andere halten sich nur an das Sinnlose und nur an den Galimathias. Auf Naturforscherversammlungen können Redner stets des Beifalls gewiß sein, wenn sie an diese „Verirrung" und „Anmaßung" erinnern und dem gegenüber selbstgefällig betonen, wie wir es doch so herrlich weit gebracht haben; einem Naturforscher aus der Zeit Schellings nachrühmen, daß er sich von dieser Verirrung fern gehalten habe, heißt ihm das größte Lob spenden. Und es ist wahr, wenn wir einzelne Sätze herausgreifen, wie den, daß die Pflanze den Kohlen-, das Tier den Stickstoffpol repräsentiere, dieses also südlich, die Pflanze nördlich sei, oder daß das Tier in der organischen Natur das Eisen, die Pflanze das Wasser darstelle, so ist das barer blanker Nonsens. Steckt aber doch ein Riesengeist darinnen — im ganzen nämlich; und darauf hinzuweisen ist heute nötiger und ist auch gerechter, als den Toten immer wieder tot zu schlagen. Der Gedanke der Entwicklung wird hier zum erstenmal in ganz moderner Fassung und Form auf die Natur angewendet: daß „die Stufenfolge aller organischen Wesen durch allmähliche Entwicklung einer und derselben Organisation sich gebildet habe", hat dieser vielgeschmähte Naturphilosoph doch weit bestimmter und deutlicher als Kant und Goethe, zehn Jahre vor Lamarck, sechzig Jahre vor Darwin aus gesprochen: es ist dies eine der größten Antezipationen der Philosophie. Und wenn er erklärt, daß „die Prinzipien des Organismus und Mechanismus dieselben seien" und die Allgegenwart des Lebens verkündigt, also das, was wir heute „Monismus" nennen, so zucken wir, die wir inzwischen auf der einen Seite die Orgien des Materialismus erlebt oder Haeckel spielend „die Welträtsel" haben lösen sehen und auf der anderen Fechners „Tagesansicht" von einer Allbeseelung der Dinge kennen gelernt haben oder die Welt sogar als Wille begreifen sollen, darüber doch nicht mehr so gar verächtlich die Achseln und erinnern uns wieder einmal an Spinoza und Goethe. Daß aber der Nachweis für all das von dem Philosophen nicht erbracht wurde und nicht erbracht werden konnte, das freilich liegt auf der Hand. Hier beginnt das Unrecht der Naturphilosophie: an die Stelle von Beweisen setzte sie kecke Behauptungen,

und Machtsprüche, an die Stelle von wissenschaftlich begründeten Gesetzen vage Analogien und leere Worte, sie übersah den hypothetischen Charakter ihrer Spekulationen und hielt sich für empirische Erforschung und quantitative Behandlung der Naturgegenstände zugut. Da liegt auch ihr Gegensatz zu Kant. Wenn dieser sagt, daß „wir von den Dingen nur das a priori erkennen, was wir selbst in sie legen", so meint er mit diesem „wir selbst" die Naturforscher und ihre methodische Arbeit, nicht spekulative Naturphilosophen, die ohne Methode und ohne Rücksicht auf die Erfahrung „Luft und Licht a priori konstruieren". Denn eben darin bestand die Gefahr der Naturphilosophie, daß sie trotz aller tatsächlichen Abhängigkeit von den zufälligen und jedesmal letzten Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Forschung ihrer Zeit — denn woher anders sollte sie ihren Stoff nehmen? — die Empirie gering achtete und ihr in willkürlichster Weise Gewalt antat. Wie man im sechzehnten Jahrhundert in faustischem Drang nach einem Zauberschlüssel suchte, der dem Menschen den Zugang zu der Natur und ihren Geheimnissen mit einem Schlag öffnen sollte, bis man entdeckte, daß die Mathematik zwar ein Schlüssel, aber kein Zauberschlüssel sei und die Natur sich zwar ihre Geheimnisse abgewinnen lasse, aber nur im langsam redlichen Bemühen einer methodisch fortschreitenden Forschung, wirklich nur durch Anwendung von Hebel und Schrauben, von Gewichtsteinen und Wage, so glaubten die Menschen auch jetzt wieder, und zwar nicht nur Dichter und Philosophen, in den Formeln der Naturphilosophie das einfache und direkte Mittel in die Hand bekommen zu haben und zur Erkenntnis und zum Verständnis der Natur, und der Mühe empirische Beobachtung und des methodischen Suchens auf dem Wege langsam, aber sicher zum Ziele führender Induktion überhoben zu sein.

Wie die Naturphilosophie auf die Zeitgenossen wahrhaft berauschend gewirkt hat, das beschreibt der Norweger Steffens in einem Brief an Schelling vom September 1800. Von seiner frühesten Kindheit an lebte und webte dieser für die Romantik prädestinierte Enthusiast in der Natur, sich von ihr loszusagen war ihm unmöglich. So suchte er unverdrossen alles zusammen, lernte Tiere und Pflanzen und Steine kennen, strich herum in den Gebirgen und auf den Feldern, zu Wasser und zu Lande und sammelte nicht ganz gewöhnliche Kenntnisse. Aber, klagt er, „das leidige stückweise Theoretisieren steckte mich an, das herrliche Ganze, was von meiner Kindheit meine Seele durchdrang, erstarb mir unter den Händen, es zerfiel in tausend Trümmer, und ich suchte vergebens aus dem zerschlagenen Gotte ein Ganzes kärglich zusammenzuleimen. Meine Freude war dahin, der innere Friede verloren, eine wunderliche Unruhe bezeichnete mein ganzes zerstörtes Wesen." Da lernte er Schelling kennen, es war ihm als hätte dieser für ihn geschrieben. Die Hoffnung belebte sich, seine

verlorene Jugend wieder zu erleben, das ganze Leben der Natur faßte ihn stärker, unwiderstehlicher als jemals; und was die Naturphilosophie anfing, vollendete der transzendentale Idealismus. Schon 1801 erschienen seine „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde", die streng naturwissenschaftlich anheben, dann ganz naturphilosophisch werden und schließlich echt romantisch bei der unendlichen Welt in den innersten Tiefen des eigenen Geistes endigen.

Wenn aber ein wirklicher Naturforscher wie Oken, der sich bemühte, die Naturphilosophie zum naturwissenschaftlichen System auszubauen, über diesen Bemühungen um ein spekulatives Ganzes die Detailarbeit des Forschers geflissentlich vernachlässigte, so scheint er damit die Ansicht zu bestätigen, daß die Naturphilosophie nicht nur nichts geleistet — denn wo sind heute diese spekulativen Lehrbücher und Systeme? —, sondern daß sie es sogar durch ihre „hohlen Worte" verschuldet habe, wenn wir Deutsche zu Anfang des Jahrhunderts in unserer Erkenntnis der Natur hinter den anderen Nationen soweit zurückgeblieben seien. Weil wir damals Naturphilosophie trieben, hatten wir keine Naturwissenschaft. Aber das ist doch nur die eine Seite, ist doch nur halb wahr. Kant und Fichte haben die Philosophie naturlos gemacht, Kant gegen seinen Willen, weil er, als Pietist herangewachsen, sich zur Natur kein Herz, fassen konnte, die Sinnlichkeit zum bloßen Stoff degradierte, sich um die Möglichkeit synthetischer Urteile a posteriori, d. h. um die induktive Wissenschaft und die empirischen Gesetze zu wenig kümmerte und vor dem kühnen Gedanken seiner genialen Jugendarbeit über „die Verfassung und den mechanischen Ursprung des ganzen Weltgebäudes" selber erschrak; Fichte, weil er subjektiver Idealist war und deshalb die Natur gewalttätig in ihrer Selbständigkeit und ihrem Eigenwert vernichtete. Ihnen gegenüber hat Schelling als Romantiker das Interesse an der Natur zunächst selber wieder gehabt und es dann auch der Wissenschaft seines Volkes wieder eingeflößt. Als aber die Orgien der unfruchtbaren Naturphilosophie vorüber waren, wie sich ihnen z. B. in Bamberg die „sehr berühmte Medizinalschule" eine Zeitlang hingab, da blieb als Residuum in diesem Taumelkelche zurück: das wirkliche Interesse an der Natur, das rasch genug auch die Deutschen zu methodischer Naturforschung trieb, und der Universalismus der Naturbetrachtung, der den Gedanken der Einheit sowohl der Natur selbst in allen ihren Teilen als auch der Natur mit dem Geist lebendig erhielt und das Band zwischen Naturwissenschaft und Philosophie nicht ganz abreißen ließ. So urteilte auch Alexander von Humboldt noch 1834 in einem Brief an Bunsen: „Ich habe nie anders als mit den Ausdrücken der Bewunderung von Schelling gesprochen. Einem Deutschen steht es wahrlich nicht an, das edle Bestreben, das Beobachtete zu verknüpfen, das Empirische durch Ideen zu beherrschen, mit Verachtung zu behandeln. Ich habe nie die Möglichkeit

einer Naturphilosophie bezweifelt, wenn mich auch der Teil derselben, welcher das Heterogene der Materie (spezifisch verschieden scheinender Stoffe) behandelt, bisher nicht überzeugt hat. Schellings Naturphilosophie, dem rohen Empirismus, der nüchternen Anhäufung von Tatsachen entgegenstehend, ist ganz von den philosophischen Träumereien verschieden, die nicht ihm, sondern mißverstandenen Lehren zugehören, aber allerdings eine Zeitlang von gründlich speziellem Wissen abhielten, weil die Jugend wähnte, man könnte eine spezielle Chemie, eine reinliche, a priori, ohne sich die Hände zu benetzen, eine Astronomie ohne Meßinstrumente und Fernröhre treiben. Ich bin fest überzeugt, der große Philosoph würde mit Achtung jeden behandelt haben, der auf dem Wege der Beobachtung den Horizont des menschlichen Wissens zu erweitern strebt, weil er in dem Beobachteten selbst das Material erkennt, welches der Geist ordnen, beherrschen soll."

Dieses Zeugnis wiegt doch recht schwer; denn Alexander von Humboldt hat die Zeiten der Naturphilosophie selbst mit durchlebt und ist es ja gerade gewesen, der durch sein umfassendes Wissen und sein erfolgreiches Forschen auf allen Gebieten der Natur, nicht zum wenigsten aber auch durch sein überragendes persönliches Ansehen, durch die Weltstellung, die er einnahm, jene Scharte der deutschen Naturforschung bald genug auswetzte und den Vorsprung anderer Völker vor uns mit Riesenschritten einholte. Unter seinem Einfluß hat sich die Berliner Akademie der Wissenschaften die naturphilosophische Spekulation energisch vom Leibe gehalten und ist seit Anfang des Jahrhunderts ein Sammelplatz geworden für echte Naturerkenntnis und für alle, die sich methodisch und redlich darum bemühten. Sein eigener „Kosmos" aber, der freilich auch nicht mehr ganz unangefochten gilt und seiner Idee und Absicht nach „mehr ein Werk des 18. als des 19. Jahrhunderts" genannt werden mag, bewies, daß man auch als exakter Naturforscher universal sein und aus der Einzelerkenntnis heraus zum Ganzen streben und darin erst Befriedigung für die sinnende Naturbetrachtung suchen und finden kann. Und heute ist die Naturphilosophie ja wieder da. Wenn wir auch zuweilen über Haeckels monistische Spekulationen die Geduld verlieren, weil es ihnen in bedauerlichem Maße an erkenntnistheoretischer Selbstzucht und Kritik fehlt, so haben wir doch unsere Freude daran. Es zeigt sich darin, wie die Philosophie die deutschen Naturforscher nicht losläßt und gerade die bedeutendsten unter ihnen geistreich und kühn macht. Mehr noch als Wilhelm Ostwald in seinen Vorlesungen über Naturphilosophie und in einer eigens von ihm für sie ins Leben gerufenen Zeitschrift und tiefer als er sind auch Robert Mayer und Helmholtz, der Physiker Hertz und der Chemiker van't Hoff Naturphilosophen und haben sich nicht gescheut vor einer aus der exakten Forschung herauswachsenden philosophi-

schen Betrachtung der Natur und einer metaphysischen Zuspitzung naturwissenschaftlicher Probleme.

Hegel

In dem romantischen Saus und Braus zu Jena hatte sich eben um die Wende des Jahrhunderts ein Landsmann Schellings diesem beigesellt, Georg Wilhelm Friedrich Hegel. In seiner Habilitationsschrift vom Sommer 1801 de orbitis planetarum hatte er unter anderem die Lücke zwischen den Planeten Mars und Jupiter besprochen, die schon Kant zu denken gegeben hatte. Während dieser sie naturwissenschaftlich zu erklären versuchte, dachte Hegel daran, an die Stelle der arithmetischen Progression der Entfernungen die pythagoreische Zahlenreihe von 1, 2, 3, 4, 9, 16, 27 zu setzen und so den größeren Zwischenraum zwischen dem vierten und fünften Glied des Systems begreiflich zu machen. Das war nun freilich deshalb falsch, weil — diese Lücke gar nicht existierte; ein halbes Jahr zuvor, am 1. Januar 1801 hatte sie Piazzi durch die Entdekkung der Ceres als des ersten der seither so zahlreich gefundenen Planetoiden für unser Wissen ausgefüllt. Für den Erklärungsversuch des jungen Naturphilosophen war das ein übler Zufall — übler noch als im Jahr zuvor für Schelling der Tod der Auguste Böhmer, den doch nur bösartige Gegner der „allerneuesten Philosophie", d. h. den Rezepten dieses ihres Bräutigams zur Last legen konnten. Aber es war ein Mißgeschick, wie es auch der exakten Naturforschung alle Tage passieren kann und oft genug schon passiert ist; in John Stuart Mills Logik kann man eine Reihe von Beispielen aus der Geschichte der exakten Wissenschaften dafür finden. Deshalb hatte Strauß ganz recht, wenn er dagegen protestierte, daß man diese Kleinigkeit gegen Hegel speziell und gegen die Philosophie im ganzen ausbeutete: „Der Löwe ist tot, gewisse Tritte aber dürfen darum unter uns nicht Mode werden."

Man tut aber noch aus einem anderen allgemeineren Grunde Hegel unrecht, wenn man ihn wegen dieses ganz beiläufigen Mißgriffs in seiner Habilitationsschrift besonderer naturphilosophischer Gewalttätigkeit und Konstruktionslust zeiht. Hegel hat sich damals nur ganz vorübergehend mit Schellings romantischer Philosophie identifiziert und auch später in seinem System die Naturphilosophie nur soweit, als es dessen Vollständigkeit erforderte, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, in den Kreis seiner Betrachtung hereingezogen. Und persönlich war es dem schwerfälligen, substantiellen Schwa[illegible] ohnedies nicht wohl in der geistreich-liederlichen Gesellschaft, die sich in J[illegible] um Karoline Böhmer-Schlegel-Schelling her zusammenfand; das zeigt eine s[illegible] tere drastische Äußerung über sie: „deren Tod wir neulich hier vernommen [illegible]

von der einige hier die Hypothese aufgestellt haben, daß der Teufel sie geholt habe". Die spielende Willkür romantischer Ironie und Subjektivität sagte seinem ernsthaften Wesen, seinem Durst nach Objektivität und seinem verzehrenden Hunger nach Realität nicht zu, und in der Philosophie interessierte ihn ohnedies der Geist und die von ihm gebaute Welt des Sittlichen mehr als die Natur.

So kam es frühe genug zwischen den beiden Jugendfreunden zum Bruch. In den Tagen der Schlacht von Jena vollendete Hegel seine Phänomenologie des Geistes mit jener gewaltigen Vorrede, die eine schneidige und schneidende Absage doch nicht nur an die Schellingianer, sondern wirklich an Schelling selbst und an seine „Begeisterung war, die wie aus der Pistole mit dem absoluten Wissen unmittelbar anfängt", an sein Absolutes als „die Nacht, worin alle Kühe schwarz sind", an „die triviale Prosa" und „die verrückte Rede" einer in der Philosophie wie in der Poesie grassierenden Genialität. Dabei kommt der Satz Hegels, daß „das Geistige allein das Wirkliche sei", freilich auch der Natur zugut: denn auch von ihr ergreift die Vernunft Besitz und „pflanzt auf allen ihren Höhen und in allen ihren Tiefen das Zeichen ihrer Souveränität auf" Naturphilosophie ist darum auch ihm stets ein Teil des Systems geblieben, und er hat es Schelling immer als Verdienst zugerechnet, daß er sie geschaffen und damit „den intelligenten Charakter der Natur als Bedürfnis der Wissenschaft ausgesprochen" habe. Aber ihm selber war sie der mindestwertvolle Teil, an dem ihm am wenigsten gelegen war. Denn die Natur ist doch nur der Geist „in seinem Andersein", seiner Entäußerung und Erstarrung, zu ihr hat sich die Idee selbst „entlassen", die Natur, auch die organische, hat keine Geschichte. In dieser abschätzigen Stimmung lag die Hemmung und Schädigung, womit nun auch die Hegelsche Philosophie die Beschäftigung mit der Natur, echte Naturwissenschaft und empirisch methodisches Forschen bedrohte, sobald sie die Geister zu beherrschen begann. Für Hegel gewinnt die Idee ihr wahres Sein erst im Menschen, aber nicht — darin liegt sein entschiedener Gegensatz zur Romantik — nicht in dem sich selbst bespiegelnden genialen einzelnen, sondern in den objektiven Mächten des menschlichen Gesamtlebens, in Recht und Staat, in Kunst, Religion und Sittlichkeit. Das Wort, daß man Gott mehr gehorchen müsse als diesen menschlichen Institutionen und ihrer Autorität, hat er um seines individualistischen Klangs willen nie gelten lassen, selbst in der Berufung auf das Gewissen sah er mehr die Gefahr des Fehlgreifens und Bösen als das gute Recht des Subjekts und seiner individuellen Überzeugung. So gut kannte er seine früheren romantischen Genossen und ihr — Gewesen. Und so ist ihm wichtiger als die Entwicklung der Natur in Mechanik, Physik und Organik und wichtiger als die Psychologie des subjektiven Geistes

mit ihren verschiedenen „Vermögen" und ihren empirischen Gesetzen, wie sie in ihrer damaligen Form als Physiognomik und Gallsche Schädellehre seinen kaustischen Witz herausforderten, der Gang der Geschichte; denn hier steht über dem einzelnen der Staat, über dem Gewissen des einzelnen die Macht der Sitte, nur hier wird das Vernünftige wirklich.

Damit hat Hegel doch auch seinerseits einen romantischen Zug festgehalten, ja ihn erst vollends recht zur Geltung gebracht, den Historismus. Dadurch daß er in der Geschichte Vernunft fand und in ihr „die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes" sah, hat er sie eigentlich erst interessant gemacht. Den unter Schopenhauerschen Einflüssen zustande gekommenen Individualismus der Windelbandschen und Rickertschen Geschichtsphilosophie hätte er weit von sich gewiesen. Aber durch jenes historische Interesse erhielt nun auch die Phänomenologie des Geistes romantische Form. Sachlich handelt es sich in ihr um das Werden der Wissenschaft und des Wissens, um die Erhebung des Bewußtseins von seinen niedersten Stufen und Formen auf den zur Erkenntnis des Absoluten nötigen spekulativen Standpunkt des absoluten Wissens. Die Phänomenologie des Geistes ist somit eine Entwicklungsgeschichte des Einzelbewußtseins. Aber mit dieser individuellen Bildungsgeschichte kombiniert Hegel sofort die Bildungsgeschichte der Menschheit: die psychologische Entwicklung des Bewußtseins ist im wesentlichen identisch mit der Bildungs- und Kulturgeschichte der Menschheit. Daher entfaltet sich vor unseren Augen das reiche Leben des Geistes nach zwei Seiten hin — nach der Seite des einzelnen als Geschichte seiner Bewußtseinsstufen von den niederen hinauf zu jener höchsten des absoluten Geistes, und nach der Seite des Ganzen als Geschichte der charakteristischen Bildungs- und Kulturstufen der Menschheit. Diese beiden Reihen werden aber nicht geschieden und unterschieden, sondern sie laufen in dem Werk ungeschieden durcheinander und gehen unmerklich ineinander über. Und auch bei der zweiten Reihe verfährt Hegel noch einmal nicht streng historisch, sondern mit einer gewissen Willkür hebt er diejenigen Epochen heraus, die für die jedesmalige individuelle Bewußtseinsstufe als Parallelerscheinung dienen können und sie in ein helles Licht setzen. Um sich hierzu das Recht zu wahren, nennt er keine Namen von Völkern, Philosophen und Richtungen, wählt auch gelegentlich solche Erscheinungen aus, die ihm zufällig nahe lagen, während sie für uns jetzt längst wieder bedeutungslos geworden oder vergessen sind. Die Folge dieser Behandlungsart ist eine gewisse Undurchsichtigkeit und Schwerverständlichkeit des Werkes, das damit an Dantes Divina commedia erinnert. Treffend sagt er selber: „Das Ziel, das absolute Wissen oder der sich als Geist wissende Geist hat zu seinem Weg die Erinnerung der Geister, wie sie an ihnen selbst sind und die Organisation ihres Reiches vollbringen. Ihre Aufbewahrung nach der

Seite ihres freien in der Form der Zufälligkeit erscheinenden Daseins ist Geschichte, nach der Seite ihrer begriffenen Organisation aber die Wissenschaft des erscheinenden Wissens; beide zusammen, die begriffene Geschichte, bilden die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes, die Wirklichkeit, Wahrheit und Gewißheit seines Throns, ohne den er das leblose Einsame wäre: nur

aus dem Kelche dieses Geisterreiches
schäumt ihm seine Unendlichkeit."

Noch viel mehr aber klingt die Phänomenologie an den ja auch stark romantisch gefärbten zweiten Teil von Goethes Faust an; an ihn erinnert daher Hayms Äußerung über sie: „hier werde das Fest des absoluten Wissens gefeiert: diese Feier würdig zu begehen, werde ein romantischer Maskenzug aufgeführt; in langer Reihe erscheinen vor dem Throne des Absoluten historische Figuren, zu psychologischen Geistern verkleidet und wiederum psychologische Potenzen unter der Maske historischer Gestalten". Aber seinem bösen Urteil gegenüber: die Phänomenologie sei das Werk eines „unverzeihlichen Konfusionarius", „eine durch die Geschichte in Verwirrung und Unordnung gebrachte Psychologie und eine durch die Psychologie in Zerrüttung gebrachte Geschichte", hat doch Eduard Zeller fraglos mehr recht, wenn er die Phänomenologie „das Genialste" nennt, was Hegel geschrieben habe. Es ist — romantische Genialität, gewiß; aber es ist das geistreichste Buch, das jemals geschrieben worden ist.

Im übrigen ist trotz seines Wurzelns in der Romantik und trotz des Tributes, den er ihr durch seinen Historismus dargebracht hat, Hegels Philosophie dennoch ein Kampf gegen die Romantik und ein Sieg über sie. In ihr ist der Geist Herr geworden über die Natur und die Geschichte Herr über den einzelnen und über das Belieben des einzelnen; und so bedeutet sie die Abkehr von der romantischen Naturphilosophie — sie ist wesentlich Philosophie des Geistes —, und die Abkehr vom romantischen Subjektivismus: die Objektivität oder Substanzialität, wie sie sich im Reich der Sitte, in den großen Mächten der Kultur und Geschichte darstellt, überwindet alle subjektive Willkür und ist darum in ihrer ganzen reichen Fülle der Gegenstand dieses Philosophierens. Das Antigoneproblem ist auch das Problem Hegels. Damit berührt er sich mit dem griechischen Geiste, für den er sich mit Hölderlin frühe schon begeistert hatte, an die Stelle des romantischen Subjektivismus tritt bei ihm die klassische Objektivität, und so steht er den Neuhumanisten und vor allem Goethe viel näher als den romantischen Genossen seiner Jenaer Dozentenzeit, wie ihn denn auch Goethe seinerseits wohl zu schätzen wußte. Für beide ist das Wirkliche eine Macht, vor der sie sich respektvoll beugen.

Aus diesem Gegensatz gegen die Romantik heraus, in der der einzelne mit

seinen Gefühlsansprüchen und der Willkür seiner genialen Einfälle wahre Orgien feiert, ist die Hegelsche Philosophie zu begreifen als ein Kampf gegen den einzelnen. Darum haßte auch Nietzsches „Erzieher" Schopenhauer diesen Philosophen der Objektivität gewissermaßen antecipando als den großen Antipoden seines individualistischen Zöglings, der ihm aber mit der Zeit doch gerechter geworden ist als der romantische Meister selber, weil er ihm ferner stand und Witterung hatte für alles, was Geist besaß und Geist war. Geist aber ist das Element der Hegelschen Philosophie.

Doch ehe Hegel über die Romantik siegen konnte, mußte den Menschen seiner Zeit und mußte auch ihm selber der Wert jener objektiven Mächte, des Staates und der Sitte, des Volkstums und der Religion durch den Gang der Weltgeschichte erst wieder zum Bewußtsein gebracht werden: an den Wert dieser Güter mußten sie glauben lernen, ehe Hegels Philosophie ausreifen und Einfluß gewinnen, ehe die Zeitgenossen an sie glauben und sich für sie begeistern konnten. Darum haben auch wir, nach dem Vorgang der Phänomenologie, in die Geschichte des Bewußtseins unseres Volkes hier zum erstenmal ein Stück wirklicher Geschichte einzufügen und zuzusehen, wie diese auf jenes gewirkt und seine Entwicklung in neue Bahnen gelenkt hat.

Drittes Kapitel:
Preußens Fall und Wiederaufrichtung

Deutschland bis zum Falle Preußens

Neben der rationalistischen Weltanschauung ist zu Anfang des Jahrhunderts noch ein anderes Stück und Werk des Aufklärungszeitalters in die Brüche gegangen, nicht das geringste oder schlechteste, — das Friderizianische Preußen, der Staat des aufgeklärten Despotismus. Erst schien es, als sollte er durch die reaktionäre Regierungsweise seines Nachfolgers langsam untergraben werden. Das Wöllnersche Religionsedikt vom 9. Juli 1788 war eine Kriegserklärung gegen den bis dahin herrschenden Geist der Aufklärung; mit Hilfe der Zensur und vexatorischer Maßregeln gegen einzelne, die selbst vor Kant und gerade vor ihm nicht haltmachten, hoffte man mit ihm fertig zu werden. Aber noch wurzelte er zu tief in den mittleren Schichten des Volkes und in weiten Kreisen der Beamtenschaft, und so erhob sich ein heftiger Widerstand gegen diese Bedrohung der Geistesfreiheit, an dessen Spitze man den allzu gewissenhaften und in seinem Alter ruhebedürftigen Kant nur ungern vermißt. Dieser Opposition war die Faulheit des „betrügerischen und intriganten Pfaffen", wie Friedrich der Große Wöllner genannt hat, und war das ganze unmoralische und heuchlerische Regiment Friedrich Wilhelms II. nicht gewachsen. Und ein Jahr nach dem Erlaß des Edikts erhob sich im Westen die große revolutionäre Sturmflut, die ohnedies Freund und Feind, Aufklärung und Reaktion unter ihren Wogen verschlingen sollte.

Deutschland war kein Staat, so hatte sich auch kein staatliches und nationales Bewußtsein entwickeln können; Bildung und Anschauungsweise waren individualistisch, um den Menschen allein handelte es sich, nicht um den Bürger, nicht um das Volk; daher ging ähnlich, wie im Hellenismus nach Alexander dem Großen, dem Individualismus ein weitherziges Weltbürgertum zu Seite, das an den staatlichen Pflichten achtlos vorüberging. „Es bildete sich," wie v. d. Marwitz sagt, „der Wahn aus, daß man ein Weltbürger sein könne, ohne ein ordentlicher Staatsbürger zu sein." Schon für Lessing war das Lob eines eifrigen Patrioten das letzte, wonach er geizen würde, des Patrioten nämlich, der ihn vergessen lehrte, daß er ein Weltbürger sein solle; und noch 1778 wünschte er recht sehr, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört". Justus Möser mit seinen „patriotischen Phantasien" ein weißer Rabe, wenn er auch in Herder auf geistigem Gebiet einen Ge-

sinnungsgenossen hatte und der patriotischen Romantik präludierte. Nur schelte man sie ob dieses ihres Universalismus nicht allzu hart, die führenden Geister in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts: sie bauten inzwischen doch an dem einen großen deutschen Vaterland, an dem geistigen Kaiserreich deutscher Nation, dessen Hauptstadt Weimar und dessen Reichskanzler Goethe war. Deutschland wurde zuerst kulturell zu einem Volke geeinigt, ehe es sich politisch zu einem machtvollen Staatengebilde zusammenschloß. Und an Goethe und seiner Welt ging den Zeitgenossen doch so etwas wie nationales Empfinden auf.

Nun hatten freilich die preußischen Fürsten auch einen Staat geschaffen, und Friedrich der Große hatte ihn durch seine unvergleichliche Genialität als Feldherr und Staatsmann einer Welt von Feinden gegenüber aus seiner Kleinheit herausgehoben und groß und mächtig gemacht; ja er hatte noch mehr getan: er hatte nach Goethes Zeugnis auch dem deutschen Geistesleben „wahren und höheren eigentlichen Lebensgehalt" gegeben; „die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können". Und ihm nach schuf Lessing, der so verächtlich vom Patriotismus sprach, in seiner Minna von Barnhelm ein Werk „von vollkommenem norddeutschem Nationalgehalt".

Aber gerade Goethe, der sich rühmte, schon als Knabe preußisch gesinnt gewesen zu sein, korrigiert sich sofort: „oder um richtiger zu reden, fritzisch gesinnt, denn was ging uns Preußen an"; und ebenso fühlte in Schwaben Schubart fritzisch, nicht preußisch. Auch hier war es also ein einzelner, nicht der Staat, dessen Diener dieser einzelne doch nur sein wollte; und so hat, jedenfalls außerhalb Preußens, gerade die Größe Friedrichs und die Begeisterung für ihn dem Individualismus noch einmal neue Nahrung gegeben. Wenn man sah, wie selbst die geschlagenen Franzosen für den Sieger von Roßbach schwärmten, so konnte man in der Tat an den Sieg rein menschlicher Größe über nationale Völkertrennung glauben. Und gleich hinterdrein folgte die Reaktion in Preußen: damit schien der Beweis erbracht, daß nur jener „einzige" Dank und Liebe und Bewunderung verdient habe, am Staat dagegen wirklich nichts gelegen sei. Damals hat Wilhelm von Humboldt den preußischen Staatsdienst verlassen.

Da kam in Frankreich die Revolution, ein großes politisches Ereignis, dessen Heldenspieler kein einzelner, sondern ein ganzes Volk war. Natürlich rüttelte es auch in Deutschland die Geister mächtig auf und entflammte sie zunächst zu jauchzender Zustimmung: man denke an Klopstock und Wieland, an Fichte und Wilhelm von Humboldt, an Georg Forster in dem freilich ganz besonders tollen Mainz oder an Josef Görres und sein „rotes Blatt" in Koblenz; und noch 1798

hat sie Kant in der „Rechtslehre" als die „hoffnungsvolle Wende der Zeiten" begrüßt. Aber bei den meisten folgte unter dem Eindruck der Pariser Schreckenstage ebenso rasch Abkühlung und Ernüchterung: so radikal und so blutig hatten sich diese weltbürgerlichen Optimisten eine Revolution doch nicht vorgestellt. In demselben Werk, das als Produkt seines Alters allerdings auch sonst von Widersprüchen nicht frei ist, gibt Kant dem Schauder über die Hinrichtung eines Monarchen durch sein Volk den denkbar stärksten Ausdruck. Und noch deutlicher spiegelt sich die wechselnde Stimmung dieser neunziger Jahre in den Wandlungen von Friedrich Gentz: erst begrüßte er die Revolution mit lautester Zustimmung; gleich darauf bekämpfte er in seiner Übersetzung des konservativen Werkes von Burke ihren Radikalismus und Individualismus, ihren von Rousseau stammenden Atomismus; und als 1797 Friedrich Wilhelm III. den preußischen Thron bestieg, da war er wieder liberal und empfahl dem König ein liberales und nationales Regiment.

Im allgemeinen aber schien die Wirkung auf Deutschland überhaupt keine nachhaltige zu sein. Am Ende des Jahrhunderts war fast überall die alte politische Gleichgültigkeit und Teilnahmlosigkeit wieder da — im Norden infolge des Basler Friedens, durch den die schwache und zerfahrene Regierung in Preußen den Krieg aufgab und sich in eine unrühmliche Neutralität zurückzog, im Süden umgekehrt als Wirkung der leidigen Erfahrungen, die man in dem lange sich hinschleppenden Kriege machte. Deshalb träumten gerade damals viele besonders lebhaft den Traum vom ewigen Frieden oder schrieben gegen den Unsegen und das Überflüssige der stehenden Heere. Unter dem Eindruck des von Preußen geschlossenen Friedens hat auch Kant 1795 seinen philosophischen Entwurf „zum ewigen Frieden" veröffentlicht, der der Abneigung gegen das „heillose Kriegführen" einen freilich nicht aktuell klingenden Ausdruck gegeben hat. Für Deutschland beginnt die neue Zeit wirklich nicht schon mit dem Jahre 1789.

In dieser Apathie sah man das leuchtende Gestirn des großen Korsen mehr staunend oder ästhetisch bewundernd als in patriotischer Beklemmung und zorniger Anteilnahme am politischen Himmel aufsteigen und nahm seine Siege und seine bald auch auf deutsches Gebiet sich erstreckenden Eroberungen hin wie ein Unabwendbares und Unentrinnbares. Mit divinatorischem Scharfblick hat ihn Schiller im Wallenstein gezeichnet,

den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg,
Und ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Das Schlußwort seines Reiterliedes in Wallensteins Lager

Es sitzt keine Krone so fest und so hoch,
Der mutige Springer erreicht sie doch

war mit Bewußtsein auf Napoleon gemünzt und unter dem Eindruck seiner Siege und Erfolge dem Liede nachträglich hinzugefügt worden.

Wenn Schiller auf den Wallenstein den „Tell" folgen ließ, um sich damit von diesem Eindruck freizumachen und die Völker gegen „Tyrannenmacht" zur Einigkeit und zur Empörung aufzurufen, so gaben sich dagegen Männer wie Goethe und Hegel, wie Johannes von Müller und Johann Peter Hebel, jeder natürlich in seiner Weise, der überwältigenden Macht dieses ungeheuren Menschen, also wiederum eines einzelnen, völlig hin. In seiner Objektivität wohl am charakteristischsten schreibt darüber Hegel zwei Tage vor der Schlacht bei Jena: „den Kaiser — diese Weltseele — sah ich durch die Stadt zum Rekognoszieren hinausreiten. Es ist in der Tat eine wundersame Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier, auf einen Punkt konzentriert, auf einem Pferde sitzend, über die Welt übergreift und sie beherrscht". Um so mehr ließ die Würdelosigkeit, mit der im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 die deutschen Fürsten, die blieben, diejenigen beraubten, welche gingen, das deutsche Volk kalt; man war im eigenen Hause ans Antichambrieren und Bestechen so gewöhnt, daß man die Schmach nicht empfand, die im Vorzimmer des Herrn von Talleyrand zu Paris deutsche Fürsten und Minister auf sich luden. Und ebenso blieb die Ironie unbemerkt, die darin lag, daß in Deutschland die Fürsten zu Revolutionären wurden, indem die Großen die Kleinen mediatisierten und säkularisierten und sich dabei um legitimes Recht den Teufel kümmerten.

Würdiger war das Ende des alten römischen Reichs deutscher Nation, dem Hegel schon vier Jahre zuvor in seiner „Kritik der Verfassung Deutschlands" als einem bloßen „Gedankending" das Grablied gesungen hatte. Aber eben weil Deutschland „kein Staat mehr war", wurden ihm, als es nun auch äußerlich zu existieren aufhörte, doch nur wenige Tränen nachgeweint und selten ein Klagelied wegen seines Verschwindens angestimmt. Dagegen wallte ob der Gründung des Rheinbunds unter Napoleons Protektorat manchem wackeren deutschen Manne gar zornig das Blut. Der Bayer Yelin gab in seiner Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" diesem Gefühl der Empörung den entschiedensten Ausdruck und entwarf zugleich ein so klares Bild von politischen Situation — nur über Sachsen und dessen Fürsten hat er sich ü getäuscht — und kennzeichnete die von Napoleon her drohende Gefahr, w es vollends heiße „ein Gott und ein Napoleon", so richtig, daß wir uns ü

das Schicksal des Büchleins nicht allzusehr wundern dürfen. Als Napoleon darauf aufmerksam wurde, trat er ihm wie einer feindlichen Macht mit Haß und Verfolgung entgegen und ließ, da er seines Verfassers nicht habhaft werden konnte, wenigstens den Verleger, den Buchhändler Palm in Nürnberg, wider Völkerrecht und Gerechtigkeit erschießen. Darüber gingen vielen die Augen auf. Immerhin blieb gerade im Süden und Westen Deutschlands die öffentliche Meinung trotz allem unklar und zerrissen. Ein Nationalgefühl war nicht da, ein Staatsbewußtsein noch weniger. Das ruhmlose Zusammenbrechen der deutschen Staaten vor Napoleon rief den Zweifel am Bestehenden, an dem schon die Revolution in Frankreich den Glauben weithin erschüttert hatte, aufs neue wach. Dazu kam die Gestalt Napoleons selbst, unter dessen Fahnen die Söhne der kleinen Staaten jahrelang siegreich und ruhmvoll fochten; deshalb hat sich der Napoleonskultus in den Rheinbundsstaaten so lange erhalten, — man denke z. B. an Wilhelm Hauffs Novelle vom „Bild des Kaisers". Die Beamten freuten sich über die straffe Zentralisation und die Umgestaltung der Verwaltung, die überall einen Fortschritt zum Besseren bedeutete, die Untertanen über die Durchführung des Grundsatzes der Gleichheit vor dem Gesetz. Im Rheinbund wurden diese zusammengestoppelten Staatengebilde bureaukratisch moderniſiert, und dabei drang, z. B. in Bayern durch Montgelas, der Geist der Aufklärung in Gebiete, wohin ihm bis dahin vor allem durch die Kirche der Zutritt verschlossen geblieben war. Diesen Anteil am Aufbau des modernen Staates soll man der Aufklärung nicht bestreiten und schmälern, hier in diesen neuen Königreichen und Großherzogtümern ohne Tradition und geschichtliche Vergangenheit, „bloßen Aggregaten verschiedenartiger Bestandteile", konnte sie, wie es ihrem unhistorischen Wesen entsprach, unbekümmert um früher Geltendes ein Neues schaffen nach den Rezepten der Vernunft, nach Schema und Schablone; und da hat sie vieles recht gut gemacht. Das muß man ihr um so mehr zugut schreiben, als sie auf der andern Seite eine um so gewaltigere Einbuße erleiden sollte — durch den Untergang des friderizianischen Staates.

Denn in diesem Augenblick brach über Preußen die große Katastrophe herein. Dort war zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach der unfähigen und moralisch unwürdigen Regierung Friedrich Wilhelms II. der neue König Friedrich Wilhelm III. mit seiner liebreizenden Gemahlin, der Königin Luise, mit begeisterten Erwartungen begrüßt worden. Und wirklich wurde dem ... mlosen Pfaffen- und Höflingsregiment rasch ein Ende gemacht, das Wöllsche Edikt aufgehoben und das Land „von dem orthodox-pietistischen Staatsschentum befreit". Die schwer getroffene Aufklärung atmete wieder auf und ...te sich, den neuen König zu den Ihrigen rechnen zu dürfen; erfüllt von

kühnen Hoffnungen, hat Gentz zum Erstaunen und Entsetzen einer an stummes Gehorchen gewöhnten Beamtenschaft seine liberalen und nationalen Wünsche vor dem Throne selbst niedergelegt.

In den eben damals sich bildenden romantischen Kreisen aber erinnerte man sich der altgermanischen Königs- und Mannentreue und beteiligte sich enthusiastisch an den im Interesse des Königtums gegründeten „Jahrbüchern der preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms III." und an dem hier gepflegten Königskultus. Wieder war es Novalis, der auch ihn auf die Spitze trieb, Königtum und Hofleben romantisierte, d. h. ins Maßlose und Märchenhafte erhob und umdeutete, den König als „einen zum irdischen Fatum erhobenen Menschen" feierte, in der Königin „die Muse erblickte, die den Poeten mit heiliger Glut erfüllt und zu sanften himmlischen Weisen sein Saitenspiel stimmt", diejenigen glücklich pries, die in der Nähe dieses Paares weilen dürfen — „das glänzendste Fest ihres Lebens, der Anlaß einer lebenslänglichen Begeisterung" —, und den beiden allerlei überspannte Aufgaben zuwies. Und doch war gerade diesem König gegenüber alles Idealisieren und alles an seine Persönlichkeit sich knüpfende Hoffen und Wünschen vergeblich. Dem persönlich ehrenwerten Fürsten fehlte es bei allem guten Willen an Energie und Initiative, an jeglicher Schlagkraft des Entschlusses und noch vorher an Intelligenz, um zu sehen, was seinem Staat not tat, und daß dem Übel nicht abzuhelfen sei, „wenn nicht das Volk selbst vaterländischer gemacht und sein innerstes Leben mit dem Staatsleben verflochten würde". Gegenüber dem romantischen Überschwang der Zeit war Nüchternheit und Schwunglosigkeit geradezu sein bestes Teil. Dadurch unterblieben von vornherein im Innern viele dringend notwendigen Reformen, andere blieben, wenn begonnen, auf halbem Wege stecken; nach außen wurde der alte Kurs jener auch von Pelin so hart gegeißelten schwächlichen Neutralität weitergesteuert, die das linke Rheinufer preisgab und begehrlich von Napoleon Hannover annahm. So trieb unter Haugwitz' unfähiger Leitung der äußeren Angelegenheiten das preußische Staatsschiff rettungslos dem Zusammenstoß entgegen, bei dem es zerschellen sollte. Und dieser Zusammenbruch war furchtbar, denn es ging alles verloren, auch die Ehre!

Das Erwachen eines neuen Geistes

Gerade in der Tiefe des Falls lag aber die Möglichkeit der Rettung und Wiedererhebung. Die Rheinbundsstaaten haben äußerlich durch Napoleon mehr gewonnen als verloren; ein nationales Bewußtsein, das sich dieses Gewinnes und

dieser ganzen Staatenexistenz von Napoleons Gnaden hätte schämen müssen, war nicht da, und so fügte man sich hier im ganzen willig in das französische Protektorat oder in die französische Fremdherrschaft, einzelne schlossen sich geradezu mit Begeisterung den Siegern an; ein so ehrlicher Mann wie der Schwabe Reinhard fand kein Arges dabei, dem Kaiser als Diplomat auch gegen sein Vaterland zu dienen. Norddeutschland dagegen und speziell Preußen wurde von Napoleon mit ausgesuchter Grausamkeit und verletzendem Übermut behandelt, hier gesellten sich zu den physischen und materiellen Leiden des Krieges die moralischen Nöte. Offizieren und Bürgern stieg die brennende Schamröte in die Wangen, wenn sie Festung um Festung unrühmlich kapitulieren und im eigenen Lager die Beispiele von Schwäche und Verrat sich mehren sahen; der zum Preußen gewordene Johannes von Müller war nicht der einzige, der seinem Vaterland die Treue brach. Und zu der Scham gesellte sich der Haß gegen den erbarmungslosen Gegner, der den preußischen Staat in Trümmer schlug, den König und, wie man fälschlich glaubte, sogar die allverehrte Königin brüskierte, dem Volk unerschwingliche Lasten auferlegte und durch das Verbot des Handels mit England, das man in seiner Berechtigung damals nicht verstanden hat, jedem einzelnen Hause seine schwere Faust zu spüren gab. So ging in jenen Jahren eine Saat furchtbaren Hasses auf.

Aber hinter diesem Haß, der oft recht berserkermäßige Formen annahm, verbarg sich ein anderes Höheres, das dafür bürgte, daß er nicht tatenlos bleiben und nicht in ohnmächtigen Wutausbrüchen sich verpuffen werde: der Däne Niebuhr, der gerade in diesem Augenblick (1808) Preußen sich zum Vaterland wählte, rühmte „die Kraft, den Ernst, die Treue und Gutmütigkeit", die sich in diesem Volke zusammengefunden haben und die nun alsbald an der Wiederaufrichtung des in Trümmer geschlagenen Staates zu arbeiten begannen. Aber welches Staates?

Der Schlag hatte den friderizianischen Staat und das friderizianische Heer getroffen; daher ist es nicht verwunderlich, daß gerade die Männer, die sich um die Wiedererhebung Preußens besonders verdient gemacht haben, die Stein und Scharnhorst und Gneisenau, den großen Friedrich stets mit einer gewissen Abneigung betrachtet und diese auch auf die Aufklärung im allgemeinen ausgedehnt haben; ihnen nach meinte ja noch 80 Jahre später Treitschke daß „die schonungslose Wahrhaftigkeit des Krieges die Phrasen der aufgeklärten Eitelkeit vernichtet" habe.

Aber unrecht hatte jene Abneigung und hat dieses moderne Urteil doch. Nicht Friedrich war der Besiegte, im Gedanken an ihn hat der unbefangener urteilende Schleiermacher ganz im Gegenteil sich und seine Hörer in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin aufgerichtet und sie ermahnt, festzuhalten an dem

bleibenden Erbe, das er seinem Volke hinterlassen habe. Fünf solcher Güter zählt er auf: Arbeitsamkeit und Sparsamkeit; rechtliches Wesen und Biederkeit; unbedingte Gleichheit vor dem Gesetze; das Bestreben, die einmal erkannte Wahrheit um jeden Preis zum Siege zu führen; und die Liebe zur Glaubens- und Gewissensfreiheit. Was ist das anders als das Erbe der Aufklärung? Nicht sie trägt also die Schuld am Untergang, sondern das träge Festhalten an altgewordenen Formen, die unter den neuen Verhältnissen und einem mit neuem Geist erfüllten Feinde gegenüber auf dem Gebiet der Heereseinrichtungen und der Kriegskunst, der Finanzverwaltung und der Staatsleitung versagen mußten. Die preußische Staatsmaschine war auf einen Lenker wie Friedrich den Großen eingestellt: weder der zweite noch der dritte Friedrich Wilhelm glich dem großen Vorgänger in irgendeinem Zuge, darum konnten die Zwerge die Maschine des Riesen nicht im Gang erhalten. Daß aber ihre Zertrümmerung so tief empfunden wurde, das war doch Friedrichs Verdienst, der sein Volk nicht nur fritzisch, sondern auch preußisch und staatlich fühlen gelehrt hatte. Jenen Ernst und jene Treue, die Niebuhr dem preußischen Volke nachgerühmt hat, entnahmen die Führer der Aktionspartei nicht allein dem kategorischen Imperativ Kants, sondern noch vorher dem Moralismus der Aufklärung, in deren Geist sie aufgewachsen waren. Treitschke rühmt den Prediger Erman, der beim Einzug Napoleons in Berlin diesem sagte, ein Diener des Evangeliums dürfe nicht die Lüge aussprechen, daß er sich freue über den Einzug des Feindes: ich nehme an, daß dieser Berliner Prediger, der lange Jahre Mitglied der vom Geist des Rationalismus erfüllten Akademie der Wissenschaften war und seinem Sohne eine „ethisch-philosophische Richtung" gab, zu den Aufgeklärten gehört hat und in Kraft seines Rationalismus den Mut fand, bei diesem Anlaß dem Sieger die Wahrheit zu sagen. Ebenso waren die Gneisenau, Boyen und Humboldt erst Zöglinge der Aufklärung, ehe sie die Regeneratoren Preußens wurden. Sie waren daneben freilich auch noch ein anderes, sie waren Anhänger Kants.

Denn darin hatten jene Männer natürlich recht: geholfen konnte nur werden durch den Bruch mit den Voraussetzungen und Ideen des aufgeklärten Despotismus, nur nicht weil er aufgeklärt, sondern deswegen, weil er despotisch war und es schon unter dem alternden Friedrich immer mehr geworden war. Der Despotismus mit seiner Losung: nichts durch das Volk! hat in diesem den Geist der Initiative und die Kraft des Widerstands gelähmt; wollte man also den korsischen Eroberer bekämpfen und ihm seinen Raub wieder entreißen, so durfte man nicht passiv bleiben, durfte wirklich nicht, wie der Minister v. der Schulenburg am 17. Oktober 1806 in Berlin hatte anschlagen lass Ruhe als die erste Bürgerpflicht betrachten; zu handeln galt es, und zwar k

es darauf an, daß jeder einzelne handelte und für das Vaterland an seinem Teil und mit seiner Kraft eintrat.

Und hierbei mischte sich dem vielfach matt und schlaff gewordenen Geiste der Aufklärung der große Gedanke Kants vom kategorischen Imperativ der Pflicht zu. Die beiden Anschauungen flossen den meisten ganz unbewußt zusammen und bewiesen ihre ursprüngliche Verwandtschaft gerade auch in dem, was sie den Besten gaben und waren. Die Lehre vom kategorischen Imperativ in ihrer Kantschen Fassung ist ja als wissenschaftliche Grundlage der Moral fraglos falsch, lange ist die deutsche Ethik dadurch auf einem Irr- und Umweg festgehalten worden: wir dürfen das Sittengesetz nicht als ein Faktum betrachten, das aus einer andern intelligibeln Welt in diese empirische Menschenwirklichkeit hereinragt, sonst bleibt es unbegriffen und unbegreiflich; und wir dürfen die Neigung nicht so rigoristisch zu Boden schlagen und nicht so dualistisch von der Pflicht trennen, sonst kommt die Individualität nicht zu ihrem Recht und ist die Ausgestaltung des Menschen zu einer einheitlichen sittlichen Gesamtpersönlichkeit, das Handeln als ein persönliches unmöglich. Aber als Moralpredigt war der kategorische Imperativ doch wertvoll, und so hat diese andere Kopernikustat Kants, sein „du kannst, denn du sollst" in jener Zeit ganz gewaltig gewirkt. Was den Menschen des Aufklärungszeitalters mit ihrem unverwüstlichen Optimismus, ihrem oft recht kleinlichen Glücksverlangen und ihren weichen Sentiments bei aller Ehrenhaftigkeit und allem Tugendstreben fehlte, das gab ihnen dieser mächtige Mahnruf des Königsberger Moralphilosophen zu dem erhabenen Gedanken der Pflicht und der Pflichterfüllung um jeden Preis, auch unter Darangabe der eigenen persönlichen Neigung und des eigenen individuellen Glücksgefühls, — er gab ihnen Eisen ins Blut. Aber noch einmal, der Gegensatz zwischen diesen beiden Weltanschauungen ist den meisten nicht zum Bewußtsein gekommen: direkt aus der Aufklärung heraus sind die Menschen jener Tage hinübergewachsen in den Kantschen Pflichtbegriff, ohne dessen wissenschaftliche Begründung sich zu eigen zu machen, und ohne daß sie aufhörten und aufhören wollten, Menschen der Aufklärung zu sein. Ein reiner Kantianer war nicht schon Boyen, sondern erst der neun Jahre jüngere Clausewitz.

So wundern wir uns nicht, daß der erste, der den Gedanken der Wiederaufrichtung aus dem tiefen Fall erfaßte und aussprach, der nächste Thronerbe Kants gewesen ist, Fichte mit seinen gewaltigen Reden an die deutsche Nation. Wunderlich ist bei ihm freilich ein Persönliches, der rasche Übergang in en politischen Anschauungen vom Weltbürgertum zum Nationalismus. In „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters", also noch 1805 war er auf Standpunkt Lessings gestanden. Er hatte gefragt: „welches ist denn das

Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers?" und seine Antwort hatte gelautet: „Im allgemeinen ist es Europa, insbesondere ist es in jedem Zeitalter derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht. Jener Staat, der gefährlich fehlgreift, wird mit der Zeit freilich untergehen, demnach aufhören auf der Höhe der Kultur zu stehen. Aber eben darum, weil er untergeht und untergehen muß, kommen andere, und unter diesen einer vorzüglich herauf, und dieser steht nunmehr auf der Höhe, auf welcher zuerst jener stand. Mögen dann doch die Erdgeborenen, welche in der Erdscholle, dem Fluß, dem Berg ihr Vaterland erkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben; sie behalten, was sie wollten und was sie beglückt: der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen werden und hin sich wenden, wo Licht ist und Recht. Und in diesem Weltbürgersinn können wir denn über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns vollkommen beruhigen, für uns selbst und für unsere Nachkommen, bis an das Ende der Tage."

Aber vor der Not des Vaterlandes zerstob dieser erhaben sich dünkende Kosmopolitismus wie Spreu vor dem Winde, der Kosmopolit wird zum Patrioten, der Universalist steht und fällt mit seiner Nationalität. Man liebt es heute, sich als ein tieferer Kenner Fichtes dadurch zu zeigen, daß man die Größe des Sprunges und der Sinneswandlung leugnet und auf den engen Zusammenhang zwischen dem Weltbürgertum von 1805 und dem Nationalismus von 1807 hinweist. Der Sprung ist nicht größer, er ist aber auch nicht kleiner als der zwischen dem christenverfolgenden Saulus und dem christusgläubigen Paulus. Auch bei Fichte war an die Stelle des Unglaubens an die eigene Zeit der Glaube an das deutsche Volk getreten. Mit Kants Appell an die Tatkraft und an das Pflichtgefühl der Menschen als sittlich vernünftiger Wesen war er durchaus einig; deswegen hatte er soeben noch über seine sündhaft selbstsüchtige Zeit mit ihren drei Hauptlastern der Faulheit, der Feigheit und der Falschheit seinen Fluch ausgesprochen. Jetzt aber gewann er, wie bei Kant die Ethik in Glauben ausmündet, entsprechend der religiösen Wendung, die eben damals seine Philosophie zu nehmen sich anschickte, durch das „Ihr werdet, ihr könnt nicht untergehen" das Gefühl des Vertrauens, den Glauben an die sittlich göttliche Weltordnung wieder. „Mit uns gehet die Zeit Riesenschritte. Irgendwo hat die Selbstsucht durch ihre vollständige Entwicklung sich selbst vernichtet, indem sie darüber ihr Selbst und dessen Selbständigkeit verloren." In diesem Prophetenton verkündigt er in seinen Reden an die deutsche Nation seinem am Boden liegenden, unselbständig gewordenen Volke voll idealistischer Glaubenszuversicht: ihr könnt nicht verschwinden aus der Reihe der Völker. Motiviert aber wird dieses Vertrauen doch wieder universalistisch damit, daß die Deutschen für den Gang der Menschengeschichte unentbehrlich

seien. Die Menschheit muß ihre Bestimmung erreichen, das kann sie nur durch wahre Bildung, und diese ist einzig bei den Deutschen möglich und wirklich; denn sie sind, sagt er mit Schiller und mit Wilhelm von Humboldt, abgesondert von allem Politischen, das eigentliche Menschheitsvolk, wie es einst die Griechen gewesen sind, sind allein ein Urvolk, weil nur sie „eine bis zu ihrem ersten Ausströmen aus der Naturkraft lebendige Sprache" haben. Daraus folgt, daß bei ihnen allein die Geistesbildung ins Leben eingreift, daß es ihnen allein mit aller Geistesbildung rechter eigentlicher Ernst ist, daß sie endlosen Fleiß und Ernst in allen Dingen haben und daß nur hier auch „das große Volk" bildsam ist. In solchen großen und allzugroßen Worten und Gedanken steckt noch einmal der alte Kosmopolitismus: nicht um Deutschland allein handelt es sich, sondern noch immer um die Menschheit — „wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit" —; aber deren Schicksal hängt jetzt an der Existenz des deutschen Volkes, das der einzige Träger wahrer Kultur und bei dem allein noch Ursprünglichkeit und Liebe zur Freiheit, Wissenschaft und Philosophie, Gesittung und Religiosität zu finden ist. In dieser universalistischen Hülle wird der Kosmopolitismus bei Fichte zum Patriotismus, zur „verzehrenden Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert und der Unedle, der nur um des Ersten willen da ist, sich eben opfern soll". Nicht mehr an die Menschheit im ganzen, sondern an die deutsche Nation wendet sich der Redner und greift damit alsbald wieder hinaus über den spezifisch preußischen Patriotismus; was ihn erfüllt, ist eine große und weite, eine echt deutsche Vaterlandsliebe. Das zeigt gleich der Eingang der Reden: „Ich rede für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben. Wir werden zeigen, daß jedwede andere Einheitsbezeichnung oder Nationalband entweder niemals Wahrheit und Bedeutung hatte, oder falls es sie gehabt hätte, daß diese Vereinigungspunkte durch unsere dermalige Lage vernichtet und uns entrissen sind und niemals wiederkehren können; und daß es lediglich der gemeinsame Grundzug der Deutschheit ist, wodurch wir den Untergang unserer Nation im Zusammenfließen derselben mit dem Auslande abwehren und worin wir ein auf ihm selber ruhendes und aller Abhängigkeit durchaus unfähiges Selbst wiederum gewinnen können." Wodurch dieses Selbst wiedergewonnen werden kann, durch eine aus philosophischem Geiste fließende Nationalerziehung, davon wird später die Rede sein. Hier ist nur noch darauf hinzuweisen, daß sich dieser deutsche Prophet im Gegensatz zu denen des Alten Testaments, die nur zu oft Lügen gestraft worden sind durch den Gang der

Geschicke ihres Volkes, im Glauben an die Zukunft seines deutschen Volkes nicht getäuscht hat. Seine Beschwörungen, die sich an Jünglinge und Alte, an Geschäftsmänner, Denker, Gelehrte und Schriftsteller, an die Fürsten Deutschlands und an die Deutschen insgesamt wenden und diese wuchtigen Reden so wuchtig abschließen, waren nicht vergeblich. Die Wirkung dieser Worte, die zugleich Taten waren, reichte weit hinaus über die Kreise derer, die sie hörten; und daß so Tiefes verstanden wurde, war ein Zeichen, daß wirklich noch geistige Kraft und eine Summe wahrer Bildung in diesem am Boden liegenden Volke steckte. Und auch das dürfen wir zu erwähnen nicht vergessen, daß die Stimme dieses gewaltigen Redners an die deutsche Nation auch in unseren Tagen wieder lebendig geworden ist.

Zum Katheder aber wollte sich auch die Schaubühne gesellen. Wie Fichte war auch Heinrich von Kleist durch die Schule Kants hindurchgegangen; die Bekanntschaft mit ihm war ihm zum Erlebnis geworden, aber dieses Studium hatte ihn nicht befreit, sondern ihn nur in ein Meer von Zweifeln, selbst an seinem eigenen Dichterberuf, gestürzt. Auch machte ihn das Jahr 1806 nicht sofort zu dem patriotischen Dichter, der er wurde: das Elend französischer Fremdherrschaft mußte erst noch schwerer auf seinem Volke lasten und sich ihm auch persönlich spürbar machen, bevor er aus seinem Traumleben erwachte, seine egoistischen Schmerzen von sich schüttelte und den größeren Schmerz fürs Vaterland empfand. Schon der Michael Kohlhaas, diese großartige Erzählung voll packender Realistik trotz ihres romantischen Schlusses, ist die Verkörperung der damals in der Luft liegenden Idee, daß verletztes Rechtsgefühl mit Notwendigkeit umschlage in Selbsthilfe und wilde Rachbegier. Aber das war doch nur ein Vorspiel zu dem grandiosen Rachedrama, der Hermannsschlacht. Dem Rachegefühl gibt Hermann selbst den denkbar stärksten Ausdruck, wenn er ruft:

Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
Sich eingefilzt, wie ein Insektenschwarm,
Muß durch das Schwert der Rache jetzo sterben. — —
Die Guten mit den Schlechten! Was! Die Guten!
Das sind die Schlechtesten! Der Rache Keil
Soll sie zuerst vor allen andern treffen!

oder wenn er Thusnelda, die ihn an die wackere Tat eines jungen römischen Centurio erinnert, die Antwort gibt:

Er sei verflucht, wenn er mir das getan!
Er hat auf einen Augenblick
Mein Herz veruntreut, zum Verräter
An Deutschlands größer Sache mich gemacht! — —

Ich will die höhnische Dämonenbrut nicht lieben!
So lang sie in Germanien trotzt,
Ist Haß mein Amt und meine Tugend Rache!

Das alles gilt natürlich nicht sowohl von Hermann und den Römern, als vielmehr von der Gegenwart: Hermann ist der Vertreter des deutschen Volkes von 1809, das gegen den Erbfeind sich erheben soll, ein Mann, wie ihn Kleist und alle Patrioten mit ihm herbeisehnten zur Befreiung der Nation. Und die verräterischen deutschen Fürsten, die Fust, Aristan und wie sie alle heißen, die dem Fremden helfen, das eigene Volk zu knechten, wo sind sie zu suchen, wenn nicht in den Staaten des Rheinbundes? Ja selbst die „Mißvergnügten" sind keine anderen als die sich sammelnden Mitglieder des Tugendbundes, die nach Kleists Auffassung zu viel schwatzen und zu wenig handeln. Darus auf der andern Seite ist der brutale französische Marschall mit dem bißchen Firniß der Formen, Ventidius der französische Diplomat, der in den Boudoirs der Damen mehr Glück hat als an dem Hofe, bei dem er akkreditiert ist, und der doch diese deutschen Frauen tief verachtet. Und endlich eine solche deutsche Frau — Thusnelda, von der Kleist selber einmal gesagt hat: „sie ist im Grunde eine recht brave Frau, aber ein wenig einfältig, wie die Weiberchen sind, die sich von den französischen Manieren fangen lassen". So war das Stück trotz seines entlegenen Stoffes ein ganz aktuelles und modernes; und so mußte der Deutsche damals wirklich fühlen, denken und handeln, wenn er seinen Unterdrücker los werden wollte, so haben — einzelne spezifisch Kleistsche Kraßheiten abgerechnet — viele der Besten wirklich gedacht. Um so tragischer, daß der Dichter nicht die Aufführung, ja nicht einmal den Druck des Stückes erlebt hat. Gewiß fühlte man so. Aber es aussprechen zu hören und es sich einzugestehen, davor erschraken diese im Kosmopolitismus des achtzehnten Jahrhunderts aufgewachsenen Menschen noch immer; und dem kategorischen Imperativ entsprachen solche leidenschaftlichen Rachegefühle natürlich auch nicht. So ist für die Hermannsschlacht die Zeit erst gekommen, als der Krieg von 1870 jenes nationale Fühlen wieder erneuerte und uns in die Stimmung von 1809 zurückversetzte, und als auf der anderen Seite der Sieg jene Tage der Schmach und des Leidens, des Hasses und der Rache in Vergangenheit verwandelte und an ihre Stelle die Sicherheit des Besitzes treten konnte. Und 1914 kam noch einmal die Zeit dafür: jetzt war das Stück nicht nur dem patriotischen und nationalen Empfinden zugänglich, auch das Krasse daran wurde verständlich in einem Augenblick, wo man das „Gott strafe England" zur Losung machen zu wollen schien und Lissauers Haßgesang populär zu werden drohte. Glücklicherweise hat unser Volk, zu allererst das Volk im feldgrauen Waffenkleid, diese Stimmung auch diesmal wieder als undeutsch mit raschem Ruck sich von der

Seele geschüttelt, und so können wir die Hermannsschlacht wieder historisch nehmen und uns über die krassen Einzelheiten nach wie vor durch den ästhetischen Wert und den nationalen Gehalt des Stückes im ganzen hinweghelfen.

Endlich steht neben Katheder und Theater die Kanzel, von der herab Schleiermacher, zuerst in Halle, dann nach der gewaltsamen Aufhebung der dortigen Universität besonders wirkungsvoll in Berlin seinen Hörern die Zeichen der Zeit deutete und ihnen Mut in die Seele gab. Gewiß klang das Thema, „daß die letzten Zeiten nicht schlechter sind als die vorigen", damals vielen paradox und allzu optimistisch; aber überzeugend weiß der Redner der Erkenntnis, daß im bürgerlichen Zusammensein bisher nicht alles so gewesen sei, wie es hätte sein können und sollen, die Auffassung von der großen Erschütterung der Zeit als einem reinigenden Übel und das frohe Bewußtsein zu entnehmen, daß man sich nun entsündigt habe und vieles ausgetilgt werden könne. In einer anderen Predigt knüpft er an den Gedanken „von der Beharrlichkeit gegen das uns bedrängende Böse" die Warnung, daß das Böse nicht unsern Mut daniederschlagen, daß wir nicht unsere Besonnenheit verlieren und endlich daß wir uns nicht die Lust und Freude am Leben rauben lassen sollen; denn dadurch würde auch die Lust, den Kampf zu erneuern, vermindert und die Fähigkeit, richtig zu beurteilen, was geschehen soll, geschwächt. Besonders hoch anrechnen aber wollen wir es dem ehemaligen Romantiker, daß er in der oben schon erwähnten Predigt „über die rechte Verehrung gegen das einheimische Große aus einer früheren Zeit" vor allem an Friedrich den Großen erinnerte und dessen Geist wieder heraufbeschwor. So wird es uns von den dreien doch nur ganz wohl und frei bei dieser stillen Klarheit und tief sittlichen Beurteilung der Lage, weil Schleiermacher, ohne die beängstigende Leidenschaftlichkeit Kleists und ohne die Überschwenglichkeit und das eintönige, auf die Dauer doch ermüdende und allzu aufdringliche Pathos Fichtes, schlicht und fein durch den Verstand zum Herzen redet und das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit nun auch durch eine Religion der Stärke und des Willens zur Tat ergänzt, wie sie der Deutsche inmitten einer Welt von Feinden damals wie heute nötig hatte.

Ein neuer Staat

Während aber so in Hörsälen und Kirchen und, wenigstens der Absicht nach, auch von der Bühne herab der Geist entfesselt wurde, nachdem er so lange gebunden war, und mit ihm, zwar noch immer kein staatliches, aber doch ein nationales Bewußtsein wachgerufen wurde, kamen nun die Männer der Tat an die Reihe, und aus den Trümmern baute die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung einen neuen Staat.

Der Grundgedanke dieser großen Reform war dem friderizianischen Staatsideal direkt entgegengesetzt: zwischen ihm und ihr lag die französische Revolution mit ihren großen befreienden Gedanken. Im Staat des aufgeklärten Despotismus hieß es freilich: alles für das Volk, aber leider auch: nichts durch das Volk! „Alle Kräfte erwarteten," wie Stein es formuliert hat, „den bewegenden Stoß von oben;" nirgends war infolgedessen Selbständigkeit und Selbstgefühl. Die Einsicht, daß Bildung auch politisch freimachen müsse, hatte jenem hyperindividualistischen und in seinem universalistischen Empfinden ganz unpolitischen Zeitalter gefehlt. Jetzt dagegen lautete die neue Parole: Entbindung der Kräfte des Volkes, Entfesselung der Volkskraft, Hilfe durch Selbsthilfe, durch Mithilfe eines freien, sich selbst verwaltenden Volkes. Die Befreiung der erbuntertänigen und tatsächlich leibeigenen Bauern von der Gebundenheit an die Scholle und an den Rittergutsbesitzer, die Selbstverwaltung der Städte, die Umwandlung des geworbenen Söldnerheeres in ein Volk in Waffen, die Schaffung der Landwehr und endlich die geistige Erneuerung und Emporbildung, wie Wilhelm von Humboldt als Unterrichtsminister sie anbahnte und einleitete: — darauf richteten sich die weitausgreifenden Gedanken dieser Reform; Preußen war nie größer als damals, wo es ganz am Boden lag.

Die Wucht dieser Reform und die kraftvolle Art ihrer Durchführung liegt zum Teil darin begründet, daß die führenden Geister, die den König kannten, auf den unentschlossen Zögernden ihre Hoffnung nicht bauen konnten und ihrerseits entschlossen waren, nötigenfalls selbst über seinen Kopf hinweg Preußen wieder stark und frei und groß zu machen: die Treitschkesche Legende von Friedrich Wilhelm III. haben die Lebenserinnerungen der Generale von Boyen und von der Marwitz erbarmungslos zerstört. Man spürt in solchen kühnen Gedanken und Plänen noch die Nähe der französischen Revolution und das Wehen ihres scharfen Geistes. Aber in erster Linie war es doch ein anderer, ein neuer in den Zeiten der Not erstarkter Geist und die Einsicht, daß aus solcher Not nicht der maschinenmäßig blinde Gehorsam, wie ihn der Despotismus gefordert hatte und der Gouverneur von Berlin nach der Schlacht von Jena noch immer fordern wollte, sondern nur das eigene in Freiheit starke Pflichtgefühl helfen könne. Und es war zugleich der Glaube an die idealen Mächte und ihre sieghafte Kraft. „Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist," dieses Fichtesche Wort gab den „Ideologen" den Mut zum Kampf und den Glauben an den Sieg über den großen

listen, der Europa seinen Fuß auf den Nacken setzte und die Ideologen verte oder sie — man denke an die Ächtung Steins und an die Aufhebung der versität Halle — voll Haß und geheimer Furcht verfolgte. Die Schillersche hnung

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft

wurde verstanden und wurde jetzt erst zu einer Macht. Und mit dem kategorischen Imperativ Kants und dem sittlichen Pathos des Schillerschen Patriotismus und Idealismus stimmte in diesem Augenblick auch die für Volkstum und Deutschtum sich begeisternde Romantik aufs beste zusammen. Fichtes Idee eines Normal- und Urvolks ist trotz ihrer Geschichtslosigkeit romantisch. Aber nicht nur Ernst Moritz Arndts „vom Geist der Zeit", auch des Knaben Wunderhorn, Görres' Buch über „die teutschen Volksbücher", v. d. Hagens Arbeit am Nibelungenlied und Arnims in Heidelberg erscheinende Zeitung für Einsiedler gehören mit in dieses allgemeine Aufwachen der Geister und des deutschen und seines Deutschtums sich bewußt werdenden Geistes.

So ging den Befreiungskriegen eine Zeit politischer und geistiger Befreiung voran. Auf sie hat der deutsche Liberalismus, wenn er sich recht versteht, als auf die Stunde seiner Geburt hinzuweisen, in dieser Vereinigung von politischer und geistiger Freiheit liegen noch immer die stärksten Wurzeln seiner Kraft. Nur wenn er frei ist, kann man den Bauern und den Arbeiter zum Soldaten brauchen und ihn sein Vaterland lieben lehren; nur ein sich selbst verwaltendes Bürgertum versteht den Staat und gewinnt Interesse an ihm; nur ein im Geiste der Freiheit erzogenes, intelligentes und aufgeklärtes Volk kann nach den Worten des alten Weisen „um sein Gesetz", d. h. um seine Sitte und seine nationale Kultur „kämpfen wie um eine Mauer".

Dazu aber mußte der Staat vor allem aufhören eine Maschine zu sein, er selbst mußte sich mit Geist erfüllen. In den sechziger Jahren hat man in Süddeutschland über die Anmaßung Preußens gespottet, sich den Staat der Intelligenz zu nennen; aber in jener Blütenzeit der großen Reform war das Wirklichkeit und war es damit ernst. Schon im Sommer 1807 hatte dem König als Antwort an eine Deputation aus Halle jemand das schöne Wort eingegeben: „der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat". Seit dieser Zeit dachte man in Berlin an die Schaffung eines großen wissenschaftlichen Instituts; und dieses Höchste erreichte Wilhelm von Humboldt, als er in dieser notvollen Zeit mutig die Gründung der Berliner Universität an Stelle der beiden verloren gegangenen Universitäten Halle und Erlangen in die Hand nahm und sie seiner feinen Art und seinen hohen Gedanken entsprechend auch glücklich zustande brachte. Er sah darin eine große nationale, will sagen: eine allgemein deutsche Aufgabe und Angelegenheit. Preußisch und deutsch zugleich war es gedacht, wenn er dem König schrieb: „ein Staat wie ein Privatmann handelt immer gut und politisch zugleich, wenn er

in einem Augenblicke, wo ungünstige Ereignisse ihn betroffen haben, seine Kräfte anstrengt, irgend etwas bedeutend Wohltätiges dauernd für die Zukunft zu stiften und es an seinen Namen anzuknüpfen", und wenn er in der Berliner Hochschule „der deutschen Wissenschaft eine kaum noch gehoffte Freistatt" eröffnen wollte, „um einen neuen Eifer und neue Wärme in ganz Deutschland für das Wiederaufblühen des preußischen Staates zu erregen und ihm alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessierte, auf das festeste zu verbinden, in einem Zeitpunkte, wo ein Teil Deutschlands vom Kriege verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird."

In diesem Sinn ist die Berliner Universität gegründet und ist gleich darauf auch die Akademie reorganisiert worden, wirklich als Verkörperung des Gedankens von „der Solidarität des preußischen Staates und der geistigen Bildung, des Gedankens, daß die Kraft Preußens in der Kraft der Intelligenz ruhe". Und wenn wir an Schleiermachers „gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn" und an den Einfluß denken, den gerade er gegenüber den utopistischen Vorschlägen Fichtes auf die neu zu errichtende Hochschule und als Mitglied der Akademie auf diese geübt hat, so haben die drei Weltanschauungen der Aufklärung, des Neuhumanismus und der Romantik auch jener gemeinsam ihr Bestes als Feengeschenk in die Wiege gelegt, und auch an der Umgestaltung der Akademie zu einer „höchsten und letzten Freistätte der Wissenschaft und der vom Staate am meisten unabhängigen Korporation" haben alle drei zusammengearbeitet.

Am mächtigsten war aber, jedenfalls an der neuen Universität, durch Wilhelm von Humboldt doch der Beitrag des Neuhumanismus. Diese ganz individualistische und scheinbar lediglich ästhetische Bildung trug hier alsbald praktische Früchte, der Gedanke Schillers von der ästhetischen Bildung als der notwendigen Vorstufe der sittlich politischen bekam durch die Geschichte vollauf recht: Patriotismus und echt vaterländische Begeisterung, und bald auch staatliche und politische Gesinnung, wovon das Jahrhundert der Aufklärung nichts gewußt und nichts gewollt hatte, knüpft sich an Humboldts neuhumanistische Bildungsreform: von den Universitäten und der neuhumanistisch organisierten Gymnasien strömten die Jünglinge 1813 und 1815 wie hundert Jahre später in Scharen als Freiwillige unter die Fahnen; und diese junge Regimenter leisteten damals wie heute ihr Bestes.

Aber noch ein anderes erkannten die Fichte und Humboldt und Stein, daß man zur Selbsthilfe und zur Selbständigkeit das Volk als ganzes und von unten herauf erziehen müsse. Der Neuhumanismus mit seiner ästhetischen Bildung hat etwas Aristokratisches, die Philologie, der Wolf „sein unbändiges Selbst-

gefühl" mit auf den Weg gegeben, hat es noch heute in der Form, daß sie leicht bildungshochmütig wird: dadurch hat sie die Gunst des Volkes verloren und die klassische Bildung selbst um Kredit und Popularität gebracht. Das war nicht die Art und Meinung eines so feinen und edlen Geistes gewesen, wie Wilhelm von Humboldt einer war. Echte Bildung ist nie hochmütig; auch Humboldt war es bei allem seinem Aristokratismus nicht. Ihm ist, vielleicht als erstem, die soziale Bedeutung der Musik, der religiösen vor allem aufgegangen, wenn er von ihr sagt, sie sei „ein natürliches Band zwischen den unteren und höheren Klassen der Nation; dies sei es, was ihr vorzüglich beim Gottesdienst, dessen ganz eigentlicher Zweck es sei, alle Glieder der Nation nur als Menschen und ohne die zufälligen Unterschiede der Gesellschaft zu vereinigen, einen so großen und mächtigen Einfluß verschaffe". In solch sozialem Sinne waltete dieser Individualist seines Amtes, damit beschämte dieser „Heide" zugleich auch das Mißtrauen seines Königs, der ihm, dem dezidierten Nichtchristen, nur den Unterricht, nicht auch den Kultus anvertrauen zu dürfen glaubte. Daneben hat er freilich auch selber einmal gesagt, Musik und Religion seien „nicht sein Genre".

Von jenem sozialen Gesichtspunkt aus, der bei ihnen ein nationaler war, haben dann Stein und Humboldt die Hilfe des Mannes angerufen, auf den auch schon Fichte in seinen auf Nationalerziehung dringenden Reden hingewiesen hatte, die Hilfe Pestalozzis. Auch in diesem pädagogischen Genie steckte wie in Fichte eine stark sozialistische Ader; der Ausgangspunkt seiner pädagogischen Reform war tief im innersten Herzen der, daß ihn seines Volkes jammerte. Das haben wir erst neuerdings, in dem sozialistischen Drittel des Jahrhunderts, entdeckt und verstehen gelernt. Zunächst sah man in ihm nur den Pädagogen, dessen Methode, wie der Freiherr vom Stein sagte, „die Selbsttätigkeit des Geistes erhöhe, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen errege, das Leben in der Idee befördere und den Hang zum Leben im Genuß mindere und ihm entgegenwirke". Am tiefsten hat es aber doch Fichte erfaßt, zugleich in Anlehnung an Platons Staatspädagogik. Eine neue Erziehung schien ihm der einzige Weg zur Rettung, sie ein- und durchzuführen wies er dem Staat als Aufgabe zu; dabei scheute er sich in seinem gewalttätigen Idealismus nicht, ihm das Recht des Zwingens in weitestem Umfang zuzusprechen; galt es doch die Erziehung allgemein zu machen für jeden seiner nachgeborenen Bürger ohne Ausnahme. Dieser neuen Erziehung ist nur die Welt, die durch das Denken erfaßt wird, die wahre und wirkliche, in sie hat sie also ihre Zöglinge einzuführen; der feste und gewisse Geist, die einzige mögliche Grundlage eines wohleingerichteten Staates, soll in allen erzeugt werd
So hängt Wissenschaftslehre und Pädagogik zusammen. Das Ziel aber ist
nationale, die Erziehung nach ihm Nationalerziehung. Enthusiastisch wird

so beschrieben: dieser „zu erzeugende Geist führt die höhere Vaterlandsliebe, das Erfassen seines irdischen Lebens als eines ewigen und des Vaterlandes als des Trägers dieser Ewigkeit und, falls er in den Deutschen aufgebaut wird, die Liebe für das deutsche Vaterland als einen seiner notwendigsten Bestandteile unmittelbar in sich selber; und aus dieser Liebe folgt der mutige Vaterlandsverteidiger und der ruhige und rechtliche Bürger von selbst". Aber der Universalismus ist noch immer da: denn über den nächsten Zweck hinaus wird durch diese Erziehung „der ganze Mensch nach allen seinen Teilen vollendet, in sich selbst abgerundet, nach außen zu allen seinen Zwecken in Zeit und Ewigkeit mit vollkommener Tüchtigkeit ausgestattet".

Wenn aber die bisherige Erziehung mechanisch und darum durchaus verfehlt war, an welchen Punkt der wirklichen Welt kann dann jenes Neue angeknüpft werden? Darauf antwortet Fichte: an den von Pestalozzi erfundenen, vorgeschlagenen und unter seinen Augen schon in glücklicher Ausübung befindlichen Unterrichtsgang soll es sich anschließen. Seine Persönlichkeit, die er treffend mit der Luthers vergleicht, gibt den erfreulichen Beweis, daß das deutsche Gemüt in seiner ganzen wunderwirkenden Kraft in dem Umkreis der deutschen Zunge noch immer walte; seine Absicht ist gut, die freie Geistestätigkeit des Zöglings, sein Denken, in dem späterhin die Welt seiner Liebe ihm aufgehen soll, anzuregen und zu bilden; und gut ist auch das Mittel, den Zögling in die unmittelbare Anschauung einzuführen, seine Geistestätigkeit zum Entwerfen von Bildern anzuregen und nur an diesem freien Bilden ihn lernen zu lassen alles, was er lernt. Nur erscheint ihm für seine Absichten der nächste Zweck Pestalozzis, „äußerst vernachlässigten Kindern aus dem Volke, unter der Voraussetzung, daß das Ganze bleibe, die notdürftigste Hilfe zu leisten", zu eng und zu begrenzt.

Und doch lag gerade hier das, was Preußen brauchte: Weckung und Belebung aller Kräfte! Hilfe zur Selbsthilfe! Das war das rechte Wort für jene Zeit, wo es galt, auch in Preußen „die gesunkene Menschheit vom Verderben zu retten durch Weckung und Stärkung ihrer besten echt menschlichen Kräfte". Daher sahen die Nicolovius und Süvern und bald auch Wilhelm von Humboldt in Pestalozzi einen Verbündeten und Mithelfer an ihrem großen Werk, daher erschien ihnen die Rezeption seiner Pädagogik als ein brauchbares und notwendiges Bestandstück ihrer politischen und nationalen Aufgabe. „Wir werden aufleben in deinem Licht und du wirst auch in uns Wunderkräfte wecken", ieb der enthusiastische Nicolovius, als 1809 die Verbindung mit Yverdon eknüpft wurde. Denn nun holte man Pestalozzis Schüler nach Preußen : sandte junge Leute aus Preußen zu ihm, und diese brachten dann voll ifterung mit nach Hause, was sie bei Vater Pestalozzi gesehen und gelernt

hatten, um es in der Heimat anzuwenden und weiterzubilden. Bald erfüllte so der Geist des großen Schweizers noch vor der Schule seiner eigenen Heimat die preußische und weiterhin auch die Volksschule der anderen deutschen Länder. Und da sich dieser Geist in der Forderung wahrer Menschenbildung und der Entwicklung von Kraft, d. h. in dem Gedanken der richtig verstandenen „formalen Bildung" mit dem Neuhumanismus berührte, so war wenigstens die Möglichkeit einer organischen Verbindung aller Erziehungs- und Unterrichtsstufen zu einem einheitlichen Ganzen, wie sie Pestalozzi verlangte und Süvern auch für Preußen erstrebte, gegeben. Dieser letzte, echt soziale Gedanke einer organischen Einheit aller Schulstufen und Schulgattungen blieb freilich einstweilen Gedanke und Idee, wie er es in der Hauptsache noch heute ist. Aber für die geistige Höhe jener Zeit ist der aus diesen Anschauungen heraus von Süvern vorgelegte Entwurf zu einer allgemeinen preußischen Schulordnung, wenn er auch nicht Gesetz geworden ist, doch überaus bezeichnend. „Alles wird der Staat in und mit seinen Bürgern erreichen können, heißt es da, wenn er sorgt, daß sie alle in einem Geist von Jugend auf für seine großen Zwecke, deren Gegenstand ja ihre eigene Gesamtheit ist, gebildet, dadurch zugleich schon früh innerlich konsolidiert werden." Deshalb aber soll, meint der damalige preußische Geheimrat, nichts durch Vorschriften und Formen gebunden und nicht alles in überall gleicher Einförmigkeit in den Gang einer Maschine gebracht werden; denn „nicht die toten Kräfte der Natur sind es, worauf der preußische Staat gegründet ist, sondern die lebendigen, unendlicher Erhöhung und Entwicklung fähigen Kräfte der Menschenwelt". So geistesmächtig und so freiheitlich walteten unter der Führung Wilhelm von Humboldts die damaligen preußischen Geheimräte ihres Amtes, sie fürchteten den Geist nicht, wie manche ihrer Epigonen, sondern sie selber haben ihn entbunden und entfesselt. „Damals ist," wie Harnack sagt, „der Grund zu dem Vertrauen gelegt worden, welches die Wissenschaft zu dem preußischen Kultusministerium hegt." In Kraft dieses Geistes erstand aus Niederlage und Fall der preußische Staat als ein neuer zu höherem Leben.

Die religiöse Erneuerung

Schule und Wissenschaft im Bunde mit der Vaterlandsliebe und im Dienst der Wiederaufrichtung des Staates, die als eine geistige und sittliche gedacht war —: dazu kam nun noch als drittes die Religion. Die Aufklärungsreligion mit ihrem dürren Moralismus und ihrer dünnen, unhaltbaren Metaphysik war abgestanden und tot: als rationaler Supranaturalismus, wie sie sich später in mehr verschämter Form gern nannte, war sie Sache eines unklar vermit-

telnden, schwächlichen Denkens ohne rechte Überzeugungskraft und ohne alle Volkstümlichkeit; und ebenso war der Moralismus zwar durchaus achtungswert und rechtschaffen, aber — die Predigten zeigen es — entsetzlich trocken und nüchtern und kein spezifisch Religiöses mehr. Auch Kant hatte, trotz der tiefen Aus- und Umdeutung protestantischer Glaubenslehren in seiner Religionsphilosophie, hierin keinen Wandel geschafft: diese spekulative Deutung verstand man nicht, der Begriff des Mythus war auch ihm noch nicht aufgegangen, und über dem im Vordergrund stehenden Dringen auf das Moralische kam das Gefühlsmäßige der Religion in keiner Weise zu seinem Recht. Durch den Neuhumanismus aber waren die Gebildeten in ihrer Abneigung und Ablehnung alles Positiven in der Religion vollends bestärkt worden. Da war, wie ein befruchtender Regen über dürres Ackerland, Schleiermacher gekommen mit seinen Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Hier pulsierte zum erstenmal wieder echt religiöses Leben und Empfinden, Begriffen wie Offenbarung, Glaube, Eingebung, Heilige Schrift, war das Existenzrecht wieder zurückgegeben, das sie in der orthodoxen Fassung der rationalistischen Kritik gegenüber nicht hatten behaupten können.

Aber aus den Kreisen der Romantik entsprungen war diese gefühlsmäßige Auffassung eine Gefahr, weil sie, freilich nicht bei ihrem Urheber selbst, gar zu leicht sich mit ihren sonstigen Tendenzen, besonders den ästhetischen und reaktionär mittelalterlichen, verbinden konnte. Friedrich Schlegel, der ihnen als erster zugejubelt hatte, freilich ohne ihren positiv aufbauenden Sinn und ihren in Frömmigkeit freien, in Freiheit frommen Geist zu verstehen, suchte bald darauf seinen Frieden im Schoß der mittelalterlich-römischen Kirche und trat in die Dienste Metternichs. Und sachlich können auch wir an der in den Reden formulierten Auffassung des Religiösen als Mangel hervorheben, daß sie im Gegensatz zu der moralisierenden Aufklärung dem Sittlichen zu wenig Platz und Wert eingeräumt habe in und für die Frömmigkeit. Doch hat Schleiermacher selber diese Lücke dadurch ergänzt, daß er den Reden die Monologen folgen ließ; und in seinen Predigten durchdringen sich ohnedies das Religiöse und das Sittliche zu unauflöslicher Einheit. Denn wenn diese Gefühlsreligion weite Kreise gewinnen, wenn die Religion überhaupt wieder selbständige Macht und Bedeutung erlangen sollte auch in den Kreisen der Bildung, wo man ihr zuletzt verächtlich den Rücken gekehrt hatte, so mußte sie sich doch wieder mit sittlichen Tendenzen verbinden und mit sittlichem Inhalt erfüllen, mußte sie vor allem auch stark sein und stark machen. Und das kam: Not lehrt beten! Die Not der Zeit von 1806 bis 1815 hat die Deutschen wieder beten, wieder religiös empfinden gelehrt und ihnen gleichzeitig den Wert von Charakter und Pflichterfüllung, von sittlichen Aufgaben und Gütern und von einem Wollen

und Handeln aus Gotteskraft heraus zum Bewußtsein gebracht. Wir dürfen ja nur an die Dichter der Freiheitskriege denken und an ihre starkmachenden Lieder, die am Wachfeuer und auf dem Marsch gesungen wurden, an das Körnersche „Vater, ich rufe dich!", an das Arndtsche „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte", an das Schenkendorffsche „So zündet nun die Feuer in Gottes Namen an", oder dürfen nur sehen, wie die Freiwilligen von den Kirchen, von der Abendmahlsfeier weg ins Feld gezogen sind. Staatsmänner und Feldherrn wie Stein und Gneisenau waren fromm, deshalb schon fühlten sie sich gegensätzlich gestimmt gegen das Aufklärungszeitalter und seinen großen Vertreter, den Voltärianer auf Preußens Königsthron; und in demselben Sinn ereiferte sich E. M. Arndt über Friedrichs „undeutsche Art". Selbst die Philosophie nahm bei Fichte unter dem Einfluß der Zeitereignisse eine religiöse Wendung: dachte er doch 1813 daran, als Feldprediger aber, wenn das der mangelnden Ordination wegen untunlich sei, als religiöser Redner im Hauptquartier mitzuziehen, um in den Leitern und Anführern „heiligen ernsten Sinn zu befördern und alles daraus herzuleiten", um „die Kriegführer in Gott einzutauchen", und verpflichten will er sich, seine Vorträge auf dem Boden des Christentums und der Bibel zu halten. Jeder Krieg stimmt ja, wenn er nicht wie der Dreißigjährige zu lang dauert und dann alles verroht und verwildert, die Menschen fromm; aber hier sehen wir den religiösen Zug doch ganz besonders stark, viel stärker akzentuiert, als dies z. B. 1870 der Fall war, wo dem Krieg nicht die Unterdrückung, dem Sieg nicht die Niederlage vorangegangen ist, oder wo uns nicht die Größe der Gefahr und die Schwere des zu bestehenden Kampfes beten gelehrt hat.

So ging die politische und geistige Erhebung Preußens mit einer sittlich religiösen Erneuerung des Volkes und nicht zum wenigsten auch der Gebildeten des Volkes Hand in Hand, und das Religiöse daran war nicht ausschließlich romantisch. Dafür ist Perthes und sein Kreis ein charakteristischer Zeuge: in seiner Korrespondenz sieht man zunächst in aller Einfachheit und Schlichtheit, mehr pietistisch als romantisch, diese religiöse Stimmung kommen, wachsen und mächtig werden. Woher sie stammt? Man kann auf Rousseau und den empfindsamen Zug inmitten der Aufklärung und auf ihre historische Beziehung zum Pietismus hinweisen, die Linie von Klopstock über Hamann und Jacobi zu Lavater, Jung-Stilling und Claudius ziehen und schon hier an die Fürstin Gallitzin und ihren Kreis erinnern. Aber auf allen diesen Linien kommt man doch immer wieder auf die Romantik zurück, in der alle diese Strömungen zusammenmünden, vollends als nach Beendigung des Krieges auch die Fürst sich diesem Zuge beugten und „der höheren Macht huldigten" — durch den schluß der heiligen Allianz. Hier liegt aber auch sofort wieder die Peripe

der Keim des Verderbens und der Verderbnis für jene reine, schöne Flamme frommer Begeisterung und sittlicher Erneuerung; denn es war doch wieder eine spezifisch romantische und darum eine ungesunde und geradezu verderbliche Idee, an deren Wiege ja auch keine so frommen und freien Geister wie Schleiermacher oder Fichte, sondern eine so raffinierte Person wie die Frau von Krüdener und ein so eitler Phraseur und Phantast wie Alexander I. von Rußland gestanden hat.

Gewiß war es ein ideal schöner Gedanke, die Grundsätze des Christentums zur Unterlage der Politik eines ganzen Erdteils, der europäischen Staatengemeinschaft zu machen, seitens der Fürsten ein großes Versprechen, ihre Völker hinfort nur als Zweige einer und derselben christlichen Nation betrachten, als Bevollmächtigte der Vorsehung regieren, die Beziehungen der Staaten untereinander und die innere Verwaltung der einzelnen Länder auf die Vorschriften des Christentums, auf Gerechtigkeit, Liebe und Friede gründen und wie Familienväter ihren Untertanen gegenüberstehen zu wollen. Es war der Ausdruck für das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das doch wieder auf den alten Universalismus zurückging und die nationalen Grenzen und Schranken fast gar wie ein Nichtseinsollendes übersprang. Napoleon war als Sohn der Aufklärung Universalist, nach seiner Niederwerfung lebte dieser Gedanke bei den Fürsten und Völkern Europas noch einmal auf. Allein es war, wie es das Kosmopolitische und Internationale immer ist, nur ein Scheinleben, beim Lichte des Werktages besehen nur ein phantastisch andächtiges Schwärmen ohne Kraft und Willen zum Guten, und unter den Händen Metternichs verwandelte es sich für die Völker rasch genug in den schwersten Fluch. Damals hat sich in den leitenden Kreisen der unheilvolle Gedanke durchgesetzt, daß die Religion eine staatserhaltende Macht und ein Machtmittel zur Staatserhaltung sei; jene fable convenue von der Zusammengehörigkeit von Thron und Altar die wir Novalis haben dichten sehen, fand jetzt ihre Hohenpriester und Pharisäer. Das machte die Rechtgläubigkeit und den mit ihr sich verbündenden Pietismus nach oben wohlgelitten und verdarb so im ersten Keim viel Schönes und Herrliches. Der schon erwähnte Wunsch Schleiermachers, daß „nie der Saum eines priesterlichen Gewandes den Fußboden eines königlichen Gemachs möchte berührt und nie der Purpur den Staub am Altar möchte geküßt haben", erwies sich gerade damals als vollauf berechtigt: die Verbindung der Religion mit der Reaktion hat das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch gerade die Religion aufs erste geschädigt. Deshalb wandten sich bald genug alle politischen Oppositionsparteien gegen die Kirche und gegen die Religion, weil sie in ihr Verbündete der Herrschenden sahen; und daher trieben auf der anderen Seite so ein heuchlerisches Spiel mit ihr, weil es das ganze Jahrhundert hindurch

weltlichen Vorteil gebracht, weil es etwas eingetragen hat, wenn man für fromm galt, ohne daß man dabei nötig hatte, es auch wirklich zu sein; und deshalb bekämpfen umgekehrt so viele wahrhaft religiöse Menschen die Verbindung der Religion mit dem Staat und die Institution des Landeskirchentums als ein Unmoralisches und kommen damit in eine mehr oder weniger entschiedene Oppositionsstellung zu allem Kirchlich-Religiösen.

Darin hat das neunzehnte Jahrhundert einen der schlimmsten Rückschritte dem achtzehnten gegenüber gemacht. In diesem proklamierte der große König den für Staat und Religion gleich notwendigen und gleich segenbringenden Grundsatz, daß in seinen Landen jeder nach seiner Fasson selig werden dürfe; im neunzehnten Jahrhundert dagegen hat der Staat die freien Denker verfolgt oder doch wenigstens durchweg zurückgesetzt und mit Mißwollen und Mißtrauen behandelt. Jedenfalls mehr zu seinem als zu ihrem und ihrer Sache Schaden. Hier liegt zugleich der innere Widerspruch des Jahrhunderts: in keinem ist so frei gedacht und geschrieben, in keinem so viel Kritik auch an den Grundlagen und Quellen des Christentums geübt worden, und in keinem hat man von oben her die Freiheit des Denkens mehr gefürchtet und beargwohnt; vom Wöllnerschen Religionsedikt des Jahres 1788 bis zum Privatdozentengesetz des Jahres 1898 und zur Absetzung des Pastors Weingart im Jahre 1899 ist dieser Faden bald in gröberen bald in feineren Nummern immer wieder gesponnen worden und nie abgerissen. Daß der Geist sich nicht anders dämpfen läßt als durch Geist, das begriffen weltliche und geistliche Machthaber nicht.

Doch wir stehen noch am Anfang jener religiösen Erneuerung, als sie rein und stark und starkmachend herauswuchs aus der Not der Zeit und aus der ihres Gottes vollen Seele des deutschen Volkes. Wie die Quelle sich trübte und „fromm" und „frei", fromm und kraftvoll allmählich sich trennten, das werden wir im nächsten Kapitel erfahren.

Viertes Kapitel: Nach den Befreiungskriegen

Das Erwachen des politischen Bewußtseins

Vor dem Kriege gab es, außer in literarischen Dingen, kaum eine öffentliche Meinung in Deutschland; dem alten Nicolai, der durch seine Allgemeine Deutsche Bibliothek eine solche hatte schaffen wollen, fehlte dazu die geistige Potenz. Seit den Befreiungskriegen gibt es eine öffentliche Meinung, vor allem auf dem Gebiet der Politik; die Presse wird eine Macht, der Rheinische Merkur von Görres, der „wie ein Vesuv von einer hohen Hand mächtig hingepflanzt in die Ecke zwischen Rhein und Mosel zum Schutz und Trutz gegen Franzosentum" seine Donnerkeile schleuderte und den deshalb schon Napoleon als fünfte Großmacht anerkannt und gefürchtet hatte fährt fort, namentlich dem Wiener Kongreß gegenüber, die Geister wachzurütteln, bis ihm die alsbald beginnende Reaktion ein vorzeitiges Ende bereitet. Weniger agitatorisch waren die „Kieler Blätter", in denen Dahlmann als ein durch die Geschichte geschulter Politiker wirkungsvoll und vornehm die Deutschland bewegenden politischen Fragen besprach. Der Krieg und die Niederlage hatten die Menschen gelehrt und berechtigt, Kritik zu üben an dem Staat, der sie so schlecht behütet und geschützt hatte. Durch den Zusammenbruch staatlicher Leitung und polizeilicher Bevormundung war der einzelne tatsächlich auf sich gestellt und genötigt worden, aus eigener Initiative zu handeln; daraus war ja dann auch der Sieg hervorgewachsen. Wie so der einzelne an sich selbst gewiesen und seiner Kraft bewußt geworden war, so erhob er hinfort auch seine Stimme zu Urteil und Rat: nur durch diese Entfesselung des bis dahin gebundenen Individuums konnte eine öffentliche Meinung entstehen. Namentlich wer die Feldzüge von 1813 bis 1815 mitgemacht hatte, kehrte innerlich reif und selbständig geworden nach Haus und in seinen Beruf zurück.

Worauf richteten sich aber Kritik und Wünsche? Schon 1802 hatte Hegel in seiner „Kritik der Verfassung Deutschlands" die Unhaltbarkeit und Unwirklichkeit der deutschen Zustände erkannt und aufgezeigt. „Deutschland ist kein Staat mehr", war das Ergebnis dieser kritischen Studie, die nach Kuno Fischers treffendem Ausdruck „einen Fortschritt des deutschen Bewußtseins" bedeutet. Seit 1806 war dann tatsächlich ein Vakuum eingetreten, es gab keinen Kaiser und kein heiliges römisches Reich deutscher Nation mehr, das Einheitsband, die nationale Selbständigkeit und Einheit war vollends ganz verloren gegangen, so daß das von Italien gebrauchte Wort Metternichs, es sei nur ein geographischer Begriff, mit Fug auch auf Deutschland angewendet werden konnte. Und

neben der fehlenden Einheit erkannte und fühlte man auch den Mangel an Freiheit, an „grundgesetzlicher Rechtssicherheit". Nach dieser Seite hin hatte die französische Revolution doch mächtig und nachhaltig auf die Geister gewirkt. Wie sie und ihr großer Sohn mit eisernem Besen die Scherben des alten deutschen Reiches zusammengefegt, bei sich zu Hause mit alten Privilegien gründlich aufgeräumt und draußen nach Willkür Fürsten ein- und abgesetzt hatte, so hatte sie auch in den Geistern jenseits der Grenzen aufgeräumt mit den Gedanken und Gefühlen eines toten und geistlosen Gehorsams, den kritiklosen Glauben an das Gottesgnadentum der Fürsten erschüttert und dem patriarchalischen oder despotischen Untertanenverhältnis und Untertanenbewußtsein ein Ende gemacht. Das bis dahin bestandene Bevormundungssystem hatte versagt, folglich hatte es auch den Anspruch auf das alte Autoritäts- und Pietätsverhältnis für immer verwirkt. Das hatten am 25. März 1813 Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. in ihrem „Aufruf an die Deutschen" anerkannt und deshalb eine Verfassung versprochen, die „aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes heraustreten" sollte. Darauf richteten sich demgemäß die Wünsche des Volkes, mehr wollte es nicht, es war nicht revolutionär; Jünglinge und Männer, die unter dem Ruf: mit Gott für König und Vaterland! in den Krieg ziehen, sind nicht radikal. Und solche Wünsche waren auch nicht etwa nur die Losung einer Partei wie heutzutage, sondern sie entsprachen der Anschauung des ganzen preußischen, des ganzen deutschen Volks, und Wortführer wie Dahlmann im Norden oder Anselm Feuerbach im Süden bürgten für die Maßhaltung und Gerechtigkeit auch im Wünschen und Fordern.

Da kam, was niemand gefürchtet, niemand für möglich gehalten hatte: nach den herrlichen Siegen zunächst ein unbefriedigender Friedensschluß, der altes Unrecht nicht sühnte und die deutschen Grenzen nicht schützte; die Diplomaten verdarben mit der Feder wirklich, was das Volk in Waffen gut gemacht hatte. Und auf dem Wiener Kongreß, wo die Fürsten Europas in einem Meer von Vergnügungen zeigen zu wollen schienen, daß sie es an Würdelosigkeit mit Napoleons Bruder auf der Wilhelmshöhe aufnehmen können und von der Frivolität des ancien régime nichts vergessen haben, wurde nicht die alte deutsche Kaiserherrlichkeit wieder ins Leben gerufen oder Preußen als „dem Schirmvogt Deutschlands" die Führung anvertraut, sondern der Bundestag in Frankfurt eingerichtet, der nur den Schatten der Einheit, nur ein loses Bundesverhältnis gab und sich rasch noch viel bedeutungsloser und erbärmlicher, noch viel macht- und rechtloser herausstellte, als man erst hatte ahnen können. Der Kampf der preußischen Staatsmänner und der deutschen Patrioten, ihre Bemühungen, wenigstens auf einigen Punkten Einheit zu schaffen, durch Denkschriften die Fürsten, durch Flugschriften die öffentliche Meinung dafür zu

winnen, hatten diese wohl einen Augenblick aufgerüttelt, blieben aber praktisch ohne Erfolg: an dem Neid der Großen und an der Selbstsucht und dem partikularistischen Machtgefühl der Kleinen, nicht zum wenigsten aber auch an der eigenen Unklarheit der Stimmführer und der öffentlichen Meinung scheiterte alles. Der Partikularismus behielt recht — auch im Bewußtsein des Volkes, das in ihm eine berechtigte Eigentümlichkeit der Deutschen sah.

Nicht besser erging es den Versuchen zur Lösung der Verfassungsfrage. Zwar enthielt die Bundesakte in § 13 die Bestimmung: „in allen Bundesstaaten wird eine landesständische Verfassung stattfinden"; aber war das eine Forderung oder eine Zusage oder eine Verpflichtung? Gar bald konnte man den Spott hören, daß die Bundesakte durch diesen Paragraph für alle Bundesstaaten eine Verfassung ja nur prophezeit habe, und Prophezeiungen brauchen nicht in Erfüllung zu gehen. Nur in einzelnen kleinen Staaten, allen voran in Weimar unter Karl August, beeilte man sich das Wort einzulösen, „eingedenk der Vorschrift und des Sinnes des teutschen Bundesvertrags". In Süddeutschland folgte man in den Jahren 1818 und 1819 nach. Dabei kam es teilweise zu ernsten Kämpfen, die die öffentliche Meinung heftig erregten, vor allem in Württemberg, wo für „das alte, gute Recht" mit viel Leidenschaft gestritten wurde. Nur schade, daß dieses Recht in Wahrheit ein gänzlich veraltetes und herzlich schlechtes war; ja nicht einmal das Recht stand außer Frage, da die alte landständische Verfassung doch nur für die alten Landesteile, nicht auch für die in der Napoleonischen Zeit hinzugekommenen neuen Geltung hatte. Keiner hat das schärfer ausgesprochen als Hegel, der sich mit aller Entschiedenheit auf die Seite des Königs Friedrich I. und seines Ministers v. Wangenheim stellte und den Widerstand der Landstände gegen die ihnen vorgelegte Verfassung als einen „Schwabenstreich" bezeichnete. Von ihnen könne man sagen, „sie haben nichts vergessen und nichts gelernt; sie scheinen diese letzten 25 Jahre, die reichsten wohl, welche die Weltgeschichte gehabt hat, und die für uns lehrreichsten, weil ihnen unsere Welt und unsere Vorstellungen angehören, verschlafen zu haben. Es konnte kaum einen furchtbareren Mörser geben, um die falschen Rechtsbegriffe und Vorurteile über Staatsverfassungen zu zerstampfen, als das Gericht dieser 25 Jahre, aber diese Landstände sind unversehrt daraus hervorgegangen, wie sie vorher waren. Altes Recht und alte Verfassung sind ebenso schöne, große Worte, als es frevelhaft klingt, einem Volke seine Rechte zu rauben. Allein ob das, was altes Recht und Verfassung heißt, r[illegible]t oder schlecht ist, kann nicht aufs Alter ankommen; auch die Abschaffung d[illegible] Menschenopfers, der Sklaverei, des Feudaldespotismus und unzähliger Inf[illegible]tien war immer ein Aufheben von etwas, das ein altes Recht war. Man hat o[illegible] wiederholt, daß Rechte nie verloren gehen können, daß hundert Jahre Un-

recht kein Recht machen können, — man hätte hinzusetzen sollen: wenn auch das hundertjährige Unrecht diese hundert Jahre lang Recht geheißen hätte; ferner daß hundertjähriges und wirkliches positives Recht mit Recht zugrunde geht, wenn die Basis wegfällt, welche die Bedingung seiner Existenz ist... Es ist von jeher die Krankheit der Deutschen gewesen, sich an solchen Formalismus zu hängen und damit herumzutreiben. So ist denn auch noch bei dieser württembergischen Ständeversammlung beinahe der ganze Inhalt ihrer Tätigkeit auf die unfruchtbare Behauptung eines formellen Rechts mit Advokateneigensinn beschränkt. Aus diesem Eigensinn, da sich in dem Formalismus des positiven Rechts und dem Standpunkt des Privatrechts zu halten, wo es sich vom vernünftigen und vom Staatsrecht handelt, folgt für die Geschichte ihrer anderthalbjährigen Verhandlungen, daß sie höchst leer an Gedanken sind, und für einen so großen Gegenstand, als der ihnen vorgelegte, die freie Verfassung eines deutschen Staats jetziger Zeit, wenig oder fast nichts Lehrreiches enthalten".

Allein die Stimme des Philosophen war die eines Predigers in der Wüste. Die Klänge, die Ludwig Uhland auf seiner politischen Leier anschlug, fanden nicht nur in Schwaben, sondern überall da, wo die Regierungen zögerten, hinhielten und schließlich versagten, mehr Echo und Gehör. Gewiß war es, wie dreißig Jahre später im Frankfurter Parlament bei der Kaiserfrage, der romantische Schimmer, der dem Dichter das klare Auge des Politikers trübte; ihm erschien das Alte in einem poetisch verklärten Licht, weil es grau vor Alter und weil es wider alles Recht weggefegt worden war. Und persönlich war dem schwäbischen Partikularisten der Vertreter des besseren Neuen, Wangenheim, unsympathisch; als einem Fremden, einem Nicht-Württemberger rief er ihm zu:

Du meinst es löblich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz.

Und dennoch waren diese vaterländischen Gedichte Uhlands eine politische Tat. Wo hatte seit dem Zeitalter der Reformation ein deutscher Dichter es gewagt, so direkt einzugreifen in das politische Leben seines Volkes und Staates? Wohl war Schiller ein Dichter der Freiheit im höchsten Sinne des Wortes gewesen, aber ein politischer Dichter, ein politischer Tendenzdichter ist doch erst Uhland geworden. Und weil es ihm gelungen ist, das Besondere und Zufällige über seine enge Sphäre hinauszuheben zum allgemein Menschlichen und das Abstrakte und Fernliegende durch das Pathos des Herzens und durch die bei aller Schönheit doch so einfache und schlichte Form auch dem Volk nahezubringen, deshalb klingen diese Lieder immer wieder an, wo ein Volk von irgendwelcher Willkür verletzt und gekränkt werden soll in dem, was es für sein

gutes altes Recht hält; darum gehören sie zu den ersten Symptomen, aber auch zu den kräftigsten Mitteln der Erweckung des Interesses für politische Angelegenheiten in Deutschland.

Es ist übrigens für Süddeutschland bezeichnend, daß diese Verfassungsfragen die Geister weit mächtiger erregten als vorher der Kampf um die Befreiung vom fremden Joch und um die nationale Einheit und Selbständigkeit. Freiwillig den Krieg mitzumachen oder wie er, allerdings an seine Mutter, schreibt, „sich mutwilligerweise auszusetzen", ist Uhland nicht eingefallen; zu den Dichtern der Freiheitskriege ist er trotz der paar Kriegs- und Siegeslieder nicht zu rechnen, das waren Norddeutsche. Den süddeutschen Romantikern ruft daher der General Theobald wenige Tage vor der Schlacht bei Leipzig in einem Brief an Justinus Kerner mit Recht zu: „Im übrigen habt ihr lieben neuen Mittelalterdichter doch eine gar beschränkte Ansicht von der Dichtkunst ... ihr müßt mir doch gestehen, daß eure Verslein ein unkörniges Winseln und Klagen sind, an denen man sich nicht so ganz begnügen kann ... der Stoff, der Gehalt fehlt euren Gedichten. Das kommt daher, daß ihr immer um die alten Geschichten herumschweift, wo dann ein ewiges Einerlei herauskommt. Macht euch aus dem Mittelalter heraus, kommt in die gegenwärtige Zeit, die wahrhaft poetisch ist."

Während aber die kleinen Staaten, vor allem im Süden, im Kampf um die Verfassung vorangingen und sich die grundgesetzliche Rechtssicherheit erstritten, dachte in Österreich Metternich nicht an die Erfüllung jenes in der Bundesakte niedergelegten Versprechens; und auch in Preußen war er es, der die Erfüllung der vom König ausdrücklich wiederholten Zusage erst zu verzögern, dann definitiv zu verhindern wußte. Über Provinzialstände, in deren Zusammensetzung dem Großgrundbesitz der Löwenanteil zufiel und deren Rechte und Tätigkeitsgebiet kümmerlich eng begrenzt waren, ging die preußische Regierung vorläufig nicht hinaus. Eine Koblenzer Petition of rights, die Görres überbrachte, wurde vom König sehr ungnädig zurückgewiesen; so etwas sah aus wie Konspiration und erschien ihm revolutionär.

Angesichts dieser Haltung der deutschen Großmächte und der sofort sich herausstellenden Unzulänglichkeit der Frankfurter Bundesversammlung bemächtigte sich des eben noch durch die Siegesfreude mächtig gehobenen Volkes in fast plötzlichem Umschlag der Stimmung ein Geist der Unzufriedenheit und Enttäuschung, der Ernüchterung und Ermattung auf der einen, des um so leidenschaftlicheren und hastigeren Vorwärtsdrängens auf der anderen Seite. Das bittere Uhlandsche Gedicht „Wenn heut ein Geist herniederstiege" ist schon zum 18. Oktober 1816 gedichtet! Und 1824 hat der junge Prinz Wilhelm von Preußen, unser späterer erster Kaiser, einem Freunde kaum weniger bitter ge-

schrieben: „Hätte die Nation Anno 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrigbleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert solchen Resultates halber?" So fühlte sich das Volk von seinen Fürsten um Einheit oder um Freiheit oder um beides betrogen. Und zu den schweren Nachwehen des Krieges kamen dann noch die schlimmen Not- und Mißjahre 1816 und 1817, die Unzufriedenheit und Verstimmung in die breiten Schichten des Volkes trugen. Doch weder die Bauern noch die bürgerlichen Kreise im allgemeinen hatten in ihrer provinzialen Enge und kleinstädtischen Beschränktheit für die politische Misère den Blick und zu offener Kritik daran den Mut, die Initiative ging vielmehr von den deutschen Universitäten und speziell von der deutschen Studentenschaft aus.

Die Burschenschaft

Die damaligen Studenten waren gereifter als sonst Studenten zu sein pflegen: sie hatten Großes erlebt, die meisten hatten als Freiwillige geholfen Großes zu erkämpfen, sie hatten bereits etwas geleistet. Und nun kamen sie auf die Universitäten zurück und fanden hier in den bestehenden Landsmannschaften, in denen sich die Studenten bis dahin organisiert hatten, den alten Partikularismus wieder, über den sie während des Feldzugs in der Waffenbrüderschaft der deutschen Stämme hinausgewachsen waren, und fanden hier den Pennalismus wieder, die eines freien Menschen unwürdige Knechtung der Jüngeren durch die Älteren, die ihrer Selbständigkeit und ihrem auf sich selber Stehen so völlig widersprach. Überhaupt das deutsche Studentenleben mit seiner Roheit und seiner Raufluft, seiner Renommage und seinem Saufkomment, seinem Mangel an Ernst und Inhalt, die Wichtigtuerei der Mensur und die Nichtigkeiten der Kneipe, die Geistlosigkeit und Knabenhaftigkeit — das konnte den Heimkehrenden nicht mehr imponieren: wer im Kugelregen gestanden, der braucht seinen physischen Mut auf dem bißchen Mensur nicht erst zu erweisen, wer blutige Siege mit erfochten hat, kann an dem Triumph des Niedertrinkens von Kommilitonen, wer am Wachfeuer beten gelernt hat, kann am öden Zotenreißen keine Freude mehr haben. Darum gründeten sie als ein Neues die allgemeine deutsche Burschenschaft, in der die Stammes- und die Altersunterschiede verschwinden und die sich mit ernsthaften Dingen, mit der Vorbereitung auf die Schoffung eines einigen und freien Alldeutschland befassen sollte; schon ihre Farben — es war das Schwarz-Rot-Gold der Lützower Jäger — wiesen auf die Herkunft aus den Freiheitskriegen hin. Diese Grün

dung der Burschenschaft, das ist die größte Tat und das ist die stolzeste Zeit der deutschen Studentenschaft.

In seiner Weise hat Nietzsche diesen Versuch der deutschen Studenten und das Mißlingen des Versuchs so formuliert: „Im Kriege hatte der Jüngling den unvermuteten würdigsten Kampfpreis heimgetragen, die Freiheit des Vaterlandes: mit diesem Kranze geziert, sann er auf Edleres. Zur Universität zurückkehrend, empfand er, schweratmend, jenen schwülen und verderbten Hauch, der über der Stätte der Universitätsbildung lag. Plötzlich sah er mit erschrecktem, weitgeöffnetem Auge die hier unter Gelehrsamkeiten aller Art künstlich versteckte undeutsche Barbarei; plötzlich entdeckte er seine eigenen Kameraden, wie sie führerlos einem widerlichen Jugendtaumel überlassen wurden. Und er ergrimmte. Mit der gleichen Miene der stolzesten Empörung erhob er sich, mit der sein Friedrich Schiller einst die ‚Räuber' vor den Genossen rezitiert haben mochte: und wenn dieser seinem Schauspiel das Bild eines Löwen und die Aufschrift in tyrannos gegeben hatte, so war sein Jünger selbst jener zum Sprunge sich anschickende Löwe: und wirklich erzitterten alle ‚Tyrannen'. Ja, diese empörten Jünglinge sahen für den scheuen und oberflächlichen Blick nicht viel anders aus als Schillers Räuber: ihre Reden klangen dem ängstlichen Horcher wohl so, als ob Sparta und Rom gegen sie Nonnenklöster gewesen wären. Der Schrecken über diese empörten Jünglinge war so allgemein, wie ihn nicht einmal jene ‚Räuber' in der Sphäre der Höfe erregt hatten; von denen doch ein deutscher Fürst, nach Goethes Erklärung, einmal geäußert haben soll: wäre er Gott und hätte er die Entstehung der Räuber vorausgesehen, so würde er die Welt nicht geschaffen haben."

„Woher die unbegreifliche Stärke dieses Schreckens? Denn jene empörten Jünglinge waren die tapfersten, begabtesten und reinsten unter ihren Genossen: eine großherzige Unbekümmertheit, eine edle Einfalt der Sitte zeichnete sie in Gebärde und Tracht aus: die herrlichsten Gebote verknüpften sie untereinander zu strenger und frommer Tüchtigkeit; was konnte man an ihnen fürchten? Es ist nie zur Klarheit zu bringen, wie weit man bei dieser Furcht sich betrog oder sich verstellte oder wirklich das Rechte erkannte: aber ein fester Instinkt sprach aus dieser Furcht und aus der schmachvollen und unsinnigen Verfolgung. Dieser Instinkt haßte mit zähem Hasse zweierlei an der Burschenschaft: einmal ihre Organisation, als den ersten Versuch einer wahren Bildungsinstitution, und sodann den Geist dieser Bildungsinstitution, jenen i innlich ernsten, schwergemuten, harten und kühnen deutschen Geist, jenen a s der Reformation her gesund bewahrten Geist des Bergmannssohns Luther."

„An das Schicksal der Burschenschaft denkt nun, wenn ich frage: hat die d itsche Universität damals jenen Geist verstanden, als sogar die deutschen

Fürsten ihn in ihrem Hasse verstanden zu haben scheinen? Hat sie kühn und entschieden ihren Arm um ihre edelsten Söhne geschlungen mit dem Worte: mich müßt ihr töten, ehe ihr diese tötet!? — Ich höre eure Antwort ..."

„Damals hat der Student geahnt, in welchen Tiefen eine wahre Bildungsinstitution wurzeln muß: nämlich in einer innerlichen Erneuerung und Erregung der reinsten sittlichen Kräfte. Und dies soll dem Studenten immerdar zu seinem Ruhme nacherzählt werden. Auf den Schlachtfeldern mag er gelernt haben, was er am wenigstens in der Sphäre der ‚akademischen Freiheit' lernen konnte: daß man große Führer braucht und daß alle Bildung mit dem Gehorsam beginnt. Und mitten in dem siegreichen Jubel, im Gedanken an sein befreites Vaterland hatte er sich das Gelöbnis gegeben, deutsch zu bleiben. Deutsch! Jetzt lernte er den Tacitus verstehen, jetzt begriff er den kategorischen Imperativ Kants, jetzt entzückte ihn die Leyer-und-Schwert-Weise Carl Maria von Webers. Die Tore der Philosophie, der Kunst, ja des Altertums sprangen vor ihm auf — und in einer der denkwürdigsten Bluttaten, in der Ermordung Kotzebues rächte er, mit tiefem Instinkte und schwärmerischer Kurzsichtigkeit, seinen einzigen zu zeitig am Widerstande der stumpfen Welt verzehrten Schiller, der ihm hätte Führer, Meister, Organisator sein können, und den er jetzt mit so herzlichem Ingrimme vermißte."

„Denn das war das Verhängnis jener ahnungsvollen Studenten: sie fanden die Führer nicht, die sie brauchten. Allmählich wurden sie untereinander selbst unsicher, uneins, unzufrieden; unglückliche Ungeschicktheiten verrieten nur zu bald, daß es an dem alles überschattenden Genius in ihrer Mitte mangele: und jene mysteriöse Bluttat verriet neben einer erschreckenden Kraft auch eine erschreckende Gefährlichkeit jenes Mangels. Sie waren führerlos — und darum gingen sie zugrunde."

Diese jugendlich überschwengliche und auch historisch nicht durchweg unanfechtbare Schilderung des großen Wollens und seines Mißlingens dringt doch im ganzen hinab in die Tiefe dieser studentischen Bewegung; nur ein Zug fehlt, der religiöse. Nicht nur deutsch, sondern auch christlich fühlten diese Jünglinge, wobei freilich im einen wie im andern zwei Strömungen zusammentrafen. Auch sie hatte draußen im Feldlager die Not beten und der Sieg hatte sie „Nun danket alle Gott!" singen gelehrt. Ihre „Führer" aber waren wie beim Deutschempfinden so auch beim Frommfühlen vielfach Romantiker, romantisch war deshalb vieles an dieser christlich-germanischen Burschenschaft. So mischte sich der Ernst des Lebens und romantisches Spielen und Sichbespiegeln in eigenartiger Weise; darum flößt ihr Treiben und Sichbehaben dem einen tiefen Respekt ein, während der andere über viel Kindisches lächelt und spottet. Ich denke, der Respekt gebührt dem Kern, denn der war gut, das

Lächeln der Äußerlichkeit mit ihrem romantischen Firlefanz. Allein gelungen — wir haben es schon in den Worten Nietzsches vorausgenommen — ist der Versuch dieser akademischen Jugend allerdings nicht. Die Einigung der gesamten Studentenschaft kam nur in Jena zustande, das neben Gießen der Ausgangspunkt der Bewegung war; auf den übrigen Hochschulen blieben die Landsmannschaften oder Korps neben der Burschenschaft bestehen, und natürlich befehdeten sich nun beide in einer Unzahl von Duellen. Ein böses Omen für die staatliche Einigung der deutschen Stämme! Und auch die Freiheit wollte sich nicht einstellen. Weil die Jugend ungeduldig ist, so mochte sie sich nicht begnügen mit der programmäßigen Vorbereitung, mit Erziehung und Selbsterziehung, um die es sich doch vor allem handeln mußte; sie wollte selber Taten tun und Früchte pflücken und dachte daher darauf selber einzugreifen und selber ins Werk zu setzen, was von oben nicht gegeben, gegen ausdrückliches Versprechen nicht gegeben wurde. Dabei blieb übrigens die große Mehrzahl nach wie vor durchaus harmlos; nur etliche besonders Eifrige gingen weiter. So war es schon auf dem Wartburgfest am 18. Oktober 1817, wo man die Leipziger Schlacht und das 300jährige Gedächtnis der tapferen Tat Luthers am 31. Oktober 1517, patriotisch und religiös zugleich, feierte. Es war eine schöne und durchaus berechtigte Feier, auch historisch die Verknüpfung der Erinnerung an die zweimalige siegreiche Auflehnung des deutschen Volkes gegen drohende kirchliche und weltliche Universalmonarchie wohl berechtigt: wie eines Maientags seiner Jugend erinnerte sich ihrer spät noch Heinrich Leo. Ein bißchen jugendlicher Überschwang und Phrase war natürlich dabei — was schadete das? Aber es war nicht zu viel; am phrasenreichsten haben übrigens nicht einmal die Studenten, sondern hat einer der anwesenden Professoren gesprochen.

Da hängten jene Übereifrigen die Farce daran und das Satyrspiel, indem sie auf einem Scheiterhaufen — nach dem Vorgang Luthers! — die Bücher von allerlei mißliebigen Schriftstellern verbrannten, die tatsächlich oder nach der Meinung der rasch urteilenden Jugend schuld oder mit schuld waren an der Verweigerung der versprochenen Konstitution und, wie Schmalz und andere „Schmalzgesellen", die besten Männer der Nation als Verschwörer, Demagogen und Hochverräter schmählich denunziert und verunglimpft hatten. Es war das um so überflüssiger, als diese Denunziation von Schmalz durch Niebuhr und Schleiermacher bereits gebührend zurückgewiesen war. Aber anstatt diese Farce als Jugendstreich zu ignorieren, nahmen es einzelne deutsche Regierungen tragisch, die preußische im Ernst, Metternich gab sich wenigstens den Schein, es ernst zu nehmen und fruktifizierte die Sache im antifreiheitlichen Sinn seines politischen Systems. Man fabelte von einer förmlichen Verschwörung, holte

aus wie zu einer Haupt- und Staatsaktion und beschritt sogar dem verständigen und duldsamen Großherzog von Weimar gegenüber den diplomatischen Weg der Warnung und Verwarnung. Ebenso ungefährlich wie jene Szene auf der Wartburg waren die gleichfalls vielen Anstoß erregenden Geschmacklosigkeiten und Ausschreitungen der „teutschtümelnden" Jugend in Kleidung und Sitte, in Ausdruck und Rede, in Rechtschreibung und Wortwahl. Namentlich die um den Turnvater Jahn markierten in ihrem äußeren Auftreten den Krafthuber und den Urgermanen und nahmen den Mund recht voll von Zwingherrn, trieften wohl auch gelegentlich einmal von Fürstenblut: tatsächlich aber waren sie, wie Immermann spottet, mit dem zufrieden, was ihnen der Schneider an Deutschheit verlieh und blieben harmlos trotz ihrer langen Haare und ihrer großen Worte.

Dagegen standen im Hintergrund freilich ein paar rabiate Gesellen, die Unbedingten, die wie die heutigen Anarchisten den Gedanken erwogen, ob man das Volk nicht aus seiner Gleichgültigkeit aufrütteln und aufschrecken könne durch Schlag und Tat. Aus diesen Kreisen und aus dieser Stimmung heraus kam jene unselige Tat von Karl Ludwig Sand, die Ermordung Kotzebues in Mannheim am 23. März 1819. Kotzebue hatte seinerzeit durch die ganz unflätige Satire „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn oder die deutsche Union gegen Zimmermann" übles Aufsehen und schweres Ärgernis erregt, war dann ein vielschreibender, aber beliebter Dramatiker der Deutschen geworden, indem er allem Weichlichen und Schwächlichen, allem Rührenden und Sentimentalen, allem Tugendhaften und Lüsternen, also mit einem Wort dem Geschmack des deutschen Philisters schmeichelte; gelegentlich hatte er sogar, neidisch und hämisch wie er war, versucht, Schiller und Goethe zu entzweien und gegeneinander zu hetzen. Doch hatte ihn als Dramatiker längst schon die Rache des Schlegelschen Witzes erreicht. Und auch Napoleon hatte er wacker bekämpft, damit schien er manches gesühnt zu haben. Allein die gemeine Natur kam wieder zum Durchbruch, und so schrieb er jetzt nach dem Krieg als russischer Staatsrat für die Petersburger Regierung politisch-literarische Berichte über Deutschland, die von Spott und Gift gegen die studentische Bewegung und die freie Presse Weimars strotzten und ihn halb mit Recht und halb mit übertreibendem Unrecht in den Ruf eines russischen Spions brachten. Dafür sollte er nun gestraft werden, deshalb schwang Sand gegen ihn den Dolch des Mörders

Die Reaktion

Nur einmal in der Geschichte hat ein Volk aus einem Attentat Gewinn gezogen, das athenische aus der Tat der Tyrannenmörder Harmodios und Aristo

geiton. Sonst aber ist von Brutus und Cassius bis herab auf Höde! und Nobiling Fluch um Fluch die Folge jedes solchen sinnlosen Verbrechens gewesen. Und zu den unheilvollsten Geschehnissen dieser Art gehört fraglos die Tat Sands, zumal da auch ernsthafte Männer, wie der Theologe de Wette taktlos genug waren, sei es auch nur in einem Privatbrief an die Mutter des Mörders und in der starken Erregung des ersten Augenblicks, sie als „ein schönes Zeichen der Zeit" zu begrüßen und von „Mißbilligung der Handlung bei Billigung der Motive" zu reden. Damit schienen diejenigen recht zu bekommen, die in ihr das Symptom einer allgemein verbreiteten verbrecherischen Gesinnung und in den Studenten und Burschenschaftern nicht mehr harmlose und ideale Jünglinge, sondern Verschwörer und Mörder sahen und sie demgemäß behandelten. Die Karlsbader Beschlüsse, die Mainzer Zentraluntersuchungskommission, die Maßregelung von Professoren und anderen gebildeten Männern, oder um Namen zu nennen, die Absetzung de Wettes, der Haftbefehl gegen Görres, die schmähliche Mißhandlung Arndts und Jahns, die Verdächtigung und polizeiliche Vernehmung eines Schleiermacher und Reimer, das Mißtrauen gegen die Universitäten und höheren Schulen, gegen lustige Studenten und turnende Primaner, und dahinter Zensur und polizeiliche Verbote aller Art, Gefängnis und Expatriierung, ein Spionagesystem ohnegleichen, das selbst vor der „Perlustrierung" von Briefen oder vor der Überwachung von Predigten und im Ausland vor der Benützung freiwilliger oder bezahlter Agents provocateurs nicht zurückschreckte — das alles war das Ergebnis und die Folge jener törichten und verbrecherischen Tat. Die Reaktion war da oder, wenn man sich erinnert, daß Preußen schon vorher, im Jahre 1816, den Rheinischen Merkur unterdrückt hatte, sie kam jetzt erst zu ihrer Sünde Maienblüte. Freilich mußte sie selber zugestehen, daß bei dem Inquisitionsverfahren recht wenig herauskam und nüchterne Leute die ganze Bewegung schließlich doch nur „für ein Hirngespinst oder höchstens für einen Studentenunfug" halten konnten; aber das hielt sie nicht ab, nur um so schwerer, wie ein böser Alp, auf das geistige Leben der Nation und vor allem auf die Bildung und ihre Vertreter zu drücken. Die Burschenschaft aber bewies durch die Art, wie sie das alles hinnahm, auch in diesen bösen Stunden den guten Geist, der sie von Anfang an beseelt hatte.

Das Band ist zerschnitten, war Schwarz, Rot und Gold,
Und Gott hat es gelitten, wer weiß was er gewollt!

singen keine Revolutionäre und Verschwörer.

Der Liberalismus

Doch im Zusammenhang mit dieser Reaktion und als Gegendruck gegen sie war auch schon die Partei des Widerstands und der Opposition auf dem Plan, der deutsche Liberalismus, der seinen Namen von den spanischen Verfassungskämpfen erhalten hat. Zur Partei hat ihn die Reaktion gemacht. Seine Wortführer und Hauptvertreter fand er naturgemäß da, wo ein Organ für die öffentliche Meinung vorhanden war, also in den süddeutschen Kammern, in denen sich zum erstenmal in Deutschland parlamentarisches und überhaupt politisches Leben entwickeln konnte. Wie kurz vorher Uhlands „vaterländische Gedichte", so fanden jetzt die Kammerreden eines Rotteck und Liebenstein in Baden jubelnden Widerhall durch ganz Deutschland.

Was der Liberalismus wollte, ist klar: Deutschlands Einheit und des deutschen Volkes verfassungsmäßige Freiheit. Mit beidem hatte er recht und nur recht, dagegen kommen alle Scheltworte deutscher Historiker nicht auf. Aber ebenso ist auf der anderen Seite unverkennbar, daß ihm von vornherein ein partikularistischer Zug anhaftete, weil er wesentlich süddeutsch war. Natürlich gab es auch im Norden Liberale; aber da fehlte dem Liberalismus das Organ des öffentlichen Hervortretens, und so hat er etwas Esoterisches, er war das Vorrecht einzelner Männer oder kleinerer Kreise, daher war er aristokratisch und vornehm, maßvoll und verschlossen; man denke an Varnhagen von Ense oder gar an Wilhelm von Humboldt; aber auch mit dem prächtigen Rheinländer Hansemann steht es kaum anders. Als Humboldt 1819 als Minister für ständische Angelegenheiten nach Berlin berufen wurde, war eben böseste Reaktionszeit, das Jahr der Karlsbader Beschlüsse; in ihnen sah er als freier und vornehmer Geist wie seinerzeit in dem Wöllnerschen Religionsedikt eine Beleidigung für ein denkendes Volk; sein Versuch, die Selbständigkeit Preußens dagegen auszuspielen, war natürlich vergeblich. Diese Haltung hat dem aristokratisch einsamen Mann nach seinem Sturz, der ihn mit Boyen und Beyme schon nach einem halben Jahre traf, gerade auch von liberaler Seite Gunst und Dank für das, was er wirklich geleistet und tapfer gewollt hat, in reichem Maße eingetragen. Im Süden dagegen war der Liberalismus populär und volkstümlich, auf weite Kreise berechnet, gelegentlich derb zufahrend, zuzeiten geradezu agitatorisch und radikal. So war er hier fast schon verbraucht, als es Jahrzehnte später zum Handeln kam, während sich der norddeutsche Liberalismus gespart und im stillen Kraft gesammelt hatte.

Auch etwas Doktrinäres hatte der Liberalismus trotz aller Volkstümlichkeit selbst im Süden. Seine Träger waren Professoren und Advokaten, überhaupt Männer des gebildeten Bürgerstandes, der noch immer mit dem Geist der Auf-

klärung erfüllt war, daher war auch er voll davon, war intellektualistisch und lehrhaft. Nur in Württemberg hatte sich die Sache so eigentümlich — oder soll man lieber sagen: so widerspruchsvoll? — verschoben, daß hier der romantische Uhland liberal war und die Partei der Freiheit nicht auf modernes Vernunftrecht, sondern auf altes historisches Volksrecht zurückgriff, das nur leider kein „gutes" war: so war hier der Liberalismus poetisch, während er sonst prosaisch und nicht frei von einem Stich ins Philisterhafte war; ein „schwäbischer Philister" in dem Sinn, wie Treitschke Strauß einen solchen genannt hat, war freilich auch Uhland. Dagegen waren in den übrigen Verfassungsstaaten die Romantiker die Anhänger des Alten, der alten Ständeverfassung namentlich im Gegensatz zu der konstitutionellen Monarchie, und die Vorkämpfer der Privilegien von Fürsten und Adel, während die Liberalen im Bruch mit dem Alten und historisch Gewesenen ein Neues wollten und, besonders stark im Negieren, auch die Vorrechte des Adels grundsätzlich verwarfen. An dieser Entfremdung zwischen Adel und Bürgerlichen, die immer mehr zum vollen Gegensatz wurde, hatte übrigens der Adel die größere Schuld. In den Kriegsjahren hatte namentlich der preußische Adel sein Bestes getan: an Opferwilligkeit war er dem Bürgerstand durchaus ebenbürtig gewesen, teilweise vorangegangen; als Offiziere und Heerführer hatten seine Angehörigen glänzende Proben persönlichen Mutes und militärischen Könnens abgelegt, auch die Führer der Reformbewegung gehörten vielfach dem Adel an, dem Freiherrn vom Stein hat sein freiherrliches Bewußtsein auch nach oben hin den Rücken gesteift. Aber kaum war der Friede hergestellt, so zeigten die ungemessenen Ansprüche des Adels im ganzen, daß er wie die Bourbonen nichts gelernt und nichts vergessen hatte. Die Mediatisierten von 1803 und 1806 ließen sich in § 14 der Bundesakte eine Reihe von Vorrechten zuweisen, die heute noch nicht alle beseitigt sind, und der niedere Adel tat sich 1815 in dem Adelsverein „der Kette" kastenmäßig zusammen. In Preußen widersetzten sich die ostelbischen Junker mit Erfolg der Durchführung der Bauernemanzipation und verwandelten deren Folgen vielfach in Fluch statt in Segen für die Befreiten. Damals sind viele kleine Bauern auf den Gütern zu armseligen und abhängigen Tagelöhnern geworden und in dem Regulierungswerk von 1816 haben überhaupt die unbefriedigenden agrarischen Zustände, wie sie heute noch auf manchen ostelbischen Rittergütern bestehen, ihren Ausgangspunkt. Noch einmal blieben Patrimonialgerichtsbarkeit, Grundsteuerprivilegien und Jagdrechte dem norddeutschen Adel erhalten. Sogar politisch eroberte er sich eine weit über seine Bedeutung hinausgehende Position, z. B. in Hannover, wo ihm im Allgemeinen Landtag 43 gegen 3 Vertreter aus dem Bauernstand zugestanden wurden, und beim Zweikammersystem dominierte er überall in den ersten

Kammern. Was Wunder, wenn dagegen der Liberalismus eiferte! und was Wunder, wenn er, noch in den Kinderschuhen steckend, im Eifer polterte und übertrieb und das historisch Gewordene und Geleistete weder begreifen noch bestehen lassen wollte!

Da aber der Geist bei der Romantik war und nicht bei ihm, so fehlte es dem Liberalismus in seinen Anfängen an Originalität und schöpferischer Kraft, und so mußte er sich für das Neue, das er an die Stelle des zu beseitigenden Alten setzen wollte, nach fremden Mustern umsehen. Dabei griff er nach der französischen Charte, durch welche die Mächte dem französischen Volk die Rückkehr der Bourbonen annehmbar gemacht und zwischen den Errungenschaften der Revolution und den Traditionen des ancien régime eine äußerliche Vermittlung herzustellen gesucht hatten. Dieses fremde Muster wollten die Liberalen von seiner Ursprungsstelle, wo es selbst schon mehr Kunstprodukt als Naturerzeugnis war, ohne weiteres auf den ganz andersartigen deutschen Boden verpflanzen. Darin offenbarte sich die Nachwirkung des unhistorischen und gewalttätigen Sinnes der Aufklärung, deswegen war ihre Sache in dem immer historischer werdenden neunzehnten Jahrhundert zum voraus wenig aussichtsvoll.

Sein Vorbild holte also der süddeutsche Liberalismus — im Norden dachte man wohl eher an England — aus Frankreich, mit dem man eben noch Krieg geführt hatte. Daran erkennt man noch einmal die Nachwirkung des achtzehnten Jahrhunderts, das weltbürgerlich und universalistisch gewesen war und für Nationalität und Stammeseigentümlichkeit kein Verständnis gehabt hatte. Nun würde man natürlich dem Liberalismus schweres Unrecht tun, wollte man das so direkt auch von ihm sagen: er trat ja wie für die politische Freiheit so auch für die nationale Einheit ein und hielt sich im Süden namentlich und am Rhein nicht frei von einer geradezu partikularistischen Bodenständigkeit. Allein die Freiheit stand ihm doch in erster Linie, er bedachte nicht, daß man erst einen Staat haben müsse, ehe man in ihm Rechte fordern und erwerben könne; und weil er doktrinär und unhistorisch war, fehlte es ihm doch am vollen Verständnis für die deutsche Eigenart, ein fremdbürgerlicher Zug, eine gewisse Überschätzung des Fremden haftete ihm von Anfang an an. Ganz anders dachten und fühlten darin die Romantiker, deswegen waren sie dem Liberalismus zunächst durchaus überlegen: schon vor der Niederlage und dem Sieg hatten sie die Freude an den Besitztümern des Volkes in Sprache, Lied, Sage, Recht, Sitte, Religion und Kunst empfunden und wachgerufen; jetzt in den Zeiten der Not, des Kampfes und des Sieges war ihnen und mit ihnen vor allem der norddeutschen Jugend Vaterland und Nation zu einem Gegenstand der Freude und Verehrung, zu einer rechten Herzensangelegenheit geworden, und vollends Frankreich und das Französische betrachteten sie al-

das spezifisch Feindliche, geradezu als ein Böses und Sündhaftes. Auch darin fühlte der Süden anders, weil er in seinem Wesen dem Französischen verwandter war, weniger von Frankreich gelitten hatte als das von Napoleon mit ausgesuchtem Haß verfolgte Preußen, und weil seine Jugend in Waffenbrüderschaft mit französischen Truppen Jahre hindurch an deren Sieg und Ruhm teilgenommen hatte. So kam ein Antagonismus zwischen den fremdbürgerlichen Liberalismus und die nationale Romantik, der zum Teil auch ein Gegensatz war zwischen Süd und Nord. Andererseits lag aber hier auch ein oppositionelles Element in der Romantik selbst, durch das sie in Konflikt geraten konnte mit den von Metternich geleiteten oder durch ihn vergewaltigten Regierungen. Die politische Reaktion wollte und durfte nichts wissen vom Nationalen und allgemein Deutschen, darum war ihr der romantische Teil der Burschenschaft und wurden ihr später sogar die Germanisten verdächtig. So kreuzten und mischten sich die Gegensätze doch recht eigentümlich. Immer wieder sei's gesagt: Uhland war Romantiker und war liberal!

Und genau ebenso war es bei Görres, dem späteren Ultramontanen. Am 12. Januar 1818 überbrachte er an der Spitze einer Deputation dem Reichskanzler Hardenberg die schon erwähnte rheinländische Adresse mit der Bitte um Erlassung einer Verfassung und Einlösung des königlichen Versprechens. Und auch der partikularistische Zusatz fehlte seinem Liberalismus nicht: ihm als Rheinländer war der preußische Staat zu sehr Staat, es wurde ihm darin zu viel regiert, es war ihm trotz der Stein-Hardenbergischen Selbstverwaltung des Bureaukratismus und Mechanismus noch zu viel; dadurch fühlte sich seine urwüchsige Kraft bedrückt, seine starke Individualität beengt, seine vulkanische Natur zu immer neuen Zornausbrüchen empört, und in alle dem wußte er sich mit der Mehrzahl seiner rheinischen Landsleute durchaus eins; darum war er ihr Sprecher und Führer. Hier ist der Punkt, wo Görres und Bismarck sich berühren, der Punkt, wo der Liberalismus auch heute noch die letzten Wurzeln seiner dahinsiechenden Kraft hat. Uns allen ist dieser Kampf gegen die Allmacht der Juristen und Bureaukraten, gegen die Schreiberweisheit am grünen Tisch sympathisch, so daß wir darüber oft die Notwendigkeit und den Fleiß des grünen Tisches, die Leistungen und Erfolge unserer Beamtenschaft zu vergessen geneigt sind oder bis zur Abwehr des englischen Aushungerungsplanes geneigt gewesen sind. In jener Abneigung gegen den preußischen Beamtenstaat hat darum noch später der romantisch-ultramontane Partikularismus die beste Nahrung und seinen volkstümlichsten Halt finden können.

Je mehr sich aber in den zwanziger Jahren die Reaktion verschärfte und einlebte, auch im Süden unter dem Drucke Metternichs an Boden gewann, die Kammeropposition zum Schweigen brachte, die Presse knebelte und gegen De-

magegen und Liberale persönlich Gewalt brauchte, desto radikaler wurde natürlich auch der Liberalismus. Gegen Gewalt konnte schließlich nur Gewalt, gegen den Druck von oben nur die Revolution von unten helfen; selbst an republikanischen Äußerungen und Wünschen fehlte es, namentlich im alemannischen Südwesten an der Schweizergrenze nicht. Auch unter den Studenten regte es sich wieder: die Burschenschaft bestand heimlich weiter, und die Radikalen unter ihnen dachten nun wirklich daran, „die Revolution zu erzeugen", sie schwärmten für die Republik und hörten grundsätzlich auf, „sich für vorzugsweise fromm auszugeben". Von der Schweiz her stiftete Follen einen geheimen Jünglingsbund, der sich einem deutschen Männerbund angliedern sollte. Natürlich gab das der Angst vor „Verschwörungen" neue Nahrung und der Mainzer Zentraluntersuchungskommission willkommenen Stoff zu ihren Nachforschungen, Verhaftungen und Einkerkerungen. Damals ist auch der französische Philosoph Cousin, der in Deutschland die Philosophie an der Quelle kennen lernen wollte, sistiert worden. Diese Verhaftung machte in ganz Europa Aufsehen und führte fast zu internationalen Verwicklungen.

Während es aber in der Heimat vielfach recht trostlos aussah, schöpfte der deutsche Liberalismus Mut und Hoffnung aus dem, was draußen vorging. Denn daß auch jetzt noch, nach der Niederwerfung und Bändigung der französischen Revolution und trotz der heiligen Allianz und des Metternichschen Systems, Volkserhebungen siegen können, das zeigten eben in den zwanziger Jahren allerlei Beispiele in Ost und West. Den stärksten Eindruck machte auf die deutsche Jugend der Freiheitskampf der Griechen von den Tagen Alexander Ypsilantis an bis zu dem Einzug der Bayern in Athen. Hier offenbarte sich der Einfluß der neuhumanistischen Bildung. Das Vorspiel dieses hellenischen Befreiungskriegs, die Kämpfe der Griechen gegen die Türken im Jahr 1770 hatte der griechenbegeisterte Hölderlin in seinem Roman „Hyperion" verherrlicht, aber ähnlich wie der junge Schiller alsbald auch die Enttäuschung dieses „außerordentlichen Projektes" erleben müssen, „durch eine Räuberbande sein Elysium pflanzen" zu wollen. Inzwischen war das Griechische in den deutschen Gymnasien allgemein und obligatorisch eingeführt und, wenn auch vielfach in recht unvollkommener Gestalt, ein Bildungselement der deutschen Jugend geworden; ganz anders als heute freuten sich Lehrer und Schüler dieses neugewonnenen Besitzes, Homer war ihnen lebendig, der Weg zum deutschen Vaterland ging damals wirklich über Thermopylä und Marathon, und er hat sich im Jahre 1870 nicht als ein Umweg und Holzweg erwiesen. Nun kämpften die Nachkommen dieser Helden aus den Perserkriegen — oder was man so dafür hielt — im Vaterland Homers und Platons den Kampf der Christen gegen den Islam, den Kampf der Freiheit gegen den Despotismus, den Kampf

der Kultur gegen die Barbarei; wenigstens glaubte man es damals. Allüberall bildeten sich philhellenische Klubs, man sammelte Beiträge, Scharen von Freiwilligen zogen hinüber. Nicht bloß von Deutschland, auch „der englische Lord" und Dichter Byron hat in Missolunghi seinen Tod gefunden; aber in erster Linie war es doch die deutsche Jugend, die sich begeisterte; alle Welt sang Wilhelm Müllers Griechenlieder von dem auf Munkacs hohem Turm gefangenen Alexander Ypsilanti oder vom kleinen Hydrioten. Doch wenn sie so vom Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken redete, meinte sie nur — die eigene Freiheit. So verschmolz sich auch hier wieder der weltbürgerliche Zug und Sinn der Deutschen mit nationalen Gedanken und Hoffnungen, der Liberalismus blieb, freilich ohne es selber zu wissen, auch da national, wo er sich international drapierte. In diesem Sinn hatte schon 1818 der Franzose Béranger von einer „heiligen Allianz der Völker" gesprochen, und der Deutsche Börne sprach es ihm jetzt nach. Wenn in Italien oder Spanien, in Südamerika oder Griechenland die Sache der Freiheit siegreich war oder unterlag, so jubelte ihr der Deutsche zu oder wehklagte um sie, als wären es seine Siege oder Niederlagen. Die Fürsten und Minister hatten sich auf ihren Kongressen in Aachen und Karlsbad, in Teplitz und Verona zusammengetan zur Unterdrückung der Volksfreiheit und zur Niederhaltung des freien Geistes, die Völker einigten sich wenigstens in Gesinnung und Sympathiekundgebungen aller Art nicht minder universalistisch zu Abwehr und Schutz. Daran knüpfte dann in den dreißiger Jahren Mazzini mit seinem jungen Europa an, in solcher Stimmung findet selbst die politisch unreife Polenbegeisterung ihre Rechtfertigung.

Hier lag aber auch die Möglichkeit, daß, als drüben in Frankreich die Julirevolution losbrach und Erfolg hatte, die Deutschen dem Beispiel folgten, wie die Belgier im Westen und die Polen im Osten. Doch die Frucht war noch nicht reif; und auch wir sind noch nicht fertig mit der Zeit von 1800—30.

Fünftes Kapitel:
Der Sieg der Hegelschen Rechtsphilosophie

Die individualistische Anschauung vom Wesen des Staates

Mit der veränderten Stellung der Völker und der Einzelnen zu Nation und Staat, wie sie seit den Befreiungskriegen faktisch eingetreten war, ging im Bewußtsein der Zeit eine Umwälzung der Gedanken und Theorien über Aufgaben und Wesen des Staates Hand in Hand. 1792 hatte Wilhelm von Humboldt in seinen „Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" diesem die allerengsten Grenzen gezogen, ihm jede Kulturaufgabe abgesprochen und lediglich den Schutz nach innen und nach außen zugewiesen. Positiv lautete seine Formel so: „daß die Erhaltung der Sicherheit sowohl gegen auswärtige Feinde als innerliche Zwistigkeiten den Zweck des Staates ausmachen und seine Wirksamkeit beschäftigen müsse"; negativ stellte er den Grundsatz auf, daß „der Staat sich schlechterdings alles Bestrebens, direkt oder indirekt auf die Sitten und den Charakter der Nation anders zu wirken, als insofern dies als eine natürliche, von selbst entstehende Folge seiner übrigen schlechterdings notwendigen Maßregeln unvermeidlich ist, gänzlich enthalten müsse; und daß alles, was diese Absicht befördern kann, vorzüglich alle besondere Aufsicht auf Erziehung, Religionsanstalten, Luxusgesetze usf. schlechterdings außerhalb der Schranken seiner Wirksamkeit liege". Persönlich erklärt sich diese Verengung des Staatszweckes bei Humboldt aus den Erfahrungen, die er als Referendar beim Kammergericht zu Berlin unmittelbar nach dem Erlaß des Wöllnerschen Religionsediktes mit diesem Staat und dieser Regierung gemacht hatte. Aber zugrunde lag doch zugleich die Abneigung der Zeit gegen den Staat selber, die, geschichtlich bedingt, in dem Druck durch den vielregierenden und allbevormundenden Polizeistaat des aufgeklärten Despotismus wurzelte. Andererseits hing sie bei ihm zusammen mit der Innerlichkeit und dem Individualismus seiner neuhumanistischen Bildung, mit dem „in und durch sich Sein", das den Gebildeten gleichgültig machte gegen Vaterland und Staat: er hatte genug zu tun mit seiner Selbstbildung, darum kehrte er wie Diogenes in seiner Tonne dem Staat den Rücken; der herdersche Humanitätsbegriff konnte auch diese Wendung nehmen. Keinenfalls aber tut man unrecht, wenn man wegen jener Schrift und der in ihr zum Ausdruck kommenden Stimmung den jungen Humboldt — aber natürlich nur den jungen! — unter die Vorläufer des theoretischen Anarchismus rechnet.

Und theoretisch dachte auch Schiller kaum anders, während er als Dichter historischer Dramen von Fiesko bis Tell Staat und Vaterland viel richtiger zu würdigen wußte. Dem Verfasser der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen war der wirkliche Staat ein Notstaat, ein notwendiges Übel, sein Ideal, der ästhetische Staat des schönen Scheins und der freien Bürger, „existiert dem Bedürfnis nach in jeder feingestimmten Seele, der Tat nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigene schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht und weder nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmut zu zeigen" Dieser Staat begründet nicht „die bessere Menschheit", sondern er gründet sich auf sie, weil sich in ihm der Wille des Ganzen nur durch das ästhetisch erzogene und gebildete Individuum vollzieht. Die „Harmonie in dem Individuum" ist also die notwendige Voraussetzung für die Harmonie der Gesellschaft. So ist auch für Schiller die Hauptsache ästhetische Individualbildung, die der im Unendlichen liegenden Aufrichtung eines Vernunftstaats vorangehen muß.

Gewachsen aber war diese Stimmung und niedere Einschätzung des Staatlichen auf dem Boden des alten Deutschen Reiches, das kein Staat mehr war und weder etwas für die Kultur noch auch nur das Notwendige zum Schutz und zur Sicherung seiner Angehörigen leistete; und gewachsen war sie in der nachfriderizianischen Zeit, wo in Preußen der große Zug fehlte, die Sprungfeder des Geistes aus der Staatsmaschine herausgenommen war und überall nur noch toter Mechanismus, kein staatliches Leben mehr sich zeigte. Über beide war dann die Sturzwelle der französischen Revolution hereingebrochen und hatte zunächst nur zerstört, nicht aufgebaut; in Frankreich selbst herrschte jahrelang die Anarchie. Während aber Napoleon ein neues Gebäude aufführte, das imposant nach außen, im Innern doch wieder absolutistisch war, wenn auch nicht ohne einen großen und genialen Zug, entstand in Preußen ein neuer Staat, in dem im Gegensatz dazu auf die Kraft und Mitwirkung des Volkes gerechnet war. Würde nun dieses Neue den Menschen auch zum Bewußtsein kommen und von ihnen verstanden werden? das war die Frage. Da war es von vornherein bedauerlich, daß politisch-parlamentarisches Leben sich nach 1815 zuerst nur in den kleinen deutschen Staaten und vorläufig noch nicht in dem neuen Preußen entwickeln durfte. So war zwar Preußen ein Staat, aber es [illegible]tte keine öffentliche Meinung, beim Volk im großen und ganzen konnte sich [illegible]staatliches Bewußtsein nur sehr langsam entwickeln. Daß im preußischen [illegible]amtentum ein solches durch die stille Pflichterfüllung dennoch großgezogen

wurde, entzog sich noch geraume Zeit den Blicken der Welt; höchstens das Dreinregieren und die Superklugheit des preußischen Geheimen Rates kam den Regierten zum Bewußtsein, vor allem durch Görres' lauten Protest in den Rheinlanden, wo man noch lange auf die „Preußen" sehr schlecht zu sprechen war. Umgekehrt hatten die kleinen Staaten eine öffentliche Meinung, aber sie waren keine vollen Staaten; dazu fehlte ihnen die Macht, und darum fehlte es ihren Oppositionsparteien an dem nötigen Verantwortlichkeitsgefühl und am Maßhalten in ihrem Auftreten. Auch in Bayern, in Württemberg, in Baden gab es jene stille Arbeit des Beamtentums, das aus verrotteten Zuständen heraus modern eingerichtete Staatswesen herzustellen, aus willkürlich zusammengerafften Fragmenten und Splittern des alten Deutschen Reiches ein Ganzes zu schaffen hatte. Aber diese Leistung wurde in den engen Verhältnissen und mitten im Kampf gegen die Reaktion, deren Träger die Beamten waren, verständnislos und ohne Dank hingenommen. So kommt es, daß die Geschichtschreiber dieser Zeit zwar viel vom damaligen preußischen Beamtentum zu rühmen wissen, aber dabei meist vergessen, daß es in diesen kleinstaatlichen Verhältnissen und angesichts einer oft recht kleinlich kontrollierenden parlamentarischen Opposition vielleicht noch schwieriger war, ein moderner Beamter zu werden und einen modernen Beamtenstaat zu bauen. Zugleich erhielt durch diese Verschiedenheit im Aufbau des Staates und in der Anteilnahme, den die öffentliche Meinung daran nahm, der Gegensatz zwischen Nord und Süd neue Nahrung; hier ist vielleicht die Stelle, wo er bis 1870 am gefährlichsten war und wo er uns gelegentlich noch bis vor kurzem zu schaffen machte.

Dazu kam noch eines. Die Revolution und die Napoleonische Zeit hatte auch in Deutschland den Privilegierten zwar nicht alle ihre Privilegien, aber doch ihre alte Stellung genommen: sie waren die Träger des alten Deutschen Reiches und seiner Regierung — soweit es eine solche gab — gewesen, die Trägerin der Arbeit in den neuen deutschen Staaten war oder wurde dagegen immer mehr die Bourgeoisie. Dieses deutsche Bürgertum aber war in der Enge und Beschränktheit seines kleinstädtischen Daseins noch nicht hinausgekommen über die Aufklärungsbildung des achtzehnten Jahrhunderts, es war ein an dessen dürr und dünn gewordenen Gedanken zehrendes Philistertum. Das mußte sich natürlich auch in seinem Verhältnis zum Staat und in seinen Gedanken über den Staat zeigen.

Die Lehre vom Vertrag

Und wirklich entsprach diesem rückständigen Wesen des deutschen Bürgertums, soweit es sich mit dem Staat befaßte, eine Staatstheorie, die in der Auf-

klärung wurzelte, also ebenfalls rückständig und zugleich unhistorisch war, die aber doch die neugewonnene Machtstellung der Bourgeoisie und die Notwendigkeit ihrer Forderungen zu rechtfertigen wußte, also liberal war. Sie knüpfte zunächst an die Gedanken der französischen Revolution an und weiterhin an Rousseaus wenigst tiefe, aber wirkungsvollste Schrift, den Contrat social. Von den beiden Ideen, die sie beherrschten, stammt die erste aus dem rationalistischen Geist der Renaissance — es ist die Lehre vom Vernunft- oder Naturrecht, das als Ausfluß der vernünftigen Natur des Menschen absolut gültig und für alle gleich verbindlich über dem positiven Recht schwebt und als Maßstab an dieses angelegt, es rücksichtslos nach sich umgestalten soll: es ist international, von aller Geschichte unabhängig, kritisch und gegen das Bestehende revolutionär. Das andere Grundelement dieser Theorie war die Lehre vom Vertrag, die zu Ende des Mittelalters, wenn nicht schon im griechischen Aufklärungszeitalter der Sophistik aufgekommen zu dem konstruktiven Geist der modernen Philosophie trefflich paßte und daher von dieser mit dem Gedanken des Naturrechts unauflöslich verknüpft wurde. Darnach sollte der Staat entweder tatsächlich auf Vertrag beruhen oder wenigstens der Idee nach als auf einem solchen ruhend gedacht werden und deshalb in seinem Bestand abhängig sein von der wenn auch schweigenden Zustimmung aller oder doch der Mehrheit der ihn konstituierenden Individuen. Wie damit der Grundsatz der Volkssouveränität zusammenhängt, liegt auf der Hand; auch er bildet somit ein notwendiges drittes Bestandstück dieser ganzen Konzeption und zwar eines, das sie dem Liberalismus ganz besonders willkommen machen mußte. Nun steckte in dieser Vertragstheorie, auch wo sie es ausdrücklich ablehnte, den bürgerlichen Gesellschaftsvertrag als eine geschichtliche Tatsache zu nehmen und in ihm „nur eine Idee", ein regulatives Prinzip zur Bestimmung des öffentlichen Rechtes sah, das alte unhistorische Wesen der Aufklärung. Außerdem war sie atomistisch und individualistisch, sie stellte den Staat auf die Willkür aller einzelnen, verwechselte die volonté générale mit der volonté de tous, verkannte also seine Notwendigkeit und nahm ihn als ein Zufälliges, das sich ebenso wieder in seine Atome auflösen könne, wie es sich aus ihnen willkürlich zusammengesetzt habe. Allein gerade gerade darum hatte dieser Gedanke vom Vertrag für die ganze Welt der Aufklärung etwas Faszinierendes, auch Kant ist in den „metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre", die freilich als Werk seines Alters an Verworrenheit und Widersprüchen leiden, nicht darüber hinausgekommen und hat ihm durch seine Autorität noch einmal einen starken Halt gegeben. Ebenso hat Fichte in seiner „Grundlage des Naturrechts" sich auf den Boden dieser Theorie gestellt und einen wahren embarras de richesses von Verträgen zusammengehäuft; hat er doch in einer seiner ersten Schriften sogar das Recht der Eltern

auf die Kinder durch einen Vertrag mit der Geburtshelferin begründet: „hätte sie nicht durch Vertrag meinen Eltern versprochen, ihr Recht auf mich an sie zurück abzutreten, hätte sie nicht überhaupt laut dieses Vertrages im Namen meiner Eltern gehandelt, so wären meine Rechte durch diese erste Ausübung desselben die ihrigen; so aber sind sie meinen Eltern". Und nun übernimmt auch der Liberalismus diese Lehre, vor allem deshalb, weil er von dem Staatsbürgervertrag die Möglichkeit einer Verfassungsänderung durch das Volk, sei es auf dem Wege der Reform oder der Revolution, abhängig dachte.

Dagegen schienen sich Kant und Fichte in einem von der älteren Vertragstheorie wesentlich zu unterscheiden, in der Frage nach dem Zweck des Staates. Die Aufklärung hatte auch hierin eudämonistisch gedacht und dem Staat die Aufgabe zugewiesen, die Glückseligkeit aller und das Wohl jedes einzelnen in irgendeiner Form zu schaffen und zu fördern. Kant war auch hier wie in der Moral rigoristisch, nicht eudämonistisch; deshalb schloß er die Glückseligkeit von dem Zweck des Staates aus und faßte diesen als Verwirklichung der Gerechtigkeit, sein Staat war Rechtsstaat. Fragt man aber weiter, warum denn durch den Staat das provisorische Recht in ein peremptorisches, der rechtlose Naturzustand in einen Rechtszustand verwandelt und übergeführt werden soll, so wird man doch wieder auf den zuerst verworfenen Zweck des Schutzes von Leben und Eigentum, also auf die privaten Interessen aller einzelnen zurückverwiesen. Und wenn Kant das Rechtsgesetz formuliert: „handle so, daß die Ausübung deiner Willkür die der andern nicht beeinträchtigt", so kommt er auch von dieser Seite her über die Subjektivität und den Individualismus nicht hinaus. Seine Meinung war freilich die, der Staat solle im Recht das Vernunftgesetz, die volonté générale verwirklichen; aber tatsächlich handelte es sich doch nur um die Angemessenheit der Handlung an die empirische Allgemeinheit, an den Willen aller anderen und an „die Willkür" jedes einzelnen.

Während aber schon Fichte über Kant hinausging und seinem geschlossenen Handelsstaat erst eine Reihe der wichtigsten sozialen Aufgaben zuwies, dann in der Not der Zeit die nationale Basis und Kraft des Staates verstehen lernte und ihn durch die Forderung einer Nationalerziehung als Kulturträger und Kulturbringer anerkannte, ging in das Bewußtsein der Bourgeoisie und des Liberalismus die Vertragstheorie in ihrer alten Form über. Die philosophische Begründung und die feineren Unterscheidungen in der Lehre von Basis und Zweck des Staates wurden beiseite gelassen und ihre einzelnen Gedanken ohne weiteres für Parteizwecke fruchtbar gemacht. Das Naturrecht gab Handhabe und Maßstab zu liberaler Kritik am Bestehenden und an den Maßnahmen der Regierung, der Vertrag begründete den Glauben an die Souveränität des Volkes und rechtfertigte die Forderung seiner Mitwirkung bei der Gesetzgebung.

und der Rechtsstaat hatte natürlich in erster Linie die Rechte des Volkes zu schützen und die Gleichheit aller vor dem Gesetz durchzuführen.

In weiteren Kreisen verschaffte dieser Anschauung vor allem der Badener Rotteck Aufnahme und Anerkennung: seine 1813 begonnene „Allgemeine Geschichte" suchte das Recht des Liberalismus durch die ganze Weltgeschichte hindurch als siegreich zu erweisen, und sein gemeinsam mit Welcker ins Leben gerufenes „Staatslexikon" variierte immer aufs neue den Gedanken, daß der Staat auf Vertrag gegründet und der Wille der Majorität das einzig Ausschlaggebende sei. Und wenn der Schwabe Uhland sang:

Vertrag! es ging auch hierzulande
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpfen seine heil'gen Bande
Den Volksstamm an das Fürstenhaus.
Ob einer im Palast geboren,
In Fürstenwiege sich gewiegt,
Als Herrscher wird ihm erst geschworen,
Wenn der Vertrag besiegelt liegt,

so erhielt die Theorie dadurch auch noch die dichterische Weihe. Diese Süddeutschen haben die leicht faßlichen, aber weder neuen noch tiefen Staatsgedanken des Liberalismus breiten Schichten des Volkes mundgerecht gemacht, und der Eindruck war um so stärker, weil sie sich persönlich dafür einsetzten, gelegentlich sogar dafür zu leiden hatten. Sie lebten, was sie lehrten, „Freiheit und Recht" waren für sie nicht bloße Worte, sondern Güter, die sie ihrem Volke mit Darangabe ihrer ganzen Persönlichkeit gewinnen wollten.

Heute ist diese Theorie überwunden. Dem Historismus war das Ungeschichtliche und Geschichtslose daran, der romantischen Vorliebe für das „Organische" das Quantitative und Atomistische unerträglich. Aber daß der Gedanke des Naturrechts so gänzlich abgetan und die kritische Ader, die darin steckt, so rasch unterbunden wurde, das war doch ein bleibender Verlust, den wir erst allerneuestens wieder gut zu machen uns anschicken. Gewiß gibt es kein unveränderliches und für alle Zeiten geltendes „Naturrecht", dieses ist überhaupt kein „Recht" im strengen Sinn des Wortes; aber es steckt doch Wahrheit darin, die immer wachsende und mit den Bedürfnissen des Volkslebens wechselnde Idee eines besseren Rechtes, die als Trieb des Fortschritts und als positiver Stern der Kritik sich der Geister bemächtigen will und zur Verwirklichung drängt; ohne diese Idee würde das positive Recht verewigt und versteinert und die Menschheit in ihren rechtlichen und staatlichen Lebensbedingungen zu unfruchtbarer Stagnation verurteilt bleiben.

Die romantische Staatslehre

Allein so wie sie damals vorgetragen wurde, war diese Aufklärungsanschauung in der Tat flach und veraltet und überdies als die Theorie der französischen Revolution mit dem Stempel des Staatsgefährlichen gezeichnet, wiewohl die Rotteck, Uhland und Welcker keine Revolutionäre oder Radikalen gewesen sind. Um so leichter konnte die Romantik der unhistorischen eine historische, der mechanischen eine „organische" Auffassung vom Staat entgegenstellen und es der Weltgeschichte überlassen, den Sieg dieses Neuen über ein Altgewordenes einzuleiten und allmählich durchzusetzen. Am frühesten finden wir die romantische Staatstheorie bei Novalis. Seine poetisch überspannte Verherrlichung des jungen preußischen Königspaares kennen wir schon; sie war Personenkultus hing aber doch zusammen mit seiner Vorliebe für die Monarchie überhaupt. Aber auch den Staat wertete er anders, als dies bisher geschehen war: er war ihm ein „Makroanthropos", ein Mensch im großen und das dringendste Bedürfnis für den Menschen; „um Mensch zu werden und zu bleiben, bedarf er eines Staates"; „der vollkommene Bürger lebt ganz im Staat". Bei uns wird „der Staat zu wenig verkündigt. Es sollte Staatsverkündiger, Prediger des Patriotismus geben. Jetzt sind die meisten Staatsgenossen auf einem sehr gemeinen, dem feindlichen sehr nahe kommenden Fuße mit ihm." „Das Volk ist eine Idee; wir sollen ein Volk werden": das klingt kantisch; aber dahinter steht metaphysisch das „mystische Individuum", über dem Sollen das Sein eines überindividuellen Volksgeistes.

Etwas von solchem romantischen Mystizismus hat zuzeiten auch Friedrich von Gentz seiner publizistischen Tätigkeit beigemischt. Vom Kantischen Standpunkt aus hatte er in seiner Schrift „über den Ursprung und die obersten Prinzipien des Rechts" die französische Revolution begeistert begrüßt; unter dem Einfluß Burkes, dessen „Betrachtungen über die französische Revolution" er ins Deutsche übersetzte, hatte er dann Wasser in diesen brausenden Wein gegossen und die englische Verfassung gepriesen. Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. hatte er, ein zweiter Marquis Posa, diesen in einem Sendschreiben aufgefordert, Preßfreiheit zu geben. Doch auch diese liberalisierende englische Periode, in der er als publizistischer Bekämpfer Napoleons besonders fruchtbar war, lief ab: die „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa" bildeten ihren Höhepunkt und waren ein gewaltiges Kriegsmanifest, worin er mit einer der Fichteschen kaum nachstehenden Beredsamkeit die „Starken, Reinen und Guten" zum Widerstand aufrief und viele Gedanken von dessen Reden an die deutsche Nation vorausnahm. Aber er wendet sich nicht wie dieser an das ganze Volk, sondern nur an eine

aristokratische Elite: darin zeigt sich, recht im Gegensatz zu Fichte und Stein, das alte Mißtrauen gegen das Volk und die romantische Exklusivität. Und so überrascht es nicht, ihn bald darauf im Dienste Metternichs als den Bekämpfer des Liberalismus und den Verfechter des Legitimitätsprinzips und der Restaurationstendenzen zu finden; an der Demagogenhetze nach Kotzebues Ermordung hat er hervorragenden Anteil genommen. Jetzt verkündigt er, 1813 und 1814 haben „die Fürsten mit ihren Feldherren, die an ihren Ratschlägen teil hatten", — mit ihren Handlangern würde man heute sagen — „das Größte verrichtet"; gegenüber dem Verlangen des Volkes nach einer Volksvertretung verweist er auf die alten „landständischen Verfassungen", die „aus den für sich bestehenden, nicht von Menschenhänden geschaffenen Grundelementen des Staates entspringen"; im Staat sieht er die einzige Schutzwehr gegen die revolutionäre Vernunft des einzelnen, in der katholischen Kirche das Bollwerk gegen den Subjektivismus der Protestanten; denn die Reformation erschien ihm — dem Protestanten — als die Quelle alles Übels, als der Anfang aller Revolution. „Etwas Mittelalter, etwas Gottesgnadentum und ein Überfluß von Polizeiweisheit" — so nennt Haym in seiner trefflichen Monographie über Gentz diese Mischung. Daß übrigens die Romantik bei dem durch und durch verstandesmäßig nüchternen Mann nur Hülle und Mittel war, zeigt seine letzte Periode, in der er von dem Romantiker Adam Müller zu dem Rationalisten und Materialisten Hobbes zurückkehrt und blasiert und skeptisch, wie er war, an der Richtigkeit und Durchführbarkeit seiner eigenen Ideen zweifelt. Ein großes Talent, aber ein charakterloser Genießling und — nehmt alles nur in allem — ein Lump: das ist unser Urteil über diesen ersten großen politischen Journalisten Deutschlands. Ähnlich wie er hat übrigens damals auch der einst so revolutionäre Friedrich Schlegel seine Feder in den Dienst der Metternichschen Politik gestellt und sich in seiner „Concordia" gegen „den fanatisch verwilderten Zeitgeist" für der christlichen Staat ereifert.

Ist die politische Romantik in diesen Journalisten im übeln Sinne des Worts reaktionär geworden, so leistete in geistvollster und feinster Weise die historische Rechtsschule solchen Tendenzen Vorschub, indem sie dem liberalisierenden Naturrecht gegenüber den historischen und nationalen Ursprung des Rechts betonte und es, wie die Germanisten die Sprache, aus dem unbewußt schaffenden Volksgeist ableitete. Wenn Savigny, neben K. F. Eichhorn der Begründer dieser Schule und zugleich der größte Jurist unter den Romantikern, auch einer der großen Bildungsvirtuosen jener Periode, aus solchen Gedanken heraus seiner Zeit den Beruf zur Gesetzgebung absprach und Code Napoléon und preußisches Landrecht als künstliche und willkürlich gemachte Gebilde scharf und teilweise ganz ungerecht kritisierte, so verurteilte er damit Staat und Volk zu

einem quietistischen Zuwarten, einem konservativen Stagnieren und fügte sich trotz aller Bildung und aller Feinheit doch trefflich ein in die Metternichsche Politik des Stillstands und der Kirchhofsruhe; auch als „Klassiker der Rechtswissenschaft" blieb er eben Romantiker. Der wissenschaftlichen Jurisprudenz aber wies diese Schule, allen voran Eichhorn, als eine Aufgabe voll Fruchtbarkeit und Leben die Erforschung der deutschen Rechtsgeschichte zu und wirkte damit „mächtig ein auf das nationale Bewußtsein der Deutschen". In der Zeit der napoleonischen Fremdherrschaft entstanden, hat auch diese neue Disziplin energisch mitgearbeitet an der Wiedererhebung der Nation. Aber in ihren Anfängen zeigen sich sofort auch die Gefahren, mit denen der Historismus und Positivismus unser Jahrhundert bedroht, und die Wunden, die er ihm geschlagen hat.

Dagegen fand die romantische Staatstheorie im engeren Sinn ihren Hauptvertreter in Adam Müller, der in staatswissenschaftlichen Schriften Adam Smith bekämpfte und für die Erhaltung des preußischen Agrarstaates eintrat. In direktem Gegensatz zu Wilhelm von Humboldt erklärte er in seinen „Elementen der Staatskunst" von 1809 den Staat für „die Totalität der menschlichen Angelegenheiten, ihre Verbindung zu einem lebendigen Ganzen". „Der Staat bildet die erhabene Gemeinschaft einer langen Reihe von vergangenen, jetzt lebenden und noch kommenden Geschlechtern, die alle in einem großen innigen Verbande zu Leben und Tod zusammenhängen"; er ist ein Ewiges, „das ewig bewegte Reich aller Ideen: das körperliche, physische, ergreifbare Leben reicht nicht hin, ihn zu deduzieren, und wir waren genötigt, alles Unsichtbare, Geist, Sitte, Herz, das ganze idealische Treiben des Menschen zurückzufordern, die dem Staat abwendig gemachten Gedanken der Bürger zu vindizieren, als wir uns bestrebten, das Wesen des Staates zu erkennen". Oder wie er es im Anschluß an Burkes Betrachtungen über die französische Revolution auch formuliert: „der Staat ist nicht eine bloße Manufaktur, Meierei, Assekuranzanstalt oder merkantilische Sozietät; er ist die innige Verbindung des gesamten physischen und geistigen Reichtums, des gesamten inneren und äußeren Lebens einer Nation zu einem großen energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen". „Unsere Väter hatten vom Staat den Begriff, daß er eine Zwangsanstalt sei; indes sind andere Zeiten gekommen, und das Beste, das Wichtigste hat sich nicht erzwingen lassen." Aber auch die Kantsche so gut wie die eudämonistische Lehre vom Staat und Staatszweck ist zu eng. „Fragt nun noch irgend jemand: was ist denn der Zweck des Staates? so frage ich ihn wieder: du betrachtest also den Staat als Mittel? als ein künstliches Mittel? Ordnung, Freiheit, Sicherheit, Recht, die Glückseligkeit aller sind erhabene Ideen für den, der sie ideenweise auffaßt; der Staat, wie groß und erhaben, wie alles

umfassend, wie in sich und auf sich selbst ruhend er auch sei, verschmäht es nicht, mitunter betrachtet zu werden, als sei er nur um eines dieser Zwecke willen da; er ist aber zu groß, zu lebendig, um sich, den Wünschen der Theoretiker gemäß, einem dieser Zwecke ausschließend und allein hinzugeben; er dient ihnen allen, er dient allen gedenkbaren Zwecken, weil er sich selbst dient." Darum stellt Müller der „Chimäre des Naturrechts" ein anderes Recht entgegen, „welches lebendig ist, d. h. welches sich selbst garantiert, nicht erst an eine auswärtige, mit ihm in keiner Verbindung stehende Macht oder Zwangsgewalt zu appellieren oder von ihr abzuhängen braucht; kurz welches also innerlich eins ist mit dem Staate, oder mit der Nationalität, oder, da unser Blick durch die Religion auf die ganze Menschheit gerichtet ist, mit der Rechtsidee, welche die Menschheit verbindet, mit der Religion". So überwindet dieser Freund Heinrich von Kleists die unlebendige und äußerliche Staatstheorie des Naturrechts mit ihren „toten Begriffen" und die anarchistische Notstaatslehre der Neuhumanisten; den Staat zur lebendigen Idee zu erheben und ihn mit Gesinnung und Geist zu erfüllen, das erschien vor allem notwendig; denn „in allen unseren Gesetzgebungen und Staatsbegriffen zeigt sich diese Todesspur, daß wir den Mut und die Kraft verloren haben sie zu beleben und zu bewegen, daß in uns selbst wenig Geist, wenig Persönlichkeit ist". Allein über dieses Allgemeine kam er in seiner geistreich schwatzhaften Manier nicht zu scharfen Begriffen, und so regte er wohl an, vermochte aber keine haltbare Theorie zu schaffen; und vom Geist und von Gesinnung wollten die Regierungen, denen sich seine Staatslehre sonst wohl empfohlen hätte, und wollten vor allem seine Freunde in Wien überhaupt nichts hören.

So ist der romantische Staatsrechtslehrer par excellence, dem die Approbation der reaktionären Mächte zufiel, doch nicht er, sondern Karl Ludwig von Haller geworden. Dessen Staatslehre kündigt sich schon auf dem Titel in ihrer Gegensätzlichkeit gegen den Liberalismus an als „Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich-geselligen Zustands, der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesetzt". Ihr Verfasser war damals noch Schweizer und Protestant, später kam er im Dienste Karls X. nach Paris und trat hier wie Adam Müller zum Katholizismus über, dem er übrigens nach seinem eigenen Geständnis im Herzen schon seit 1808 angehört hat. Gleich die Vorrede des Werkes läßt den Romantiker in aller Deutlichkeit erkennen, läßt es aber auch fast unbegreiflich erscheinen, wie ein solcher Schriftsteller Wirkung tun und Einfluß gewinnen konnte; bald pathetisch im hohen Ton des Propheten bald innerlich-sentimental, aber immer salbungsvoll wie ein Sonntagnachmittagsprediger für politische alte Jungfern redet er von Staat und Geschichte. Gegen den auf Vertrag ruhenden künstlich-bürgerlichen Zustand will er auf den

Naturzustand zurückgehen, der ihm mit Gottes Ordnung zusammenfällt. Das hier geltende Naturgesetz ist einfach genug, es besagt, daß nur der Überlegene, der Mächtige herrsche und herrschen solle. So gründet er Staat und Recht auf Stärke und Macht. Machthaber aber sind die Könige und Fürsten, darum ist es gottgesetzte und gottgewollte Naturordnung, daß sie herrschen und ihnen gehorcht werde: sie sind nicht Diener des Staates — dieses friderizianische Wort ist Haller ein Greuel —, sondern unabhängige Herren, der Staat ist ihr Eigentum, wie das Hauswesen dem Familienvater gehört: Staatsrecht ist vom Privatrecht nicht wesentlich verschieden, das patriarchalische Regiment ist göttliche Ordnung. Doch wie, wenn diese Herren ihre Gewalt mißbrauchen? Konstitutionen und geschriebene Gesetze, die der Liberalismus als Schutzwehr gegen solche Gefahr aufrichten will, überhaupt menschliche Einrichtungen helfen dagegen nichts, sondern im wesentlichen nur — Religion und Moral, die die Herren vom Mißbrauch ihrer Gewalt abhalten. Freilich ganz ausschließen kann dieser Mann des Naturstandes und der Gewalt den Gedanken der Selbsthilfe, nötigenfalls der Revolution doch nicht; allein, so hilft er sich über diese Schwierigkeit hinweg, Insurrektionen sind der Sache nach nur selten, ihre Ausführung ist meist schwierig, oft unmöglich, öfter noch nicht klug, und so bleibt für die Untertanen auch in solchen Fällen nur — auf Gott vertrauen.

Wie gesagt machte diese Gewalttheorie Eindruck und fand Beifall: in dem Kreis des preußischen Kronprinzen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. wurde sie bewundert und akzeptiert. Die feineren Romantiker freilich, wie Savigny, lehnten das Buch als das Werk eines „krassen Aufklärers in Geschichte und Politik" ab, und Hegel vollends meinte boshaft, einen Teil seiner großen Wirkung und weiten Verbreitung verdanke es dem Umstand, daß ‚es aller Gedanken sich abzutun und das Ganze so aus einem Stück gedankenlos zu halten gewußt habe'; denn seine scheinbare Konsequenz bestehe „in der völligen Inkonsequenz einer Gedankenlosigkeit, die sich ohne Rückblick fortlaufen läßt und sich in dem Gegenteil dessen, was sie soeben gebilligt, ebensogut zu Hause findet". Und in der Tat, das Buch war geistlos und in seiner Gedankenlosigkeit und Inkonsequenz geradezu frech; aber es war ein bequemes Buch für die Inhaber der Gewalt und die Träger der Reaktion, die beste Rechtfertigung für alle Gewaltmaßregeln, denen gegenüber es die Völker so christlich fromm — oder unfromm auf Gott verwies.

Die Hegelsche Rechtsphilosophie

Da kam — diesmal wirklich nach dem Dreitakt der dialektischen Methode aus Satz und Gegensatz ein neues Höheres, die Hegelsche Rechtsphilosophie. Was

Hegel an der bisherigen Staatstheorie widerwärtig war, das war die Degradation des Staates zu einem Willkürlich-Künstlichen oder einem Willkürlich-Gewaltsamen und seine Erniedrigung zu einem bloßen Mittel. Wohl kennt auch er den Not- und Verstandesstaat der bisherigen Staatsrechtslehrer, der in der Tat nur Mittel, weil jeder einzelne sich selbst Zweck ist: da mag die Atomistik an ihrem Platze sein. Die bürgerliche Gesellschaft, die hieraus entsteht, ist ein System allseitiger Abhängigkeit, in dem die Subsistenz und das Wohl des einzelnen mitsamt seinem rechtlichen Dasein in die Subsistenz, das Wohl und Recht aller verflochten und nur in diesem Zusammenhang wirklich und gesichert ist. Denn für Hegel wie für Kant ist der Staat Rechtsstaat, sofern im Recht der freie Wille sein Dasein hat. Aber ganz anders als Kant macht er Ernst mit der Vernünftigkeit dieses Willens, mit dem Begriff der volonté générale. Die Sphäre dieses Willens ist nicht die des abstrakten oder formalen Rechtes, nicht innerlich die Moralität des einzelnen Menschen und seines individuellen Gewissens, sondern wirklich wird er nur in der sittlichen Welt im ganzen, deren erste Stufe die Familie, deren höchste Stufe der Staat ist: in ihm faßt sich der Gesamtwille eines Volkes und fassen sich alle daraus entspringenden überindividuellen Mächte, sein ganzes äußeres und inneres Leben, Recht, Sitte, Sittlichkeit, Religion, Kunst und Wissenschaft zusammen.

Darum ist für Hegel der Staat kein Zufälliges, sondern notwendig, das an und für sich Vernünftige und Seinsollende nichts Willkürliches, sondern „die Wirklichkeit der sittlichen Idee" selber und als solche „das sittliche Ganze", „ein Irdisch-Göttliches", „der Gott auf Erden". Mit Adam Müller erklärt auch er den Staat für den absoluten und unbewegten Selbstzweck; dagegen tadelt er an Rousseau, daß nach ihm der allgemeine Wille nur Wille aller einzelnen sei, der contrat social auf Willkür beruhe und deshalb alle Autorität vernichtet sei; und Haller gegenüber betont er eben jene Vernünftigkeit am Staat, dessen Gewalt nicht Willkür, sondern die sich durchsetzende Vernunft selber ist: es ist der Gang Gottes in der Welt, daß der Staat ist. An der Sitte, dem Nomos im griechischen Sinn, hat er seine unmittelbare, in dem Bewußtsein des einzelnen seine vermittelte Existenz; im Staat kommt die Freiheit zu ihrem höchsten Recht, und doch hat er das höchste Recht gegen den einzelnen; für diesen ist es daher die höchste Pflicht, Mitglied eines Staates zu sein und sich ihm ganz hinzugeben.

Aber nicht der Romantik eines Adam Müller hat Hegel den Gedanken, daß der Staat mehr bedeute als der einzelne, vor und über ihm sei, entnommen, sondern in vollem Bewußtsein damit auf antike Anschauungen und Ideen zurückgegriffen: als Neuhumanisten, nicht als Romantiker ist ihm an den Vorbildern und Theorien der Alten die Omnipotenz des Staates aufgegangen und

zur Wahrheit geworden. Damit tritt er in den schärfsten Gegensatz wie gegen die noch immer nachwirkenden Plattituden der Aufklärung so gegen die subjektive Willkür der Romantik, und lehrt und fordert eine staatliche Gesinnung, wie sie vielleicht aus den Freiheitskriegen direkt hätte herauswachsen können, wenn damals der Staat seine Pflicht getan hätte und „vernünftig" gewesen wäre. Da knüpft sich auch die innige Verbindung der Hegelschen Rechts- und Staatsphilosophie mit dem preußischen Staat. Jedem Staat mußte eine Wertschätzung, wie sie ihm hier als der Verkörperung aller Sittlichkeit zuteil wurde, angenehm sein, als eine Unterstützung seiner Aufgabe und seiner Voraussetzung, staatliche Gesinnung zu pflanzen und auf sie zu rechnen. Aber der preußische Staat mußte doch noch eine ganz besondere Freude haben an dem Buch — nicht nur weil es in Berlin geschrieben war von einem seiner Professoren, sondern speziell und vor allem darum, weil der Staat, der Hegel vorschwebte, in der Tat der preußische Staat war. Spottend hat Haym gesagt: in der Hegelschen Rechtsphilosophie habe „das schöne Standbild des antiken Staates einen schwarzweißen Anstrich erhalten". Sehen wir zunächst ab von der Bosheit, die in diesen Worten liegt und liegen soll, und fügen dem Bilde, um es zu vervollständigen, hinzu: und der so angestrichenen Statue habe Hegel eine rote Jakobinermütze aufgestülpt, so ist damit ganz ernsthaft die Anerkennung für den politischen Verstand Hegels ausgesprochen. Als Preußen bei Jena so unrühmlich zusammengebrochen war, da hatte sich dieser Mann der Realität mit Verachtung von dem verächtlich gewordenen Staate abgewandt und Napoleon — „diese Weltseele" — bewundert. In diesem Sinne schrieb er im Januar 1807: „Die Wissenschaft ist allein die Theodicee; sie wird ebensosehr davor bewahren, vor den Begebenheiten tierisch zu staunen oder klügererweise sie Zufälligkeiten des Augenblicks oder des Talents eines Individuums zuzuschreiben, die Schicksale der Reiche von einem besetzten oder nichtbesetzten Hügel abhängig zu machen, als über den Sieg des Unrechts und die Niederlage des Rechts zu klagen ... Die französische Nation ist durchs Bad ihrer Revolution nicht nur von vielen Einrichtungen befreit worden, über die der Menschengeist als über Kinderschuhe hinaus war, und die darum auf ihr, wie noch auf den anderen, als geistlose Fesseln lasteten, sondern auch das Individuum hat die Furcht des Todes und das Gewohnheitsleben, das bei Veränderung der Kulissen keinen Halt mehr in sich hat, ausgezogen; dies gibt ihr die große Kraft, die sie gegen andere beweist." Aber alsbald fährt er hoffnungsvoll, fast prophetisch fort: „Sie lastet auf der Verschlossenheit und Dumpfheit dieser anderen, die, endlich gezwungen ihre Trägheit gegen die Wirklichkeit aufzugeben, in diese heraustreten und vielleicht, indem die Innerlichkeit sich in der Äußerlichkeit bewahr ihre Lehrer übertreffen werden."

Das war nun eingetreten, ein neuer preußischer Staat war entstanden, und dem gebührte nicht länger mehr Verachtung, sondern vollste Anerkennung und Bewunderung. Und hier zeigte Hegel doch einen merkwürdigen politischen Instinkt und Takt: der preußische Staat wandelte 1820 auf den Bahnen der Reaktion, im Schlepptau Metternichs, und in seiner unsicheren Haltung dem Verfassungsproblem gegenüber machte er den Eindruck des Schwachen und Unselbständigen, des Unfertigen und haltlos Schwankenden: wie leicht konnte sich da dem oberflächlichen Beobachter die innere Kraft und das innere Recht dieses aus allerlei Bestandstücken eben erst zusammengefügten Staatswesens verbergen? und wie vielen blieb das damals verborgen? Hegel dagegen sah auch unter und hinter dieser reaktionären und unfertigen Gestalt den inneren Kern voll Stärke, Gesundheit und Zukunft, wie er sich in der Erziehung der Beamten und des Heeres und in der stillen Arbeit an der Gründung des deutschen Zollvereins langsam aber sicher entfaltet hat, und er scheute sich nicht, trotz aller übeln Verhüllung auf dieses Innere als auf sein wahres Wesen hinzuweisen.

Aber eine Gefahr lag darin. In der Vorrede zu der Philosophie des Rechtes steht der berühmte und berüchtigte Satz: „was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig". Was in Preußen damals wirklich war, das war vielfach ein Reaktionäres, ein Vergängliches und Unvernünftiges; so konnte Hegel als Lobredner des Wirklichen selber zum Reaktionär werden. Und es ist nicht zu verkennen, daß er dieser Versuchung nicht ganz entgangen ist. Wie der Sitte gegenüber in seiner Moral das Gewissen nicht zu seinem vollen Recht kommt, so gefährdet jene Allgewalt des Staates die Freiheit des einzelnen, so droht „die Substanz" das Individuum zu verschlingen. Dazu kam sein Historismus, der den einzelnen zum unselbständigen Glied einer Kette zu machen und ihn in diese rechtlos und tatenlos hineinzuschmieden drohte. Endlich, wenn er, gegen den Geist seines Systems, im inneren Staatsrecht die fürstliche vor die regierende und gesetzgebende Gewalt stellt, so konnte auch das Hallerisch und byzantinisch gedeutet werden; freilich nur dann, wenn man übersieht, daß das „Ich will" des Fürsten ein vom Zweck des Ganzen bestimmtes, an den Vernunftinhalt des Staates gebundenes, also durchaus konstitutionelles ist. Wer aber Hegel heute noch — als es in den fünfziger Jahren Haym tat, lag die Sache anders: sein Buch „Hegel und seine Zeit" war eine Streitschrift gegen die Reaktion und war eine Tat — wer ihn heute noch schlechtweg des Konservatismus und Quietismus bezichtigt, als ob er unbesehen alles Wirkliche, nur weil es da sei und bestehe, für vernünftig und der Erhaltung wert angesehen habe, der verkennt, daß jenes Wort ein Rad ist mit zwei Speichen: nur das Vernünftige ist wirklich, „was nicht ver-

nünftig ist, hat keine Wahrheit"; so mißt sich an der Vernunft das Existenzrecht des Bestehenden, sie übt an diesem Kritik und weist als begreifende auf die Unwirklichkeit, die Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit alles Unvernünftigen in Staat und Geschichte hin. Hier liegt die fortschrittliche, um nicht zu sagen: die revolutionäre Seite der Hegelschen Philosophie, hier kann sie sogar der Lehre vom Naturrecht einen guten Sinn abgewinnen, wenn dieses nur nicht ein Zeitloses und Unveränderliches sein soll, sondern als jenes dritte Höhere begriffen wird, auf das in Satz und Gegensatz die Vernunft als auf ein Kommendes und zu Verwirklichendes jedesmal hinweist.

Schützen aber sollte Hegel gegen den Vorwurf des Reaktionären vor allem noch seine Geschichtsphilosophie, in die die Rechtsphilosophie ausmündet: eine großartige Theodicee, die auf der Einsicht ruht, daß das, was geschehen ist und alle Tage geschieht, nicht nur von Gott kommt, sondern Gottes Werk selber und als solches vernünftig ist. Da der Geist Entwicklung und das Wesen des Geistes Freiheit ist, so ist die Weltgeschichte nichts anderes als der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit und die Entwicklung des Begriffes der Freiheit. Diesen fortschreitenden Werdegang der Geschichte zur Freiheit nicht willkürlich zu konstruieren, sondern auf Grund des damaligen historischen Wissens denkend zu begleiten, ist die Aufgabe der Hegelschen Geschichtsphilosophie. Dabei erkennt sie das Recht und die Autonomie jeder staatlichen Bildung, ihre nationale Besonderheit und Individualität durchaus an und gibt dabei auch dem Krieg als Mittel zur Behauptung ihrer Selbständigkeit seine volle Ehre. Wie für Schiller ist er ihm „der Beweger des Menschengeschlechts", dessen „negatives Wesen sich als die eigentliche Macht des Gemeinwesens und die Kraft seiner Selbständigkeit zeigt". Indem aber auf dem Gang von Ost nach West jeder der vielen Völkergeister nur einmal Epoche macht, nur einmal weltgeschichtliches und weltbeherrschendes Volk ist, kann ihm nicht wie Kant der ewige Friede das Ziel sein: die Geschichte ist ihm Selbstzweck und ist ein Letztes, „die Schädelstätte des absoluten Geistes, die Wirklichkeit, Wahrheit und Gewißheit seines Throns, ohne den er das leblose Einsame wäre. Nur aus dem Kelche dieses Geisterreiches schäumt ihm seine Unendlichkeit".

Im Orient hebt die weltgeschichtliche Bewegung an, hier ist das Kindheitsalter der Geschichte, die Geistigkeit ist substantiell, die einzelnen unfrei, nur einer, der Herrscher, frei. Das Jünglingsalter, vertreten durch die griechische Welt, ist das Reich der schönen Freiheit, wo das Subjekt natürlicherweise eins ist mit der Substanz. Das römische Reich ist die Zeit der sauren Mannesarbeit — auf der einen Seite die abstrakte Allgemeinheit des Imperiums, die den einzelnen und die Völker unterjocht, auf der anderen die abstrakte persönliche Freiheit jedes einzelnen im Recht. Aber allmählich wird im Despotismus das

Persönliche überwiegend, und so bereitet der Schmerz der Innerlichkeit den Boden für das Aufgehen einer höheren geistigen Welt und einer geistigen Befriedigung durch das Christentum vor. Die Versöhnung und damit die Realisierung des wahrhaften Begriffes der Freiheit kommt durch die germanische Welt. Anhebend vom Gegensatz zwischen dem geistigen Prinzip und der rohen, wilden Weltlichkeit überwindet sie zuerst diese, wobei das kirchliche Mittelalter von Hegel, wie schon in der Phänomenologie, recht schwarz gemalt wird: das Prinzip der absoluten Unfreiheit ist hier in das Prinzip der Freiheit selbst hineingebracht, eine völlige Verkehrung findet statt. Erst mit der Renaissance kündigt sich „der Tag der Allgemeinheit an, welcher endlich nach der langen folgenreichen und furchtbaren Nacht des Mittelalters hereinbricht"; die Reformation aber ist die alles verklärende Sonne, die auf jene Morgenröte am Ende des Mittelalters folgt: ihr Inhalt ist, daß der Mensch durch sich selbst bestimmt ist, frei zu sein; die Versöhnung der Religion mit dem weltlichen Recht des Staates, das Prinzip des freien Geistes zum Panier der Welt gemacht — das ist ihr Werk; ihr gegenüber ist „die katholische Welt in der Bildung zurückgeblieben und in größte Dumpfheit versunken".

Das ist nicht die Sprache eines Reaktionärs und das sind nicht die Konzeptionen einer Philosophie des Stillstandes; mit seiner Stellungnahme gegen Mittelalter und Katholizismus und seiner Betonung der Freiheit im Wesen der Reformation trennt sich Hegel mit Bewußtsein und Absicht von der Geschichtsklitterung der Romantiker.

Und ebensowenig dürfen wir ihn zu ihnen stellen, wenn wir an Einzelheiten seiner Rechtsphilosophie denken, an das Verlangen nach Schwurgerichten oder nach Freiheit und Öffentlichkeit der landständischen Debatten, an seine Betonung der öffentlichen Meinung und ihres Wertes oder an seine Bestimmung der Aufgabe des Fürsten, die nach Hegel nur darin bestehen soll, daß er „seinen Namen unterschreibt, ja sagt und den Punkt auf das J setzt". Das waren 1820 sehr weitgehende liberale Forderungen, denen man zum Teil ihre Herkunft aus einer ausgesprochenen Vorliebe für englische Verfassungszustände anspürt, während allerdings seine Kritik der englischen Reformbill vom Jahr 1831 ein Ausfluß der Verstimmung des alternden und durch die Julirevolution erschreckten Philosophen ist und in ihrer Vorliebe für „die stille Arbeit der wissenschaftlichen Bildung und die Weisheit und Gerechtigkeitsliebe der Fürsten" nicht eben freiheitlich ausklingt.

. Wenn aber so die Hegelsche Rechtsphilosophie vielfach hinausgeht über das empirische Preußen, so blieb sie allerdings an einem Punkte auffallend dahinter zurück — in der Konstruktion und Deduktion eines besonderen „Standes der Tapferkeit"; und doch hatte Hegel in dem preußischen Heer seit den Befrei-

ungskriegen „das Volk in Waffen" vor sich und hatte eine Zeit erlebt, da die Pflicht „alle Bürger eines Staates zu seiner Verteidigung aufrief". Hier ist also ein Gebiet, wo er das Wirkliche nicht als ein Vernünftiges erkannt hat, obwohl es ein solches war, hier auch ein Beispiel seiner „gewaltsam" konstruierenden Methode, wenn er sagt, „das Prinzip der modernen Welt, der Gedanke und das Allgemeine, habe das Feuergewehr erfunden, und nicht eine zufällige Erfindung dieser Waffe habe die bloß persönliche Gestalt der Tapferkeit in die abstraktere verwandelt".

Wie in jeder realistischen Staatsauffassung so liegen auch in der Hegelschen zwei Momente, das der Autorität und das der Freiheit, das des Ganzen und das des Einzelnen; sie miteinander zu vereinigen und in eins zu setzen, betrachtete er als seine Aufgabe, und die Frage ist nur, wieweit es ihm mit ihrer Lösung gelungen ist. Nicht durchweg, werden wir sagen müssen — wo wäre sie übrigens durchweg gelungen, in der Theorie und in der Praxis? — das zeigt schon äußerlich das Auseinanderfallen seiner Schule in zwei Richtungen, eine konservativ-reaktionäre und eine radikal-revolutionäre, die Partei des Wirklichen und Historischen auf der einen, des Vernünftigen und Philosophischen auf der anderen Seite könnte man sie nennen. Davon wird im nächsten Abschnitt zu reden sein. Einstweilen aber trug die „Rechtsphilosophie" ihrem Verfasser in den zwanziger Jahren die Ehre ein, als der preußische — seine Gegner spotteten: der königlich preußische — Staatsphilosoph angesehen zu werden. Zu seinen Füßen saßen neben den Studenten hohe Staatsbeamte und Offiziere, und für Anstellung namentlich auf Universitäten war es unter Altenstein und seinem vortragenden Rat Joh. Schulze mindestens eine Empfehlung, ein Anhänger seiner Philosophie zu sein. Das steigerte dann natürlich auch das Machtbewußtsein Hegels und seiner Schule und brachte so eine erste große Welle jenes Cliquenwesens, das in Gelehrtenkreisen das ganze Jahrhundert hindurch nur immer gewachsen ist und seit jenen Tagen vor allem in Berlin seinen Sitz hat. Hegel ist einer der ersten großen Schulhäupter und „Macher" gewesen, Schopenhauers Abneigung gegen ihn und die „Philosophieprofessoren" überhaupt schreibt sich zum Teil daher, seine maßlosen Invektiven gegen den „Scharlatan" und seine „Spaßphilosophie" sind eine Rache auch dafür. Übrigens ist es für das schon damals in Berlin sich breitmachende Parteigetriebe bezeichnend, daß umgekehrt Schleiermacher die Aufnahme Hegels in die Akademie der Wissenschaften jahrelang hintertrieben hat. Er fürchtete von ihm für seine persönliche Machtstellung, und die Naturforscher, die ihm, zuletzt sogar über seine Wünsche hinaus, darin sekundierten, fürchteten von Hegel fälschlicherweise naturphilosophisches Konstruieren: so rächte sich die Naturforschung an der Naturphilosophie und traf dabei wie so manchmal den Unrechten. Schelling und

G. W. F. Hegel

L. Sebbers pinx. L. Sichling sculps.

Steffens sind Mitglieder der Akademie gewesen! Jedenfalls aber haben sich Schleiermacher und die Akademiker bei dieser Ausschließung des großen Philosophen ihrerseits recht klein gezeigt. Für die große Masse aber, die, wie v. d. Marwitz schreibt, „vom Staate keinen Begriff hatte", blieb das Hohe Lied der Hegelschen Philosophie auf ihn deshalb unverständlich oder gar ein Gegenstand des Spottes, weil erst einmal der Staat dafür bereitgestellt und ausgebaut und durch den Gang seiner Geschichte die Staatsgesinnung in ihm großgezogen werden mußte. Für Platons Lehre vom Staat konnten sich die Neuhumanisten begeistern, für Hegels Lehre vom Staat war die Zeit noch nicht gekommen.

Aber auch wir dürfen nicht verkennen, daß in dieser Hegelschen Philosophie und in dem Dreitakt ihrer Methode viel Scholastik und Formalismus steckt: weil sich dieser so leicht lernen und handhaben und auf alles anwenden ließ, konnten auch unphilosophische und sterile Köpfe sich darin zurechtfinden, vielfach war es aber dann mehr Geklapper und Jargon als Inhalt und rege Geistigkeit. Umgekehrt hat man über diesem Äußerlichen und Formalen, mit dem sich doch nur die Fernerstehenden begnügten, die Ideen und den Geist der Hegelschen Philosophie allzusehr verkannt, und hat auch diesen allzurasch abgetan geglaubt. Und doch steckte Geist auch schon in jener Methode mit ihren drei Momenten, dem abstrakten, dem dialektischen und dem spekulativen. Als abstraktes geht das Denken nach Hegel aus vom Gesetz der Identität, hält an der Bestimmtheit des einmal Gesetzten fest und glaubt es ein für allemal unterscheiden zu können. Allein ein solches starres Entweder — Oder gibt es nicht, das Bestimmte hebt sich auf, wird zum Unbestimmten, und so tritt der Widerspruch als das Tiefere und Wesenhafte der Identität gegenüber, er ist nicht bloß negativ, ein Nichtseinsollendes, sondern er ist das Prinzip und der Hebel aller Bewegung, und die Bewegung ist der daseiende Widerspruch selbst: der Stachel der Negation — man denke noch einmal an den Krieg, den schon Heraklit „den Vater aller Dinge" genannt hat — wird zum Triebrad alles Fortschritts. Denn das Resultat der Negation ist kein negatives, aus Setzen und Entgegensetzen erhebt sich — das ist das dritte spekulative Moment — ein Höheres als positives Ergebnis. Die Negation der zweiten Stufe war bestimmte Negation, und dieser bestimmte Inhalt ergibt nun einen neuen Begriff, der reicher ist als der vorangehende: er enthält diesen und sein Entgegengesetztes mit, ist die höhere Einheit beider — im Werden ist Sein und Nichtsein „aufgehoben". Daß bei diesem Prozeß die negative Mitte, der Widerspruch das Wichtigste ist, markiert Hegel dadurch, daß er den ganzen Gang danach benennt — es ist die dialektische Methode. Weil aber für Hegel Denken und Sein zusammenfällt, so ist diese Methode des Denkens und der Logik der Gang der

Sache, der reale Prozeß selbst, das Subjekt ist nur der Zuschauer, der diesem objektiven Vorgang, dieser Entwicklung mit seinem Denken folgt; möglich ist das, weil die Sache vernünftig und Vernunft ist. Das ist der objektive Idealismus und Panlogismus der Hegelschen Philosophie, in der die Logik die Lehre ist vom weltschöpferischen Logos, von Gott, ehe er Natur wird.

So hat Hegel den Begriff der Entwicklung selbst methodisch entwickelt und geht nun dazu über, ihn auf alle Gebiete der Natur und des Geistes anzuwenden. Während er aber für die Natur nicht genug Interesse hat und deshalb dem Reichtum ihrer vielen Formen gegenüber auf das Begreifen verzichtet, in ihnen keine Notwendigkeit, sondern nur Zufall und ein Zeichen der Ohnmacht des Geistes in seinem Andersein sieht und eine zeitliche Entwicklung für ihre Bildung ausdrücklich ablehnt, so hat er diesen Begriff um so fruchtbarer gemacht für das Dasein und für die Schöpfungen des Geistes. Indem er die großen Mächte des geistigen Lebens, Staat und Recht, Wissenschaft und Kunst, Sitte und Religion in ihrer geschichtlichen Bedeutung für das Leben der Menschheit im ganzen und in ihrer substantiellen Bedeutung für das geistige Leben jedes einzelnen anerkannte und sie in ihrem Werden verstehen lehrte, befruchtete er unser Jahrhundert mit einer solchen Fülle von Ideen, wie vor ihm und nach ihm kein anderer Philosoph; darin steht er auch über Kant. Das verbirgt sich, weil das System als System so gründlich wie kein anderes überwunden und abgetragen worden ist, aber es verbirgt sich doch nur im Sinne des Dichterworts:

Was im Leben will erstehen,
Muß als Schule untergehen.

Als man das System in Trümmer schlug und sich den Formalismus wieder abgewöhnte, wurde der Riesengeist, der darin steckt, entbunden und für das allgemeine Bewußtsein der Zeit freigemacht.

Was Hegel durch seine machtvolle Auffassung vom Wesen des Staates für die Rechtsphilosophie geleistet hat, haben wir gehört. Was seine Philosophie für die Theologie und Geisteswissenschaft bedeutet und wie er die ganze schriftstellerische Produktion des nächsten Jahrzehnts beherrscht, wird der folgende Abschnitt zeigen. In der Ästhetik braucht man nur an Fr. Th. Vischer zu erinnern; auch wer sich weder in der Theorie noch für die Praxis zu der idealistischen Ästhetik Hegels bekennt, muß anerkennen, wie vielfach anregend sie durch Fülle und Tiefe und Geist gewirkt hat. Welchen Dienst er aber durch seine Philosophie der Geschichte geleistet hat, das wird man erst dann wieder ganz richtig abzuschätzen vermögen, wenn die Hochflut der historischen Kommissionen und der lokalhistorischen Vereine abgelaufen ist und man einsieht, daß wichtiger als die Kenntnis aller der kleinen Maulwurfshügel eines be-

triebsamen Gelehrtenfleißes und als die virtuose Handhabung der Methode die Erkenntnis von jener gewaltigen Gebirgskette ist, die eigentlich Geschichte heißt und die in Wirklichkeit das lebendige Kleid der Gottheit ist, an dem die Menschheit gewoben hat und weben wird, solange sie war und ist und sein wird. Und wenn wir uns vollends erinnern, daß auch der wissenschaftliche Sozialismus unserer Tage seit Marx und Lassalle mit Waffen kämpft, die die Hegelsche Dialektik und Geschichtsauffassung geschmiedet hat, so werden wir das Märchen von dem reaktionären Hegel endlich definitiv aufgeben können und staunend stehen ob solcher Vielseitigkeit und Wirkung ins Weite. Vielleicht dürfen wir sogar hoffen, daß seine Zeit — nicht für das System, wohl aber für den darin gebundenen und gefesselten Geist im ganzen und für seine hohe Meinung vom Staat im besonderen jetzt erst recht kommen wird.

Sprachwissenschaft und Geschichte

Das Schicksal der Hegelschen Philosophie, wie durch den Kampf innerhalb der Schule der in die Form eingeengte Geist befreit, die Schule auseinandergesprengt und das System vernichtet wurde, vollzieht sich erst in der folgenden Periode. Aber davon muß hier noch die Rede sein, daß sie als Lehre vom Geist und seinen objektiven Erscheinungsformen und als Befruchtung der Geisteswissenschaften in ihrer Zeit nicht allein stand. Der Neuhumanismus und die Romantik sind die Wurzeln dieses geisterfüllten Systems, und sie haben, auch unabhängig von Hegel und bevor seine große Zeit kam, sich angeschickt, wie es Savigny und Eichhorn mit dem Recht getan, so noch eine andere von jenen Erscheinungsformen und Schöpfungen des menschlichen Geistes wissenschaftlich zu erkennen und historisch zu begreifen, — die Sprache. Unter den Händen der Neuhumanisten nimmt die klassische Philologie einen neuen Aufschwung, und aus der Romantik heraus entsteht als neuer Zweig der Sprachwissenschaft die Germanistik; begriffen aber wird jene nur als Teil der Altertumswissenschaft überhaupt, und diese findet in der deutschen Literaturgeschichte ihren Stützpunkt und ihren Zweck, schließt übrigens nach Jakob Grimms Absicht auch die Arbeit des Historikers und des Juristen mit ein.

Am umfassendsten und tiefsten geht Wilhelm von Humboldt zu Werk. Er trebte immer und überall zum Ganzen, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, wollte er in seinem innern Selbst genießen; daher drängte es ihn, über

Mann und Weib, über Griechen und Deutsche hinaus zum Menschen zu kommen. In den Pyrenäen regten um die Wende des Jahrhunderts die Basken durch ihre sprachliche Sonderexistenz seine linguistischen Interessen an, dort erhielten seine Studien ihre entscheidende Richtung; aber nicht so, als ob er damit den Plan den Menschen zu studieren aufgegeben oder auch nur verengt hätte: an der Sprache das Volkstum zu erfassen, das war für ihn der Weg ins Weite und zum Ganzen; Humboldt blieb Menschenforscher, indem er Sprachforscher wurde. Durch seinen Bruder wurde er mit den amerikanischen Sprachen bekannt, das Sanskrit machte auch bei ihm Epoche, so wurde er ein Meister der Sprachwissenschaft. Zwar haftet seiner gelehrten Produktion — ich sage nicht: seinem Wissen — etwas vom Dilettanten an: er schreibt wie ein grand seigneur — darin erinnert er an Bacon und dessen freilich andersartige grandeur —, und treibt seine Studien gewissermaßen monologisch für sich, unbekümmert, ob seine Gedanken so wie sie laufen sich einfügen in das Ganze seiner Wissenschaft. Aber als Forscher wird er deswegen doch von den Linguisten als ein Zünftiger anerkannt, obgleich er dabei nicht aufhört, Philosoph zu sein; gerade die Sprache, auf der Grenze zweier Welten, der inner-psychologischen und der äußer-physiologischen, Natur- und Geistesprodukt zugleich, verträgt, ja fordert neben der exakt-empirischen eine solche philosophische Behandlung. Durch diese Verbindung erscheint unter den zahlreichen sprachwissenschaftlichen Arbeiten ganz besonders gelungen und bewundernswert seine auch formell vollendetste Abhandlung über „die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts", die Einleitung zu seinem großen Werke über die Kawi-Sprache, das er leider nur teilweise hat ausführen können. Was er hier über den in der geistigen Natur des Menschen begründeten Ursprung und über das die zweifache Natur des Menschen vermittelnde Wesen der Sprache oder über Lautsystem und innere Sprachform oder über die Klassifikation der Sprachen sagt, das hat noch heute vielfach Geltung. Darin ist er der glückliche Nachfolger Herders, ideenreich und feinfühlig, ins Weite spürend und in die Tiefe dringend wie dieser; und auch ihm werden die Gedanken über die Sprache, die er den Odem und die Seele eines Volkes genannt hat, zugleich Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit; aber Humboldt überragt Herder an Klarheit des Ausdrucks und mehr noch durch die staunenswerte Fülle seines positiven Wissens.

August Friedrich Wolf war für Humboldt wie für so viele ein Führer [illegible] wesen zur Teilnahme an der geistigen Bewegung des Neuhumanismus, um[illegible] kehrt verdankte sie, die in Wolf ihren gelehrten Meister fand, Humboldt [illegible] feinsten und tiefsten Anregungen, ihren philosophischen und ästhetischen G[illegible]

dankenhintergrund; aus einer Humboldtschen Skizze über die Griechen fügte Wolf in seiner „Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert" vom Jahre 1807 Stellen ein. Diese Abhandlung eröffnete eine mit Buttmann ins Leben gerufene Zeitschrift „Museum der Altertumswissenschaft", die Goethe, „dem Kenner und Darsteller des griechischen Geistes", gewidmet war. Sie ist das Programm der modernen Altertumswissenschaft, indem sie ihr Recht mit der Ursprünglichkeit und eigenartigen Entwicklung der beiden Völker begründet, mit deren Geistesschöpfungen sie sich zu beschäftigen habe; sie sei der Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit ihren Handlungen, Zuständen und Schicksalen, mit ihrer Kultur, Sprache, Sitte, Religion, Kunst und Wissenschaft, ihrem Nationalcharakter und ihrer Denkart bekannt machen und uns in erster Linie durch ihre Sprachdenkmale, aber auch durch sonstige Überbleibsel in Stein oder Erz vermittelt sind. Ihr Ziel sei „die Kenntnis der altertümlichen Menschheit selbst, welche Kenntnis aus der durch das Studium der alten Überreste bedingten Betrachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht"; ihr Wert bestehe in der „Beförderung rein menschlicher Bildung und Erhöhung aller Geistes- und Gemütskräfte zu einer schönen Harmonie des inneren und äußeren Menschen". Es war dasselbe, was der von Wolf übel genug behandelte Herder ähnlich so formuliert hatte, nur daß es im Munde eines Meisters vom Fach doch noch wirkungsvoller und klarer klang.

Bei der Gründung der Berliner Universität wurde Wolf als eine der Hauptzierden der neuen Hochschule gewonnen; aber seine große Zeit lag bereits hinter ihm; „ein wenig in einer Art Müßiggang verwildert" stand er hinfort mehr nörgelnd als fördernd zur Seite: weder der Universität noch der Akademie ließ sich der unbändige und eigenwillige Mann als dienendes Glied einfügen. Dagegen führten, was er in Halle groß begonnen, seine Schüler Heindorf, Bekker und Böckh in Berlin weiter fort. Der letztgenannte hat durch sein Werk über „die Staatshaushaltung der Athener", worin er ein umfassendes und anschauliches Bild von dem wirtschaftlichen Leben dieses „größten und edelsten aller hellenischen Staaten" vor uns ausbreitet, die historische Aufgabe der Philologie sicher erfaßt und energisch gefördert. „Daß die Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse eines Staates die Voraussetzung ist für das Verständnis seiner politischen Geschichte und seines inneren Lebens, das hat er in diesem großen Werk zur Anerkennung gebracht." Indem er sich damit an die Spitze der Sachphilologen stellte, geriet er mit Gottfried Hermann in Konflikt. Auch er war ein neuhumanistischer Philologe, aber die sprachliche Seite stand so sehr im Vordergrund, daß ihm von der Gegenpartei Vernachlässigung realen Teiles und einseitige „Notengelehrsamkeit" zum Vorwurf gemacht

werden konnte: Grammatik und Metrik waren seine hauptsächlichsten Arbeitsgebiete. Dabei fehlte es ihm aber nicht an warmer Begeisterung für die Alten, die von ihm begründete „griechische Gesellschaft" in Leipzig zeigt auch ihn unter den Vorkämpfern und Verehrern des Griechentums; nur bewahrte er seinen an Kant gebildeten und in der Auslegung der alten Schriftsteller bewährten methodologischen Kritizismus und allem neuhumanistischen Überschwang gegenüber eine gewisse rationalistische Verstandeskühle.

Böckh hatte sein Werk Niebuhr gewidmet, „dem scharfsinnigen und großherzigen Kenner des Altertums"; denn auch dessen gelehrte Arbeit galt der Erforschung der „altertümlichen Menschheit". Aber Niebuhr war auch Staatsmann und preußischer Patriot, ein großer Mensch und ein sittlicher Charakter. Der Haß gegen Napoleon gab ihm ein, die erste philippische Rede des Demosthenes zu übersetzen, um vor diesem größeren und gefährlicheren Philipp zu warnen: so rückte dem Staatsmann Staat und Politik in den Mittelpunkt seiner gelehrten Arbeit und so wurde er mit Notwendigkeit Historiker. Er ist es gewesen, sagt Harnack von ihm, „der den Geist der Geschichte als Wissenschaft erweckt oder doch zu ihm hingeleitet hat; er erst hat begriffen, was die Aufgabe der Geschichte sei und was geschichtliche Kritik zu leisten vermag". „Zum Universalhistoriker berufen, hat er fast zufällig an der römischen Geschichte seine Kunst erprobt." An keinem Volk ließ sich in den Zeiten der Not den Deutschen der Wert des Staates klarer vor Augen führen als an dem römischen, dessen große Leistungen im Gegensatz zu den Griechen auf dem staatlich-politischen Gebiete liegen. So entstand seine „Römische Geschichte", deren erster Band im Jahre 1811 erschienen ist. Während Wolf die Geschichte wesentlich „als Dienstmagd für die Erklärung der Schriftsteller" ansah, drehte Niebuhr das Verhältnis um: nicht die Quellen sind ihm die Hauptsache, sondern das positive Bild, das er aus ihnen mit Hilfe seines historischen Blicks, seines in eigener staatsmännischer Arbeit geschärften Urteils und seiner durch Verstand gezügelten und geleiteten Phantasie gewinnt. Demgemäß bestimmt er seine Aufgabe in der Vorrede zum ersten Band seiner römischen Geschichte so: „Die Geschichte der ersten vier Jahrhunderte Roms ist anerkannt ungewiß und verfälscht. Es wäre sehr töricht, deswegen Livius zu tadeln, daß er sie dennoch, wenige Zweifel ausgenommen, als rein historisch dargestellt hat... Wir aber haben eine andere Ansicht der Historie, andere Forderungen; und wir müssen es entweder nicht unternehmen, die älteste Geschichte Roms zu schreiben, oder eine ganz andere Arbeit unternehmen als eine notwendig mißlingende Nacherzählung dessen, was der römische Historiker zum Glauben der Geschichte erhob. Wir müssen uns bemühen, Gedicht und Verfälschung zu scheiden und den Blick anstrengen, um die Züge der Wahrheit, befreit von jenen Übertün-

chungen, zu erkennen. Jenes, die Trennung der Fabel, die Zerstörung des Betruges, mag dem Kritiker genügen; er will nur eine täuschende Geschichte enthüllen, und er ist zufrieden, einzelne Vermutungen aufzustellen, während der größere Teil des Ganzen in Trümmern bleibt. Der Historiker aber bedarf Positives; er muß wenigstens mit Wahrscheinlichkeit Zusammenhang und eine glaublichere Erzählung an der Stelle derjenigen entdecken, welche er seiner Überzeugung aufopfert." Aber auch über die Kreise der Altertumswissenschaft hinaus wirkte diese Art von Geschichtschreibung, das bezeugt Goethe, der nach Niebuhrs Tod von ihm sagte: „so eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist eigentlich das, was uns auferbaut. Die sämtlichen Ackergesetze gehen mich eigentlich gar nichts an, aber die Art, wie er sie aufklärt, wie er mir die komplizierten Verhältnisse deutlich macht, das ist's, was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in den Geschäften, die ich übernehme, auf gleich gewissenhafte Weise zu verfahren".

Von diesen Männern, neben denen auch Schleiermacher noch einmal zu nennen ist, gelten in der Tat die stolzen Worte Harnacks: „Wolf, Niebuhr, Schleiermacher und Wilhelm von Humboldt — mit ihnen im Bunde Savigny — haben die Geisteswissenschaft des 19. Jahrhunderts geschaffen. Historisch-philosophisch und wiederum kritisch-genial war diese Wissenschaft. Wie sie die Erweckung und harmonische Ausbildung aller im Menschen schlummernden Kräfte zu ihrer Voraussetzung hatte, so wollte sie auch in der Geschichte den ganzen Menschen entdecken und sie als Ineinandergreifen von Institution und Individualität verstehen. Aus Vielwisserei und Abstraktionen rang sich der deutsche Geist sowohl zu objektiver Erkenntnis wie zum freien lebendigen Ausdruck eines leidenschaftlich-ernsten inneren Lebens durch. Auf der höchsten Stufe wurde sich die Wissenschaft ihrer Wahlverwandtschaft mit den klassischen Formen der Kunst bewußt. Der Selbstzufriedenheit, die es so herrlich weit gebracht zu haben glaubte, setzte man das rastlose Streben nach dem Ideal, der Schulweisheit die am Klassischen genährte Bildung, dem gefühllosen Räsonieren das Staunen, der anmaßenden Vertraulichkeit die Ehrfurcht gegenüber. Die flüchtige Spanne, die die Gegenwart heißt, wollte man ausweiten und befestigen durch das Erhabene der Vergangenheit und sie der Zukunft wert und würdig machen. Die Universalität des Gelehrten, dessen Geist alles objektive Wissen umspannte, war nicht mehr zu erreichen — wer es noch versuchte, scheiterte. Aber eine neue Universalität intensiver Art war als herrliches Ideal aufgestrahlt: an jedem würdigen Stoff, wenn er mit allen Kräften erfaßt und als Teil eines Ganzen aufgenommen und betrachtet wird, kann subjektiv ein Ganzes entstehen. Nicht Wissen, sondern Bildung ist auch für den Gelehrten das letzte Ziel; denn sie ist wiedergewonnene Naivetät, gewonnene Freiheit, und erst unter

dieser Bedingung wird auch die objektive Erkenntnis des Menschentums zu ihrem vollen Rechte kommen."

Nur in erheblichem Abstand ist neben diesen Neuhumanisten auch der Romantik und ihres Einflusses auf die klassische Philologie zu gedenken. In Heidelberg wollte sich Georg Friedrich Creuzer von ihr für seine mythologischen Studien den Weg weisen lassen; seine „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen" erwies den von ihm eingeschlagenen freilich als einen Irrweg, indem er nach Rohdes treffender Charakterisierung „das für den wahren Lebenstrieb ältester Religion nahm — ein phantastisches, halb philosophisches Begriffsspiel, das sich in sinnfälligen Symbolen mit Bewußtsein nur halb kundgäbe —, was in Wahrheit in alte Religion, die griechische zumal, erst spät als deren Todeskeim eintrat: ein solcher Irrtum war ihm nur möglich, weil ihm eine unbefangene Erfassung der geschichtlichen Entwicklung, eine ungefärbte und unverschobene Erkenntnis dessen, wie es eigentlich gewesen, durch Anlage und Bildung sehr erschwert", mit einem Worte also, weil er — Romantiker war.

Schädigte hier die Romantik die Arbeit des Gelehrten, so hat sie dagegen auf dem Gebiete der deutschen Philologie nicht nur befruchtend gewirkt, sondern diese als Wissenschaft direkt begründet und aus sich hervorgehen lassen. Die Freude am Mittelalter und die Tendenz es gegen die Verunglimpfungen der Aufklärung zu „retten" und zu verherrlichen, führte wie zum Interesse an der altdeutschen Malerschule und an der Entwicklung des deutschen Rechts so auch zum Studium der mittelalterlichen Poesie. Zum Vorgänger hatte sie auch hier wieder Herder, und auf das Nibelungenlied hatte besonders der Geschichtschreiber Johannes von Müller hingewiesen. Nun griff Tieck nach den Volksbüchern und modernisierte die Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter. August Wilhelm Schlegel aber wies in seinen Berliner Vorlesungen der mittelalterlichen Dichtung ihre Stelle an in dem Gesamtrahmen einer umfassenden Literaturgeschichte und setzte das Nibelungenlied als ein Wunderwerk der Natur und als ein erhabenes Werk der Kunst zugleich mit den Homerischen Epen in Parallele. Wahrhaft prophetisch sind die Worte, in denen diese Darlegungen ausklingen: „wenn es überhaupt noch gelingen mag, unsere Nationalmythologie zu erneuern, so können aus dieser einen epischen Tragödie eine Menge enger beschränkte dramatische entwickelt werden; nachdem wir lange genug in allen Weltteilen umhergeschweift, sollten wir endlich einmal anfangen, einheimische Dichtung zu benutzen". Unter dem Eindruck dieser Vorlesungen entschloß sich v. d. Hagen zur Herausgabe des Nibelungenliedes.

Eine zweite weiter vorgeschobene Etappe bildeten die Heidelberger Romantiker. Arnim und Brentano gaben dem deutschen Volk unter dem Titel „D

Knaben Wunderhorn" eine Sammlung seiner schönsten Volkslieder, allerdings in einer willkürlich zurechtgemachten Fassung und Form. Görres schrieb über „Die teutschen Volksbücher", auf deren „unsterblich unverwüstlich Leben" er voll Kraft und Freude hinwies, und führte eine stattliche Zahl derselben in glücklich charakterisierenden Inhaltsangaben an seinen Lesern vorüber. Ihnen folgten die Gebrüder Grimm mit ihrer Sammlung von Kinder- und Hausmärchen und von deutschen Sagen. Allein bei ihnen hat sich Absicht und Methode bereits geändert und sich über das Dilettantische jener ersten Ausgaben und Sammlungen weit hinausgehoben. Dieses Unterschiedes von seinen romantischen Freunden ist sich Jakob durchaus bewußt, wenn er über „Des Knaben Wunderhorn" schreibt: „Die Auswahl ist gewiß vortrefflich, die Verknüpfung geistreich, die Erscheinung für das Publikum angenehm und willkommen, aber warum mögen sie fast nichts tun als kompilieren und die alten Sachen zurechtmachen? Sie wollen nichts von einer historischen genauen Untersuchung wissen, sie lassen das Alte nicht als Altes stehen, sondern wollen es durchaus in unsere Zeit verpflanzen, wohin es an sich nicht mehr gehört, nur von einer bald ermüdeten Zahl von Liebhabern wird es aufgenommen. So wenig sich fremde edele Tiere aus einem natürlichen Boden in einen anderen verbreiten lassen, ohne zu leiden und zu sterben, so wenig kann die Herrlichkeit alter Poesie wieder allgemein aufleben, d. h. poetisch; allein historisch kann sie unberührt genossen werden." Und doch haben gerade die beiden Grimm die Märchen wieder allgemein aufleben lassen und ihrem Volk damit ein Buch geschenkt, das, ein rechtes Volksbuch, alt und jung vertraut und lieb geworden ist. Allein ihr Absehen war oder wurde doch immer mehr das historisch-gelehrte, hier lag die Berechtigung ihrer „Andacht zum Unbedeutenden", worin sich, neben ihrem allem Blendenden abholden Wesen, die Gewissenhaftigkeit des Forschers, die Treue im kleinen und die Achtsamkeit auch auf das scheinbar Geringfügige manifestiert. Wenn sie dabei der romantischen Doktrin ihren Tribut entrichteten, indem sie das Wort „Volkspoesie" überspannten und vom Volkslied behaupteten, es dichte sich sozusagen selber, so hing damit auch wieder ihre Stärke zusammen, ihr feines, spürendes Verständnis für das Volkstümliche und für das unbewußte Leben und Weben der Volksseele, für das Wesen von Sage und Mythus und für die Poesie auch im Recht.

Zur Wissenschaft aber erhob sich ihr Arbeiten und damit die Arbeit der Germanistik erst, als Jakob Grimm durch seine „deutsche Grammatik" den festen [illegible]nd legte, auf dem hinfort streng wissenschaftlich weiter gebaut werden [illegible]nte. Das Buch ist Savigny gewidmet, dem es die historische Beobachtungs[illegible]e verdankte. Was dieser dem Recht war, wollte Grimm der Sprache wer[illegible] von der es in der Vorrede ganz romantisch und fein psychologisch heißt,

sie sei „gleich allem Natürlichen und Sittlichen ein unvermerktes, unbewußtes Geheimnis, welches sich in der Jugend einpflanze und unsere Sprechwerkzeuge für die eigentümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimme, und auf diesem Eindruck beruhe dann jenes unvertilgliche, sehnsüchtige Gefühl, das jeden Menschen befällt, dem in der Fremde seine Sprache und Mundart zu Ohren schallt". Polemisch wendet er sich gegen die unsägliche Pedanterie, in deutschen Schulen deutsche Grammatik lehren zu wollen und gegen die gewalttätige Sprachreinigung der Puristen, die alles Fremde bis auf die letzte Faser aus der deutschen Sprache stoßen möchten; und ebenso bekämpft er sowohl die philosophische als die kritische Richtung des Sprachstudiums. Ihnen stellt er seinen Plan, eine historische Grammatik der deutschen Sprache zu geben, gegenüber: „Spuren, die noch in unserer jetzigen Sprache trümmerhaft und gleichsam versteint stehen, wurden mir allmählich deutlich und die Übergänge gelöst, wenn das Neue sich zu dem Mitteln reihen konnte und das Mittele dem Alten die Hand bot; zugleich aber zeigten sich die überraschendsten Ähnlichkeiten zwischen allen verschwisterten Mundarten und noch ganz übersehene Verhältnisse ihrer Abweichungen"; diese fortschreitende unaufhörliche Verbindung gelte es bis ins einzelnste zu ergründen und darzustellen; denn „der Gang der Sprache ist langsam, aber unaufhaltbar wie der der Natur; stillstehen kann sie eigentlich niemals, noch weniger zurückschreiten". So muß auch die Grammatik „die Unverletzlichkeit und Notwendigkeit der Geschichte anerkennen". Mit solchen Gedanken hat er in unser deutsches Altertum die Bahn gebrochen und für die Wissenschaft davon das Fundament gelegt.

Damit begann die große und fruchtbare Arbeit der Germanisten, von der das neunzehnte Jahrhundert erfüllt ist. Wertvoll war gleich zu Anfang die Bundesgenossenschaft mit der klassischen Philologie, deren Schulung und Methode ihr Lachmann für Kritik und Textbehandlung zuführte. Was Wolf in seinen Prolegomena zum Homer vom griechischen Epos gelehrt hatte, übertrug Lachmann auf das Nibelungenlied. Schon A. W. Schlegel hatte von diesem unter Berufung auf Wolf behauptet, es sei für einen Menschen zu groß, sei vielmehr das Werk der gesamten Kraft seines Zeitalters. Nun wollte Lachmann erweisen, daß es aus einer noch erkennbaren Zusammenstellung einzelner romanzenartigen Lieder entstanden sei, und versuchte, diese Lieder aus dem Zusammenhang zu lösen und in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen. Damit hat er weder recht gehabt noch das Richtige getroffen, aber darum bleiben seine Verdienste um Text und Kritik des Nibelungenliedes und anderer Hauptwerke der mittelalterlichen Literatur und um die Art, wie hinfort auch hier streng philologisch gearbeitet wurde, dennoch bestehen; seine kritische Meisterschaft

und seine wahrhaft geniale Handhabung der Methode kam der Behandlung der deutschen Schriftsteller in reichem Maße zugut. Daß es aber unter den Germanisten nie an deutschen Dichtern gefehlt hat, die neben der strengen Methode das kongeniale Verständnis für ihres Volkes Dichterart besaßen, das hat dieser Wissenschaft ihre Frische und lange Zeit auch die Fühlung mit dem Volk und seinen Gebildeten bewahrt. Und ein besonderes Verdienst erwarben sich ihre Vertreter um die nationale Gesinnung, die sie durch die Beschäftigung mit unserer Sprache und Dichtung in ihren Jüngern und durch sie in der gebildeten Jugend unseres Volkes überhaupt groß gezogen haben.

Aber auch der universale Zug, den Herder der Romantik aufgeprägt hat, kam der Sprachwissenschaft zugut. In Paris wurde Friedrich Schlegel auf das Indische aufmerksam und gab von hier aus durch seine kleine Schrift „über die Sprache und Weisheit der Indier" in Deutschland den Anstoß zum Studium des Sanskrit, dessen Verwandtschaft mit anderen indogermanischen Sprachen er mit sicherem Blick erkannte, wenn er sie auch nur dilettantisch begründete und sachlich nicht richtig bestimmte. Sein Bruder August Wilhelm folgte ihm auf diesem neuen Wege. Noch vor ihm aber wandte Franz Bopp seine streng methodische Arbeit der Sanskritgrammatik zu, übertrug die Einsicht in ihren Bau und in die Verwandtschaftsverhältnisse der Wurzeln und grammatischen Formen auch auf die anderen indogermanischen Sprachen und wurde so der Begründer einer neuen Disziplin, der allgemeinen vergleichenden Sprachwissenschaft, für die er mit sicherer Hand für alle Zeiten die Grundlinien gezogen hat.

Die dichterische Weihe endlich erhielt dieser Universalismus durch Goethes westöstlichen Divan, der fast gar Modernstes vorausnehmend Okzident und Orient verknüpft, seinen Gedankenhintergrund aber und seine begriffliche Rechtfertigung gab ihm das weltumspannende System Hegels und seine Philosophie der Geschichte. So schließt sich der Ring.

II

1830 bis 1848

Sechstes Kapitel: Das junge Deutschland

Die Julirevolution

In meinem Zimmer hängt die Photographie eines Kölner Bildes von Karl Begas aus der Zeit kurz nach den Befreiungskriegen, die ich der Güte Aldenhovens verdanke. Es ist ein Familienbild. Vater und Mutter stammen aus dem achtzehnten Jahrhundert, es sind geisteshelle, praktisch tüchtige Menschen; ob mehr aufgeklärter Familiendespotismus oder etwas vom kategorischen Imperativ Kants in der energischen, straffen Männergestalt steckt, wage ich nicht zu entscheiden. Die zwei älteren Töchter haben Schiller und Goethe gelesen, ich möchte annehmen mehr Schiller, die eine jedenfalls schwärmt für Thekla und singt „Des Mädchens Klage" zur Laute, ohne sich mit dem allzu sentimentalen Schmerz dieses Mägdleins zu identifizieren. Moderner ist die dritte, sie ist fromm und ernst, wie es die Jahre waren, in denen sie die Augen des Bewußtseins zuerst aufschlug. Die beiden Jungen aber mit den offenen Hemdkragen und den frischen Gesichtern, die wachsen vollends hinein in diese neue Zeit der „teutschen" Jugend mit ihrer Begeisterung für Vaterland und Freiheit und versprechen einmal wackere Glieder der Burschenschaft zu werden, wenn diese bis dahin nicht aufgehoben ist. Über dem Ganzen aber schwebt der Geist ruhigen Behagens, tüchtigen Arbeitens, ehrenfesten Lebens, so einfach und schlicht wie ihre Kleidung sind auch diese Menschen, so anspruchslos wie die Einrichtung des Zimmers und so harmonisch wie sie ist auch der Geist dieser Familie.

Und so war die deutsche Welt nach den Befreiungskriegen überhaupt, voll innerer Tüchtigkeit und Kraft, voll Freude an allerlei Schönem und Herrlichem, was der deutsche Geist geschaffen hatte und was er weiterhin erhoffte und erstrebte. Und mit diesem Volk haben die deutschen Regierungen damals nichts anzufangen gewußt, sie haben es hineingetrieben in Opposition und schließlich in Revolution, es ist ein Jammer. Dieser Umschwung kommt jetzt. Lange vorbereitet und doch wie mit einem Schlag wird die Welt eine andere: Hast und Unruhe, Gärung und Kritik, kecker Witz und bitterböse Satire, Zweifel und Frivolität treten uns von nun an überall und in allerlei Formen entgegen.

Den Einschnitt dafür bildet die Julirevolution in Frankreich, deren Flammen schon jetzt auch nach Deutschland herüber zu schlagen drohen, wie achtzehn Jahre später die der Februarrevolution es wirklich getan haben. Noch war es zu diesem Äußersten zu früh. Man weiß, wie gleichgültig die Sache den freilich immer unpolitischen und nun auch schon einundachtzigjährigen Goethe ließ.

Als Eckermann am 2. August zu ihm kam, rief er ihm entgegen: „Nun, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; alles steht in Flammen": aber er meinte damit nicht die Revolution und den Sturz der Bourbonen, sondern „ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutungsvollen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire". In ihm sah er den Sieg der synthetischen über die analytische Behandlungsweise der Natur, den Sieg des Geistes über die Materie auch in der Naturforschung, und das erschien ihm wichtiger als alle Politik. Bei anderen politischeren Naturen wie Hegel oder Niebuhr war der Eindruck entschieden schreckhaft. Der erstere schreibt noch im Dezember 1830: „Gegenwärtig hat das ungeheuere politische Interesse alle anderen verschlungen — eine Krise, in der alles, was sonst gegolten, problematisch gemacht zu werden scheint"; und ganz düster sieht Niebuhr die Sache an: „daß wir namentlich in Deutschland im Fluge der Barbarei zueilen, ist meine feste Überzeugung, und sehr viel besser steht es in Frankreich nicht. Daß uns auch Verheerung droht, wie vor zweihundert Jahren, das ist mir leider ebenso klar, und das Ende vom Liede wird Despotismus auf den Ruinen. Um fünfzig Jahre, und wahrscheinlich weit früher, wird in ganz Europa, wenigstens auf dem festen Lande, keine Spur von freien Institutionen und von Preßfreiheit sein."

Tatsächlich kam es freilich zunächst nur zur Vertreibung des jammervollen Diamantenherzogs von Braunschweig und zu harmlosen Aufständen in Sachsen, Hessen-Kassel und Altenburg. Bedeutungsvoller für das geistige Leben wurden zwei Jahre später die revolutionären Reden auf dem Hambacher Fest am 27. Mai 1832, in denen sich die Gärung und der Radikalismus Süddeutschlands Luft machte, und im folgenden Jahre ein kopfloser Frankfurter Putsch, der am 3. April 1833 den Bundestag überrumpeln und von Frankfurt aus die deutsche Einheit proklamieren wollte. Er hat wieder viele deutsche Studenten um Freiheit und Lebensmut gebracht — man denke an Fritz Reuter und seine „Festungstid" — und der Reaktion aufs neue den Vorwand zu Demagogenverfolgungen und Polizeimaßregeln schlimmster Art gegeben. Das tragische Ende des Pfarrers Weidig in Butzbach belastet sie vielleicht am schwersten: „noch heute zittert in Hessen, so oft sein Name genannt wird, etwas von der gewaltigen Erregung nach, in die sein Schicksal die Zeitgenossen versetzte". Überhaupt zeigt die Reaktion hinfort derbere und bestimmtere Züge: die Preß- und Versammlungsfreiheit wird beschränkt oder beseitigt, und gar vielen bleibt unter ihren festen Griffen nur die Wahl zwischen Einkerkerung oder [illegible]
Andere werfen, an jeder politischen Wirksamkeit verzweifelnd, die Flinte ins Korn, so 1839 selbst Uhland, dem die württembergische Regierung 1833

Urlaub zum Eintritt in den Landtag versagt und darauf die erbetene Entlassung aus dem akademischen Lehramt „sehr gerne" gewährt hatte.

Aber es half doch nichts, der Geist ließ sich nicht bannen: durch die Julirevolution war es doch anders geworden in der Welt, die Luft war heller und freier, das Leben im ganzen mutet uns moderner an. Auf dem Wartburgfest des Jahres 1817 klang noch alles so rührend weltfremd, da träumte man romantisch von der blauen Blume der Einheit und der Freiheit und ging fromm in die Kirche und zum Abendmahl, da flatterten die blonden Locken noch gar jugendlich und große weiße Kragen legten sich fast jungfräulich keusch über den schwarzen Sammet der altdeutschen Röcke, — die christgermanische Romantik führte hier das Wort. Dagegen dominierten auf dem Hambacher Fest ein demokratischer Liberalismus, ein immer bitterer werdender Radikalismus und, wiewohl das Auge von der Hardt hinüberschweifte über den Rhein zu der romantischen Ruine von Altheidelberg, eine durchaus realistische Anschauungsweise. Auch jetzt wieder erfüllte der Gedanke der Wiedergeburt des Vaterlands, der Befreiung und Wiedervereinigung Deutschlands die Herzen der Feiernden. Aber wild klangen Siebenpfeiffers Worte von dem deutschen Volk, das zürnend die Locken schüttle und dem Meineid seiner Fürsten drohe, zornig seine Aufforderung an das Volk, die Freiheit nicht erdrosseln zu lassen von den Mörderhänden der Aristokraten, sondern nachdem die Fürsten es an den Abgrund geführt, das heilige Werk ohne sie zu vollbringen; und auch weltbürgerlich genug klang die Rede dieses liberalen Führers aus, neben dem Hoch auf das freie, einige Deutschland ein Lebehoch auf Polen als der Deutschen Verbündete und auf die Franken als der Deutschen Brüder. Allein vorsichtig fügte doch schon er dem letzteren hinzu: „die unsere Nationalität und Selbständigkeit achten"; und Wirth erklärte ausdrücklich: „selbst die Freiheit darf auf Kosten der Integrität unseres Gebietes nicht erkauft werden; der Kampf um unser Vaterland und unsere Freiheit muß ohne fremde Einmischung durch unsere eigene Kraft von innen heraus geführt werden, und die Patrioten müssen in dem Augenblicke, wo fremde Einmischung stattfindet, die Opposition gegen die inneren Verräter suspendieren und das Gesamtvolk gegen den äußeren Feind zu den Waffen rufen". So war das Fremdbürgerliche nur noch ein rudimentäres Überbleibsel, das Nationale verstand sich trotz aller Polenbegeisterung von selbst, das Herz schlug auch bei den radikalsten Liberalen im Süden deutsch. Sie wollten das Richtige, nur hatte sie die Ungeduld und die Empörung über das ewige Versagen durch die Reaktion nachgerade leidenschaftlich gemacht und der Bewegung einen revolutionären Charakter gegeben. Flugschriften wie der „Hessische Landbote" von Georg Büchner und Ludwig Weidig geben dieser Stimmung den denkbar schärfsten Ausdruck.

Allein noch beschränkte sich dieser auf Worte. Bezeichnend für den deutschen Geist kam erst die literarische und die philosophische Schilderhebung an die Reihe, ehe sie Anno 1848 politisch wurde und zur Revolution führte; eine Periode der Kritik geht dem Versuch voran, die Gedanken in Taten umzusetzen. Und so gliedert sich diese Periode ganz von selbst in die drei Abschnitte vom jungen Deutschland, von der religiösen Bewegung durch die Hegelsche Linke und von der Vorbereitung auf die Revolution unter, um nicht zu sagen: durch Friedrich Wilhelm IV. Dem jungen Deutschland gebührt dabei sachlich und chronologisch der Vortritt.

Die Literatur bis zu Goethes Tod

In der poetischen Literatur beherrschte die Romantik die ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts in Deutschland, während Goethe — immer sui generis — damals vielmehr eine europäische, geradezu eine „weltliche" Stellung einnahm. Dabei erscheint die Romantik in wechselnden Gestalten und verschiedenen Formen. Nach der Zerstreuung des Jenenser Kreises bildete sich ein neues Zentrum in Heidelberg, von dem die Erneuerung unserer mittelalterlichen Poesie ausging: 1806 beginnen Arnim und Brentano mit der Sammlung deutscher Volkslieder in „Des Knaben Wunderhorn", 1807 macht sich v. d. Hagen an die Herausgabe des Nibelungenliedes, und 1808 suchen sie sich in der Einsiedlerzeitung ein neues Schulorgan zu schaffen. Davon war in anderem Zusammenhang bereits die Rede. Dann kommen die Freiheitsdichter, unter denen, noch vor dem Ausbruch des Kriegs, Heinrich von Kleist mit seinem Haß- und Rachedrama den ersten Platz einnimmt, Theodor Körner, „ein Sänger und ein Held", der populärste, Ernst Moritz Arndt der markigste und männlichste war. Die große und dauernde Wirkung auf sein Volk hat dieser letztere freilich vor allem durch seine prosaischen Schriften ausgeübt, denen Freytag mit Recht „die starke, treibende Kraft, die hohe Wahrhaftigkeit, die rücksichtslose Tapferkeit und neben dem trotzigen Zorn gegen die Bösen die warme, wohltuende Liebe zum Vaterland, zu allem Guten und Großen" nachrühmt; sein „Geist der Zeit" stellt sich an Wucht und Kraft neben Fichtes Reden an die deutsche Nation und war um so viel volkstümlicher, als er weniger tief und schwerverständlich war.

Darauf folgen die Schwaben, deren Poesie, frei von allem Cliquenwesen und fern von aller Berührung mit dem berlinerischen Geistreichtun, weitaus die gesündeste und kräftigste Form der Romantik darstellt. Sie gehören zusammen, ohne eine Schule zu bilden: persönliche Freundschaft, ähnliche bürgerliche Lebensverhältnisse und das Wurzeln in derselben Natur geben das Band, das sie bei aller Verschiedenartigkeit im einzelnen zusammenhält und ihnen gemein-

same Züge leiht. Etwas Schlichtes und Einfaches, etwas Enges und Umgrenztes, etwas Harmloses und Naives, etwas Intimes und Anheimelndes ist ihnen allen eigen; die Natur ihres Heimatlandes spiegelt sich in ihnen wider, nichts Großes und Erhabenes, aber viel Schönes und Herzerfreuendes, nichts Wildes und Aufregendes, aber viel stille Innerlichkeit und viel liebliche Anmut, keine üppige Fülle, aber viel Abwechslung, nichts Überraschendes, aber viel Beglückendes. So sind sie manchmal elegisch, zuweilen lehrhaft, aber immer mit jener anschauenden und einfühlenden Phantasie begabt, die den Dichter ausmacht, nie ohne Humor und daher nie verstimmend, ein harmloses Lächeln umschwebt ihre Lippen, bei Justinus Kerner verrät es den Schalk, der mit seinem eigenen Geisterglauben spielt und andere Gläubige recht gründlich zum besten hat. Sie alle sind in erster Linie Lyriker, Balladen und Romanzen gelingen ihnen trefflich, am besten aber stimmen sie sich doch auf den Ton des sangbaren Volksliedes und beweisen damit, wie nahe sie ihrem Volke stehen, für das sie ein Herz haben und zu dem sie sich rechnen, weil sie zu ihm gehören. Uhland und Mörike stehen voran — jener, der durch seine charaktervolle Haltung und seine ernsthafte Gelehrtennatur so gar nichts gemein hat mit Schlegelscher Frivolität und Ironie, in seiner schwäbischen Einsilbigkeit und Wortkargheit nichts gemein hat mit dem schnellfertigen und absprechenden Ton der norddeutschen Romantiker und den das energische Bemühen um Korrektheit der Form vor Zuchtlosigkeit und Unbestimmtheit schützt. Und neben ihm Mörike, der der Natur gegenüber zu goethisch empfindet, um ganz ins Romantische zu versinken, obgleich er sich lange genug in das Märchenland Orplid hineingeträumt und in seinem Roman „Maler Nolten" durch den Gespensterspuk am Schluß der Romantik einen nur allzu reichlichen Tribut entrichtet hat; ein echter Lyriker, eine feine, sinnige Natur, in der Form Klassizist und Neuhumanist, aber im Leben leider bequem und nicht durch den großen Strom der Welt zum Charakter gehärtet. Aber auch da, wo sie Romantiker sind —: wenn man ihre Art, der Schilderung der Wirklichkeit oder gar dem Leben selbst die Stimmung der Märchen- und Gespensterwelt beizumischen und es so zu „poetisieren", mit E. T. A. Hoffmann vergleicht und mit seiner Manier, gerade in die Alltäglichkeit unserer nächsten Umgebung das Grauen der Geisterwelt hineinzutragen und es wie ein ganz Natürliches und Dazugehöriges erscheinen zu lassen, so zeigt sich doch, wie maßhaltend sie auch hierin sind. Freilich fehlt ihnen dafür der dämonische Zug und die geniale Versinnlichungskraft dieses unheimlichen „Gespensterschauers". Besonders auffallend aber ist der Unterschied im Politischen. Wie Uhland sind auch Paul Pfizer und Karl Mayer liberal, während im Norden nicht nur Fouqué als „christlicher Ritter ohne Furcht und Tadel", sondern selbst Achim von Arnim rückschrittlichen Anschauungen zugetan sind.

Etwas wie einen literarischen Kampf riefen die Schicksalstragiker hervor. In Werners „vierundzwanzigstem Februar", in Müllners „neunundzwanzigstem Februar" und „Schuld" und in allerlei ähnlich komponierten Stücken wurde die antikisierende Schicksalsidee der „Braut von Messina" ins Romantisch-Unheimliche verzerrt. Über dieses Unwesen kam das literarische Hochgericht durch Platen. Er stand zu fest auf dem Boden der Antike, um die Verwechslung von antikem Schicksal und romantischem Aberglauben zu ertragen und verhöhnte darum in seiner „verhängnisvollen Gabel" das Lächerliche dieser Schicksalstragödien aufs wirksamste, während er im „romantischen Ödipus", der gegen Immermann gerichtet war, weit über das Ziel hinausschoß und entschieden unrecht hatte und unrecht tat. Im übrigen war er als Dramatiker geistreich, „aber ohne spezifisches Gewicht, ohne eine gewisse Schwere des Gehalts", als Lyriker von feinstem Formgefühl, aber doch nur „ein tönendes Erz und eine klingende Schelle".

Daß Grillparzer bei seinen Lebzeiten so wenig gekannt und geschätzt wurde, hat vor allem darin seinen Grund, daß sein erstes Stück „Die Ahnfrau" eine Schicksalstragödie war und in der Form der kurzen trochäischen Reimzeilen sich Müllners „Schuld" zum Vorbild nahm. Und doch stand schon sie turmhoch über den Stücken von Werner und Müllner, und nun folgten ja alsbald „Sappho" und „Das goldene Vließ", wo Antikes und Modernes doch ganz anders verschmolzen und zur Einheit zusammengefügt war; man konnte an Schiller und Goethe denken, obwohl der Abstand — nicht des Wertes, aber der Behandlungsart und des Geistes — groß genug war und in diesen Stücken weit mehr als in der Iphigenie ein „verteufelt humaner" und moderner Zug steckte. Doch es half ihm nichts: um seines Erstlingswerkes willen lief er als Schicksalstragiker und war damit gerichtet und verdammt. Freilich spiegelt sich in dieser Verkennung und im ganzen Schicksal und Lebensgang Grillparzers zugleich auch ein Stück österreichischer Geschichte. In diesem durch eine beispiellose Polizeimißwirtschaft niedergehaltenen Lande konnte sich auch das Große nicht ins Freie und Weite durcharbeiten: die Luft war zu dumpf und drückend, zu eng und stickig. Das Volk verkam geistig und moralisch und ergötzte sich lieber an den Possen Nestroys als an der echten Poesie Grillparzers oder an Raimunds veredelter Volksbühne. Und die Zensur half nach und verbot in unbegreiflicher Brutalität selbst solche Stücke, die wie „König Ottokars Glück und Ende" zur Verherrlichung der Habsburgischen Dynastie hätten dienen können. So wurde Grillparzer verbittert und schwieg, Raimund nahm sich selber das Leben.

Der Romantik ist es gelungen, den toten Schiller auf Jahrzehnte hinaus in den Hintergrund zu drängen, daß das Drama sich fast unbeeinflußt von ih

weiterentwickelte oder doch nur widerwillig seinem Einfluß sich hingab — zum Schaden der deutschen Schaubühne, auf der nun ein Geschäftsmann wie Raupach als Erbe Kotzebues aufführte, was der breiten Mittelmäßigkeit gefiel. Mit dem noch lebenden Goethe ging das Zurückdrängen nicht so leicht: er war zu groß und stand überdies der Romantik näher, wie ja umgekehrt sie ausdrücklich an seinen Wilhelm Meister angeknüpft hat. Gewiß umfaßt sein Verkehr mit den Romantikern „eine lange Reihe von Jahren und innerhalb dieser beträchtliche Wegstrecken, auf denen er selbst romantisch fühlt, denkt und gestaltet". Der zweite Teil des Faust klingt trotz der klassischen Walpurgisnacht und der Helenatragödie selber ganz romantisch aus, der mittelalterlich-katholische Schluß steht im vollen Gegensatz zu dem protestantisch hellen Eingang des ersten Teils; dagegen hilft keine „Rettung". Und ebenso ließ er sich auf anderem Gebiet durch die Brüder Boisserée einweihen in die Geheimnisse altdeutscher Kunst am Rhein und kehrte damit zu seiner Jugendliebe zurück, die sich ihm einst am Straßburger Münster entzündet hatte. Aber wie in den Propyläen, so wandte der alte „Heide" in seiner Zeitschrift „Kunst und Altertum" doch bald genug wieder dem Mittelalter den Rücken und wies unverdrossen auf die klassischen Vorbilder für die bildende Kunst hin. „Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's", hat er noch 1818 gerufen. Und in den hellsten Momenten des zweiten Faust erklang als der Weisheit letzter Schluß das gar nicht romantische, sondern ganz moderne Wort:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß;

und ebensowenig reaktionär, eher wie ein Bekenntnis zum Liberalismus wünscht sich der zum Kolonisator und Ingenieur Gewordene, „auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen".

Ebenso kam Goethe im westöstlichen Divan dem auf Herder zurückgehenden Universalismus der Romantiker und ihrem „Kultus des Orients", dessen beste Frucht wie schon erwähnt Fr. Schlegels Buch über die „Sprache und Weisheit der Indier" und seines Bruders Sanskritstudien waren, weit entgegen. Allein der Inhalt, den er in diese exotischen Formen hüllte, war die spiegelblanke und doch unendlich tiefe Lebensweisheit und die fröhliche, milde und tolerante Weltanschauung seines freien Geistes, von romantischem Halbdunkel und mittelalterlichen Gebundenheit war da keine Rede. Und auch wo er mit einzelnen Vertretern der Schule sich freundschaftlich berührte, war das meist von kurzer Dauer und „endete fast in jedem Falle in Entfremdung oder völligem Zwiespalt". Goethe war zu gesund, um Romantiker zu sein, wie er denn in schneidend scharfer Absage 1829 geradezu ausgesprochen hat: „Das Klassische nenne ich das

Gesunde und das Romantische das Kranke. Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht klassisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist." Also gab es schon damals „Dekadenten"; Goethe aber war kein Dekadent, sein Genius war durch und durch gesund und strafte schon zum voraus die Dekadentenweisheit von „Genie und Wahnsinn" Lügen. Deshalb ist es falsch, ihn, wie dies in neuerwachter Vorliebe für die Romantik versucht worden ist, dieser Richtung über Gebühr anzunähern und überall bei ihm romantische Tendenzen aufzuspüren. Romantiker war Goethe nie!

Wolfgang Menzel

Doch eben darum blieb auch er nicht unangefochten. Noch bei seinen Lebzeiten wurde von zwei ganz verschiedenen Seiten her der Kampf gegen ihn eröffnet, von Wolfgang Menzel auf der einen, von Ludwig Börne auf der anderen Seite. Man könnte Menzel in seiner ersten Zeit der liberalen Partei zurechnen — so entschieden redet er ihre Sprache — und ihn in späteren Jahren des Abfalls von ihr zeihen. Allein zu den Liberalen im Sinne der Parteischablone hat er nie gehört, sondern einfach festgehalten an den Idealen seiner Jugend, und das waren die der christgermanischen Burschenschaft. Von deren Tendenzen war er ausgegangen, und so war er wie sie im Grunde romantisch und antiliberal. Niemand hat die beiden Strömungen, die durch die Burschenschaftsbewegung in den deutschen Liberalismus hineinkamen, schärfer gesehen als Heine, die „zwei grundverschiedenen Parteien, die keiner Transaktion fähig und heimlich dem blutigsten Hader entgegenzürnten". Menzel gehörte zu den Männern des Wartburgfestes, zu „den dunkeln Narren, den regenerierten Deutschtümlern", wie sie Heine genannt hat; darum konnte er eine Zeitlang mit dem Liberalismus gehen, mußte sich jedoch bald wieder von ihm trennen. Gegen Goethe aber reagierte das nationale Element in ihm. Dessen „Talent des äußeren Lebens, seine Kunst des Bequemen, Leichten und Feinen, seine Virtuosität des Genusses", das Ästhetische seiner Weltanschauung mißfiel ihm nicht nur, er sah darin geradezu eine Gefahr für das deutsche Volk, als dessen „modernster" Vertreter ihm Goethe erschien. In diesem Operieren mit anderen als rein ästhetischen Maßstäben bei Beurteilung eines Dichters liegt Menzels Verwandtschaft mit der Denkart des jungen Deutschland: eine vorwiegend ästhetische Zeit war abgelaufen, die sittlichen und nationalen, die freiheitlichen und politischen Gesichtspunkte drängten sich in den Vordergrund. Von diesem Standpunkt aus bekämpfte er Goethes Universalismus und Goethes Heidentum, weil er als Romantiker die Deutschen germanisch und christlich haben wollte. Aber als ge-

schickter journalistischer Klopffechter, der er war, wußte er den Handel von dem poetischen und nationalen Standpunkt hinüberzuspielen auf den moralischen, wo er gewiß war, alle besorgten Mütter und alle prüden alten Junfern beiderlei Geschlechts, das ganze Philistertum und Moralpfaffentum für sich zu haben, obgleich er Goethe selber wieder der Philisterei und des Spießbürgertums beschuldigte. Die „Wahlverwandtschaften", die wir ästhetisch genießen und würdigen, ohne irgendwie sittlichen Anstoß daran zu nehmen, gaben ihm dazu vor allem die willkommene Handhabe; auch das Märchen von Goethes Hochmut, Egoismus und Herzlosigkeit wurde von ihm in Umlauf gesetzt und mit dem Brustton sittlicher Entrüstung vorgetragen. Dieser Kampf wurde mit Menzelscher Grobheit jahrelang geführt, und von rechts her kam dann Hengstenberg und wurde nicht müde, den großen Dichter als dezidierten Nichtchristen und Heiden allen Frommen und Stillen im Lande übel zu verdächtigen. Das hat vielen die Freude an Goethe verdorben und den Weg zu ihm verbaut, tut es ja in katholischen und pietistischen Kreisen vielen beschränkten Leuten teilweise noch heute.

Börne

Aber gefährlicher als der Angriff des täppischen und selbst auch von innerer Zwiespältigkeit hin und her geworfenen Menzel war von links her der von Börne. Börne und Heine sind die Väter und Urheber des jungen Deutschland, sie müssen wir ohnedies näher kennen lernen. Beide sind Juden, und so liegt es nahe zu sagen, daß das junge Deutschland eine wesentlich jüdische Geistesrichtung repräsentiere und daß darauf das negativ Zersetzende und das Kosmopolitische in ihm zurückzuführen sei; schon Menzel, erst der Freund der beiden und Verfechter der Judenemanzipation, spottete, als er mit ihnen zerfallen war, über „das junge Palästina". Aber erstens steht bis 1835 neben ihnen als Dritter im Bunde eben dieser christgermanische Burschenschafter Menzel, dessen literarischer Adjutant längere Zeit Gutzkow war, und hält von Anfang an dem spezifisch jüdischen Einfluß die Stange; und fürs zweite waren die jüngeren Stimmführer der Schule, die Gutzkow und Laube, die Wienbarg und Mundt überhaupt keine Juden. Die jüdische Rasse erklärt also die Literaturbewegung der dreißiger Jahre nicht, wenn sie auch hier wie einst im Völkergemisch des alten römischen Imperiums „ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Dekomposition" überall da abgab, wo der Stoff dafür bereit lag.

So interessiert uns denn nicht der Jude, sondern der Schriftsteller Börne. Zum Journalisten und zum Liberalen hat ihn allerdings der Zorn über die Zurücksetzung werden lassen, die er in der freien deutschen Reichsstadt Frankfurt

als Jude zu erdulden hatte und die mit der antisemitischen Richtung jener christ-germanischen Bewegung zusammenhing; aber der Umgang mit Henriette Herz und Rahel führte ihn über den engen jüdischen Gesichtskreis hinaus auf die Höhen damaliger Geistesbildung, und sein literarisches Vorbild ist der über jeden Verdacht des Judaisierens erhabene Jean Paul gewesen. Auch waren die Ideen, für die er kämpfte, dieselben patriotischen und nationalen wie die der Burschenschaft, — die Idee der Einheit und der Freiheit seines Vaterlands; selbst Heine hat in seiner bitterbösen Schrift über ihn, wo er ihn mit dem Scharfblick des Hasses durch und durch schaute, gesagt: „Börne war Patriot vom Wirbel bis zur Zehe, und das Vaterland war seine ganze Liebe". Vor allem für die Freiheit als „die Gesundheit und Ehre der Völker" hat er zeitlebens tapfer gestritten, und dabei anfangs auf Preußen gehofft, bis dieses unter Metternichs Leitung die Hoffnung aller Liberalen schmählich zuschanden machte. Nerv und Sprungfeder seiner schriftstellerischen Tätigkeit waren somit politisch, wobei er im Unterschied von Gentz „von unten her an den Staat herantrat"; deshalb tut ihm aber Treitschke doch unrecht, wenn er ihn kurzweg einen „Stümper" im Politischen nennt; man sieht ja von oben mehr, aber man sieht von unten her manches schärfer. Allein unter den drückenden und vexatorischen Zensurverhältnissen jener Tage konnte niemand politisch frei schreiben, und so wurde Börne, was er nicht war und nicht sein wollte, literarischer Kritiker; natürlich nur in der Absicht, „die Kunstkritik zum Organ der Zeitkritik" zu machen und auf diese Weise auf das politische Leben, auf das nationale Gemeingefühl des deutschen Volkes zu wirken oder, wie er es selbst ausdrückte, „die Literatur mit dem Leben zu vermitteln". Um aber das tun zu können, erhob er die Ironie im gewöhnlichen, nicht im romantischen Sinne des Worts zum literarischen Stil und versuchte indirekt zu sagen, was direkt auszusprechen ihm wie allen seinen Zeitgenossen verboten war; in diesem lustigen Versteckspiel erwarb er eine Virtuosität, die ihn zu einem unserer allererstenStilisten und glänzendsten Journalisten gemacht hat. Allein in der Ausübung dieses mit seinem Wesen im Widerspruch stehenden literarischen Handwerks wurde er notwendig einseitig, indem er alles nur auf den ethischen oder, genauer gesagt, politischen Wert hin ansah: einen anderen als diesen Maßstab fand er auch für Künstler und Kunstwerke nicht, jedenfalls will er keinen anderen gelten lassen. So kommt natürlich der ganz unpolitische Goethe schlecht genug bei ihm weg: kalt und herzlos mußte dieser dem Mann erscheinen, dessen Herz ganz nur der Freiheit gehörte; weil das deutsche Volk sich zu viel gefallen läßt, tadelt er Schillers Tell, der zu langsam zur Tat schreite und über einen feigen Meuchelmord nicht hinauskomme; weil ihm Unentschlossenheit die Hauptsünde im Leben eines Volkes ist, mißfällt ihm Shakespeare:

Hamlet, der umhergeht wie „Hans der Träumer“: „der Deutsche schreibt sich ab und Hamlet ist fertig“; — dieses epigrammatisch zugespitzte Wort charakterisiert den Mann und seine Art. Bezeichnend für diese und für sein Temperament — „das Temperament eines empfindsamen Lyrikers“ nennt es J. Proelß — ist auch seine Vorliebe für Jean Paul, den er als den Dichter der Armen und Bedrängten über Goethe stellte; in dieser Bewunderung konnte ihn natürlich auch dessen unkünstlerische Formlosigkeit nicht stören und irremachen.

Mit dieser spezifisch und gewollt politischen Tendenz seiner literarischen Kritik ist Börne der geistige Anführer des jungen Deutschland geworden, das durch diese Tendenz für die politische Geschichte unseres Vaterlandes, für die Vorbereitung der Revolution von 1848 weit wichtiger und bedeutsamer gewesen ist als durch Dichterwerke von bleibendem Wert für unsere Literatur und ihre Geschichte.

Daß Börne, dieser temperamentvolle Verfechter der Freiheit, dieser unerschrockene Kämpfer gegen den Metternichschen Absolutismus, durch seine spott- und giftgetränkten Artikel den Machthabern und ihren Werkzeugen höchst unbequem wurde, ist natürlich, daher läßt es sich begreifen, daß man alsbald nach antisemitischen Waffen gegen ihn griff. Ein antisemitischer Zug lag ja im Wesen der christgermanischen Burschenschaft; Ausbrüche von Judenhaß waren nach der Niederwerfung Napoleons in mehreren deutschen Städten vorgekommen; und so klagte jetzt (1831) Börne gegenüber der zur katholischen Kirche übergetretene Hofrat Jarcke, in Berlin Herausgeber des reaktionären Politischen Wochenblattes, in Wien Nachfolger von Gentz im Dienste Metternichs, daß diese Juden „aus kluger Berechnung das Werk der Verführung treiben, um in einem großen welthistorischen Akt Rache zu nehmen für den Druck und die Schmach, die das Volk, dem sie ihrem Ursprung nach angehören, jahrhundertelang von dem unsrigen geduldet“. Börne gab dieser Angriff freilich nur Gelegenheit zu der schönen Antwort: „Wie! wenn wir das deutsche Volk haßten, würden wir mit aller Kraft dafür streiten, es von der schmachvollsten Erniedrigung, in der es versunken, es von bleierner Tyrannei, die auf ihm lastet, es von dem Übermut seiner Aristokraten, dem Hochmut seiner Fürsten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verleumdungen aller gedungenen Schriftsteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und so ehrenvollen Gefahren der Freiheit preiszugeben? Haßten wir die Deutschen, dann schrieben wir wie Sie, Herr Jarcke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch nach die sündevolle Rache hat etwas, das entheiligt werden kann.“

Heine

Solche antisemitischen Ausfälle galten neben Börne auch Heine. Von ihm zu reden ist weit schwerer. Börne ist sein Leben lang immer er selber gewesen, Treue gegen sich und seine Überzeugungen ist geradezu das Beste an ihm, schriftstellerisch freilich macht es ihn einförmig, auf die Dauer hört er auf amüsant zu sein. Heine dagegen ist eine Proteusnatur, „ein Chamäleon", er schillert in allerlei Farben, ein Charakterkopf war er nie; schon darum ist er ein Zeichen, dem widersprochen wird und widersprochen werden muß. Dazu kam vor dem Krieg das widerliche Streiten über Denkmal oder Nichtdenkmal, das die Gemüter aufregte, aber das Urteil über ihn nicht klärte und nicht förderte. Denn ob Heine ein Denkmal gesetzt oder nicht gesetzt wird, ob ein vorhandenes verkauft oder angekauft wird, ist für seine Wertschätzung ungefähr gerade so gleichgültig, wie es für die Beurteilung freigesinnter Menschen gleichgültig ist, ob sie einen Orden bekommen oder nicht; Kaiser und Könige, Stadtverordnete und Gemeinderäte entscheiden ja doch nicht über die Bedeutung und den Wert eines Mannes für das Geistesleben unserer Nation. Also sehen wir selber zu.

Daß Heine nächst Goethe und natürlich in gemessenem Abstand von ihm der größte Lyriker Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert gewesen ist, den einen Mörike vielleicht ausgenommen, darüber kann eigentlich kein Streit sein; nicht einmal damit wird ihm Carl Busse ganz gerecht, daß er ihn „das gewaltigste Nachahmertalent der Weltliteratur" nennt, und vollends schief wäre es, ihn mit Treitschke zu den bloßen „Anempfindern" zu rechnen. Lieder, die wie die seinen auf den Flügeln des Gesangs sich verbreiten und in den Melodien von Mendelssohn, Schumann und Methfessel in die Herzen des Volkes einziehen, sind echt, sind wirklich voll Seele und Musik. Und echt war auch jenes sich Zusammenfühlen mit der Natur, wenn es auch zuweilen übertrieben, echt jener Stimmungszauber, der über seinen Meerbildern liegt, wenn er auch in seiner Feinheit und Tiefe mit aller Kunst künstlich herausgearbeitet ist. Heines ganze Poesie wurzelt in der Romantik; „die Wallfahrt nach Kevlaar" zeigt das vielleicht am deutlichsten und reinsten. Wenn sie bei ihm wie bei Lord Byron vielfach die Form des Zerrissenen und Weltschmerzlichen annimmt, so ist das Folge der Zeit und Zeichen ihres Niedergangs: der Traum eines Ausgleichs zwischen Bedingtem und Unbedingtem, einer Versöhnung von Poesie und Leben, den die Romantik geträumt hatte, wollte sich nicht verwirklichen, alle Reaktion ist unpoetisch und züchtet Philister. Dazu kam seine eigene besonders feinfühlige und empfindliche Natur, etwas vom müden Dekadententum einer späteren Zeit steckt schon in ihm; und in den letzten Jahren vertiefte

langjähriges schweres Leiden diesen Zug noch mehr. So war es freilich nicht eigentlich der Schmerz um eine ganze Welt, der ihn erfüllte und quälte, sondern ganz persönlich der Schmerz um das eigene zarte und weiche Ich Wie alle Romantiker konnte auch dieser Dichter des Weltschmerzes nicht von sich selber los- und über sich selber hinauskommen.

Zur Romantik gehört auch die Ironie. Doch wenn diese bei den ältesten Vertretern der Schule im Dienste der Romantik stand und sich souverän gegen alles wandte, was ihnen philisterhaft und unpoetisch schien, so kehrt sie sich bei Heine gegen die Romantik, das heißt also gegen sich selber. Natürlich wird sie dabei zur Manier und zur Pose: aber sind denn Einfälle des Augenblicks mehr wert als die fein herausgearbeiteten Pointen des Heineschen Witzes? Und jenes „Doktor, sind Sie des Teufels" am Schluß des „Seegespenstes" ist darum ein nicht weniger charakteristisches Motto für die ihm in der Geschichte des deutschen Geisteslebens zugefallene Aufgabe: Heine überwindet die Romantik zuerst in sich selber, damit wird er, der Romantiker, zum großen Antiromantiker und zum Sieger über sie. Wir können das gewissermaßen experimentell noch heute an uns selbst nacherleben: jeder von uns hat seine romantische Periode, der Weltschmerz gehört, oder gehörte wenigstens bis vor kurzem, zum Inventar jedes normal sich entwickelnden jungen Menschen; in dieser Epoche ist Heine mit seiner Lotosblume und seinem Fichtenbaum, mit seinen Tränenfluten und seinem Liebesweh unser Dichter gewesen, in ihr haben wir an den ironischen Schlußkadenzen und den schrill und grell springenden Saiten seiner Leier, an dem „Doktor, sind Sie des Teufels" schwersten Anstoß genommen, wir setzten uns gegen den das Heiligtum unserer Gefühle entheiligenden Antiromantiker zur Wehre und schützten ihn sozusagen gegen sich selbst. Bald genug aber besiegt uns diese Ironie und Selbstverspottung, denn sie befreit uns und führt uns aus dem sentimental Weltschmerzlichen hinaus in die Freiheit und Helle, und nun danken wir ihm für den geleisteten Dienst der Befreiung und Gesundung. Heines Lyrik ist Gift, das das Gegengift mit sich führt, ein Heilserum, das uns gegen romantische Anfälle und Anfechtungen immun macht, und deswegen ist auch seine Schrift über „die romantische Schule" (1833) ein so gutes, ein so gescheites und wertvolles Buch, wie es doch nur einer schreiben konnte, der Romantiker und Antiromantiker zugleich war. Darum habe ich den, der gegen Heine eifert, stets zunächst im Verdacht einer bewußten oder unbewußten Vorliebe für allerlei ungesunde Romantik. Sieht man Heine so an, so wird man auch allerlei Zynisches und Frivoles an ihm besser begreifen und es verzeihen, zumal wo sich seine Frivolität gegen das richtet, was eben nur der Romantik und dem romantisch Gestimmten heilig ist; denkt man diese antiromantische Spitze hinzu, so hört es auf, frivol zu klingen und anstößig zu sein.

Von diesem Standpunkt aus wird uns auch der antinationale Zug in seinem Wesen, der heute besonders peinlich empfunden wird, nicht sympathischer, aber, möchte ich sagen, doppelt verständlich. Es ist der Gegensatz zu der christgermanischen Tendenz der burschenschaftlichen Romantik, und es ist doch wieder nur der in der Romantik selbst steckende Universalismus, der darin entbunden und frei wird. Und auch dagegen kommt das Gegengift der sich selbst zersetzenden und aufhebenden Ironie. Als sich die Deutschen 1831 für die im Aufstand gegen Rußland unterliegenden Polen begeisterten, wie etliche Jahre zuvor für die siegreichen Griechen, da dichtete Heine das Lied von den zwei Polen aus der Polackei:

Keiner je verriet den andern,
Blieben Freunde, ehrlich treu,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Ja, sie haben wirklich Wäsche,
Jeder hat der Hemden zwei,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Polen ist noch nicht verloren,
Unsere Weiber, sie gebären,
Unsere Jungfrauen tun dasselbe,
Werden Helden uns bescheren,

Helden, wie der Held Sobieski,
Wie Schelmufski und Uminski,
Eskrokewitsch, Schubiakski
Und der große Eselinski.

Das war ein wohlangebrachtes Heilserum gegen den romantisch ungesunden Allerweltsenthusiasmus jener Tage, ein kräftig abkühlendes Sturzbad über die halb romantische halb liberale Gefühlspolitik der unklaren Zeit.

Dazu kommt noch anderes, Persönliches und Allgemeines. Börne bleibt auch in Paris, von wo er für Cotta seine „Schilderungen aus Paris" schreibt, der glühende deutsche Patriot; Heine dagegen, leichtlebig wie er ist und schon dadurch dem französischen Geist näher verwandt als der schwerflüssigere und gründlichere Börne, wird den Franzosen ein Franzose und sucht es ihnen gleichzutun an Geist und Witz und Frivolität. Allein im Unter- und Hintergrund bleibt doch auch er ein Deutscher; gerade wenn er die Schale seines Hohnes am frechsten über Deutschland ausgießt, fühlt er sich durchaus als Deutscher; dieser Hohn gilt ja nur dem Metternichisch unfreien und in seiner Unfreiheit sich philisterhaft behaglich streckenden und dehnenden Deutschland, aus diesem Winterschlaf möchte er den deutschen Michel mit unsanften Püffen und Stößen, mit

Keulenschlägen und giftigen Pfeilen aufrütteln. Darin kämpfte er Schulter an Schulter mit Börne, über den er später so ungerecht und lieblos geurteilt hat. Galt, als der deutsche Bundestag 1835 seine schon geschriebenen und erst noch zu schreibenden Schriften verbot, dieser Ukas dem Franzosenfreund oder nicht vielmehr dem deutschen Liberalen, der dem Bundestag und den deutschen Regierungen so ganz besonders unbequem war? Das Verbot verschärfte dann natürlich den Gegensatz und reizte den bösen Spötter erst recht zu blutigem Hohn: so entstand 1842 der Sommernachtstraum des Atta Troll und 1844 Deutschland, ein Wintermärchen. 1846 hat er über den ersteren an Varnhagen von Ense geschrieben: „das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste, mit den alten Traumgenossen mich herumzutummeln im Mondschein — und ich schrieb den Atta Troll, den Schwanengesang der untergehenden Periode, und Ihnen habe ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen denn Sie sind mein nächstverwandtester Waffenbruder gewesen, in Spiel und Ernst. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienste geleistet — ja, wir haben sie zutage gefördert und erschrecken, es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wolgefällig schwimmt." In diesem Brief charakterisiert er seine Stellung im Geistesleben der Zeit doch ganz richtig, wenn sich auch in die „Wahrheit" etliche „Dichtung" mischt.

Im übrigen gebe ich Heine preis, obwohl gerade bei ihm das tout comprendre zum tout pardonner wird: der leichtbewegliche ist auch der ganz charakterlose, wirklich „ein Talent, doch kein Charakter"; aber wir haben hier nicht zu richten über den Menschen, sondern uns ein Urteil zu bilden über Heines Bedeutung für das geistige Leben unserer Nation, und diese kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Nur ein Romantiker konnte die Romantik töten, nur ein so durch und durch frivoler Mensch konnte die Frivolität, die in aller Romantik steckt, erbarmungslos ans Licht ziehen und uns dadurch von ihr freimachen; daß er es auf so graziöse und witzige Art tat und dadurch die Lacher immer auf seine Seite brachte, machte ihn zu ihrem gefährlichsten und einflußreichsten Gegner. An Heine haben sich viele aus dem romantischen Nebel herausgearbeitet, für sie ist er wirklich zum Befreier und zum Führer ins Helle geworden.

Dabei kommt nichts darauf an, daß er nicht der einzige gewesen ist, der die Romantik damals bekämpfte; Platen wäre nochmals neben ihm zu nennen.

Und auch das mindert sein Verdienst nicht, daß eine so tiefgehende Strömung wie die romantische nicht sofort beseitigt und tot war, sie ist es noch immer nicht. Aber der Unterschied und Einschnitt ist doch da: vor Heine war alles, was Dichter war, den einen Goethe ausgenommen, Romantiker; seit Heine konnte man Dichter sein, ohne Romantiker zu sein, die Tendenzdichter der dreißiger Jahre hörten bewußt auf, es zu sein. Von jetzt an gilt die Romantik als Partei und als reaktionär, liberal war das um Börne und Heine sich scharende junge Deutschland.

Tendenzen und Schicksale des jungen Deutschland

Wenn die Romantik das Leben poetisieren und zum Spiel machen wollte und alles ironisch behandelte, so machten diese Jungdeutschen der dreißiger Jahre aus der Poesie Ernst, stellten sie in den Dienst des Tages und legten ganz ernsthafte Absichten in sie hinein: so wurden sie zu Tendenzschriftstellern und zu Journalisten, die ihre Leitartikel in dieser vorwiegend literarischen Epoche dramatisierten oder in Romane kleideten. Und mit Heine und unter seinem starken Einfluß wurden sie in der ernüchterten und von Illusionen sich freimachenden Zeit Antiromantiker, die etwas vom Bourgeois und Philister annahmen und auch als Poeten recht unpoetisch waren: künstlerisch waren ihnen die Romantiker bei weitem überlegen. Im Gegensatz zu ihnen und in gewissem Sinn auch zu Hegel, von dem sie ausgegangen waren, wurden sie Realisten, die aus der blauen Romantik heraus der Wirklichkeit und dem Leben zustreben, und Sensualisten, die für die Emanzipation nicht nur der Juden und der Frauen, sondern geradezu auch für die Rehabilitation der Sinnlichkeit und des Fleisches eintraten und dadurch ebenso gerechten wie übertriebenen Anstoß erregten. Denn recht hatten sie, wenn sie dem immer unanschaulicher und unsinnlicher werdenden Idealismus in der Kunst, z. B. der Fleisch- und Blutlosigkeit der romantischen Malerschule der Nazarener entgegentraten. Dabei waren sie in gewissem Sinn besser als ihr Ruf, es fehlte ihnen allzusehr an Phantasie und Können, an Gestaltungskraft und Anschaulichkeit, als daß eines ihrer Bücher sinnenaufreizend und verführerisch hätte wirken können. Politisch aber waren sie liberal, sie bekämpften den Bundestag in Frankfurt und das Metternichsche System, schwärmten für die Kammeropposition in Paris und fühlten sich mit ihr solidarisch eins im Dienste der Freiheit: auf dem Hambacher Fest war diese Allerweltssolidarität zum Wort gekommen, ein französischer Straßburger und mehrere Polen hatten dort mitgesprochen. Und endlich waren sie auch religiös Freigeister, die die Religion mit Pathos oder

Ironie, mit Witz oder Haß bestritten, weil sie in ihr nur ein Machtmittel der Reaktion sahen und sie nur als solches kannten.

Alles das tritt vielleicht am klarsten bei Gutzkow in die Erscheinung, nachdem er Menzel den Dienst gekündigt und die Führung des jungen Poetengeschlechtes übernommen hatte. Sein „Nero", ein ganz unmögliches Stück ohne alle Handlung, schloß mit den programmatischen Worten:

Daß endlich statt der leeren Phantasie
Aus falschem Geisterscheine
Sophistisch traumverwirrter Zeit
Sich auferbaue eine wahre, reine
Und bessere Wirklichkeit.

Eigenartig berührt er sich in diesen Anfängen mit Friedrich Schlegel. Es war ein boshafter Streich gegen das Andenken des eben verstorbenen und auf dem Totenbett noch kirchlich posierenden Schleiermacher und zugleich „ein kecker Schuß in die Stickluft dieser Tage" überhaupt, daß er dessen „Vertraute Briefe über Schlegels Lucinde" mit einer die Emanzipation der Ehe in starken Worten fordernden Vorrede herausgab und damit seinem Andenken einen besseren Dienst erwies, als es auf den ersten Blick scheinen wollte. Es war aber zugleich auch die Rechtfertigung eines eigenen 1835 erschienenen Romans „Wally, die Zweiflerin": wie Schlegels Lucinde auch das ein schlechtes Machwerk, aber ein Programm wie diese. Wenn wir das Buch heute lesen, nehmen wir keinen anderen Anstoß daran, als den, daß es ästhetisch verfehlt und daß der Zweifel, unter dessen Wucht die Heldin erliegen soll, nicht wuchtig und vertieft genug, die heikle Situation, in der die Sinnlichkeit zu ihrem Rechte kommen soll, ganz unanschaulich und unsinnlich ist und uns in ihrer Reflektiertheit kalt läßt. Aber die Katastrophe war wahr, der Selbstmord der Wirklichkeit nacherzählt, fast wie in Goethes Werther, den Gutzkow — nur ohne Glück — nachahmen und dem er als dem Roman der Empfindsamkeit ein Buch blasierter und hoffnungsloser Zweifelsucht gegenüberstellen wollte. Wie nämlich Wally im Roman so hatte am 29. Dezember 1834 Charlotte Stieglitz in Wirklichkeit ihr Leben durch Selbstmord geendigt. Ihr Mann, auch einer vom jungen Deutschland, hatte als Dichter nicht gehalten, was der Jüngling hatte hoffen lassen und das schwärmerische Mädchen von ihm erwartet hatte. Die Schuld an seiner rasch eintretenden Flügellahmheit schrieb sie sich und den Fesseln der Ehe zu. Folglich war ihm zu helfen, wenn sie ging und jenes hemmende Band löste; ein großer Schmerz — man kannte das von Heine her so gut — gab ihm dann wohl zu sagen, was er litt. So phantasierte sie sich ihr Opfer zurecht und täuschte sich dabei doch nur selber über ihre wahren Motive; denn ihr unbewußt war es natürlich die Enttäuschung und Ernüchterung, der Zweifel am Talent des Man-

nes, was ihr, ihr selber für sich, das Leben wertlos machte. Diese Frau war das leibhaftige Vorbild für Gutzkows Roman, er hat sie alsbald selbst als solches angesehen: „seit dem Tod des jungen Jerusalem und dem Morde Sands ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen, als der Tod der Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz. Wer das Genie Goethes besäße und es aushalten könnte, daß man von Nachahmungen sprechen würde, könnte hier ein Seitenstück zum Werther geben". Wally war dieses Seitenstück, freilich ohne das Genie Goethes. Das Recht des Selbstmords aber gehörte hinfort zu den Schlagworten dieses alle möglichen Rechte zurückfordernden Poetengeschlechts.

Den Glauben an Goethe aber, den Börne und Menzel diesen Jungen und Liberalen zunächst zerstört hatten, gaben ihnen zwei andere Frauen zurück — Rahel und Bettina. Rahel, die so lange „still und bewegt" im Mittelpunkt des geistreichen Berlin gestanden hatte und deren Nachlaß nun ein Jahr nach ihrem Tode (1834) ihr Gatte Varnhagen von Ense zum Andenken für ihre Freunde herausgab, lehrte diese pietätlose Jugend, daß man sehr kritisch sein und sich nach aller Art Freiheit sehnen und daneben doch zu Goethe, dem Dichter und dem Menschen, emporsehen könne, und daß man zu ihm emporsehen müsse, wenn man die Poesie festhalten und noch mehr, wenn man sich zu schöner Individualität emporbilden wolle. Die andere, die für Goethe zeugte, war Bettina mit ihrem 1835 erschienenen Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde". Was tut die Romantikerin mitten unter den Bekämpfern der Romantik? könnte man fragen; denn was Börne von ihr schreibt: „nach vierzig Jahren kam Mignon wieder und nannte sich Bettina", ist ja wahr. Wie sie als Tochter aus dem Brentanoschen Hause und als Gattin Achim von Arnims dem romantischen Kreise durch Schicksal und Wahl angehörte, so war sie selbst romantisch durch und durch. Aber sie war darum doch kein romantisches Petrefakt, vielmehr feinfühlig und offen für alles, warmherzig und begeisterungsfähig — so lebte sie mit ihrer Zeit und wußte sich für ihre neuesten und modernsten, also auch für die freiheitlichen Tendenzen zu begeistern; darum wirkte sie so stark und so elementar auf die Jugend. Während Börne in ihrem Buch nur eine Bestätigung mehr für seine immer enger sich bornierende Goethefeindschaft fand, sah die Jugend Goethe, den gestorbenen, hier im Bilde der Bettina wieder lebendig und in unverwüstlicher Lebenskraft leibhaftig vor sich, so daß sie seine Verächter schelten ließ und sich ihm aufs neue zuwandte. Ausdrücklich bekannte sich Gutzkow in seinem im Gefängnis geschriebenen Goethebuch zu ihm als Führer gegen die ästhetische Verwilderung der Zeit: er wollte Goethe gegen die Ausstellungen verteidigen, „welche in neuerer Zeit aus verschiedenartigsten Interessen gegen ihn gemacht wurden", und er wollte die jungen Schriftsteller mahnen, sich von ihm Wesen und Zweck der Dichtkunst weisen

zu lassen. Wieviel an Bettinas Buch Wahrheit war und wieviel Dichtung mit unterlief, darum kümmerte sich diese junge Generation nicht, das zu entscheiden blieb späterer gelehrter Forschung vorbehalten. Bettina aber, die ein Herz voll Liebe — nicht nur für Goethe — hatte und sich aller Mißhandelten und Verfolgten tapfer annahm, fand sich mit dem vom Bundestag geächteten jungen Deutschland zusammen, und so konnte ihr ein anderer Wortführer desselben, Laube, bezeugen, wie „gar sehr mit Frische in unsere Literatur diese Bettina-Kühnheit" hereingeweht habe. Auch echtere Poesie ist durch sie allmählich in die Schule dieser Jungdeutschen gekommen, wenn sie daneben auch nicht aufhörten Tendenzpoeten zu sein.

Für das, was sie zu sagen hatten, war der Roman das geeignetste Gefäß — die Prosaform entsprach auch am besten ihrem Können; der geeignetste Ort dazu aber war die Bühne. Daher trat Gutzkow dafür ein, daß der Roman „die Geschichte der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart" behandeln solle, wenn er auch selber erst zwanzig Jahre später diese Forderung im großen Stil verwirklicht hat. Geschaffen aber hat als erster in bewußtem Gegensatz zu den an Walter Scott sich anlehnenden historischen Romanen der ablaufenden romantischen Periode Laube den zeitgeschichtlichen Roman. Das Programm dafür formulierte Wienbarg, der der Schule den Namen gab, jugendlich keck und ganz realistisch so: „Greift in die Zeit, haltet euch an das Leben. Ich weiß, was ihr entgegnet. Nicht wahr, es ist verdammt wenig Poesie in dieser Zeit, in diesem Leben, das wir in Deutschland führen? Woher der Stoff zu einem zeitgeschichtlichen Roman? Ich frage aber dagegen, woher entnahm Goethe ihn für Wilhelm Meister? — Versteht mich recht. Um alles in der Welt keinen Wilhelm wieder. Der ist abgetan, der ist Goethes und seiner Zeit. Was und wer ist euer? Welcher Idee könnt ihr Leib und Seele verleihen? Was habt ihr erlebt und gestrebt? Welche Bekanntschaften, Ansichten und Lebensverhältnisse vermögt ihr in die Region der Poesie mit hinüber zu nehmen? Ich gebe zu, und mir blutet das Herz dabei, ja wir leben in einer Zeit, wo der matte Quell der Poesie kaum über die ersten sechzehn Jahre unseres Lebensalters hinaufspringt. Aber gut. Haltet einmal Abrechnung mit der Zeit, entzieht einmal durch einen herzhaften Entschluß dieser heutigen deutschen Literatur den Schimmer poetischer Lügen, deckt einmal auf, ihr Dichter, was ihr schauet, laßt einmal den Staub wirbeln in der Wüste und zählt die Grashalme, die auf grünen Inselflecken wachsen, zeigt uns den Himmel, wie er grau und schmutzig über uns niederhängt, und fangt die Sonnenstrahlen auf, die sich auf euern Scheitel stehlen, reißt der Zeit den Mantel der Heuchelei, der Selbstsucht, der Feigheit vom Leibe und macht mit dem Kusse eures Mundes aller Welt bemerklich, wo nur noch ein echter Faden, der rote Faden der Poesie hinzieht, klopft, häm-

mert in alles taube Gestein und sucht die Erzadern zu erforschen, wie sparsam, tief und versteckt sie auch fortlaufen. Noch einmal, haltet Abrechnung mit der Zeit, mit eurem eignen Leben! Das bißchen Poesie, das sich darin verzettelt, das bißchen aufzuweisen, bringt euch Ehre und der Zeit Schande. Jetzt müßt ihr euch schämen. Wendet das Blatt. Die Philister nennen euch Lügner, Schaumbläser, Puppenspieler, Romanschmierer, und bei Gott! die Philister haben recht."

Der Roman Laubes, der diesem Programm zu entsprechen suchte, „das junge Europa" in drei Teilen: die Poeten, die Krieger und die Bürger, gibt zugleich das beste Bild von der ganzen Bewegung, gerade weil es ein Roman ist, und macht wieder einmal das alte Wort wahr, daß die Poesie wahrer sei als die Geschichte. Überdies ist er, namentlich in seinem zweiten Teil, das gelungenste Beispiel für das Können dieses neuen Realismus. Uns freilich will er oft recht unrealistisch, phrasenhaft und posierend vorkommen; allein das gehört mit zur Realität jener Tage, in der auch im Leben nicht selten die Phrase die Tat und die Pose den Ernst des Handelns überwucherte oder ersetzte.

Und das gilt ebenso oder noch mehr von den Bühnenstücken des jungen Deutschland: es waren Tendenzstücke mit vielen starken Worten und mit Menschen, die mehr deklamierten als fühlten oder handelten. Am stärksten und trotz aller Rhetorik am poetischsten sind die Tendenzen der Schule in Gutzkows „Uriel Acosta" zum Ausdruck gekommen. Die Freiheitsforderung der Zeit wird hier mit kräftigem, nirgends bloß hohlem Pathos vorgetragen. Die Tragik und das Martyrium der Überzeugung, die mit Glauben und Sitte der Seinen in Widerspruch gerät, zeigt sich nicht zum wenigsten auch darin, daß sich Uriel erst nach anfänglichem Widerruf zum Bekenner durchringt; das ist für diese Menschen realistisch wahrer als die fragloſe Heldenpose es gewesen wäre. Übrigens gehört dieses Stück und ebenso das harmlosere, volkstümliche Lustspiel „Zopf und Schwert" wie im Leben Gutzkows, so im Geistesleben des deutschen Volkes bereits in eine spätere Zeit mit anderen historischen Hintergründen; doch ist es derselbe Faden, der sich vom ‚Sadduzäer von Amsterdam" über „Wally" zum „Uriel Acosta" spinnt.

Zunächst aber brach, infolge des Romans „Wally, die Zweiflerin", von außen her eine Katastrophe über die junge Literatenschule herein. Der Frankfurter Bundestag legte wieder einmal sein Gesicht in die ernstesten Falten, erklärte diese „schlechte Literatur für antichristlich, gotteslästerlich und alle Sitte, Scham und Ehrbarkeit absichtlich mit Füßen tretend" und verbot sämtliche, auch „die noch zu edierenden Werke" der Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt, denen auch Heine angefügt oder vielmehr vorangestellt wurde. Gutzkow wanderte, wenn auch nur auf kurze Zeit, ins Gefängnis, Laube in eine, freilich leich-

Haft. Man mag über solches Martyrium billig spotten; aber man darf doch nicht vergessen, daß der Eindruck, den das gewalttätige und willkürliche Dazwischengreifen auf die jungen Schriftsteller machen mußte, ein unverhältnismäßig stärkerer und die Ungewißheit, die hinfort über ihrem Schaffen lag, eine wirklich harte Strafe war; und wenn man bedenkt, daß sie die Maßregelung in erster Linie der Denunziation ihres alten Genossen und jetzigen Konkurrenten Menzel zu danken hatten — denn Menzel von diesem Vorwurf der Denunziation reinigen zu wollen, ist vergebliches Bemühen —, so kann man die Bitterkeit ermessen, die sich ihrer bemächtigte. Man mag Heine mit Recht der „Anmaßung" zeihen, wenn er sich in seinem offenen Schreiben an die hohe Bundesversammlung mit Martin Luther verglich; aber das Edikt des Bundestags erinnert doch unwillkürlich an jenes Edikt Karls V. gegen Luther, das Aleander geschrieben hat und worin verboten wird, irgendwelche Schriften Luthers zu lesen, „selbst die, die er etwa noch schreiben sollte". Der Geist aber läßt sich nicht bannen, ob er nun groß ist oder klein.

Übrigens können wir mit der literarischen Bewegung des jungen Deutschland nicht zu Ende kommen, ohne den mit ihr sich verschlingenden Sturm und Drang auf religiösem Gebiet ins Auge zu fassen: erst hieraus erklärt sich Gutzkows verhängnisvoller Roman ganz, wie er umgekehrt in den Geständnissen seines Helden über Religion und Christentum ausdrücklich auf diese Bewegung Bezug nimmt.

Seitentriebe mit ähnlicher Tendenz

Doch ehe wir dazu übergehen, ist noch auf zweierlei hinzuweisen. Einmal darauf, daß jene Verbindung von Poesie und aktueller Politik auch außerhalb der Schule sich findet, also damals sozusagen in der Luft lag. Anastasius Grün, oder wie er eigentlich hieß, Graf Anton Alexander von Auersperg, trat in den Uhland gewidmeten „Spaziergängen eines Wiener Poeten" kühn und sicher für die Freiheit des Worts und des Gedankens ein, bekämpfte in „Schutt" den Metternichschen Geist des Knechtsinns und der Lüge und verkündigte voll Schwung einen Völkerfrühling und ein politisches Ostern als ein Auferstehen zu Freiheit und Licht. Diese Gedichte machten um so mehr Eindruck, als sie aus dem Lande des Drucks und der Finsternis, aus dem Metternichschen Österreich kamen: nicht einmal dort fehlte es hinter der Kirchhofsruhe an Leben und [illegible]-wegung, auch dort wachten Geister auf, auch dort „fuhr Leben in den Stein". [illegible]d auch das war in Österreich nicht ohne Bedeutung, daß es ein hochgeborener [illegible]af war, der so polemisch und so freiheitsdurstig in die Saiten griff; in Deutsch[illegible]d standen seine Standesgenossen fast durchweg auf der Gegenseite und dachten

mehr an ihre Sonderrechte und deren Erhaltung, als an die Rechte und die Freiheit des Volkes.

Das andere ist die Dorfgeschichte, die um jene Zeit in dem Schweizer Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) und in den Deutschen Immermann und Auerbach hervorragende Vertreter fand. In gewissem Sinn steht diese Flucht zu den Bauern auf das Land in direktem Gegensatz zu dem gebildeten und kritischen Literatentum des jungen Deutschland oder zu der blasierten Heimatlosigkeit des weitgereisten Fürsten Pückler, dieser wunderlichen Tages- und Modegröße, dessen Vornehmtun selbst Heine imponierte. Aber es war doch auch nur ein Symptom der allgemeinen Unzufriedenheit mit den Zuständen, in denen man lebte: nicht nur der liberale Auerbach in „Befehlerles", auch der konservative Immermann in seiner Schilderung des prächtigen westfälischen Hofschulzen im „Münchhausen" gab dem Mißmut Ausdruck über das Regiment einer allmächtigen Bureaukratie, die alte Gerechtsame und geheiligtes Herkommen verletzte und beseitigte. So waren auch sie Tendenzschriftsteller, und ihre Tendenzen waren alles eher als konservativ oder gouvernemental. Und dem realistischen Zuge der Literatur entsprach diese neu aufkommende Gattung ohnedies. Wie schwer es aber war, dafür den richtigen Ton zu finden, sieht man gerade an den drei Genannten. Immermann steht mit seinem Oberhof gesund und fest auf dem Boden der Wirklichkeit und schafft Personen voll Individualität und Kraft; aber indem er sie mit der Satire des „Münchhausen" verknüpft, gibt er ihnen einen künstlerisch verfehlten Hintergrund. Bei Gotthelf vermissen wir bei aller Wahrheit die Kunst und die Poesie und haben den Eindruck des Rohen und Unkünstlerischen, des Formlosen und Ungestalten; auch macht sich die Tendenz zu breit, sie wirkt geradezu aufdringlich. Auerbach endlich trifft nur in seinen ersten kleinen Erzählungen den Volkston, meist, ich möchte sagen: je mehr er aus dem heimatlichen Schwaben hinaus gegen Westen oder vom Land in städtische Verhältnisse vordringt, idealisiert er seine Menschen und macht sie unnatürlich und geschwollen. Und geschwollen und lehrhaft ist er selber: anspruchsvoll und eitel wie er war, wollte er immer etwas Bedeutendes sagen, deshalb trug er auch das Unbedeutendste und Trivialste im Stil des Propheten vor. So schwer fiel es diesen Realisten, realistisch, d. h. wahr und natürlich zu sein und darüber doch die Pflichten des Künstlers nicht zu vergessen. Ihre Zeitgenossen empfanden das noch nicht:

Das ist ein Buch; ich kann es Dir nicht sagen,
Wie mich's gepackt hat recht in tiefer Seele!
— — — — — — — — — — —
Das alles aber ist Dir nur gelungen,
Weil Du Dein Werk am Leben ließest reifen,

mit diesen jubelnden Worten begrüßte Freiligrath die Dorfgeschichten Auerbachs.

Dieser aber, dessen Weltanschauung auf Spinozas Pantheismus zurückging und der sich gern einen Schüler und Freund von D. Fr. Strauß nannte, mag uns daran mahnen, nunmehr das Literarische zu verlassen und uns der Bewegung zuzuwenden, die sich in den dreißiger Jahren an den Namen von Strauß anknüpft.

Siebentes Kapitel: Die religiöse Bewegung bis auf Strauß und Feuerbach

Die Union

Der Hofprediger Rogge erzählt von seinem 1790 geborenen Vater, dieser habe in seinem inneren religiösen Leben eine Entwicklung durchgemacht, die ihn von dem aus dem Vaterhause und von der Universität mitgebrachten Rationalismus zum Pietismus und von diesem zu einem stark ausgeprägten konfessionellen Luthertum geführt habe. Das ist ein typisches Beispiel für die religiöse Entwicklung im ersten Drittel des Jahrhunderts überhaupt; zugleich erklärt sich daraus das Eifervolle der neuchristlichen Frömmigkeit, wie alle Konvertiten gaben sich auch diese Neubekehrten fanatisch und zelotisch.

Daß der alte Rationalismus noch immer eine Macht war, ist schon gesagt. Dann kam Schleiermachers mächtiger Einfluß auf die Erneuerung der Religion und Religiosität seiner Zeit; und in den Befreiungskriegen ergriff spontan und von innen heraus eine religiöse Stimmung die Jugend mehr noch als die im Rationalismus wurzelnden Alten. Und als sie nach Hause zurückkehrten, hörten die „Burschen" nicht auf germanisch und christlich gestimmt zu sein; auch der Antisemitismus jener Tage war national und religiös zugleich. In der Romantik aber faßten sich alle diese religiösen Tendenzen zusammen; auch da, wo sie nicht in ihr wurzelten und aus ihr stammten, mündeten sie doch alle in sie ein.

1817 brachte das Jubeljahr der Reformation die Erfüllung eines Lieblingsgedankens von Schleiermacher — die Union als die Vereinigung der lutherischen und der reformierten Kirche. Sie kam zuerst in Nassau, dann, was wichtiger war, in Preußen. Nicht ohne Schwierigkeit und Widerspruch; denn was uns gebildeten Indifferentisten heutzutage unverständlich oder selbstverständlich erscheint, wurde damals als ein Trennendes noch verstanden, war als ein Festzuhaltendes noch lebendig. Dazu kam, daß schon hier und noch mehr beim Agendenstreit der zwanziger Jahre die Kirche und der religiöse Teil ihrer Angehörigen das selbstherrliche Eingreifen des Königs Friedrich Wilhelm III. wie eine Vergewaltigung der Gewissen empfand. So schloß sich an beides eine oppositionelle Bewegung an, die teilweise sogar bis zu separatistischer Gemeindebildung weiterging. Gegen die Union protestierten die strengen Luth raner, wie Klaus Harms mit seinen 95 Thesen sofort, andere wie die einfach Bürgersleute in Breslau trieben es unter des Theologen Scheibel und des N turphilosophen Steffens Führung in zähem Kampf bis zur Loslösung von d

Landeskirche und legten damit die Frage nach der Vereinbarkeit der Landeskirchen und der fürstlichen Landesbischöfe mit dem Prinzip wahrer protestantischer Freiheit nahe. Im Agendenstreit fanden umgekehrt die Kreise der Freidenkenden die königliche Einmischung unerträglich und bestritten „das liturgische Recht evangelischer Landesfürsten" nachdrücklich; an der Spitze dieser Opposition stand Schleiermacher, der damals auch politisch verdächtig war. Daß er, nachdem er sich einen Augenblick ebenfalls mit dem Gedanken des Austritts aus der Landeskirche getragen hatte, schließlich müde wurde und nachgab, hat ihm den Haß des jungen Deutschland über Gebühr zugezogen, der dann freilich noch durch das mehr erbauliche als seinen Anfängen entsprechende Ende des Vielgewandten vermehrt wurde. Welche Rache Gutzkow dafür an ihm verübte, ist bereits erzählt; es war auch gar zu verführerisch, Schleiermachers eigene Jugend gegen dieses Lebensende auszuspielen, und es war überhaupt leichter, die Widersprüche in ihm ans Licht zu ziehen, als die Kunst ihrer Vermittlung im Leben und im System des großen Dialektikers und Dogmatikers zu begreifen und an ihr sich künstlerisch zu freuen.

Hengstenberg

Nun ist ja nicht zu verkennen, daß der Unionsgedanke eine gewisse Abschwächung der dogmatisch-konfessionellen Gegensätze, eine gewisse liberalisierende Indifferenz, also in der Tat ein rationalistisches Element zur Voraussetzung hat und seine Verwirklichung nur auf Grund der voraufgegangenen Aufklärung möglich war. Das empfand in den zwanziger Jahren vielleicht keiner stärker, ergriff jedenfalls keiner gieriger als Ernst Wilhelm Hengstenberg. Partei nahm er nach einer entscheidenden Wandlung in seinen Anschauungen erstmals, als er an des Ministers Altenstein Erlaß gegen „mystische, pietistische und separatistische Abwege" Kritik übte, dann aber vor allem in der 1827 von ihm ins Leben gerufenen „Evangelischen Kirchenzeitung", in der wie kaum je zuvor in Deutschland die Religion zur Parteisache gemacht und herabgewürdigt, vielen aufs neue wieder verdächtig oder gründlich verleidet wurde. Rücksichtslos wurde hier alles „Rationalistische" bekämpft, mit diesem Namen aber insofern arger Mißbrauch getrieben, als in ihm nicht nur die Überbleibsel des Rationalismus aus dem vorigen Jahrhundert, sondern auch alles das zusammengefaßt wurde, was unter der Flagge Schleiermachers oder Hegels segelte oder als junges Deutschland auftrat. Gehässig und perfid wurden Personen angriffen, selbst vor Invektiven und Denunziationen scheute das edle Blatt nicht rück; am bekanntesten ist die von Ludwig von Gerlach in Hengstenbergs Kirnzeitung in Szene gesetzte Hetze gegen die Halleschen Theologen Gesenius und

Wegscheider, die der Minister nur mit Mühe vor Absetzung schützen konnte. Es ist eine der schlimmsten Geschichtsklitterungen Treitschkes, kaum entschuldbar als ein Niederschlag von Jugendeindrücken, daß er in seiner deutschen Geschichte Hengstenberg hinter Strauß stellt und so bei seinen Lesern den Schein erweckt, als sei dessen „Leben Jesu" verantwortlich zu machen für die Schilderhebung und Mobilmachung Hengstenbergs und des orthodox-pietistischen Klubs in der Berliner Wilhelmstraße. Diese war 1827 erfolgt, das Leben Jesu erschien erst 1835; schon in seinen Habilitationsthesen von 1825 hatte Hengstenberg das alte Tertullianische Credo quia absurdum est zum Prinzip erhoben, der Angriff der „Vernunft" auf den Glauben" dagegen kam erst zehn Jahre später; er hat also gegen Schleiermachers Vermittlungstheologie und gegen Hegels Versöhnung von Glauben und Wissen gewütet und gezetert, lange ehe — ihm ganz willkommen — im Leben Jesu und in der Glaubenslehre von Strauß die Konsequenz der beiden Standpunkte sich enthüllte. Mit dieser einfachen Richtigstellung der Daten enthüllt sich Treitschkes Darstellung als die bekannte Verwechslung von Ursache und Wirkung.

Übrigens galt Hengstenbergs Polemik nicht bloß Schleiermacher oder Hegel oder Strauß, sondern der theologischen Wissenschaft überhaupt, für die dieser Mann, der ganz Wille war, niemals volles Verständnis gehabt hat; schon in seinen Thesen hatte er sich gegen die Anwendung philologischen oder philosophischen Wissens auf die theologischen Probleme erklärt. Alles das weist auf eine andere Art von Union hin, die sich in jenen Jahren vollzogen hat, ich meine das Bündnis von Orthodoxie und Pietismus. Es war eine recht unnatürliche Waffenbrüderschaft; denn der Pietismus ist im Gegensatz zu der Orthodoxie entstanden und sein Verbündeter in diesem Kampfe war — das anfängliche Verhältnis von Thomasius zu Francke in Halle ist dafür Zeuge — von Haus aus der Rationalismus. Als aber dieser im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts immer siegreicher um sich griff und jenen beiden gleichmäßig Abbruch tat — man denke z. B. an die rationalistische Periode des Waisenhauses zu Halle —, da schlossen sich die alten Gegner jetzt, wo sein Stündlein sich nahte und die religiöse Wiederbelebung sich spürbar machte, gegen ihn zu Schutz und Trutz zusammen, die Orthodoxie wurde pietistisch, der Pietismus wurde kirchlich. Der Vorteil war auf beiden Seiten: die Orthodoxie erstarkte und kräftigte sich dadurch innerlich, der Pietismus wurde aus einer ecclesiola pressa eine Macht und einflußreich. Allein ebenso spürbar sind auch alsbald die Nachteile: der kirchliche Protestantismus wurde durch den Einfluß des Pietismus gegen die Meinung Luthers verengt, weltfremd, sinnenfeindlich, kulturfeindlich, der alte Gegensatz zur „Welt" spannte sich aufs neue, dadurch wurde das Volksleben zerrissener und die Kirche durch diesen Rückfall in mittelalterliche Ideale in

ihrer ganzen Existenz gefährdet; und in die Kirche herein brachte der Pietismus die Allüren der ecclesiola, der Sekte: auch als die Stillen im Lande zur Macht kamen, wollten sie nicht aufhören, die Stillen zu sein, und legten das Schleichende und Gedrückte, den Kleine-Leute-Geruch nicht ab; die mächtig Gewordenen taten so, als ob sie noch immer die Unterdrückten wären, das gab ihnen den Anschein des Heuchlerischen und Heimtückischen, des Unwahren und Unheimlichen; sie waren zu Verfolgern und Unterdrückern geworden und gaben sich das Air von Verfolgten und Unterdrückten. Daran haben seit jenen Tagen die Besten immer den größten Anstoß genommen, das hat viele abgestoßen und der pietistisch gewordenen Kirche mit Recht entfremdet.

Aber auch in Hengstenberg selbst lag ein Widerspruchsvoll-Unsicheres. Er hat anfänglich die Union protegiert, „um unzähligen Seelen den Segen der Landeskirche zu erhalten": vor der königlichen Lieblingsschöpfung machte also dieser glaubenseifrige und rücksichtslose Kritiker vorsichtig halt. Als aber Friedrich Wilhelm IV. das Werk seines Vaters zwar nicht geradezu rückgängig machte, aber doch als Mißgriff beklagte und den Konfessionalismus begünstigte, da fand auch Hengstenberg in den vierziger Jahren den Weg von der Union zum streng lutherischen Konfessionalismus zurück. Darin zeigt sich auch bei ihm und der von ihm vertretenen Richtung der verhängnisvolle Einfluß der heiligen Allianz: die unentwegte Zusammengehörigkeit von Thron und Altar und im Gegensatz dazu den Zusammenhang von Unglauben und Revolution haben die um Hengstenberg den Regierenden immer aufs neue einzuprägen gesucht, und so hat er wie kein anderer dem Glauben Vorschub geleistet, daß die Kirche im Dienste der Reaktion stehe. Was Wunder, daß die politischen Oppositionsparteien auch der Kirche Opposition machten, bis zum Ausbruch des Krieges gemacht haben! An dieser Entfremdung ist also in erster Linie die Kirche selber schuld.

Die Hegelsche Religionsphilosophie

Während Hengstenberg an der Arbeit war, Glauben und Wissen zu trennen, glaubte Hegel eine Formel gefunden zu haben, um die beiden definitiv miteinander zu versöhnen. Ihm ist die Religion „diejenige Region, worin alle Rätsel der Welt gelöst, alle Widersprüche des tiefer sinnenden Gedankens enthüllt sind, alle Schmerzen des Gefühls verstummen, die Region der ewigen Wahrheit, der ewigen Ruhe"; deshalb haben die Völker mit Recht das „religiöse Bewußtsein als ihre wahrhafte Würde, als den Sonntag des Lebens angesehen, aller Kummer, alle Sorge, diese Sandbank der Zeitlichkeit, verschwebt in diesem Äther; in dieser Region des Geistes strömen die Lethefluten, aus denen Psyche

trinkt, worein sie allen Schmerz versenkt, alle Härten, Dunkelheiten der Zeit zu einem Traumbild gestaltet und zum Lichtglanz des Ewigen verklärt". Mit so vollen Tönen erkennt Hegel den Wert der Religion für das menschliche Leben an, neben Kunst und Philosophie steht sie ihm auf der höchsten Stufe des absoluten Geistes; auch die Bedeutung des Gefühls kommt in diesen einleitenden Worten seiner Religionsphilosophie nicht zu kurz. Allein ebenso energisch wahrt er auf der andern Seite das Recht des vernünftigen Denkens innerhalb der Religion und Theologie: auch die Religion ist ein Erzeugnis des göttlichen Geistes und als solches vernünftig. Deshalb polemisiert er nach verschiedenen Seiten hin: gegen den Rationalismus, der das Dogmatische beiseite setzt oder auf ein Minimum reduziert; gegen die historische Theologie, die das philosophische Denken über religiöse Fragen verwirft und sich auf ein gelehrtes Registrieren beschränkt, als ob es sich um Überzeugungen anderer, um Geschichten handle, die nicht in unserem Geiste vorgehen, nicht sein Bedürfnis in Anspruch nehmen; mit Kontorbedienten eines Handelshauses vergleicht er solche Theologen, „die nur über fremden Reichtum Buch und Rechnung führen, die nur für andere handeln, ohne eigenes Vermögen zu bekommen; sie erhalten zwar Salär; ihr Verdienst ist aber nur zu dienen und zu registrieren, was das Vermögen anderer ist oder war". Auch gegen Schleiermacher und seine Gefühlstheorie wendet er sich: daß ein Inhalt im Gefühl ist, macht für diesen Inhalt selbst nichts Vortreffliches aus; auf demselben Boden sproßt die königlichste Blume neben dem wuchernösten Unkraut; und die Existenz dieses Inhalts hängt ohnedies nicht davon ab, ob er im Gefühl ist; auch Eingebildetes, das nie existiert hat und nie existieren wird, ist darin; mit dem Appellieren an das eigene Gefühl reißt die Gemeinschaft unter uns ab, nur auf dem Boden des Gedankens und des Begriffs sind wir auf dem Boden des Allgemeinen und der Vernünftigkeit, zum Gefühl übergehend verlassen wir ihn und ziehen uns zurück in die Sphäre unserer Zufälligkeit. Wenn er aber das Gefühl für eine „tierisch-sinnliche Form" und für das schlechteste Gefäß erklärt, in das der Inhalt der Religion gegossen werden könne, und Schleiermacher gegenüber meint, wenn Religion schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl wäre, so müßte der Hund das frömmste Geschöpf und der beste Christ sein, so schießt er mit diesem Spott doch weit über das Ziel hinaus, verkennt das Spezifische des religiösen Gefühls und verleugnet seine eigenen feineren Vorstellungen vom Anteil des „Herzens" am Wesen der Religion. Sein Mißtrauen gegen alles bloß Subjektive und Individuelle kommt darin ähnlich wie in seiner Polemik gegen eine auf das Gewissen sich gründende Moral zum Ausdruck; der Panlogismus mit seiner Bevorzugung des Denkens und Begreifens zeigt sich zum Verstehen der Religion mit ihr irrationalen Gefühlselementen nicht ausreichend.

Und dennoch erscheint die Versöhnung zwischen Glauben und Wissen auf diesem Boden nicht aussichtslos. Religion ist Wissen, das Wissen des absoluten Geistes von sich im endlichen Geist. Also gehören zwei Faktoren dazu: ein objektiver, Gott, den man als Geist fassen muß; denn nur als solcher ist er zugleich für den Geist, ist absolutes Manifestieren, Schaffen eines anderen, des subjektiven Geistes, für den er ist; Schaffen ist Sich-Offenbaren Gottes. Neben das Objektive aber tritt das Subjektivmenschliche, neben Gott die Religion, die nichts anderes ist als diese Offenbarung Gottes im Menschen oder das Bewußtsein des Menschen von Gott. Dieses Bewußtsein ist jedoch kein Fertiges, sondern ein sich Entwickelndes, das Sicherheben aus dem Äußerlichen und Nichtigen zu sich in seiner Wahrhaftigkeit; und das Resultat dieser Entwicklung ist die Religion „als die Freiheit des Geistes in seinem wahrhaften Wesen; das wahrhafte Bewußtsein ist nur das vom Geiste in seiner Freiheit. In diesem notwendigen Gang liegt der Beweis, daß die Religion etwas Wahrhaftes ist, und derselbe Gang bringt unmittelbar den Begriff der Religion hervor". Diese Entwicklung vollzieht sich in drei Stufen — als Gefühl, als Vorstellung und als Gedanke. Weil aber das Gefühl, wie wir gehört haben, von Hegel als ein zu überwindendes Individuelles und Zufälliges gefaßt wird, bleibt für die Religion im wesentlichen nur die zweite Stufe, die Form der Vorstellung, die dann durch das Denken des Philosophen und seine Beweise vom Dasein Gottes in das Reich des Wissens übergeführt wird. So hat der religiöse Mensch zwar denselben Bewußtseinsinhalt wie der Philosoph, aber in einer anderen, wesentlich sinnlichen, sei es nun bildlichen oder geschichtlichen Form und Einkleidung.

Damit schien der Friede hergestellt, Glauben und Wissen versöhnt zu sein. Und wenn Hegel das Christentum als den Höhepunkt und Abschluß der geschichtlichen Entwicklungsreihe und damit als die absolute Religion anerkannte und seine Grundgedanken, nicht nur den von der Entzweiung und Versöhnung des Menschen mit Gott, sondern auch die Lehre von der Dreieinigkeit tiefsinnig spekulativ ausdeutete, so konnte er glauben, die Vernunft mit der Religion überhaupt versöhnt zu haben, und sich rühmen, daß die Wiederherstellung der echten Kirchenlehre von der Philosophie ausgehe. Allein zwei Fragen blieben doch: war wirklich der Inhalt hier wie dort derselbe? Die Unbestimmtheit seiner Aussagen über die Persönlichkeit Gottes, das Ignorieren des Unsterblichkeitsglaubens und die Verflüchtigung der biblischen Geschichtserzählungen bedeutete doch mehr als bloße Formverschiedenheit. Und wie stand es mit dem ...ild aufs neue zu hörenden Vorwurf, die Philosophie stelle sich auch bei Hegel ...er die Religion? Sein Versuch, ihn zurückzuweisen, da ja jene denselben Inhalt habe, scheiterte an dem Zusatz: „sie stellt sich so nur über die Form des ...ubens, der Inhalt ist derselbe". Das war doch wieder der alte Bildungs-

und Philosophenhochmut, der die positive Religion wenigstens der Form nach auf eine niedere Stufe herabdrückte und durch die Anerkennung der Unangemessenheit ihrer bildlichen Aussagen und Geschichtserzählungen ernstlich gefährdete; wenn der Purpur fällt, muß der Herzog nach. Wenn das vielen entging, die froh waren, ihr Glaubensschifflein in diesem sicheren Hafen bergen zu können, so hing dies zum Teil damit zusammen, daß über die Rangordnung der drei Stufen und Offenbarungsformen des absoluten Geistes: Kunst, Religion und Philosophie die Schule unter sich selber uneins war und von den sechs möglichen Permutationen wenigstens vier in angenehmer Abwechslung benützt wurden: damit schien es immer noch möglich, daß die Religion den ersten Platz behaupte.

Strauß' Leben Jesu

Die Form der Vorstellung sollte die Zauberformel sein, durch die der Streit zwischen Glauben und Wissen für immer geschlichtet wurde. Sie erwies sich aber bald genug als die schärfste Waffe zum Angriff des Wissens auf den alten Glauben: man durfte nur mit der Unangemessenheit der Form an ihren Inhalt rechten Ernst machen: bloße Vorstellung, nicht Gedanke! Und das kam nach einem kurzen Vorspiel, einem Streit über die Stellung der Hegelschen Philosophie zum Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit, im kirchlichen „Revolutionsjahr" 1835. Denn setzen wir für „Form der Vorstellung" Mythus, so haben wir statt Hegel David Friedrich Strauß und sein Leben Jesu.

Der konsequente Rationalismus sah in Jesus einen Menschen und leugnete jegliches Wunder. Wie wurde er aber dann fertig mit den Berichten des Neuen Testaments über Jesus und das, was er getan hatte und was an ihm geschehen war, von seiner übernatürlichen Erzeugung an bis herab zu seiner Auferstehung und Himmelfahrt und bis zu den Wundern der Apostel? Es gab für ihn zwei Wege. Die Radikaleren hielten die Berichte für absichtliche Täuschung und redeten von Betrug, den die einen auf die Berichterstatter und die Apostel beschränkten, andere auf den Religionsstifter selbst ausdehnten. Die Gemäßigteren dagegen suchten die Wunder und Wunderberichte „natürlich" zu erklären und taten dies in einer vielfach recht künstlichen und gewaltsamen Weise. Überdies war das ganze Verfahren durchaus unhistorisch und unpsychologisch.

Da kam Strauß, der selbst durch den Glauben an das Wunder hindurchgegangen war, aber an Justinus Kerners Geisterseherei und Dämonenglauben Kritik zu üben gelernt hatte. Auch er stellt Jesus auf den rein natürlich-menschlichen Boden mit der spekulativen, der Hegelschen Philosophie entnommenen Begründung, daß es die Idee nicht liebe und ihre Art nicht sei, ihre ganze Fülle

in ein Exemplar auszuschütten und gegen alle andern zu geizen; „des Menschen Sohn" sei nicht ein einzelner Mensch, sondern vielmehr die Menschheit im ganzen. „Das ist der Schlüssel der ganzen Christologie, daß als Subjekt der Prädikate, welche die Kirche Christo beilegt, statt eines Individuums eine Idee, aber eine reale, nicht kantisch unwirkliche, gesetzt wird. In einem Individuum, einem Gottmenschen gedacht, widersprechen sich die Eigenschaften und Funktionen, welche die Kirchenlehre Christo zuschreibt; in der Idee der Gattung stimmen sie zusammen. Die Menschheit ist die Vereinigung der beiden Naturen, der menschgewordene Gott, der zur Herrlichkeit entäußerte unendliche und der seiner Unendlichkeit sich erinnernde endliche Geist; sie ist das Kind der sichtbaren Mutter und des unsichtbaren Vaters, des Geistes und der Natur; sie ist der Wundertäter, sofern im Verlauf der Menschengeschichte der Geist sich immer vollständiger der Natur bemächtigt, diese ihm gegenüber zum machtlosen Material seiner Tätigkeit heruntergesetzt wird; sie ist der Unsündliche, sofern der Gang ihrer Entwicklung ein tadelloser ist, die Verunreinigung immer nur am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Geschichte aufgehoben ist; sie ist der Sterbende, Auferstehende und zum Himmel Fahrende, sofern ihr aus der Negation ihrer Natürlichkeit immer höheres geistiges Leben, aus der Aufhebung ihrer Endlichkeit als persönlichen, nationalen und weltlichen Geistes ihre Einigkeit mit dem unendlichen Geiste des Himmels hervorgeht." So bleiben „Christi übernatürliche Geburt, seine Wunder, seine Auferstehung und Himmelfahrt ewige Wahrheiten, so sehr ihre Wirklichkeit als historische Wahrheiten angezweifelt werden mag". Denn die Berichte über den Stifter des Christentums zeigen uns nicht den Jesus der Geschichte, sondern den Christus des Glaubens, sind selbst Produkte des Glaubens, dessen liebstes Kind das Wunder ist, sind Mythen, d. h. „heilige Sagen, geschichtsartige Einkleidungen urchristlicher Ideen, gebildet in der absichtslos dichtenden Sage", also nicht Schöpfungen von Betrügern, sondern Gebilde der unbewußt schaffenden Phantasie und Vorstellungswelt der gläubigen Gemeinde. Nun war es freilich, wie Strauß selbst ausdrücklich betont, nicht zum erstenmal, daß der Begriff des Mythus auf Christliches angewandt wurde; aber neu war das Verständnis für das Wesen des Mythus, wie es Hegel angebahnt hatte, und für die Mythologie, die eben damals die Geister lebhaft interessierte — man denke an die sich mit ihr beschäftigenden Werke von Creuzer und von Straußens Lehrer Baur; und unerhört war, daß sämtliche Erzählungen des Neuen Testaments, „der ganze Verlauf der evangelischen Geschichte" es sich gefallen lassen mußte, diesem Begriffe unterstellt und auf ihn hin angesehen zu werden, und daß nicht nur sehr viele, sondern daß gerade auch diejenigen neutestamentlichen Erzählungen für mythisch erklärt wurden, von denen das Christentum selbst — man braucht ja

deren schwache Seiten und Blößen er ja gründlich aufgedeckt hatte. Den Erweis einer für sein Alter staunenswerten theologischen Gelehrsamkeit hatte er durch sein Buch erbracht. Dazu kam ein wahrhaft Lessingscher Kampfesmut, ein Geist rücksichtsloser Wahrhaftigkeit und ein glänzender Stil, der diesen jungen Theologen bald auch zu einem unserer allerersten Schriftsteller machen und ihn auch darin Lessing nahe rücken sollte. Und so sausten nun in seinen Streitschriften die Hiebe so hageldicht auf die Steudel und Paulus, die Hengstenberg und Eschenmayer, die Menzel und Rosenkranz herab, daß man sich wirklich in die Zeit der Lessingschen Antigoeze zurückversetzt glauben konnte. Erst im zwanzigsten Jahrhundert haben Theologen gewagt, endlich auch an den Kranz des Polemikers Strauß zu rühren.

Innerhalb der Hegelschen Schule selbst aber, der seit 1831 das zusammenhaltende Haupt des Meisters fehlte, schieden sich nun die Geister: mit Straußens Auftreten zerfiel sie in eine Linke und eine Rechte, wie das ja bei der Philosophie Hegels durchaus möglich war, je nachdem man das Seiende oder das Vernünftige, das Wirkliche oder das Seinsollende in den Vordergrund rückte; und während die Vorsichtigen zwischen den beiden extremen Richtungen die Mitte zu halten suchten, wandte sich alles, was jung und keck und kritisch war, der Linken zu. Für sie gründeten Ruge und Echtermeyer in den Halleschen Jahrbüchern das Organ, in dem es an Geist nur so funkelte und sprühte. Strauß selber und sein Freund Vischer, Bruno Bauer, Reinhold Köstlin und wie sie alle hießen, scharten sich zusammen zu Schutz und Trutz. In den Aufsätzen Vischers „Dr. Strauß und die Württemberger" treten die Gegensätze der Zeit in voller Schärfe und Leidenschaft zutage, es ist ein fulminantes Kriegsmanifest gegen alles Pietistische und Reaktionäre, gegen alles Altgewordene und Verengte. Nicht nur im religiösen Leben, auch auf andere Gebiete schlugen die Funken über und wurde gegen alles bloß auf Autorität hin Angenommene und Festgehaltene in Wissenschaft und Literatur, in Kunst und Leben von diesem freiheitdürstenden Realismus Sturm gelaufen; so kamen die Tendenzen des jungen Deutschland in der Literatur und der Freiheitsdrang der Liberalen in der Politik neben der philosophischen und religiösen Linken in den Jahrbüchern zum Wort und fanden hier Freistatt und Organ. Die revolutionäre Speiche am Rad der Hegelschen Philosophie, wonach nur das Vernünftige in der Welt Existenzberechtigung habe und alles Unvernünftige wert sei negiert und in Trümmer geschlagen zu werden, war jetzt für einige Zeit obenauf.

Daß dieser Sturm nicht nur auf die literarischen und wissenschaftlichen Kreise beschränkt blieb, sondern auch in die Schichten des Volkes drang und die Geister weithin aufwühlte, das zeigte neben dem Gezeter der kirchlichen Kleine-Leute-Blättchen und dem angstvollen, selbst von Heinrich Leo erhobenen Verlangen,

daß solche Bücher wie die von Strauß und Vatke doch wenigstens lateinisch geschrieben werden möchten, vor allem das Schicksal der Straußschen Berufung nach Zürich. Strauß war Theologe, das war sein Beruf, nicht etwa nur ein ihm von außen her aufgedrängter, sondern sein ihn innerlich ganz ausfüllender Beruf. Darum war es natürlich und sein gutes Recht, daß er annahm, als man ihm in Zürich eine theologische Professur anbot. Der Mann, der das „Leben Jesu" geschrieben hatte, hatte den Befähigungsnachweis für eine solche vollständig erbracht. Allein das Landvolk des Kantons Zürich, von konservativen Fabrikherrn und Pfarrern gegen die damalige liberale Regierung aufgehetzt, erzwang die Rücknahme der Berufung und die Pensionierung von Strauß. Daß er nur den Vorwand für diese konservative Reaktion abgab, ersieht man daraus, daß der Regierung ihre Nachgiebigkeit nichts half, ein halbes Jahr später fiel sie doch. Für Strauß aber war mit diesem tragikomischen „Züriputsch" hinfort jede Berufung auf den Lehrstuhl einer Universität im monarchischen Deutschland unmöglich; und so schrieb er, der eben noch in seinen „zwei friedlichen Blättern" neben dem Vergänglichen auch das Bleibende im Christentum anerkannt, neben dem Nein auch sein Ja hatte laut werden lassen und damit die Hand zum Frieden bot, jetzt unter dem Eindruck dieser neuen schwereren Unbill seine freilich längst schon geplante „christliche Glaubenslehre" (1840). Hier zog er der dogmatischen Wissenschaft die Bilanz und kündigte ihr auf allen Punkten den Bankbruch an: im Feuer der Hegelschen Dialektik verdampfte die ganze christliche Dogmatik. So war das Band zwischen Glauben und Wissen wieder einmal gründlich und mit vollem Bewußtsein zerschnitten: „also lasse der Glaubende den Wissenden, wie dieser jenen, ruhig seine Straße ziehen; wir lassen ihnen ihren Glauben, so lassen sie uns unsere Philosophie; und wenn es den Überfrommen gelingen sollte, uns aus ihrer Kirche auszuschließen, so werden wir dies für Gewinn achten. Falsche Vermittlungsversuche sind jetzt genug gemacht; nur Scheidung der Gegensätze kann weiterführen". Mit dem Schleiermacherschen Wort: „mitten in der Endlichkeit eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblick" und mit dem Hinweis auf Rückerts „sterbende Blume" schloß diese spekulative Kritik der christlichen Glaubenslehre. Es war ein Seitenstück zu Abälards bitterbösem „Sic et non", nur daß bei Strauß aller Nachdruck auf dem „Nein" lag und jedes Kapitel erbarmungslos in das „Nein" ausklang. Stilistisch aber war es ein wahrhaft klassisches Buch.

Der Konflikt, der so gewaltsam in das Leben von Strauß eingriff, hat damals vielen jüngeren Geistlichen schwer auf der Seele gelastet und manche noch aus dem regelmäßigen Gang ihres Daseins herausgerissen. „Ich kann nicht in dem Dienst einer Kirche bleiben," schreibt sein Freund Märklin, „gegen welche

ich mich durch meine Denkweise in einem Zustande innerer, heimlicher Empörung befinde; es wird mein Leben ein in sich gekreuztes, und das kann ich unmöglich aushalten." Aber auch häufiger machte die Kirche die, die den ehrlichen Verkehr der Vernünftigen suchten, rasch bei sich erfragen und drängte sie in andere Bezirke hinaus. Stark und tapfer waren sie ins Leben, in die Wissenschaft, in ihr kirchliches Amt hineingegangen: sie wollten mit sich zurechtkommen und für andere etwas leisten. Da kam der Katzenjammer, packte und vernichtete jählings [illegible] an der Tagesordnung war. Mancher [illegible] Kraft [illegible] und machte ihrem Wirken auf kirchlichem Gebiete [illegible] ein Ende. Dennoch ist die „Pfarrers-not" [illegible] Schwierigkeit [illegible] aufgetreten, aber darum doch nicht aufgehört, an der Möglichkeit zu zweifeln. Auf [illegible] Denkmale [illegible] Kirche [illegible] 1850 [illegible] er darüber seinem Freund Sam: „Das [illegible] Ich [illegible] Stande [illegible] Leben [illegible] mir [illegible] eher [illegible] [illegible] [illegible]

dikaler, Bruno Bauer suchte Strauß als einen Zurückgebliebenen zu übertrumpfen und machte als „Herostratus" der neutestamentlichen Kritik und als Führer der „Freien" bei Hippel in Berlin eine Zeitlang großes Aufsehen. In politischen Dingen aber führte Ruge, dem Feuerbachs „Wesen des Christentums" die richtige Interpretation der Hegelschen Religionsphilosophie zu sein schien, eine immer stärkere und kühnere Sprache, so daß es bei den damaligen Preßzuständen kein Wunder war, wenn er der Zensur und Polizei weichen, die Jahrbücher erst aus Preußen wegverlegen und schließlich Deutschland verlassen und nach Paris ins Exil gehen mußte. So hat man den deutschen Liberalismus, auch wenn er es nicht werden wollte, mit Gewalt fremdbürgerlich und undeutsch gemacht.

Ludwig Feuerbach

Ludwig Feuerbach war schon deswegen radikaler als Strauß, weil er Philosoph, nicht Theologe war. Sein Buch vom „Wesen des Christentums" erschien 1841, ein neues Skandalon, das sachlich weit über das Leben Jesu hinausging, aber noch nicht dasselbe Aufsehen machte oder dieselbe Verbreitung fand. Man hatte inzwischen etwas ertragen gelernt, daher war der Sturm nicht mehr so groß und die Wirkung auch deshalb nicht so ausgebreitet, weil das Werk ein philosophisches, also ein mehr esoterisches war. Allein trotzdem, — auch das ist ein Buch, das bis in die Gegenwart herein, eine Zeitlang sogar recht lebendig in sie hereingewirkt hat. Feuerbach hatte zuerst Theologie studiert, sich dann Hegel zugewendet und war dabei auf die Anthropologie geführt worden, oder wie er selbst sagt: „Gott war mein erster Gedanke, die Vernunft mein zweiter, der Mensch mein dritter und letzter Gedanke". Auch er ging vom Gegensatz zwischen Glauben und Wissen aus und erklärte es für eine geradezu „welthistorische Heuchelei", daß wir trotz des offenkundigen Widerspruchs der christlichen Religion mit den wissenschaftlichen, politischen, sozialen, kurz mit allen geistigen und materiellen Interessen an ihr festhalten; diesen Widerspruch habe auch die Hegelsche Philosophie weder entlarvt noch überwunden, auf sie könne sich die Orthodoxie so gut als die Heterodoxie stützen. Das hänge damit zusammen, daß Hegel nicht in das Wesen der Religion eingedrungen sei; darin sei ihm Schleiermacher überlegen, der die Religion zur Gefühlssache machte, aber freilich „aus theologischer Befangenheit nicht dazu kam und kommen konnte, die notwendigen Konsequenzen seines Standpunktes zu ziehen und einzugestehen, daß objektiv Gott selbst nichts anderes ist als das Wesen des Gefühls, wenn subjektiv das Gefühl die Hauptsache der Religion ist". Diese Basis aller Theologie glaubte Feuerbach erkannt und damit ihr Geheimnis, daß sie in Wahrheit

ich mich durch meine Denkweise in einem Zustande innerer, heimlicher Empörung befinde; so wird mein Leben ein in sich geteiltes, und das kann ich unmöglich aushalten." Aber noch häufiger mochte die Kirche die, die den ehrlichen Versuch der Vermittlung machten, nicht bei sich ertragen und drängte sie in andere Berufe hinüber. Frisch und fröhlich waren sie ins Leben, in die Wissenschaft, in ihr kirchliches Amt hineingezogen: sie wollten mit sich zurechtkommen und für andere etwas leisten; da kam der Rauhreif von außen und vernichtete jählings ihren schönen Frühlingsglauben an die sieghafte Macht der Wahrheit und an das gute Recht wissenschaftlicher Forschung und machte ihrem Wirken auf kirchlichem Boden gewaltsam und gewalttätig ein Ende. Damals ist die „Pfarrersfrage" gestellt und brennend geworden. Strauß selbst hat diese Schwierigkeit deutlich gesehen und schon 1835 offen zugestanden, aber darum doch nicht aufgehört, an die Möglichkeit zu glauben, daß Leute seiner Denkweise Geistliche bleiben können; noch 1860 schreibt er darüber seinem Freund Rapp: „Das Amt des Geistlichen ist zunächst unstreitig, der Gemeinde ihren Glauben vorzutragen. Ist dieser Glaube auch der seinige, desto besser; wo nicht, so soll er eher sich wehtun als ihr. Er darf ihr kein Stück ihres Glaubens unterschlagen, von keinem der vermeintlichen Edelsteine ihres heiligen Apparates geradezu sagen: das ist Glas, wenn es auch wirklich nichts anderes ist; schon deswegen darf er es nicht, weil er sich dadurch jede weitere Einwirkung auf die Leute abschneidet. Nur in der Art, wie er mit jenem Apparat hantiert, wie er das eine Stück öfter, das andere seltener zum Vorschein bringt, das voran, jenes zurückstellt, dadurch aber auch ganz hinlänglich, wird er seiner subjektiven Überzeugung Raum geben und das, was er will, auch im Volk allmählich vorbereiten helfen. Das Licht des Denkens, die Luft der Humanität, die Wärme des sittlichen Strebens wird auch das Dogmatische, das er vorträgt, durchdringen, das Irrige darin unschädlich und das Wahre und Gute fruchtbar machen." Das war nicht ein „boshafter Rat", sondern damit war es Strauß voller Ernst; so wenig radikal dachte er, so sehr wirkte in ihm der Hegelsche Respekt vor allem Substantiellen und Bestehenden nach. Nicht bloß ihm und Männern seiner Art, auch sich selber tat daher die Kirche schweres Unrecht, daß sie sie von sich stieß.

Während aber Strauß im Grunde seines Wesens vielmehr eine konservative Natur als ein radikaler Revolutionär gewesen ist — einen „schwäbischen Philister" nennt ihn Treitschke, wobei in seinem Munde freilich das Schwäbische fast ebensosehr Vorwurf war wie das Philisterhafte! — und während die an ihn anknüpfende Arbeit der Tübinger Theologenschule als eine unendlich fruchtbar- gar nicht bloß negativ gewirkt hat, vielmehr die Grundlage unserer heutigen wissenschaftlichen Theologie geworden ist, gingen andere tumultuarischer und ungestüm negierend weiter. Die Halleschen Jahrbücher wurden immer r..

dikaler, Bruno Bauer suchte Strauß als einen Zurückgebliebenen zu übertrumpfen und machte als „Herostratus" der neutestamentlichen Kritik und als Führer der „Freien" bei Hippel in Berlin eine Zeitlang großes Aufsehen. In politischen Dingen aber führte Ruge, dem Feuerbachs „Wesen des Christentums" die richtige Interpretation der Hegelschen Religionsphilosophie zu sein schien, eine immer stärkere und kühnere Sprache, so daß es bei den damaligen Preßzuständen kein Wunder war, wenn er der Zensur und Polizei weichen, die Jahrbücher erst aus Preußen wegverlegen und schließlich Deutschland verlassen und nach Paris ins Exil gehen mußte. So hat man den deutschen Liberalismus, auch wenn er es nicht werden wollte, mit Gewalt fremdbürgerlich und undeutsch gemacht.

Ludwig Feuerbach

Ludwig Feuerbach war schon deswegen radikaler als Strauß, weil er Philosoph, nicht Theologe war. Sein Buch vom „Wesen des Christentums" erschien 1841, ein neues Skandalon, das sachlich weit über das Leben Jesu hinausging, aber noch nicht dasselbe Aufsehen machte oder dieselbe Verbreitung fand. Man hatte inzwischen etwas ertragen gelernt, daher war der Sturm nicht mehr so groß und die Wirkung auch deshalb nicht so ausgebreitet, weil das Werk ein philosophisches, also ein mehr esoterisches war. Allein trotzdem, — auch das ist ein Buch, das bis in die Gegenwart herein, eine Zeitlang sogar recht lebendig in sie hereingewirkt hat. Feuerbach hatte zuerst Theologie studiert, sich dann Hegel zugewendet und war dabei auf die Anthropologie geführt worden, oder wie er selbst sagt: „Gott war mein erster Gedanke, die Vernunft mein zweiter, der Mensch mein dritter und letzter Gedanke". Auch er ging vom Gegensatz zwischen Glauben und Wissen aus und erklärte es für eine geradezu „welthistorische Heuchelei", daß wir trotz des offenkundigen Widerspruchs der christlichen Religion mit den wissenschaftlichen, politischen, sozialen, kurz mit allen geistigen und materiellen Interessen an ihr festhalten; diesen Widerspruch habe auch die Hegelsche Philosophie weder entlarvt noch überwunden, auf sie könne sich die Orthodoxie so gut als die Heterodoxie stützen. Das hänge damit zusammen, daß Hegel nicht in das Wesen der Religion eingedrungen sei; darin sei ihm Schleiermacher überlegen, der die Religion zur Gefühlssache machte, aber freilich „aus theologischer Befangenheit nicht dazu kam und kommen konnte, die notwendigen Konsequenzen seines Standpunktes zu ziehen und einzugestehen, daß objektiv Gott selbst nichts anderes ist als das Wesen des Gefühls, wenn subjektiv das Gefühl die Hauptsache der Religion ist". Diese Basis aller Theologie glaubte Feuerbach erkannt und damit ihr Geheimnis, daß sie in Wahrheit

Anthropologie sei, aufgedeckt zu haben, er suchte das Wesen der Religion im Menschen und fand es in dessen Glücksverlangen. Durch diese Bestimmung ist er der Vater der sogenannten Wunschtheologie geworden, die Ritschl vierzig Jahre später, nur zu zahmer Position umgebogen, wieder aufgenommen hat. Das Wesen der Götter ist also nach Feuerbach menschlich: sie sind Projektionen des Besten in uns, Spiegel des Menschen, Ideale der Völker, das Kollektaneenbuch unserer höchsten Empfindungen und Gedanken, aber objektiv sind sie nicht. Nicht Gott hat die Menschen geschaffen nach seinem Bilde, sondern die Menschen schufen sich ihre Götter anthropomorph nach ihrem Bilde: das ist der Illusionismus der Feuerbachschen Religionsphilosophie.

Was so von der Religion überhaupt gilt, gilt natürlich auch vom Christentum. Seine Grunddogmen sind erfüllte Herzenswünsche, sein Wesen ist das Wesen des Gemüts; Christus ist die Einheit von Gemüt und Phantasie, daher der Unterschied des Christentums vom Heidentum; „an der Not des Herzens scheitert der Mutwille der olympischen Götter im Christentum stieg die Phantasie aus dem Palaste der Götter herab in die Wohnung der Armut, wo nur die Notwendigkeit des Bedürfnisses waltet, und demütigte sich unter die Herrschaft des Herzens". Aber wenn der christliche Gedanke von der Einheit des göttlichen mit dem menschlichen Wesen das geheime Wesen der Religion selber ist, so ist die Form der Religion, ihr offenbares, bewußtes Wesen der Unterschied beider: Gott ist das menschliche Wesen, er wird aber gewußt als ein anderes Wesen. Jenes ist die Liebe, die den Menschen mit Gott, Gott mit dem Menschen identifiziert, dieses der Glaube, der „Gott vom Menschen trennt, und darum den Menschen von dem Menschen; denn Gott ist nichts anderes als der mystische Gattungsbegriff der Menschheit". So setzt sich „durch den Glauben die Religion mit der Sittlichkeit, der Vernunft, dem einfachen Wahrheitssinn des Menschen in Widerspruch"; der Glaube ist das Gegenteil der Liebe, darum ist er das Böse im Christentum, der Urheber aller Greuel der christlichen Religionsgeschichte.

Da aber Feuerbach Philosoph ist, bleibt er nicht in Negation und Kritik stekken, sondern wendet sich positiv dem Menschen zu. Dabei kommt er, wie übrigens auch schon Strauß, ganz konsequent auf den Gedanken der Menschheit: sie, nicht der einzelne Mensch, schafft die Gottheit nach ihrem Bilde; so gewinnt er eine humane Ethik, die neben dem egoistischen Glücksverlangen den Tuismus (oder wie wir heute sagen: den Altruismus) zum Prinzip hat. Dem „ich will" des eigenen Glückseligkeitstriebs steht das „du sollst" des anderen mit seinem Glückseligkeitstriebe, oder moderner ausgedrückt: dem Individuum steht die Gesellschaft, dem eigenen Glückseligkeitsverlangen das Gattungsinteresse einschränkend und Pflichten setzend gegenüber; hier liegt der Keim, freilich nur der Keim für eine wahrhaft soziale Ethik.

Der Mensch aber ist diesem ersten deutschen Positivisten nicht die fleisch- und blutleere Abstraktion des Hegelschen Panlogismus, Gefäß nur und Durchgangspunkt der Idee, sondern der ganze runde und volle, der sinnlich sichtbare Mensch nach allen Seiten seines Wesens und in der ganzen Vollsaftigkeit und Leibhaftigkeit desselben. Darin berührt sich der Feuerbachsche Anthropologismus mit dem Realismus des jungen Deutschland, das der Sinnlichkeit, dem Fleisch, überhaupt der Realität und Weltwirklichkeit wieder zu ihrem Rechte verhelfen und sie gegen alles Asketische schützen wollte; für diese Rehabilitationstendenzen schuf Feuerbach die philosophische Unterlage. Indem er aber dabei immer radikaler wurde, tat er lange vor Strauß den Schritt von Hegel hinüber zum Materialismus. Freilich in seiner Weise. Der Materialismus war für ihn nur „die Grundlage des Gebäudes des menschlichen Wesens und Wissens"; sein Hauptgegenstand blieben nach wie vor „die aus den Menschen entsprungenen Gedanken- und Phantasiewesen, die in der Meinung und Überlieferung der Menschen für wirkliche Wesen gelten". Auch ist sein Materialismus nicht etwa eine Konsequenz der Hegelschen Philosophie, sondern die Reaktion gegen sie und ihre Mißachtung der Natur. Zugleich ging er aber auch zu sozialistischen Anschauungen weiter und wurde so einer der Väter und Heiligen der deutschen Sozialdemokratie. Sein viel mißverstandenes Wort: „was der Mensch ißt, das ist er" war sozialistisch, nicht materialistisch gemeint und antizipierte die soziologische Lehre vom Milieu und von der sozialen Not als dem Nährboden des Verbrechens und der Immoralität. Im Zusammenhang mit dem Sozialismus werden wir ihm daher noch einmal begegnen.

Wie stark er auf Gottfried Keller gewirkt hat, ist bekannt. Dessen „grüner Heinrich" und die Art, wie der Dichter hier zwei Anhänger des Philosophen, den von aller Proselytenmacherei vornehm sich fern haltenden Grafen Dietrich und Peter Gilgus, den plebejischen Apostel des Atheismus, einander gegenüberstellt, mag uns aber zeigen, daß es zunächst doch nur die religiöse Frage und die entschlossene Parteinahme für den Atheismus war, die die vielen für Feuerbach gewann. Treffend ist dabei Kellers Wort von „den in der Verbreitung begriffenen Werken des lebenden Philosophen, der nur diese letzten Fragen in seiner klassisch monotonen aber leidenschaftlichen Sprache, dem allgemeinen Verständnis zugänglich, um und um wendete und gleich einem Zaubervogel, der in einsamem Busche sitzt, den Gott aus der Brust von Tausenden hinweg sang". Indem sich diese religiöse Geistesfreiheit bei Feuerbach mit politischem Radikalismus verband, erinnert seine Stellung im Geistesleben der vierziger Jahre an die der Enzyklopädisten vor dem Ausbruch der französischen Revolution.

Die Anfänge der inneren Mission

Auch bei der Abwehr des Straußschen Angriffs auf die neutestamentliche Grundlage des alten Glaubens treffen wir wieder auf jene positiv religiöse Stimmung und Strömung, die uns seit dem Anfang des Jahrhunderts und vollends seit den Befreiungskriegen deutlich spürbar entgegengetreten ist. Doch soll hier nicht noch einmal von Schleiermacher und den Romantikern, von Ernst Moritz Arndt und der christgermanischen Burschenschaft, auch nicht von Hengstenberg und seiner evangelischen Kirchenzeitung die Rede sein. Ich denke hier an die Kreise „der Stillen im Lande", die, mehr aus „Laien" als aus Geistlichen bestehend, zunächst nicht spezifisch konfessionell und kirchlich waren, sondern eher allgemein christlich mit mehr oder weniger pietistischer Färbung. Vielleicht haben Herrnhutsche Einflüsse, auf die ja auch Schleiermachers feinfühlige Religiosität zurückzuführen ist, wie zur Entstehung so auch zur allgemein christlichen Haltung dieser Bewegung beigetragen: der internationale Zug, der sie ihre Fäden nach der Schweiz, nach England und Amerika spannen ließ, stammt wohl eben daher. Das Gegengewicht dazu bildet der schwäbische Pietismus mit seinen zahlreichen originellen Charakterköpfen und seiner provinziellen Enge, dem wir aber doch nicht vergessen wollen, daß er in der rheinbündischen Zeit an deutschem Glauben und deutscher Sittlichkeit mit der diesem Stamme eigenen Zähigkeit festgehalten hat.

Einen solchen Kreis gründete in Basel schon 1780 Urlsperger unter dem Namen einer „Deutschen Christentumsgesellschaft" zur Beförderung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit, in Elberfeld schloß sich die Bewegung an Krummacher und seine „narkotische" Predigtweise an, in Berlin in den dreißiger Jahren an Goßner, der schon als Katholik in Bayern mit diesen pietistischen „Brüdern" sympathisiert hatte; unter den Universitätslehrern stand der geistreich verschwommene Tholuck in Halle dieser Richtung besonders nahe. Aber alsbald klagt auch Rothe, der diese „Neugeburt des deutschen Volkes durch die Kraft des wieder lebendig gewordenen Evangeliums" freudig begrüßte, daß dieser junge christliche Geist seine Lebensfülle nicht in große sittliche Ideen und Aufgaben habe ausströmen können und statt eines christlich nationalen Lebens sich auf die Enge rein privater Lebenskreise eingeschränkt gesehen habe. Das zeigte sich alsbald.

Mit den Traditionen der Brüdergemeinde hing es zusammen, daß die Heidenmission einen Hauptgegenstand des Interesses und der Arbeit für viele dieser Frommen bildete; neben den weltumspannenden Leistungen der Herrnhuter war es das Missionshaus in Basel und in Berlin Goßner, der von da aus ei eigene Mission einrichtete. Diese Missionsarbeit werden sich die christlich

Kreise des 19. Jahrhunderts stets zum Ruhm und zur Ehre anrechnen und darin ein Zeichen ihrer Stärke und ihres sieghaften Vordringens sehen; andere werden freilich fragen, ob der Ertrag der Arbeit die aufgewandte Mühe lohne und ob nicht viel Menschenkraft und viel Kapital besser für das eigene Volk hätte verwertet werden können. Solange wir Kolonien hatten und die Missionsarbeit Hand in Hand gehen konnte mit der Ausbreitung der Kultur, ließ auch sie sich einreihen in die Gesamtaufgabe des deutschen Volkes.

Aber gab es denn Heiden und Ungläubige nicht auch in der Christenwelt selber? Wenn ja, so lag es nahe, zwar nicht an die Stelle der nach außen wirkenden Mission, aber doch neben sie eine Art innere Mission zu setzen, um „dem in unserem Volke wuchernden Abfall und Verderben" durch „Werke der rettenden, bewahrenden und gewinnenden Liebe im Umkreis der evangelischen Kirche und betrieben von Gliedern derselben" zu steuern. Auch das Heiligungsstreben der Pietisten im Geist des mittelalterlichen Katholizismus, ihr Verdienenwollen und ihre Werkgerechtigkeit wiesen auf diese Arbeit hin; und das alles wirkte dann zusammen zur Gründung von allerlei christlichen Anstalten und Gesellschaften zu werktätiger Erweisung des neuerwachten Glaubenseifers. Einzelne Männer gingen voran, so vor allem der Elsässer Pfarrer Oberlin im Steintal, „ein Heiliger der protestantischen Kirche", ein Mann des praktischen Christentums und durchaus frei von konfessioneller Einseitigkeit und Leidenschaft; und in Berlin suchte der Freiherr von Kottwitz an seiner „freiwilligen Beschäftigungsanstalt" Glauben und Werke, Industrie und Christentum zu verbinden. Von ihm ließ sich Johann Hinrich Wichern anregen, der Gründer des „Rauhen Hauses" bei Hamburg, das bald der Mittelpunkt wurde für alle unter dem Namen der inneren Mission sich zusammenfassende Arbeit. Etwa gleichzeitig nahm sich Theodor Fliedner der weiblichen Diakonie an und rief nach englischem Vorbild in Kaiserswerth das erste deutsche Diakonissenhaus ins Leben. Endlich dürfen wir auch hier schon die Rettungsanstalten Gustav Werners in Reutlingen erwähnen, in denen ein christlicher Kommunismus eine ganz besonders eigenartige und originelle Verkörperung fand.

Alles das sind Leistungen, in denen sich die Wiedererneuerung und Erstarkung eines tieferen religiösen Lebens erfreulich offenbarte und durch die im Norden und Süden unseres Vaterlandes Großes gewirkt, viel Gutes und Bleibendes geschaffen wurde. Wir reihen es heute ein unter den Sammelnamen des praktischen Christentums, Wichern hat es „innere Mission" genannt und ihm damit doch ein besonderes Gepräge aufgedrückt und aufdrücken wollen. Nicht wie bei Pestalozzi wurde der Nachdruck auf die soziale Hebung und Rettung der Ärmsten und Elendesten gelegt, sondern auf die Wiedergewinnung Abgefallener und Verlorener für das Christentum, die Arbeit war also spezifisch christ-

lich, geradezu kirchlich, wie denn ausdrücklich betont wird, daß dadurch „sowohl die Werke der Barmherzigkeit als auch die freie Verkündigung des Evangeliums dem Leben der Kirche gliedlich und dauernd eingefügt und in ihr wirksam gemacht werden sollen". An dieser kirchlichen Reformbewegung ist deshalb auch die Verbindung des Pietismus mit der Orthodoxie und dem Landeskirchentum nicht spurlos vorübergegangen, und auch ihr ist sie nicht gut bekommen, sondern hat ihr vielfach einen unerfreulichen und einseitigen Stempel aufgedrückt, in sie nach einem treffenden Ausdruck Rothes viel „Essig gegossen". Selbst allerlei Schein- und Heuchelwesen ist durch sie in jene Anstalten und Vereine hineingetragen worden; denn die Macht verdirbt zwar nicht notwendig den Charakter des einzelnen, aber sie verdirbt immer die Religion. Und so entstellte ein Zug der Unduldsamkeit und Ausschließlichkeit nur zu bald die Liebestätigkeit solcher „Frommen" und machte das Wirken dieser Art von Mission den Freigesinnten über Gebühr verdächtig und antipathisch.

Der Katholizismus um die Wende des Jahrhunderts

Nicht nur in der protestantischen, sondern auch in der katholischen Kirche ist in jenen Jahren eine Erneuerung und Wiedererstarkung nach der positiven, streng kirchlichen Richtung hin zu spüren. Auch in sie war die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts eingedrungen, ja sie hat sie mächtiger ergriffen als irgendein anderer von außen her kommender Einfluß vorher oder nachher: das achtzehnte Jahrhundert war so rationalistisch, daß auch der Katholizismus rationalistisch wurde. Unter dem Einfluß der Aufklärung mußte Papst Clemens XIV. 1773 den Jesuitenorden aufheben, das war sozusagen die äußere Bestätigung des von ihr erfochtenen Sieges. In Österreich war in Joseph II. ein Aufklärer auf den katholischen Kaiserthron gekommen, der zwar mit seinen allzu kühn sich überstürzenden Reformen scheiterte, aber weniger an der Kraft und Stärke des Katholizismus als an der Stumpfheit der Massen seines durch die Kirche in tiefer Unwissenheit gehaltenen Volkes und an der Zerklüftung des österreichischen Völkergemisches. Aber als Josephinismus hat sich dieser freie Geist doch auch dort tief in das neunzehnte Jahrhundert herein erhalten und der Welt die Möglichkeit eines geläuterten, von Aberglauben und Intoleranz sich freimachenden Katholizismus ad oculos demonstriert. Noch eine andere, mit dem Geist der Aufklärung zusammenhängende Bewegung in der katholischen Kirche Deutschlands war nicht zum Ziel gekommen — der Febronianismus, der es in der Emser Punktation von 1786 mit der Gründung einer deutschen von Rom sich ablösenden Nationalkirche versucht hatte. Auch dieser Gedanke wirkte, teilweise in Verbindung mit dem Josephinismus, in das fol-

gende Jahrhundert herein, namentlich wurde der alte germanische Widerstand gegen den Zölibat im deutschen Klerus durch ihn wieder belebt. Antizölibatäre Vereine entstanden, denen in den zwanziger und dreißiger Jahren desselben namentlich in Süddeutschland zahlreiche Geistliche beitraten, so daß Gregor XVI. noch 1832 diese foedissima coniuratio beklagen und verdammen mußte. Daneben waren es die zur Fessel gewordene Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe und der Marienkultus, die von katholischen Theologen, z. B. von Werkmeister heftige Angriffe erfuhren. In Bayern, wo das Volk noch am tiefsten in Aberglauben und Unwissenheit versunken war, kam die Aufklärung von oben: der Minister Montgelas, der einen von der Kirche unabhängigen modernen Staat erst schaffen mußte, suchte durch Hebung und Neuordnung des Schulwesens das Volk aufzuklären und von Aberglauben freizumachen. Endlich vollzog sich auf dem Boden dieses aufgeklärten Indifferentismus auch eine Annäherung zwischen Katholizismus und Protestantismus, die ich einmal in aller Naivetät in der Unterschrift eines aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammenden Taufscheins konstatieren konnte: „katholischer und auch lutherischer Pfarrer zu —" nannte sich der katholische Ortspfarrer, der auf diese Weise den paar Protestanten seiner Gemeinde den weiten Weg in das nächste protestantische Dorf ersparen wollte. Dasselbe tat auf protestantischer Seite Oberlin im Steinthal; und in anderer Weise führte die mit dem Pietismus zusammenhängende evangelische Bewegung und „Erweckung" bayerischer Gemeinden durch Boos und Goßner, die sich gegen einen „rationalistisch angewehten" Katholizismus richtete, zu freundlichen Beziehungen und einer gewissen Ausgleichung zwischen Katholiken und Protestanten. Ebenso bildete in Nordwestdeutschland der Münstersche Freundeskreis der Fürstin von Gallitzin einen weithin wirkenden Mittelpunkt religiöser Erweckung und Erneuerung nicht bloß für Katholiken, sondern auch für zahlreiche Protestanten. Den tief religiösen Gehalt gab diesem Kreis der edle Overberg, der sich als Pädagoge einen guten Namen gemacht hat; Jacobi, Hamann und Claudius gingen bei der Fürstin aus und ein, und Graf Stolberg vollzog unter ihrem und Overbergs Einfluß in Münster seinen Aufsehen erregenden Übertritt zum Katholizismus.

Schwere Schläge trafen die römische Kirche und den Papst durch die französische Revolution und durch die verschiedenen Gewaltakte Napoleons; und doch hat gerade dieser große Realist, der wie alle Realisten die Macht der Kirche und der kirchlich-religiösen Ideen unterschätzte, durch Vernichtung des Gallikanismus in Frankreich wider Willen zu ihrer inneren Erstarkung beigetragen. Auch daß er Pius VII. zum Gefangenen und Märtyrer machte und ihm Gelegenheit zur Entfaltung großer Standhaftigkeit gab, ist für die Kirche ein Gewinn gewesen. In Deutschland aber wirkte im selben Sinn und nach der glei-

chen Richtung hin neben dem eben genannten Kreis der Fürstin Gallitzin die Romantik mit ihrer Vorliebe für das Mittelalter und für dessen von ihr freilich recht unhistorisch gedachte Frömmigkeit. Der Übertritt so vieler aus ihren Kreisen stammenden Dichter und Künstler oder von ihr beeinflußten Fürsten und Adeligen verlieh zwar der katholischen Kirche wenig innere Kraft, dafür aber um so mehr äußeren Glanz und in die Augen fallenden Triumph. Auch begnügte sich die Romantik nicht immer mit der schönen und künstlerischen Außenseite des katholischen Kultus, sondern nahm an allerlei massivem Aber- und Wunderglauben ihren vollen Teil. Der Modetorheit und Scheinwissenschaft des Mesmerismus und Somnambulismus entsprach Clemens Brentanos Glaube an die Visionen der stigmatisierten Nonne Anna Katharina Emmerich zu Dülmen; seinen Aufzeichnungen darüber fehlt aber jede Spur des versöhnenden Humors und der leisen Selbstironie, womit Justinus Kerner, halb gläubiger Betrogener halb schalkhafter Betrüger, das von ihm entworfene Bild der Seherin von Prevorst romantisch umspielen ließ. Von Frankreich herüber drangen die Einflüsse von Bonald und de Maistre, von Chateaubriand und Lamennais, die dort die katholisch-kirchliche Frömmigkeit, freilich von sehr verschiedenen Ausgangspunkten her, zu erneuern suchten, und machten sich auch diesseits des Rheins nachhaltig spürbar: man faßte sich von allen Seiten wieder Mut und ein Herz zur Kirche, auch zu ihren scheinbar am tiefsten erschütterten Institutionen. Es kam die Heimkehr des Papstes nach Rom und die Wiederherstellung des Jesuitenordens. Da das zusammenfiel mit dem Sieg der politischen Legitimität über die Revolution und den aus ihr hervorgewachsenen „Parvenü", so verstärkte sich der Glaube an die Zusammengehörigkeit von Thron und Altar, und alsbald nützte das die römische Kirche praktisch aus und verbündete sich mit der Reaktion, sich in ihren Dienst stellend oder sie in ihren Dienst nehmend. Sie galt bei Fürsten und Ministern als die legitime Kirche, der Protestantismus fiel unter den Begriff der „Revolution" und war daher den Männern der heiligen Allianz verdächtig, wir wissen das von Gentz her.

Beginn des Kampfes gegen den deutschen Katholizismus

Und nun beginnt, langsam aber zäh, der Vernichtungskampf der jesuitisch geleiteten römischen Kirche gegen die liberal-josephinischen und die national deutschgesinnten Elemente innerhalb des Katholizismus. Der Kampf ist so vollständig gelungen, daß diese Periode dem jungen katholischen Geschlecht von heute wie aus dem Gedächtnis gewischt ist, — „ein Stück untergegangener We wie die des alten Ägyptens oder Assyriens". Erleichtert wurde der Kirche d Sieg durch das Ungeschick der preußischen Diplomaten in Rom, von denen zue

Niebuhr durch seine Abneigung gegen jeden kirchlichen wie politischen Liberalismus und seine der römischen Hinterlist nicht gewachsene Verständnislosigkeit für ihre Macht, dann vor allem Bunsen durch seine sanguinische Leichtgläubigkeit und seine dilettantische Vielgeschäftigkeit dem gewandten und geschäftskundigen Gegner leichtes Spiel gaben. Im übrigen arbeitete die Zersplitterung Deutschlands in eine Menge kleiner und allzu selbständiger Staaten Rom in die Hände, mit ihnen war leichter fertig zu werden als mit einem einheitlichen und machtvollen Ganzen. Endlich kam die zunächst gegen die Kirche gerichtete Säkularisation der geistlichen Fürstentümer zu Anfang des Jahrhunderts ihr schließlich doch wieder zugute: aus auchdeutschen Fürsten wurden nurkatholische Würdenträger und Hierarchen, die naturgemäß mehr Interesse an ihrer Kirche als am deutschen Staat hatten und immer mehr einen ausschließlich kirchlichen Sinn betätigten.

In die Erscheinung tritt diese auf Unterdrückung des freiheitlichen germanischen Geistes gerichtete Tendenz zuerst in der Mißhandlung des Konstanzer Bistumsverwesers von Wessenberg. Dieser, eine der frömmsten und liebenswürdigsten Gestalten des deutschen Katholizismus, war auf dem Wiener Kongreß vielleicht mehr tapfer als geschickt für den Gedanken einer deutschen Nationalkirche eingetreten. Dafür wurde seine Wahl zum Kapitularvikar in Konstanz von der Kurie verworfen. Trotzdem ist er — damals war so etwas noch möglich! — durch den badischen Staat und getragen von der Liebe und Verehrung seiner Diözesangeistlichkeit jahrelang auf diesem Posten gehalten worden; Fürst und Regierung, Geistliche und Laien wußten, was sie an ihm hatten. In der ihm hierzu gelassenen Spanne Zeit bemühte er sich eifrig, den Klerus durch eine wahrhaft christliche Bildung und durch besondere Pflege der praktischen Theologie zu heben und das Volk sittlich und religiös zu fördern; deshalb bekämpfte er den weitverbreiteten und in allerlei auch christliche Formen sich kleidenden Aberglauben. Alles das das aber geschah im Geist einer wahrhaft humanen Milde und Duldsamkeit, an die Stelle der Polemik trat bei ihm und seinen Gesinnungsgenossen die Irenik. Es war ein idealer, menschlich verklärter Katholizismus, den er praktisch und schriftstellerisch ausübte und auch in seiner Geistlichkeit heranzuziehen suchte. In diesen Bestrebungen wußte er sich eins mit dem mehr praktisch erbaulichen und sinnigen als gelehrten und verstandesmäßigen Hirscher in Tübingen und Freiburg und mit dem milden und gemütvollen Sailer in Landshut und Regensburg. Es waren Männer einer Übergangszeit — von der Aufklärung hinüber zu der religiösen Wiedererneuerung, aber römisch-katholisch im heutigen Sinne des Worts waren sie nicht e standen nicht vereinzelt, in Süddeutschland hielt der Klerus zu Wessenberg, Mehrzahl fühlte wie er durchaus deutsch und wahrhaft „christkatholisch".

Um so bedauerlicher war es, daß sich an einem solchen Mann auch zum erstenmal die Unzuverlässigkeit der deutschen Regierungen denjenigen gegenüber betätigte, die durch treues Festhalten am Staat mit der Kurie in Konflikt kommen. Wessenberg wurde schließlich doch von der inzwischen in andere Bahnen einlenkenden badischen Regierung der Kurie zulieb preisgegeben und das Opfer dieser für die Zukunft geradezu typischen Kirchenpolitik in Deutschland.

Sailer und Hirscher zeigen zugleich, wie zu Anfang des Jahrhunderts die katholische Kirche nach Überwindung des Rationalismus ihren Anteil an dem Aufschwung der theologischen Wissenschaft zu gewinnen sich anschickt. Der Vertreter einer wirklich wissenschaftlichen Richtung aber war doch erst Hermes, Professor in Münster, dann in Bonn. Er suchte Glauben und Wissen miteinander zu versöhnen, indem er diesem als Entwicklungsstufe seine Stelle und sein Recht einräumte. Von Kant und Fichte stark beeinflußt, begann er kartesianisch mit dem Zweifel, aber nur, bis er „sichere Vernunftgründe" für den Glauben gefunden hatte, um ihn dann um so energischer zu überwinden und durch seine Erkenntnistheorie einer „christkatholischen Theologie" den Weg zu bahnen. Damit machte er Schule, sein Einfluß auf den Universitätsbetrieb der katholischen Theologie wuchs rasch, mehr als dreißig Lehrstühle auf deutschen Hochschulen waren mit Hermesianern besetzt, und auch auf die praktische Schulung der Geistlichkeit am Rhein war sein Einfluß ebenso stark als günstig: der Erzbischof Spiegel von Köln hat das letztere stets anerkannt, und sein Nachfolger Droste hat — als Gegner — die Zahl der hermesianischen Geistlichen in seiner Diözese auf mehr als fünftausend berechnet. Eiferer wie dieser Herr von Droste-Vischering, wie Graf Stolberg und andere mußten nun aber Anstoß nehmen an einer Lehre, die den Zweifel als Durchgangsstadium für zulässig erklärte und den Glauben von der Vernunft abhängig zu machen schien; und so wurde auf ihr Betreiben 1835, vier Jahre nach seinem Tod, seine Lehre vom Papst verworfen, die Lektüre seiner Schriften verboten und den Professoren in Bonn untersagt, über sie zu lesen. Die preußische Regierung, statt ihre Professoren und die Lehrfreiheit ihrer Universitäten zu schützen, ließ es geschehen oder begünstigte und unterstützte gar das kirchliche Vorgehen; die peinliche Zwitterstellung einer katholischen Fakultät ist hier zum erstenmal grell in die Erscheinung getreten. Die Hermesianer wehrten sich für sich und ihren Meister, so gut es ging, eine Zeitlang wogte der Kampf in leidenschaftlicher Erregung hin und her; allein schließlich siegte auch hier die Macht Roms über die deutsche Wissenschaft, der Jesuit Perrone als letzter großer Dogmatiker der römischen Kirche mit seinen Praelectiones theologicae über die ihm philosophisch weit überlegenen Bonner Professoren.

Eine eigentümliche Stellung in diesem Entwicklungsprozeß nimmt Möhler

ein. Er war in deutscher Wissenschaft durchaus bewandert, selbst der Einfluß protestantischer Theologen, Schleiermachers und Neanders, dieses „frommen und milden Erneuerers der Kirchengeschichte", ist bei ihm deutlich spürbar. Allein im Gegensatz zu Hermes stellte er sein reiches Wissen und sein feingeschultes dialektisches Denken doch ganz anders als alle die Älteren in den Dienst der römischen Kirche und bedeutet so einen weiteren Schritt von der Wiedererneuerung der katholischen Frömmigkeit zu der Machtstellung der römischen Kirche, der sich nun auch die deutsche Wissenschaft freiwillig zu beugen beginnt. In der Schrift über die Einheit der Kirche „wagte er" — ich brauche hier die Worte eines streng katholischen Beurteilers — „den Zöllbat wieder zu verteidigen, von dem damals viele glaubten, es sei besser, ihn fallen zu lassen, da er doch nur von den einen übertreten, von den anderen gelästert werde". Und in seiner 1832 erschienenen „Symbolik" suchte er mit den schärfsten Waffen den Protestantismus auch „wissenschaftlich zu vernichten". So sehr wir aber dabei sein Bemühen um eine vergeistigte und idealisierende Begründung des Katholizismus und der kirchlichen Dogmatik, die Tiefe und Feinheit seiner Auffassung und die Geschicklichkeit und Kunst in der Umdeutung und Vergeistigung der kirchlichen Lehren anerkennen müssen, dem Protestantismus ist er dafür um so weniger gerecht geworden, ihn hat er einfach karikiert. Noch zu meiner Zeit konnte in Tübingen kein Student der protestantischen Theologie Möhlers Symbolik ungelesen lassen; wir hatten aber alle den Eindruck, daß hier nicht mit gleichem Maße gemessen, sondern einem idealen und idealisierten, d. h. aus der Idee und dem Prinzip heraus begriffenen Katholizismus absichtlich ein in seiner empirischen Endlichkeit und Mangelhaftigkeit gezeichneter Protestantismus gegenübergestellt werde. In diesem Sinn hat auch Baur, das Haupt der protestantischen Tübinger Schule, den Kampf gegen Möhler mit Erfolg geführt und seinerseits gezeigt, was der empirische Katholizismus aus jenem Prinzip gemacht hat und welches ideale Prinzip dem vielfach gespaltenen und hinter seiner Idee zurückgebliebenen Protestantismus zugrunde liegt. Dabei hat man durchaus den Eindruck, daß hier um Großes gestritten wurde und daß die Streiter in den Künsten der Dialektik einander gewachsen waren; nur den Eindruck voller Gerechtigkeit und voller Aufrichtigkeit hat man auf Seiten Möhlers nicht.

Eben deswegen schärfte diese Polemik um die Möhlersche Symbolik aufs neue den Gegensatz, der seit Joseph II. glücklich abgeschwächt war, und so knüpft sich an den Namen dieses streitbaren Theologen der Beginn einer neuen polemischen Ära in Deutschland, in der sich die Kluft der konfessionellen Gegensätze bald scheinbar unüberbrückbar erweitert hat. Übrigens ist an der Möhlerschen Symbolik selbst gerade das Feinste und Beste, jene idealisierende Ver-

geistigung kirchlicher Dogmen und Einrichtungen und überhaupt sein Eingehen auf wissenschaftliche Ergebnisse und Bedürfnisse der Gegenwart, als zu deutsch, im wesentlichen abgelehnt worden, auch Möhlers kirchliche Gesinnung blieb nicht unverdächtig und unangefochten. Eine ganz andere, massive und geistlose Auffassung, wie sie z. B. der Bischof Räß in Straßburg und sein Freund Weis in Speyer in ihrer Zeitschrift „Der Katholik" vertraten, trug den Sieg davon. Daß auch Döllinger in München in diesen Bahnen sich bewegte und in der „Eos" sich als fanatischer Parteimann und Ultramontaner gebärdete, wissen wir aus Friedrichs ausführlicher Darstellung dieser unerfreulichen Anfänge seines Lebens und Wirkens. So hatte Heine, den er zuerst übel gereizt hatte, doch nicht so unrecht, wenn er ihn

Von den dunklen Männern allen
Wohl die dunkelste Person

nannte und mit Beziehung auf ihn von München sagte:

In Monacho Monachorum
Ist in unsrer Zeit der Sitz
Der Virorum obskurorum,
Die verherrlicht Huttens Witz.

Damals war dieser größte Historiker der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert noch ein streitbarer Kämpe und gefährlicher Gegner des Protestantismus, nach seinen eigenen Worten „mehr Sachwalter als Historiker". Von den Jesuiten freilich und ihrer Rückkehr nach Deutschland wollte er, wie übrigens die meisten katholischen Geistlichen jener Zeit, nichts wissen, und so beginnt langsam und unmerklich seine Loslösung von der immer stärker anwachsenden jesuitisch-ultramontanen Richtung. Möhler dagegen starb, zu guter Stunde für seinen kirchlichen Ruf, schon 1838 — dem Zartbesaiteten war der streitbare Ton seiner Münchener Genossen zu rauh, er fiel ihm auf die Nerven. Die katholische Kirche aber geriet, indem sie solche Bahnen beschritt, immer mehr in Gefahr, auf deutschem Boden sich selbst ihrer besten Söhne zu berauben und am Nötigsten arm zu werden, am Geist der Wahrheit und am Geist der Gerechtigkeit.

Der Kirchenstreit in Preußen

Wurde so vielfach ernstes wissenschaftliches Streben als zu deutsch aus der Kirche ausgeschieden, so nahm plötzlich auch der Gegensatz zwischen Rom und dem größten deutschen Staat gewaltige Dimensionen an und wühlte namentlich in den Rheinlanden die Geister mächtig auf. Hier tat nach der Zerstörung und Säkularisation der geistlichen Fürstentümer ein Wiederaufbau zu staatlichem

Leben ganz besonders not; denn wie im Kirchenstaat hatte auch in der rheinischen „Pfaffengasse" der Krummstab seine Unfähigkeit zu regieren und zu verwalten offenkundig erwiesen. So hatte der preußische Staat in diesen neuen Provinzen eine große und schwere Aufgabe. Namentlich galt es das Schulwesen besser zu organisieren, Johannes Schulze hat sich dabei zuerst bewährt: die Universität Bonn, im höfischen Stil als „bleibendes Andenken der Anwesenheit Friedrich Wilhelms III. in den Rheinlanden" gegründet, bildete den Schlußstein der hier vorzunehmenden Reformen und der hier zu verwirklichenden Absichten in staatlichem und nationalem Interesse. Aber auch der Erzbischof Spiegel von Köln nahm sich mit rühmenswertem Eifer der Hebung und Besserung der religiösen Zustände und der Bildung seiner Geistlichen an. Merkwürdigerweise machte es dieser deutsche Bischof damit weder Rom und den Jesuiten noch — der preußischen Bureaukratie zu Dank, und so erfolgte nach seinem Tod alsbald der Umschwung. Durch den verhängnisvollen Einfluß des Kronprinzen Friedrich Wilhelm IV. wurde ein Todfeind Spiegels, der schlimmste Gegner der Hermesianer in Bonn, der Freiherr von Droste-Vischering sein Nachfolger. Selbst in Rom war man über diese Wahl erstaunt, der Kardinal Lambruschini rief, als er es hörte, dem preußischen Botschafter Bunsen zu: „Ist Ihre Regierung toll?" Über die gemischten Ehen, deren in der Rheinprovinz zwischen protestantischen preußischen Beamten und katholischen Töchtern des Landes besonders viele geschlossen wurden, schwebten noch unter Spiegel Verhandlungen; es war zu einer Vereinbarung gekommen, die aber einem päpstlichen Breve von 1830 widersprach, und so griff Droste-Vischering die Frage von neuem auf und erklärte, daß ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung kein Priester eine gemischte Ehe einsegnen dürfe. Darin mußte die Regierung den Bruch des ihr von seinem Vorgänger gemachten Versprechens und die Zurücknahme eines zu Recht bestehenden Zugeständnisses sehen; daher ließ sie den starrköpfigen Erzbischof, nachdem sie ihn vergeblich zum Rücktritt aufgefordert hatte, am 20. November 1837 verhaften und auf die Festung Minden abführen.

Die Erregung über dieses energische Einschreiten der Regierung war in den Rheinlanden furchtbar. Da die Kurie die Wahl eines Bistumsverwesers nicht zuließ, so blieb ein Teil der geistlichen Funktionen und religiösen Bedürfnisse unerledigt, und in der Streitfrage selbst konnte man zu keinem Ende kommen, solange die Zivilehe noch nicht für ganz Preußen eingeführt und als Auskunftsmittel im Volksbewußtsein angesehen war. So wuchs der Haß des gut katholi[sch]en Volkes gegen die ungläubige protestantische Regierung ins Maßlose; und d[a]mit verband sich der Unwille der freier und bequemer sich haltenden Rheinli[n]der gegen die „preußische" Bureaukratie und ihre straffe Art zu regieren u[n]d zu verwalten. Als aber vollends der alte rheinländische Agitator und

Volkstribun Görres, der die Unduldsamkeit der preußischen Regierung am eigenen Leib erfahren und jetzt in München den Schritt des Romantikers von der Revolution zur Devotion und Reaktion, vom Jakobiner zum Ultramontanen zu Ende getan hatte, in seinem „Athanasius". Öl in die Flammen goß und Droste-Vischering als den Athanasius des neunzehnten Jahrhunderts feierte, da war der Aufregung kein Ende. Unter den Eindrücken dieses Kampfes ist August Reichensperger, dem bis dahin Religion und Kirche völlig gleichgültig gewesen war, ein eifriger Sohn seiner Kirche geworden, wie er selbst bezeugt: „Das Wort des Kölner Erzbischofs: Es geschieht Gewalt, gelobt sei Jesus Christus! war der Beginn einer neuen Ordnung der Dinge. Es war das Stichwort für uns alle. An der Gewalttat vom 20. November 1837 sah ich, wohin das preußische Staatskirchentum führt: der gefangene Erzbischof hat mich wieder zur Kirche zurückgebracht." Diese Kampfstimmung, nicht irgendwelches religiöse Pathos bildete gewiß bei vielen den „segensreichen Wendepunkt"; und nicht allen mochte der Anschluß so leicht werden wie diesem um den Kölner Dombau künstlerisch sich sorgenden „Gotiker".

Dasselbe Stück wie in den Rheinlanden spielte sich gleichzeitig auch im Osten, in den polnischen Landesteilen ab, zeigte aber hier ein noch gefährlicheres und bösartigeres Gesicht. Der Erzbischof Dunin von Posen, der in der Ehefrage bis dahin die mildere Praxis geübt hatte, nahm unzuverlässig wie er war nun plötzlich denselben Standpunkt ein wie Droste-Vischering am Rhein. Auch er wurde deshalb 1839 gerichtlich verurteilt und verhaftet, worüber sich hier wie dort ein Sturm der Entrüstung erhob; mit den katholischen verbanden und verschmolzen sich aber hier die nationalpolnischen Bestrebungen und Antipathien und ließen erkennen, wie wenig im Grunde noch der Assimilationsprozeß in diesen ehemals polnischen Landesteilen durchgeführt war.

So war Sturm und Haß gesät auf einem Boden, auf dem als einem christlichen vielmehr Liebe und Friede zu pflegen gewesen wäre. Die Kirche, innerlich gestärkt und erneut, war wieder einmal zur ecclesia militans geworden und zeigte zur Abwechslung ihr wahres, dem Staat und Staatsleben wenig freundliches Gesicht. Der mittelalterliche Gedanke der Weltbeherrschung lebte wieder auf; wollte man ihn betätigen, so konnte man einen kräftigen Staat wie den preußischen, der dazu noch von einem ketzerischen Herrscher regiert und in der Mehrzahl von Ketzern bewohnt war, unmöglich „tolerieren": der Kampf um die gemischten Ehen war nur ein Anfang und ein Symptom. Wie sich der preußische Staat in diesem Konflikt bewähren würde, ob er sich schwach zeigte und nachgab oder auf seinem Standpunkt kräftig und tapfer ausharrte: das war deshalb mehr als Vorspiel und Omen, das war bereits die Entscheidung selbst.

In diesem kritischen Augenblick starb Friedrich Wilhelm III. Und so könn-

ten wir gerade an diesem Punkt den Faden weiter spinnen und bei dem Verhalten seines Nachfolgers im Kölner Kirchenstreit einsetzen. Allein auch für die Anschauung und Regierungsweise dieses Königs ist das nur ein Symptom. Deshalb reden wir von dem Ende der Kölner Wirren besser im Zusammenhang des Ganzen. Die Fehler, die hier gemacht wurden, sind nur ein Glied in der Kette des ganzen Systems, obwohl gerade von System bei Friedrich Wilhelm IV. nicht geredet werden kann; denn dieser neue Kurs war völlig ohne System und völlig ohne Prinzip: das eben war der Jammer.

Achtes Kapitel:
Friedrich Wilhelm IV. und die vierziger Jahre

Die Anfänge Friedrich Wilhelms IV.

Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren —: ich hoffe im Verlaufe dieses Kapitels den Verdacht der Überschätzung und des Byzantinismus gründlich zu zerstören, in den ich dadurch kommen könnte, daß ich diesen preußischen König in den Mittelpunkt der geistigen Strömungen der vierziger Jahre stelle. Allein es ist tatsächlich so, diese Jahre sind die Zeit Friedrich Wilhelms IV., er ist in ihnen der Protagonist, ist wirklich der Schicksalsmann der deutschen Geschichte jener Zeit, um den sich oder gegen den sich alles stellt.

Strauß hat beim Tod des Königs Wilhelm I. von Württemberg, der 49 Jahre lang regiert hat, seine Charakteristik mit den Worten begonnen: „wenn in einem mit Menschen angefüllten Raum die lange geschlossene Türe einmal aufgeht, so wird ohne Rücksicht darauf, wer es ist, der hinausgeht oder hereinkommt, vor allem der eindringende frische Luftzug mit Erleichterung empfunden"; und noch kürzer und drastischer drückte es Napoleon I. so aus: „bei meinem Tode werden die Leute sagen: Ouf!" Auch das preußische Volk empfand nach der dreiundvierzigjährigen Regierung Friedrich Wilhelms III. den Wechsel als solchen wie eine Erleichterung; und wenn wir uns z. B. in die Lage und Seele des von einer preußischen Festung zur andern geschleppten Fritz Reuter versetzen, so war das Uff! gewiß ein Seufzer wirklicher Erleichterung und Erlösung für viele. Daneben empfand man aber noch ein anderes, Positives, und dieses galt dem Nachfolger, dem bereits fünfundvierzigjährigen Friedrich Wilhelm IV. selber.

Kaum je ist ein Fürst mit größeren Erwartungen, mit überschwenglicheren Hoffnungen empfangen und von seinem Volk freudiger begrüßt worden, und kaum je hat einer gleich zu Beginn größere Erwartungen von sich zu erwecken gewußt als er. Eine eingehende und erschöpfende Charakteristik dieses komplizierten Mannes kann ich in diesem Buche, wo es sich nur um das geistige, nicht auch um das politische Leben des deutschen Volkes handelt, nicht geben; meisterhaft hat ihn Treitschke im fünften Band seiner deutschen Geschichte geschildert, wo er ihm ein ganzes Buch hindurch in Worten und Taten Gelegenheit gibt sich vor uns zu explizieren. Das Nötigste aber muß doch auch hier gesagt werden. Gegenüber dem wortkargen, schlichten Wesen seines Vorgängers war Friedrich Wilhelm IV. ein Redner, der gern und viel, gut und frei sprach, ein geistreicher

Mann voll Witz und Phantasie, voll Schönheitssinn und künstlerischem Interesse, kirchlich gerichtet und mystisch gestimmt, ein Mann mehr des andächtig Schwärmens als des gut Handelns. Nach welcher Seite hin sein Einfluß in der Kronprinzenzeit gegangen war, wissen wir heute besser als seine Zeitgenossen. Die Hegelsche Philosophie war ihm als pantheistisch und rationalistisch verhaßt, Hengstenberg stand ihm nahe, der unklar verschwommene, unheimlich vielseitige und überall gleich dilettantische Bunsen war sein Freund, Parteimänner wie die drei Gebrüder von Gerlach wußten ihn für ihre kirchlich-politischen Zwecke zu gewinnen und zu benützen, Goßners Bußpredigten machten den Leichterregbaren unsicher und ängstlich. Unter solchen Einflüssen hat er schon als Kronprinz in der Kirche und auf den Universitäten die strenggläubige Richtung zur Herrschaft zu bringen und die ungläubigen Hegelianer und Schleiermacherianer von den wichtigsten Stellen fernzuhalten gesucht. In dem bereits erwähnten Hallesschen Streit von 1830, wo auf die Denunziation von Ludwig von Gerlach hin gegen die rationalistischen Theologen Gesenius und Wegscheider Sturm gelaufen wurde, hat er sich, ohne an der niedrigen Handlungsweise des Anklägers Anstoß zu nehmen und ihm seine Freundschaft zu entziehen, auf die Seite der „Mystiker" gestellt, die Kabinettsorder, die die Anklage schwächlich genug zurückwies, tat ihm dessen noch zu viel. Ebenso hat er die von Altenstein geplante Berufung des großen Tübinger Theologen Baur an eine preußische Universität zweimal hintertrieben, das erstemal noch vor dem Erscheinen des Lebens Jesu von Strauß, das zweitemal mit der 1836 gänzlich ungerechtfertigten Motivierung, daß Baur „sich neuerdings den Ansichten eines Dr. Strauß ganz angeschlossen habe". Die Ernennung Vatkes, der als Dozent wie als Verfasser der „Religion des Alten Testaments" gleich ausgezeichnet war, zum Extraordinarius an der Berliner Universität konnte nur während einer Badereise des Kronprinzen durchgesetzt werden, und nach seiner Rückkehr verlangte er von seinem Vater, daß er sie zurücknehme. Auf politischem Gebiet kennen wir seine Vorliebe für die Hallersche „Restauration der Staatswissenschaft" und wissen, wie gelehrig er auf die Gedankengänge dieses reaktionären Buches eingegangen war und sich von ihrer Richtigkeit hatte überzeugen lassen. Auf Grund davon hatte er sich in der Verfassungsfrage trotz der Zusage seines Vaters den Wünschen des Volkes versagt und gegen die Einführung eines allgemeinen Landtags Stellung genommen. Mit einem Wort: Friedrich Wilhelm IV. war Romantiker; aber er war es in einem Augenblick, wo das deutsche Volk unter dem Einfluß des jungen Deutschland mit der Romantik bereits gebrochen hatte, er war reaktionär in einem Augenblick, wo der Liberalismus sich eben anschickte, lärmend und laut alle gegen ihn aufgeworfenen Dämme niederzureißen, und er war hochkirchlich und mystisch zugleich in einem Augenblick, wo die wissenschaftliche

Theologie mit der Aufklärung auch die Orthodoxie gründlich überwand und im religiösen Leben gerade die Besten einem praktischen Christentum zustrebten. So kam, wie Julianus Apostata mit seinem neuplatonischen Heidentum, auch Friedrich Wilhelm IV. mit seinem romantischen Christentum und Gottesgnadentum zu spät: er war bereits veraltet und überholt, als er — scheinbar der Messias einer neuen Zeit — den preußischen Königsthron bestieg.

Aber wie konnte sich das den Augen des Volkes, auch vieler tiefer Blickenden so ganz entziehen? Weil sich seine Romantik in einem Punkte mit dem liberalen Geist der dreißiger und vierziger Jahre doch wieder berührte: in der Abneigung gegen die Bureaukratie und den grünen Tisch; das Wort „der Racker von Staat" stammt von ihm oder wurde doch von ihm viel und gern im Munde geführt. Das sah erst aus wie Freiheit. Aber die Freiheit, die er meinte, war eine ganz andere als die, für welche die Liberalen und Journalisten des jungen Deutschland oder die liberal gestimmten Ultramontanen am Rhein kämpften: der Staat, den er regierte, hatte ihm zu viel vom friderizianischen Geist, und in Friedrich II. haßte er den Aufklärer, den Voltairianer; und die bureaukratische Art des Polizei- und Rechtsstaats war ihm verhaßt, weil sie ihm unbequem war, ihn einengte und an bestimmte Formen und Gesetze band. Wir haben vierzig Jahre später bei einem Statthalter von Elsaß-Lothringen, dem Freiherrn von Manteuffel, diese romantische Stellung zu Gesetz und Verwaltung noch einmal erlebt; wie sie da den Assimilationsprozeß des neugewonnenen Landes auf Jahrzehnte hinaus verhängnisvoll unterbrochen und gehemmt hat, so hat sie in den vierziger Jahren den preußischen Staat der Auflösung und der Revolution entgegengeführt: den Angriffen von unten und dieser königlichen Antipathie von oben konnte auch das wohlorganisierte preußische Beamtentum nicht standhalten.

Daß aber der König so gering dachte von dem Mechanismus und der Technik des Staates, das kam daher, daß er unter dem Einfluß der Hallerschen Staatstheorie und der ganzen romantischen Anschauungsweise von seinem Königtum die ungemessenste, eine wahrhaft mystische Vorstellung besaß. Er glaubte nicht nur an das Gottesgnadentum im wörtlichsten Sinn, sondern er berief sich geradezu auf göttliche Inspiration: „ihr alle meint es gut mit mir", sagte er einmal zu seinem Freund Bunsen, „und seid auch gut zur Ausführung; aber es gibt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nun erst als König erfahren habe".

Das waren schlechte Auspizien für die Erfüllung dessen, was das Volk von ihm hoffte und forderte. Friedrich Wilhelm III. hatte eine Verfassung versprochen, aber aus Unentschlossenheit und unter fremden Einflüssen keine gegeben; nun trat an seine Stelle ein Mann der der prinzipielle Gegner jeder Verfassung

war und in einer solchen ein unlebendiges Stück Papier sah, das zwischen ihn und sein Volk lediglich hindernd, vertrauenstörend sich eindränge, und zugleich ein Erzeugnis der Revolution, die er haßte nicht bloß wie die Sünde, sondern geradezu als Sünde. Er wollte ein väterliches, kein konstitutionelles Regiment. Aber wenn er nur wenigstens von Anfang an fest und bestimmt „nein" gesagt hätte, daß Freund und Feind gewußt hätten, wie sie mit ihm daran seien, und die Gegner alles Konstitutionellen sich um ihn hätten scharen und auf ihn sich hätten verlassen können! Statt dessen war sein Hauptfehler der Mangel an Entschlußfähigkeit, das ewige Zögern, das haltlose Schwanken, das über Projekte nicht zur Tat kommen; er war zu ideenreich und zu geistreich, um konsequent zu sein, ein Mann der Phantasie, der Sympathien und Antipathien, kein Mann des Willens und der Tat. So zog er sieben lange Jahre sein Volk hin und reizte es dadurch mehr als durch entschlossenes Versagen. Als er 1847 endlich den vereinigten Landtag berief, da war es wieder nichts Ganzes und Bestimmtes — die periodische, gesetzlich geregelte Einberufung ließ er sich erst mühsam abringen —, und überdies kam er damit zu spät.

Und noch ein anderes. Geistreich und dilettantisch wie er war, besaß er keinerlei Menschenkenntnis und hatte daher als Regent auch darin eine unglückliche Hand, daß er selten den richtigen Mann auf den richtigen Platz stellte. Preußen war gewöhnt gewesen, an der Spitze der Kultus- und Unterrichtsverwaltung bedeutende Männer von hoher Bildung und freiem, feinem Geist zu sehen wie Wilhelm von Humboldt und Altenstein und ihnen zur Seite hervorragende Räte wie Nicolovius, Süvern und Schulze; nun kam als Nachfolger Altensteins Eichhorn, ein Mann ohne tieferes Verständnis für Bildungsfragen und ihre Wichtigkeit, ohne volle geistige Klarheit und deshalb hyperorthodoxen und pietistischen Einflüssen leicht zugänglich, und vortragender Rat wurde Eilers, der vollendete Dilettant, ein Phantast, kein Geschäftsmann, der sich für die kirchlich-reaktionären Wünsche des Königs als gefügiges Werkzeug brauchen ließ.

Opposition und Reaktion

So begreift sich die bald einsetzende und dann rasch wachsende Unzufriedenheit des Volkes mit dem neuen Kurs; das Schwankende und Sprunghafte im Wesen des Königs machte auch den Lauf des Staatsschiffes zu einem schwankenden Zickzack und nahm dem Volk das Gefühl der Sicherheit und Stetigkeit. Das in der Staatsverwaltung sich abspiegelnde Wesen des Königs trieb selbst loyale Männer allmählich in die Arme der Opposition.

Einer gemäßigten Opposition zunächst, wie sie der ostpreußische Oberpräsi-

dent von Schön vertrat, der in seiner Schrift „Woher und Wohin?" die Einführung von Nationalständen als dringend notwendig zu erweisen suchte. Auch in Bettinas seltsamem Buch „Dies Buch gehört dem König" (1843) machte sich über alle romantische Verehrung und alles persönliche Vertrauen doch der von ihren Beziehungen zum jungen Deutschland stammende freiheitliche und oppositionelle Geist wie im Religiösen so auch im Politischen energisch spürbar und zeigte die wunderbare Fähigkeit dieser Frau, auch das Modernste und ihr scheinbar Fernliegendste feinfühlig zu verstehen und mutig und warmherzig zu vertreten. Viel schärfer, aber auch noch durchaus gemäßigt und loyal klang, wiederum von Ostpreußen herüber, die Antwort Johann Jacobys auf seine „vier Fragen", worin der freigesinnte Mann für das mündig gewordene Volk Teilnahme der Bürger am Staat, eine wirkliche Volksvertretung und Öffentlichkeit ihrer Verhandlungen forderte. Daß er deshalb als Hochverräter angeklagt wurde, war eine der vielen Ungeschicklichkeiten der Regierung, zumal da der Prozeß schließlich doch mit seiner Freisprechung endigte. Der König aber wußte der Schrift nichts zu entnehmen, als daß er hinfort allen — ungetauften und getauften — Juden törichten Haß entgegenbrachte und sich dadurch auch in der Frage der Judenemanzipation zu dem liberalen Programm in einen ganz unnötigen Gegensatz stellte; sein Antisemitismus war Sache persönlichen Grolls, aber natürlich christlich-romantisch gefärbt. Umgekehrt fanden jene fordernden Stimmen gerade bei den Besten verständnisvollen Widerhall und ein weithin vernehmliches Echo: ich nenne nur Georg von Vincke und David Hansemann.

Voll schönen Vertrauens hatte der König Preßfreiheit geben wollen; bald aber glaubte er, erbittert über die ihm ganz unverständliche und unberechtigt scheinende Opposition und gereizt durch persönliche Angriffe, wie er sie sich z. B. durch eine dem Dichter Herwegh vorschnell gewährte Audienz zuzog, das freie Wort nicht mehr dulden zu können und ließ die Zensur aufs neue ihres undankbaren Amtes walten. Dadurch kam in der längst schon politisch geschulten und an den Kampf mit der Zensur gewöhnten Literatur wieder einmal jene Virtuosität des indirekt Sagens in Aufnahme, die am geistvollsten und würdigsten von D. Fr. Strauß in seiner Schrift „Julianus Apostata, der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" geübt wurde. Auch die Festrede, die Fr. Raumer am 28. Januar 1847 in der Akademie der Wissenschaften in Gegenwart des Königs hielt, wird man mit ihren politischen Anspielungen und Mahnungen hierher rechnen müssen: sie war für Ort und Gelegenheit freilich durchaus unpassend und taktlos; aber wo und wann konnte man denn sprechen und hoffen gehört zu werden? So suchte man auf Schritt und Tritt der Zensur ein Schnippchen zu schlagen, jeder Kunstgriff schien ihr gegenüber erlaubt, jeder Mißgriff entschuldigt, weil er als Kriegslist und als Notwehr angesehen wurde.

Durch all das wuchs die Opposition und nahm eine immer leidenschaftlichere und bösartigere, teilweise auch schon eine sozialistische Färbung an. Daß Flüchtlingsverbitterung und Flüchtlingsmalice von außen her hetzend und schürend mit am Werke war, machte die Sache noch bedrohlicher.

Die Kirchenpolitik des Königs

Aber nicht nur in politischer Beziehung wurden Fehler auf Fehler gehäuft und eine immer unversöhnlichere Opposition in die Waffen gerufen: auf geistigem und speziell auf religiösem Gebiet war es ebenso. Wir haben gesehen, wie Friedrich Wilhelm IV. schon als Kronprinz seinen Einfluß entscheidend und verhängnisvoll im Sinn einer ganz bestimmten kirchlichen Parteirichtung zur Geltung zu bringen gewußt hatte. Dieselbe Tendenz offenbarte sich auch bei der Ernennung Eichhorns an Altensteins Stelle und in der Zurücksetzung Johannes Schulzes zugunsten von Eilers. Ein Glück lag nur in der Unfähigkeit dieser neuen Männer, etwas Positives zu schaffen; lediglich in Personenfragen konnten sie für ihre Absichten etwas leisten, indem sie nach „Gesinnungstüchtigkeit" in ihrem Sinn die höheren Stellen in Kirche und Schule und die theologischen und philosophischen Professuren an den Universitäten besetzten und die Hegelianer, denen der König eine besonders starke Abneigung entgegenbrachte, als „Staats- und Kirchenverwüster" nach Kräften beseitigten. Daß es aber sachlich gemeint war, zeigten die aus dem Kultusministerium stammenden Angriffe auf die bisherige Verwaltung des höheren Schulwesens und den „ungläubigen" Geist der Gymnasien. Dadurch ermutigt wagten sich strebsame Dunkelmänner ans Licht, die an den griechischen und römischen Klassikern als Heiden Anstoß nahmen und christliche Autoren für die Schullektüre forderten. An der hundertjährigen Geburtstagsfeier Pestalozzis, von dem man ihm sagte, „er habe keinen Glauben gehabt", nahm der König schweren Anstoß; auch erschien ihm das bei diesem Anlaß besonders lebhaft in die Erscheinung tretende Bildungsstreben des Lehrerstandes und dessen Stolz auf das bereits Erreichte als anmaßlicher Bildungsdünkel. Dem Seminardirektor Diesterweg, der als Führer und Verführer des emporstrebenden Standes galt, sprach der König persönlich sein Mißfallen aus, 1847 wurde der verdiente Mann sogar seines Amtes entsetzt.

Während der fortschreitenden Bildung gewehrt wurde, lag dem in romantisch-katholisierender Schwärmerei luxurierenden König eine reine Spielerei, die Gründung eines anglopreußischen Bistums in Jerusalem am Herzen. Beruhten schon die Kreuzzüge des Mittelalters auf einer großen weltgeschichtlichen Illusion, so war im neunzehnten Jahrhundert ein solches Hinblicken auf Jeru-

salem und die künstliche Stiftung dort eine reine Donquichoterie und forderte mit Recht den Spott heraus, um so mehr als der König durch seine Vorliebe für England und das Ungeschick in den Verhandlungen über das Kondominium mit diesem auch das nationale Empfinden verletzte.

Natürlich war es zu loben, daß er den der Union fern gebliebenen und unter seinem Vorgänger zu Märtyrern gemachten Altlutheranern — etwa 50000 an der Zahl — Duldung gewährte; aber das treibende Motiv dafür war bei ihm nicht die in friderizianischer Tradition begründete Toleranz, auch nicht die „ihm von Natur innewohnende und durch seine Studien genährte Meinung, daß den religiösen Überzeugungen ein möglichst freier Spielraum gelassen werden müsse", sondern lediglich seine Abneigung gegen die Union, in der er ein Zeichen des um sich greifenden Indifferentismus und Unglaubens sah. Aus Pietät gegen seinen Vater und aus einem gewissen königlichen Unfehlbarkeitsdünkel heraus, der auch dem Vorgänger zugute kam, hielt er sie äußerlich aufrecht; aber die wachsenden Angriffe der Evangelischen Kirchenzeitung und ihr Eintreten für das „reine" Luthertum zeigten, was man in den Kreisen der Eingeweihten hoffte. Endlich, wenn er, um die protestantische Kirche vom staatlichen Zwang und Bann zu lösen, eine evangelische Generalsynode berief, so geschah auch das nicht im Sinn wirklicher Freigebung und Freiheit, sondern war nur wieder ein Ausfluß seiner uns schon bekannten Abneigung gegen den Staat und dessen bureaukratische Verwaltung. Sein Ideal war auch für den Protestantismus eine bischöfliche Kirche, deren ritterlicher Schirmherr er sein wollte. Die Synodalverfassung dagegen erinnerte ihn allzusehr an die ihm so gründlich verhaßte Form des Parlamentarismus, deshalb zögerte er, die Beschlüsse dieser ersten Generalsynode zu bestätigen, bis auch das durch die Revolution gegenstandslos wurde. So blieb es bei einem byzantinischen Cäsaropapismus — der schlechtesten Lösung des verzweifelten Problems vom Verhältnis zwischen Kirche und Staat, gerade der, die Schleiermacher in seinen Reden über die Religion mit Recht als die für beide Teile verderblichste und verhängnisvollste bezeichnet hatte.

Dieser romantische Sumsum des Königs und der dadurch gestärkte Konfessionalismus derer um Hengstenberg mit ihrer kleinlichen Engherzigkeit und ihrer fanatischen Unduldsamkeit war den alten ehrlichen „Rationalisten" und den unter dem Einfluß der Hegelschen Linken stehenden Radikalen in der Geistlichkeit, einem Uhlich und Wislicenus in der Provinz Sachsen oder einem Rupp in Königsberg, in der Seele zuwider. Sie erhoben daher lauten Protest und waren in diesem Augenblick wirklich „die Lichtfreunde", als die man sie erst verhöhn dann, als auch sie zur Parteibildung schritten und unter den Gemeinden A hang warben, maßregelte und zur Kirche hinausdrängte. So kam es auch h

zur Separation und zur Bildung von eigenen Gemeinden, die eine Zeitlang beim Deutschkatholizismus Anschluß fanden.

Doch ehe wir von diesem reden, erst noch ein Wort über Friedrich Wilhelms IV. Stellung zur katholischen Kirche. Ihr gegenüber zeigte er sich freilich noch viel ungeschickter als in seiner Behandlung des Protestantismus; und hier war jeder Mißgriff verhängnisvoll. Was wir in den letzten vier Jahrzehnten unter der konfessionellen Zerklüftung unseres Volkes und dem ultramontanen Machtgelüste im Deutschen Reich zu leiden hatten, daran trägt dieser preußische König die Hauptschuld: weil er sich schwach zeigte, ist die Kirche und ihr Machtgefühl erstarkt, und so haben wir geerntet, was er vor sechzig und siebzig Jahren gesät hat.

Die Art, wie er in Köln und Posen die Bischofsfrage löste, indem er die eingekerkerten Bischöfe ohne weiteres freiließ, oder in Breslau den staatsgetreuen Bischof Sedlnitzky preisgab, warf auf den Staat den Schein der Niederlage und auf den König den Vorwurf der Schwäche. Überall wich er Rom gegenüber ganze oder — was fast noch schlimmer war — halbe Schritte zurück. Die Errichtung einer katholischen Abteilung im Kultusministerium trug den Konfessionalismus in die Staats- und Unterrichtsverwaltung herein und öffnete ultramontaner Propaganda und ultramontanen Intrigen Tür und Tor. In der Überwucherung des klerikalen Einflusses auf dem Gebiet des höheren und des niederen Schulwesens zeigten sich rasch die schlimmen Folgen. Eine Schrift von Görres „Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung" (1842) gab dem Gefühl des Triumphes über den König und „die Beamtenhierarchie", der der Rheinländer ihr Preußentum nie hatte verzeihen können, drastischen Ausdruck. „Alle Prinzipien sind der Kirche unverletzt und unversehrt geblieben": damit hatte er leider recht, dem Staat waren sie dafür um so mehr verletzt und versehrt worden. Nimmt man dazu noch die Vorgänge in Bayern, wo um jene Zeit ein ultramontanes Ministerium die protestantischen Soldaten bei der Fronleichnamsprozession zur Kniebeugung zwang und die Geistlichkeit in München bei der Bestattung der protestantischen Königin-Mutter jede Rücksicht aus den Augen setzte und wie zum Hohn im Frack statt im Ornat erschien, so waren jene Görresschen Fanfaren nur allzusehr gerechtfertigt.

Der Deutschkatholizismus

So konnte es denn auch der Bischof Arnoldi von Trier wagen, im Jahre 1844 die öffentliche Ausstellung des sogenannten „heiligen Rockes" zu veranstalten und Görres, diesen Schritt als „eine feierliche Bekundung des Triumphes der Kirche über den paritätischen Staat" zu rechtfertigen und zu verherrlichen.

Daß dies bei den Protestanten am Rhein den bittersten Unwillen erregte und als blutiger Hohn empfunden wurde, und daß demgegenüber zwei junge Gelehrte in Bonn, Gildemeister und Sybel, in ihrer Untersuchung „über den heiligen Rock zu Trier und die 20 anderen heiligen ungenähten Röcke" die Echtheit der Reliquie mit sieghaften Gründen bestritten, wollte nicht allzuviel besagen: das kam ja von seiten Andersgläubiger und kam nicht auf gegen die Million gläubiger Pilger, die zu dem wertlosen Stückchen Zeug andächtig aufblickten, oder gegen die zahlreichen Wunder, die vor ihm geschahen oder — nicht geschahen. Es war wirklich ein Triumph des „Glaubens" über den gesunden Menschenverstand und die wissenschaftliche Kritik; hiermit verurteilte sich der Katholizismus selbst zu jener „Inferiorität", über die später aus seinen eigenen Reihen heraus trauernd Klage geführt wurde. Wichtiger war, daß aus der katholischen Kirche selbst, von jüngeren Geistlichen dieser Provokation gegenüber Protest erhoben wurde. Johannes Ronge, ein schlesischer Kaplan, wandte sich in einem offenen Schreiben an den Trierer Bischof voll Zorn und Empörung ob dieses „Götzenfestes". Das schlug mächtig ein. In Breslau, in ganz Schlesien fielen ihm rasch Hunderte und Tausende von Protestierenden zu, der Kaplan Czerski schloß sich ihm mit seiner ganzen Gemeinde an, der ältere Theiner, der als Josephiner schon früher seine Professur hatte aufgeben müssen und sich auf eine Pfarrei zurückgezogen hatte, legte nun auch sein Priestergewand ab. Ronge stellte sich als „deutsch-katholischer" Priester der römisch-katholischen Kirche entgegen, Czerski nannte seine Gemeinde „christkatholisch". Schon 1845 konnte in Leipzig das erste deutschkatholische Konzil abgehalten werden, auf dem sich Robert Blum als feuriger Redner und lauter Agitator zum erstenmal in weiteren Kreisen hervortat. Die Zahl der Gemeinden wuchs rasch auf 170, später auf 200, die der Anhänger auf 60—70000, worunter allerdings auch Protestanten waren. Ronge selbst war von diesem Erfolg berauscht, 1845 schrieb er: „Ha, mich schauert's, daß wir schon so nahe dran; doch jetzt ist's vorüber. Der große Wurf ist gelungen, der Fortschritt des Jahrhunderts ist gerettet; der Genius Deutschlands greift schon nach dem Lorbeerkranz. Und Rom muß fallen." Aber auch ruhige und besonnene Männer wie Karl Mathy und Gervinus waren voll Enthusiasmus und Vertrauen: der erstere hoffte, mit Auerbach „einmal in der freien deutschen Kirche zusammenzutreffen", nachdem nun „Spinoza in Deutschland gesiegt" habe, und Gervinus, der in Flugschriften für die Bewegung eintrat, meinte, daß sie „die katholische und protestantische Kirche in Deutschland absolvieren und sich zu einer großen deutschen Nationalreligion gestalten" werde.

Allein Triumph und Hoffnung waren trügerisch. Die katholische Kirche war doch längst wieder fest gefügt, die Hierarchie das gehorsame Werkzeug des Pap-

stes und das bißchen Martyrium am Rhein und in Posen ein willkommener Kitt zum Zusammenhalt der etwa auseinanderstrebenden Geister. Daß sich kein Bischof der Bewegung anschloß, machte sie von vornherein aussichtslos, wie die Sache der Altkatholiken 25 Jahre später daran gescheitert ist. Vor allem aber, die Ronge und Czerski waren keine Reformatoren. Namentlich bei dem ersteren überwog Eitelkeit und rhetorische Phrase die sittliche Kraft, die allein das Recht gibt zu einem derartigen Bruch und die Gewähr für das erfolgreiche Begründen eines Neuen. Über Ziel und Mittel fehlte die Klarheit gleichermaßen, und es fehlte die Einsicht in die Schwere des Kampfes und in die Verpflichtung, die er den Führern auferlegte; bei Braten und Champagner macht man keine Religion.

Auch innere Schwierigkeiten kamen, über das Glaubensbekenntnis der neuen Religionsgemeinschaft konnte man sich nicht einigen. Hatte man in Leipzig noch mühselig eine leidlich positive Bekenntnisformel zusammengebracht, so war diese rasch den vielen, die weiter gehen wollten, zu konservativ, immer mehr stellte sich heraus, daß sich der Deutschkatholizismus nicht auf der Linie zwischen Katholizismus und Protestantismus bewegen wollte, sondern über den letzteren weit nach links hinausging und sich hier mit den extremsten und radikalsten Parteien und Richtungen innerhalb des Protestantismus zusammenfand. Arnold Ruge von der Hegelschen Linken begleitete den „neuen Luther" auf seinem Triumphzug nach Süddeutschland; und da eben jetzt „die Lichtfreunde" durch Hengstenberg und seine Anhänger immer mehr von der Kirche abgedrängt und schließlich so wackere Männer wie Uhlich, Wislicenus und Rupp aus ihr hinausgemaßregelt wurden, so begegneten auch sie sich mit den Deutschkatholiken auf ihren radikalen Pfaden; die Vorläufer der heutigen Gesellschaft für ethische Kultur, die nur ehrlicher als diese den Kampf gegen die Kirche ausdrücklich auf ihre Fahne schrieben, schlossen sich ebenfalls an. Natürlich traten die Regierungen, vor allem die Friedrich Wilhelms IV., der Bewegung hemmend und verbietend entgegen; schließlich aber mußte in Preußen durch das Religionspatent vom 30. März 1847 den Dissidenten doch etwas wie Duldung gewährt und ihre standesamtlichen Beziehungen rechtlich geregelt werden. Bei dem König war freilich der eigentliche Zweck ein anderer: nicht durch Bewilligung des Rechts zur Gemeindebildung wollte er den Austritt aus der Kirche ermöglichen und erleichtern, sondern umgekehrt die Kirche von diesen räudigen Schafen befreien, „den Blutreinigungsprozeß der Kirche fördern". In den politischen Wogen des Jahres 1848 aber tauchte das religiöse Element der Bewegung ganz unter; Robert Blum soll ausdrücklich erklärt haben, ihm sei es mit dem Deutschkatholizismus niemals Ernst gewesen: „das war nur damals die einzige Maske, unter der man öffentlich agitieren konnte". Doch haben sich einige

kümmerliche Reste dieser deutschkatholischen und freien Gemeinden in unsere Gegenwart herüber gerettet, die jetzt meistens der Gesellschaft für ethische Kultur näherstehen als irgendeiner Kirche oder einem positiven Bekenntnis. An die Stelle des Religiösen ist das Ethische getreten, damit ist aber aller Schwung und alle Begeisterung verflogen, eine trostlose Nüchternheit und Kahlheit ist für diese Bewegung heute charakteristisch.

Friedrich Wilhelm IV. und die Kunst

Noch auf einem andern Gebiet betätigte sich der romantische Sinn des preußischen Königs, auf dem der Kunst. Zu Anfang des Jahrhunderts unterstanden die deutschen Maler von Rom aus dem klassizistischen Einfluß von Carstens. Im Hause des preußischen Gesandten in Rom — es war Wilhelm von Humboldt — fand auch die neuhumanistische Kunst einen geselligen Mittelpunkt und die erwünschte Protektion, neben Angelika Kauffmann und Gottlieb Schick ging dort vor allem Rauch aus und ein, und von Weimar her unterstützte der alte Heide Goethe diese Richtung. Allein eben um die Wende des Jahrhunderts mußte der Klassizismus der jugendlichen Romantik — zwar nicht erliegen, dafür sorgte Goethe —, aber doch neben sich Platz lassen. Wie Brentano und Arnim die deutschen Volkslieder, wie Görres die deutschen Volksbücher, so sammelten die Brüder Boisserée seit 1804 Werke der älteren deutschen Malerschulen und redeten laut vom Wert und von der Schönheit dieser Bilder. Selbst Goethe gewann von dieser deutschen Art und Kunst einen ähnlichen Eindruck wie vierzig Jahre vorher beim Anblick des Straßburger Münsters; vorgehalten hat er freilich auch diesmal nicht, in seiner Zeitschrift „Kunst und Altertum" blieb er dem Klassizismus treu. Aber der Platz, wo die Schlacht geschlagen und der Sieg der Romantik entschieden wurde, konnte doch nur Rom sein, — nicht die antike Ruinenstadt Humboldts, aber das päpstliche Rom mit seinen gewaltigen Sammlungen, die über Raffael und Michelangelo zurückreichten. In dem Klösterchen San Isidoro fand sich unter Overbecks Führung dem heidnischen Klassizismus gegenüber die romantische, spezifisch christlich und katholisch gestimmte Malerschule der Nazarener zusammen, die auf das Vorbild der schlichten, fleischarmen Quattrocentisten in Umbrien oder auf Fiesole zurückgriff und unter dem Einfluß dieser Präraffaeliten ihre Madonnen und Heiligen m ten. Auch ihre Landschaften bevölkerten sie lieber mit biblischer als mit m

thologischer Staffage, und an die Stelle des heroisch-Stilvollen traten romantische Stimmungen, Märchenzauber oder heimatliches Glücksgefühl; denn für Deutschland wollten sie am Ende doch alle malen und fühlten sich „nie deutscher" als in Rom; was Ludwig Richter oder Moriz von Schwind gemalt haben, das war auch spezifisch deutsch. Zunächst aber zeigte die Schule in Rom, in den Freskobildern der Casa Bartholdy und der Villa Massimi, ihr auch auf Großes und Monumentales gerichtetes Streben, ihr Können und freilich auch die Grenzen dieses Könnens. Der bedeutendste von ihnen war Cornelius, eine weit machtvollere Persönlichkeit als die Overbeck und Veit, die Schnorr von Carolsfeld und Richter, weshalb er auch rasch über sie alle hinaus und von ihnen wegwuchs.

In diesem Kreis hatte 1818 der bayrische Kronprinz Ludwig bei seinem längeren Aufenthalt in Rom verkehrt, und schnell sich begeisternd lud er Cornelius als „den Hauptmann der Schar" zu bleibendem Aufenthalt nach München ein. Durch diesen fürstlichen Mäzen, der im Jahre 1825 den bayrischen Königsthron bestieg, und durch die zahlreichen Künstler, die Cornelius nachzogen und unter und neben ihm schafften, die Schnorr von Carolsfeld und Moriz von Schwind, die Rottmann und Genelli und wie sie alle hießen, wurde München zu der Kunststadt, als die wir sie heute alle kennen und lieben, freilich in gewissem Sinn auch ein Kunstprodukt auf einem künstlerischen Bestrebungen nicht durchweg günstigen Boden.

Bayern hatte damit Preußen überflügelt und war ihm zuvorgekommen. Nun aber bestieg an Stelle des sparsamen und ganz unkünstlerischen Friedrich Wilhelms III., unter dem aber doch Schinkel ein „Preußisch-Kantisches" in die deutsche Kunst hineingetragen und Rauch den Übergang von Thorwaldsenschem Idealismus zu einem gemäßigten Realismus gefunden hatte, Friedrich Wilhelm IV. den Thron; er, der Luxus und Kunst liebte, beschloß das Versäumte nachzuholen und den Vorsprung Münchens einzubringen. Aber auch damit kam er zu spät. In München selbst war die romantische und zugleich streng idealistische Kunst, wie sie Cornelius vertrat, in der Malerei schon wieder im Begriff zu veralten und schickte sich an, einer realistischeren Richtung, wie sie der Historienmaler Piloty einschlug, Platz zu machen; und noch viel realistischer war der Einfluß von Frankreich und Belgien her, rasch ließen sich die Jüngeren dafür gewinnen, selbst die konservativen Düsseldorfer konnten sich dem nicht entziehen. Und in Berlin gingen die Anfänge Adolf Menzels vollends deutlich nach dieser realistischen Seite hin. Der König aber hatte für all das kein Auge, sondern berief den alternden Cornelius in die nordische Hauptstadt; und in ihrer dünnen Luft voll Skepsis und Verstandeskühle nahm sich der Meister dieser fleisch- und farblosen, keusch-asketischen und monumental-idealistischen

Kunst, dem zum vollen Künstler doch gerade etwas von der Hauptsache, das farbige Können fehlte, schlecht genug aus; auch fühlte er sich persönlich von Anfang an wenig behaglich in Berlin. Und auch für diese malerische Romantik waren Heine und das junge Deutschland mit ihrer Emanzipation des Fleisches und war Feuerbachs Philosophie mit ihrer Anerkennung der Sinne und der Sinnlichkeit vernichtend. Mehr und mehr fingen die Künstler an, dem Rat zu mißtrauen, den ihnen Cornelius gab: „Streben Sie mehr nach der Schönheit als nach der Charakteristik", dem Publikum erschlossen eben jetzt die Realisten den Sinn für das Charakteristische und Individuelle. So kam der geplante Campo Santo nicht zustande, selbst die Kartons, die Cornelius dazu entwarf, fanden um ihrer farblosen Gedankenblässe willen wenig Verständnis und Beifall. Man fing an, zu begreifen, daß es in der Kunst mit Gedanken und Ideen nicht getan sei: wie man in den vierziger Jahren der idealistischen Philosophie Schellings und Hegels den Rücken kehrte, so ging es auch mit dieser „philosophischen Kunst" zu Ende. Umgekehrt wahrte Rauch in dem Denkmal Friedrichs des Großen, der sich freilich zu romantischer Auffassung schlechterdings nicht eignete, die Selbständigkeit seiner klassizistischen, von Thorwaldsen beeinflußten Richtung und entschied daneben doch wie vorher schon Schadow die Kostümfrage zugunsten der modern-realistischen Auffassung. Vollends aber ein Schlag ins Gesicht aller Romantik war Adolf Menzels Darstellung Friedrichs des Großen und seiner Zeit. Darum rief sie bei dem König, der sich als Enkel jener Epoche ihrer großen Wirkung doch nicht ganz entziehen konnte, sehr zwiespältige Gefühle hervor. Er mußte zusehen, wie über den von ihm berufenen Cornelius hinweg dieser kleine Mann der altgewordenen idealistischen Ästhetik eine modern realistische Kunst siegreich entgegenstellte und der Welt bewies, daß „die bedingungslose Hingabe an die Natur die Zukunft der Kunst in sich berge".

Dagegen gelang dem König in der Kunst ein anderes Großes — die Wiederherstellung und Vollendung des Kölner Doms. Freilich zeigte sich auch hier der Wandel der Anschauungen und Gefühle. Goethe hatte im Straßburger Münster ein Stück deutscher Art und Kunst gesehen, ahnungsvoll bebte unter seinen Meißelschlägen der schöne Bau der alten deutschen Heimat entgegen; selbst der Romantiker Uhland, freilich der gesündeste und freieste von allen, empfand vor diesem Bau nur ästhetisch, höchstens daß er daneben nüchtern die Zweckmäßigkeit dunkelblauer Glasfenster für die Bestimmung einer Kirche erwog. Friedrich Wilhelm IV. dagegen sah in dem Wiederaufbau des Kölner Doms ein Zeichen für das Wiedererstehen und Wiedererstarken mittelalterlicher Frömmigkeit und katholischer Kirchenherrlichkeit und freute sich desselben ohne Verständnis für die Gefahr, mit der es seinen Staat bedrohte. Wir modernen Menschen halten es mit Goethe und Uhland und erblicken im Kölner Dom oder im Straß-

burger Münster Kunst- und Meisterwerke eines Baustils, dessen Wert allerdings nicht in seinem spezifisch deutschen Charakter, sondern in seiner eigentümlichen Schönheit zu finden ist und dessen Beziehung zur Religion des Mittelalters wir historisch wohl verstehen können. Deshalb wird es uns heute nicht ganz leicht zu begreifen, daß von liberaler Seite her auch diesem Unternehmen des Königs Mißtrauen oder Hohn entgegengebracht und die deutschen Akkorde überhört wurden, die er bei der festlichen Grundsteinlegung so voll und warm anschlug und denen dann auch aus Bayern herüber von dem „teutsch" gesinnten König Ludwig ein verständnisvolles Echo antwortete. Aber auch diesem erging es ja nicht viel besser mit seiner in griechischem Stil erbauten Walhalla, in der aus Furcht vor den Ultramontanen unter den großen Deutschen Luther und Melanchthon keine Stelle finden konnten. Das war der Fluch jener Jahre, daß auch das Schöne und Große, was diese beiden Monarchen planten und taten, unter ihren Händen den Parteistempel einer überlebten romantischen Richtung oder einer immer stärker sich akzentuierenden konfessionellen Ausschließlichkeit und Absichtlichkeit erhielt und darum weder mit Dank noch mit Freude hingenommen wurde. Die Dombaufrage stand in jenen Tagen „mitten im Anprall zweier gegeneinander wogenden Zeitströmungen, wo der wieder in Bewegung gesetzte Kran das Zeichen war, das die Geister schied, und alles, was sich dazu berufen glaubte, öffentlich Zeugnis ablegte für und wider den Bau". Wenn sich daher Bretschneider, der alte Rationalist, Strauß, der theologische Kritiker, und Heine, der geistreiche Antiromantiker, in der Abneigung und im Mißtrauen gegen den Kölner Dombau zusammenfanden, so ist das nicht der Ausfluß eines unberechtigten und törichten, eines „geradezu persönlichen Hasses", wie uns Treitschke glauben machen möchte, sondern ein charakteristisches Symptom für ganz berechtigte Stimmungen und Befürchtungen. Das Wort von Strauß, daß hier in ungesunder Frömmelei und Kunstspielerei vollendet werden solle, was dereinst in frommem Ernst begonnen worden, traf schließlich doch das Richtige. Tatsächlich ist ja die von einem protestantischen Fürsten ins Werk gesetzte Wiedererneuerung des Kölner Wunderwerkes von der katholischen Kirche als eine Anerkennung ihrer Macht und Herrlichkeit aufgenommen und für ihre Wiedererstarkung ausgebeutet worden. Auch ein Künstler wie Gurlitt urteilt darüber heute nicht anders: „Der Jubel war unbeschreiblich. Und die klugen Geistlichen lächelten wohlgefällig. Sie bauten nicht für Deutschlands Macht, für den Frieden der Konfessionen und Europas. Sie bauten für ihre Kirche." So tragen wirklich nicht die bösen Liberalen die Schuld, daß die Freude am gelungenen Werk keine reine war und sein konnte.

Der König und die Wissenschaft. Schelling.

Hat der König auf dem Gebiete der Kunst schließlich mit diesem großem Wurf gegen seine Gegner doch recht behalten — nicht freilich in dem, wie er es meinte, aber in dem, was er tatsächlich erreichte, so mißglückte ihm auf einem anderen, dem Gebiete der Wissenschaft ein Plan, der ihm ganz besonders am Herzen lag. Wir wissen, wie verhaßt ihm die Hegelsche Philosophie war, deren Vertreter unter dem Ministerium Altenstein namentlich durch dessen vortragenden Rat Johannes Schulze begünstigt und bei Besetzung von Universitätsprofessuren bevorzugt worden waren: sie war in den zwanziger und dreißiger Jahren auch in diesem Sinn die Philosophie des preußischen Staats. Das Auseinandergehen der Schule in eine Rechte und eine Linke und die immer radikalere Entwicklung der letzteren schien nun der Abneigung des Kronprinzen recht zu geben, und so war es kein Wunder, daß er als König die praktischen Konsequenzen zog.

So ungeteilt die Freude war, als er die Gebrüder Grimm nach Berlin berief: ihm waren sie nicht die „Göttinger Sieben", sondern die Romantiker, die er an seiner Berliner Hochschule haben wollte. Allein um Hegel zu überwinden, mußte man einen Philosophen finden. Nun hatte eben in dieser Zeit der junge Adolf Trendelenburg an der Berliner Universität in seinen „logischen Untersuchungen" die Unhaltbarkeit der dialektischen Methode Hegels siegreich dargetan. Allein als Gleichwertiger konnte diese wissenschaftlich dünne Persönlichkeit Hegel unmöglich entgegengestellt werden, dazu besaß er einstweilen nach außen noch zu wenig Autorität, und sachlich war sein eigenes an Aristoteles sich orientierendes Philosophieren über die Körperliches und Geistiges verbindende Kategorie der Bewegung zu sehr nur Gelehrtenweisheit und Kunstprodukt. Dem König aber war solches methodisches Widerlegen und Widersprechen zu pedantisch, es versprach auch keine sofortigen Erfolge. Daher sah er sich nach einem zugkräftigeren Gegner um, und den glaubte er in Schelling zu finden.

Die Hegelsche Philosophie hatte an die Schellingsche angeknüpft, einen Augenblick hatten die beiden Jugendfreunde zusammen philosophiert, als wären sie nur einer. Aber Hegel hatte mit Schelling gebrochen; und erst mit stillem, später auch mit laut sich äußerndem Neide hatte dieser zugesehen, wie ihn der weit weniger geniale, aber viel gelehrtere und methodischere, viel tiefgründigere und systematischere Freund überholte. In seinen Vorlesungen an der durch König Ludwig 1826 neugegründeten Münchner Universität, deren glänzendste Zierde er war, polemisierte er deshalb mit affektierter Geringschätzung gegen Hegel und nannte seine Philosophie eine traurige Episode in der Geschichte der neuen Philosophie; was an ihr wahr und gut sei, habe Hegel von ihm. In einer viel bemerkten Vorrede zu einem Buche von Cousin, dem französischen Eklektiker

der für Schelling und Hegel zugleich schwärmte, sprach er sich 1833 auch öffentlich gegen diesen „neuen Wolfianismus" aus, der „an die Stelle des Lebendigen und Wirklichen den logischen Begriff setze", eine „von dürftigen Köpfen wie billig bewunderte Erfindung". Die ganze Sache wuchs sich zu einer Art von cause célèbre aus, der Heine durch seinen Witz über Schellings wenig würdiges Benehmen noch besondere Notorietät verlieh. In seiner Schrift über die romantische Schule schrieb dieser lose Spötter: „Herr Schelling war zu Anfang des Jahrhunderts ein großer Mann. Unterdessen aber erschien Hegel auf dem philosophischen Schauplatz; Herr Schelling, welcher in den letzten Zeiten fast nichts schrieb, wurde verdunkelt, ja er geriet in Vergessenheit und behielt nur noch eine literarhistorische Bedeutung. Die Hegelsche Philosophie war die herrschende, Hegel ward Souverän im Reiche der Geister, und der arme Schelling, ein heruntergekommener, mediatisierter Philosoph, wandelt trübselig umher unter den andern mediatisierten Herren zu München. Da sah ich ihn einst und hätte schier Tränen vergießen können über den jammervollen Anblick. Und was er sprach, war noch das Allerjämmerlichste, es war ein neidisches Schmähen auf Hegel, der ihn supplantierte. Wie ein Schuster über einen andern Schuster spricht, den er beschuldigt, er habe sein Leder gestohlen und Stiefel daraus gemacht, so hörte ich Herrn Schelling, als ich ihn zufällig mal sah, über Hegel sprechen, über Hegel, welcher ihm „seine Ideen genommen", und „meine Ideen sind es, die er genommen", und wieder „meine Ideen" war der beständige Refrain des armen Mannes ... Hegel hat freilich sehr viele Schellingsche Ideen zu seiner Philosophie benutzt; aber Herr Schelling hätte doch nie mit diesen Ideen etwas anzufangen gewußt. Er hat immer nur philosophiert, aber nimmermehr eine Philosophie geben können". Wenn ihn Heine weiter beschuldigte, „die Philosophie an die katholische Religion verraten" zu haben, so war das zwar so gefaßt falsch; allein für den romantischen Charakter der Schellingschen Philosophie im allgemeinen und speziell für ihre neueste und letzte Phase, wie er sie in München ausgebildet hatte und vortrug, war es doch nicht ohne einen Schein von Berechtigung; auch wurde das Gerücht, Schelling sei katholisch geworden, in weiten Kreisen wirklich geglaubt. Etwas Bestimmtes über diese Neuschellingsche Philosophie wußte man freilich auswärts nicht, da sie Schelling nur vom Katheder herab verkündigte: es sollte eine christliche Offenbarungsphilosophie sein, die er als positive Fortsetzung oder Ergänzung seiner früheren negativen Philosophie der Hegelschen entgegenstellte. Eben darum erschien er jetzt dem frommen, romantischen König als der Mann, der „die Drachensaat" des Hegelschen Pantheismus zu vernichten, Glauben und Wissen — schon wieder einmal! — auf eine noch nie dagewesene Weise zu versöhnen und die aus den Fugen gegangene Zeit einzurenken imstande sei.

In diesem Sinn wurde er 1841 aus München nach Berlin berufen — „nicht wie ein gewöhnlicher Professor, sondern als der von Gott gewählte und zum Lehrer der Zeit berufene Philosoph". So machte sein Kommen das größte Aufsehen und erregte die größten Erwartungen. Und diese schien seine Antrittsrede am 15. November 1841 auch wirklich zu rechtfertigen, sie floß von Selbstgefühl über und verhieß „bis jetzt für unmöglich Gehaltenes" zu verwirklichen. Allein die Fortsetzung entsprach diesen hochgespannten Erwartungen nicht, die Zahl der Zuhörer nahm ab und schon 1846 stellte er seine Vorlesungen ganz ein. Dazu hatte er freilich einen trefflichen Vorwand. 1843 veröffentlichte sein alter Gegner, die letzte Säule des Rationalismus, Kirchenrat Paulus in Heidelberg auf Grund eines eigens zu diesem Zwecke nachgeschriebenen Kollegienheftes „die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung und Entstehungsgeschichte, wörtlicher Text, Beurteilung und Berichtigung der v. Schellingschen Entdeckungen über Philosophie überhaupt, Mythologie und Offenbarung des dogmatischen Christentums im Berliner Winterkursus von 1841—42, der allgemeinen Prüfung vorgelegt". Das war ein öffentlicher Skandal und war schnödes Unrecht; dennoch wurde der „alte Bösewicht", als Schelling klagte, freigesprochen, und das Publikum, das „über dem Parteiinteresse die Rechtsfrage vergaß", hielt es in seiner Mehrheit mit Paulus. Diese Gelegenheit benützte der Philosoph, der mit der Wissenschaft nicht gehörig fortgeschritten war, nicht gehörig weiterstudiert hatte und deshalb seine Zeit nicht mehr verstand, um für immer zu verstummen. Und wieder fiel die Enttäuschung über diese theosophische Posse des philosophischen Cagliostro — so nannte ihn Feuerbach — auf den König zurück, der ihn „als Organ der Nation" nach Berlin berufen hatte.

Die neue Offenbarungsphilosophie Schellings war aber auch sachlich eine schwere Enttäuschung. Die bisherige Philosophie, so orakelte er, auch seine eigene, wußte nur das Was, nicht auch das Daß der Dinge, hatte von ihnen nur einen Begriff, kannte nur ihre Möglichkeit, nicht ihre Wirklichkeit, deshalb ist sie negativ. Zur Wirklichkeit gelangen diese begrifflichen Möglichkeiten oder Potenzen erst durch ein Einzelwesen, das absolut und allgemein zugleich ist, durch Gott. Gott ist somit der Endpunkt der negativen, der Ausgangspunkt der positiven Philosophie, von ihm als dem Realen geht sie aus, in diesem allgemeinen Einzelwesen hat alles Seiende seine Existenz. Liegt schon im Begriff eines Einzelwesens, das zugleich allgemein sein soll, der vollendete Widerspruch, so verwickelte sich Schelling durch den Gedanken, daß der trinitarische Prozeß in Gott und die Entstehung der Welt aus Gott ein rein freier Akt sein soll, in ein unklares Geflechte von spekulativen Bestandteilen seiner früheren Philosophie und Bruchstücken der kirchlichen Dogmatik und machte sich

so eine halbmystische Scholastik zurecht ohne allen wissenschaftlichen Wert. Gehaltvoller war seine Darstellung der Religionen, in denen sich Gott durch die Mythologie hindurch zur Offenbarung entwickelt habe. Im Christentum findet dieser Gang seine Vollendung, das Christentum aber kommt zum Abschluß in der endgültigen Vereinigung von Glauben und Wissen, in einer wahrhaft philosophischen Religion, die freilich so, wie Schelling sie ausführte, weder kirchlich-orthodox noch wahrhaft philosophisch war und darum keinen Teil befriedigte. Das Schlimmste aber war, daß er, der doch berufen war, die Drachensaat des Hegelschen Pantheismus zu zertreten, es hochmütig ablehnte, sich mit den kritischen und religionsphilosophischen Werken von Strauß, Baur und Feuerbach auseinanderzusetzen, und kategorisch erklärte: „nicht die in manchem Betracht zufälligen Erzählungen des Neuen Testaments sind notwendig, um die Hoheit Christi zu erkennen, sondern umgekehrt die Hoheit Christi — mit allen den Bestimmungen, die wir ihr gegeben (!) — ist notwendig, um diese Erzählungen, um die Evangelien zu begreifen. Das mögen die wohl bedenken, welche noch mit der mythischen Erklärung etwas ausrichten zu können meinen, die höchstens gegenüber der Kleingläubigkeit und Kleinmütigkeit mancher Theologen noch etwas bedeuten kann"! Und auch das war schlimm, daß er die Religionswissenschaft mit allerlei spekulativen Konstruktionen und Willkürlichkeiten belastete und für das Traditionelle der Bibel und Mythologie künstliche Deutungen ersann, um es als historisches Moment festzuhalten: darunter hat sie lange genug zu leiden gehabt. Es erinnerte an die altchristliche Gnosis, wie hier eine menschliche Geschichte zu einer überweltlichen Theogonie und Christogonie gemacht und damit aller „Hinterweltlichkeit" Tür und Tor geöffnet wurde: Dichtung und Mythologie traten an die Stelle echter Wissenschaft.

Dennoch können wir jetzt historisch unbefangen das Bedeutsame auch dieser spätesten Periode des Schellingschen Philosophierens würdigen. Sie verhält sich zu unserer heutigen Religionswissenschaft etwa so, wie seine Naturphilosophie zur exakten Naturforschung unserer Tage: auch hier lagen echte Probleme, die sich freilich nicht durch Machtsprüche lösen lassen, sondern nur auf dem langsamen Wege streng methodischer Forschung, wie ihn Strauß mit dem Begriff des Mythus gewiesen und die Tübinger Schule mit ihren Quellenuntersuchungen weiter verfolgt hatte. Aber hier Probleme gesehen und dadurch das religionsphilosophische und religionsgeschichtliche Interesse geweckt zu haben, das ist doch das Verdienst dieser Schellingschen Offenbarungsphilosophie. Den Zeitgenossen freilich erschien sie nur als ein Ausfluß der mittelalterlichen oder gar katholisierenden Tendenzen im Dienste des romantischen Königs. Daraus erklärt sich die Leidenschaftlichkeit des Streits, daraus zum Teil auch der tiefe Sturz der Philosophie überhaupt, die nun nach dem Auseinanderfallen der Hegelschen Schule

in Schelling vor aller Welt kompromittiert dastand. Was Uhland von der Kirche seiner Zeit gesagt hatte: „der Festesrede Giebel war: duck dich, schweig dabei!" das schien nun auch von der Philosophie zu gelten, und so erntete diese positive Philosophie Schellings, als sie 1843 im „Vordruck" des Heidelberger Paulus erschien, nur Spott und Hohn; und als sie 1858 in den nachgelassenen Werken des Philosophen selbst ans Licht trat, da war die Zeit längst eine andere geworden und niemand kümmerte sich mehr um sie, eine Wirkung auf das deutsche Geistesleben hat sie nur negativ ausgeübt; und der Versuch, sie wieder zu beleben, muß ohnedies scheitern, Totgeborenes kann man nicht lebendig machen. Im Jahre 1848 aber, als der Sturm in die Zeit fuhr, war infolge dieses großen Fiaskos die Philosophie überhaupt keine Macht mehr im Bewußtsein des Volkes und seiner Gebildeten: und doch kann man ohne Weltanschauung zwar eine Revolution machen, aber keinen neuen Staat bauen. So waren auch an diesem Mangel letzten Endes wieder die Romantik und der romantische König schuld, die der Zeit eine Weltanschauung hatten aufdrängen wollen, über die sie längst schon hinausgewachsen war; daher hatte man nur Kraft zum leidenschaftlichen Negieren und Ablehnen, keine zum positiven Bauen und ruhigen Gestalten.

Wie wertvoll und siegreich aber eine geschlossene Weltanschauung auch für Politiker ist, das zeigt Stahl, der im gleichen Jahr wie Schelling und als sein — von ihm selbst freilich verleugneter — Schüler nach Berlin berufen wurde und dort zum Führer der Konservativen Partei in Preußen geworden ist. Doch ebendeswegen sprechen wir von ihm und seinem Einfluß besser erst in der nächsten Periode, obwohl seine „Rechtsphilosophie" und sein „Kirchenrecht der Protestanten" schon vor seiner Berufung nach Berlin erschienen waren. Vorläufig ahnte noch niemand, daß die Gewinnung dieses Mannes, die fast niemand beachtete, für Preußen weit bedeutsamer sei als die von Schelling und daß dem König damit wirklich ein großer Wurf gelungen war. Denn was wären die preußischen Konservativen ohne Stahl? Schelling aber kann nicht einmal den Ruhm, als ob durch Stahl seine Ideen Grundlage und Eigentum einer großen Partei geworden wären, für sich in Anspruch nehmen, hat er doch selbst wegwerfend genug von ihm gesagt: „die Philosophie der Offenbarung hat er nie gehört, und er kennt meinen letzten Sinn durchaus nicht".

Um so seltsamer nahm sich unter allen diesen Romantikern in Kunst und Wissenschaft am Hofe Friedrich Wilhelms IV. Alexander von Humboldt aus, der „zwar auf dem Rücken den goldenen Schlüssel des Hofamtes, zugleich aber die Ideen von 1789 im Herzen trug": darüber lassen die Indiskretionen der Ludmilla Assing keinen Zweifel. Immerhin gab dieser Fürst der Wissenschaften dem König und seinem Hof ein wissenschaftliches Relief. Wenn er es ein-

mal als seine Aufgabe bezeichnet hat, „in den stehenden trüben Urschlamm des Berliner Lebens ein geistiges Prinzip, ein befruchtendes, bildendes, veredelndes zu bringen, das Interesse von der schalsten, ärmsten Frivolität ab auf etwas Höheres, Ernsteres hinzuziehen", so ist ihm das freilich nur teilweise gelungen. Aber schon daß ein so ernster und großer Vertreter der strengen Erfahrungswissenschaft über all den kleinen Dilettanten am Hofe imponierend und groß wie vor ihm nur Goethe stand, nach allen Seiten Einfluß übte und als der „gekrönte Monarch der Wissenschaft" einer ganzen Welt Respekt einflößte, war etwas wert. Der König hatte also für wahre Größe doch ein offenes Auge, nur daß er sie von Scheingrößen aller Art nicht sicher unterscheiden konnte, weswegen er in den meisten Fällen mit solchen vorlieb nahm.

Die oppositionelle Poesie

So kam allmählich heran, was kommen mußte, wohlvorbereitet in den vierziger Jahren durch die sich immer steigernde Heftigkeit der Opposition, — die Revolution. Sie richtete sich freilich nicht bloß gegen Friedrich Wilhelm IV., sondern war der Ausdruck der Mißstimmung und des Unbehagens über die deutschen Zustände überhaupt. Aber daß an eine Reform nicht Hand angelegt und Besserung schließlich nur von der Revolution erwartet wurde, daran trug doch dieser preußische König und der Geist, aus dem heraus er fühlte und redete, handelte und regierte, die Hauptschuld. Das Wort, das ihm Herwegh zurief:

> Zu scheu, der neuen Zeit ins Aug' zu sehn,
> Zu beifallslüstern, um sie zu verachten,
> Zu hochgeboren, um sie zu verstehn

traf wirklich den Nagel auf den Kopf.

Noch war das junge Deutschland auf dem Plan, „Atta Troll" und „Deutschland. Ein Wintermärchen" sind damals erschienen. Aber wie zwei Seelen in Heines Brust wohnten, so wandten sich auch Gutzkow und Laube, reifer und ruhiger geworden, von dem unmittelbaren Eingreifen in die Politik des Tages ab und suchten, unter Festhaltung freiheitlicher Tendenzen, soweit sie das vermochten, Bleibendes zu schaffen und die Bühne in realistischem Sinn zu beeinflussen und zu heben. In den vierziger Jahren haben Gutzkow mit „Zopf und Schwert", mit dem „Urbild des Tartüffe" und mit „Uriel Acosta", Laube mit en „Karlsschülern" das deutsche Theater wirklich bereichert. Radikaler war agegen die Hegelsche Linke geblieben, soweit sie in den Halleschen Jahrbü ern zu Worte kam. Namentlich als diese in Preußen verboten wurden und nter dem Titel „Deutsche Jahrbücher" nach Dresden übersiedelten, wurde ihre

Sprache immer leidenschaftlicher und heftiger, bis sie auch hier unterdrückt wurden und Ruge zuerst von Paris, dann mit Julius Fröbel zusammen von Zürich aus in Flüchtlingsstimmung eine wahrhaft revolutionäre Propaganda durch buchhändlerische Tätigkeit organisierte. Es war überhaupt eine Zeit der Kritik. Damals ist Berlin die kritische Stadt geworden, die es bis zur Stunde geblieben ist. Allen anderen zuvor taten es darin „die Freien bei Hippel", die sich um den eben erst vom akademischen Lehramt entfernten Bruno Bauer scharten und die Radikalsten der Radikalen, neben den beiden Brüdern Bauer auch Kaspar Schmidt (Max Stirner), zu ihren Mitgliedern zählten. Es war eine ätzende, alles zersetzende, nichts verschonende Kritik, der Zügellosigkeit der Gedanken entsprach in seiner Würdelosigkeit und Wüstheit auch Ausdruck und Ton.

Kaum minder schrill, wenn auch formell weniger anfechtbar, waren die Töne, die von der Schweiz herüber ein junger Schwabe, Georg Herwegh, in seinen „Gedichten eines Lebendigen" (1841) anschlug. Die klirrende Phrase, die dieser Dichter voll Rhetorik, aber ohne die Poesie und ohne das sittliche Pathos seines Landsmanns Uhland handhabte — allerdings meisterlich handhabte, Klirren ist auch eine Kunst —, wirkte in dieser Zeit der Gärung doppelt stark: der revolutionäre Aufruf

Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihen

zündete, als stünde die Revolution schon leibhaftig vor der Tür, und flog von Mund zu Mund. Sein Gedicht an den König von Preußen, das mit den Worten schloß

Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen

imponierte selbst diesem so, daß er ihm eine Audienz bewilligte, die dann freilich für beide sehr unglücklich ausfiel. Den verwöhnten und eiteln Poeten machte sie nur noch übermütiger und kecker, den gekränkten König nur noch empfindlicher und gereizter: da hatte Schiller seine Marquis-Posa-Szene doch mit zwei besseren Heldenspielern ausgestattet. Immerhin war die Ausweisung dieses Phrasenhelden aus Preußen wenigstens verständlicher, als drei Jahre später die der beiden badischen Abgeordneten Itzstein und Hecker.

Gegen den Triumphzug, in dem der unreife, von sich und andern damals ebenso überschätzte, wie heute vielfach unterschätzte Herwegh Deutschland durchzog, richtete der weit bedeutendere Freiligrath seinen „Brief" vom Januar 1843 mit dem wohlverdienten, aber bei diesem satisfait von 25 Jahren unwirksam verhallenden Ruf:

Poet, wetz aus die Scharte,
Wetz aus den Schwabenstreich!

und ebenso unbefangen sprach er es aus, daß der Dichter auf einer höheren Warte stehen müsse, als auf der Zinne der Partei. Allein die Zeit war mächtiger als die Harmlosigkeit eines einzelnen. Als ihm von Friedrich Wilhelm IV. in guter Meinung eine Pension verliehen wurde, warf er sie ihm, als wäre es eine goldene Kette, klirrend vor die Füße und schickte nun von England herüber nicht weniger revolutionäre Gedichte als Herwegh aus der Schweiz, nur daß die Freiligrathschen den echten Dichter doch nie ganz verleugnen.

Sozialistische Klänge

Und vom Ausland her kam auch ein sozialistischer Zug in die Bewegung. Sozialisten gab es in Deutschland noch keine — wir werden hören, warum —, während in England bereits die Chartisten ihre Siege erfochten und es in Frankreich seit Baboeuf dem Sozialismus nie an utopistischen Theoretikern oder an praktischen Revolutionären und Verschwörern gefehlt hat. Auch hier war es Heine, der die Vermittlung übernahm. Er war in Paris mit den St. Simonisten und speziell mit Enfantin bekannt geworden und hatte in seiner leicht ironischen Weise als erster seine Landleute auf diese ihnen neue Bewegung hingewiesen. Freilich ohne sie selber in ihren Wurzeln und in ihrem Wesen recht zu verstehen: denn ihm, dem Aristokraten der Bildung, fehlte jede Möglichkeit einer intimeren Berührung und Verständigung mit den schwieligen, schweißigen Händen der Arbeiter, die ihn anwiderten und degoutierten. Auch fürchtete er von diesen „finstern Bilderstürmern" für Schönheit und Kunst, weltschmerzlich beschlich ihn „unsägliche Trauer, wenn er an den Untergang dachte, mit dem das siegreiche Proletariat seine Verse bedrohe, die ins Grab sinken werden mit der ganzen alten romantischen Welt". Mehr als das spezifisch Kommunistische der neuen Lehre reizte ihn die von Enfantin improvisierte Religion und imponierte ihm die Energie, mit der hier der Emanzipation des Fleisches das Wort geredet und sie gewissermaßen religiös gerechtfertigt wurde: der Romantiker und der Führer des jungen Deutschland kamen dabei gleichermaßen auf die Kosten.

Nach Paris wanderten aber auch deutsche Handwerksburschen, und taten sich dort zu einem Bund der Geächteten, später zum Bund der Gerechten zusammen; und in der Schweiz schlossen sich dem „jungen Europa", einem romanischen Geheimbund unter Mazzinis Leitung, deutsche Flüchtlinge und Handwerker an und erfüllten sich da wie mit revolutionären und tyrannenmörderischen, so mit allerlei sozialistischen und kommunistischen Anschauungen ohne Zusammen-

hang und Klarheit. Von den in Handwerkerkreisen und durch sie verbreiteten Ideen jener Jahre geben uns zwei Romane vielleicht das anschaulichste Bild. Der eine, „Wandlungen" von Fanny Lewald, noch vor der Revolution erschienen, zeigt, wie von Paris aus diese Ideen bis nach Ostpreußen drangen und dort die bäuerliche Bevölkerung gegen ihre Gutsherrn in Bewegung setzten. Der andere, erst 1850 ans Licht getreten, „Die Ritter vom Geist" von Gutzkow, schildert, wie der hochgeborene Fürst Egon von Hohenberg in der Bluse des Tischlers und erfüllt von den Ideen des arbeitenden Volkes in Paris mit dem Sozialisten Louis Armand Freundschaft und Brüderschaft schließt, dann aber als Ministerpräsident und „Staatsretter" diese Gedanken nicht durchführen, kaum festhalten kann und nach zwei Jahren als müder Kämpfer, aus tausend Wunden blutend in die Welt seiner Ideale zurückkehrt.

Während in diesen beiden Romanen das Sozialistische ausdrücklich als fremde Importware bezeichnet wird und uns die „Wandlungen" deshalb schließlich wieder auf französischen Boden zurückführen, griff Freiligrath unmittelbar ins deutsche Leben hinein und entnahm den Stoff zu seinen sozialistisch wilden und trotzigen Klagen und Anklagen dem heimatlichen Boden selber. So in jenem mächtigen Gedicht von dem Proletarier-Maschinisten auf dem Dampfschiff, das den König von Preußen den Rhein hinunterführt; oder in der wahren Geschichte „vom Harze", wo die Not der Bauern, und in dem Gedicht „aus dem schlesischen Gebirge", wo das Elend der schlesischen Weber zu starkem und ergreifendem Ausdruck kommt. Und als ob der Dichter Prophet und Seher gewesen wäre, trieb gleich darauf im Sommer 1844 das Elend in den Weberdörfern des schlesischen Gebirges diese Ärmsten zu einem sozialen Aufstand, der freilich blutig niedergeschlagen, aber nun erst recht Anlaß und Stoff wurde zu allerlei kommunistischen Gedanken in Wort und Bild. Fünfzig Jahre später hat Gerhart Hauptmann diese Tat der Verzweiflung in seinen „Webern" auf die Bühne gebracht und konnte jetzt im sozial gewordenen Zeitalter dafür auf volles Verständnis rechnen.

Ganz überzeugte und bewußte Sozialisten aber dürften in den vierziger Jahren nur zwei Deutsche gewesen sein — der revolutionäre Schneider Wilhelm Weitling und der konservative Professor Viktor Aimé Huber. Jener, der in Paris die kommunistischen Führer kennen gelernt und deren Lehren in sich aufgenommen hatte und offenbar etwas vom deutschen Sektenstifter an sich trug, griff auf urchristliche Gedanken zurück und schrieb sein „Evangelium eines armen Sünders", in dem er die sozialistischen Elemente in der Lehre Jesu und seiner Apostel mit sicherem Griff heraushob und in wirkungsvoll agitatorischer Weise verwertete; und in seiner Schrift „Garantien der Harmonie und der Freiheit" näherte er sich bereits der materialistischen Geschichtsauffassung

und verlangte praktisch allgemeine Arbeitspflicht mit gleichmäßigem Minimalerwerb. Ausgerichtet hat er nichts: er war ein Vorläufer und Märtyrer, der bald Flüchtlings-, bald Gefängnisbrot zu essen bekam. Auch fehlte ihm die tiefere Einsicht in die wirtschaftlichen Verhältnisse; es war mehr nur der unbestimmte Drang nach einer sozialen Revolution, wie eine solche in den kommunistischen Geheimbünden des damaligen Frankreich geplant und gefordert wurde, als ein klares soziales Programm. Jene Einsicht war dagegen bei Huber vorhanden. Er war einer der ersten Wortführer der konservativen Partei in Preußen, daher richtete er sich mit der Mahnung, durch schöpferische Taten oder, wie wir heute sagen würden, durch sozialpolitische Maßregeln der drohenden sozialen Revolution zuvorzukommen, an die oberen Klassen. Allein von Friedrich Wilhelm IV. auf den unrichtigen Platz berufen stand er mit dieser Forderung in seiner Zeit und seiner konservativen Umgebung unverstanden allein und kam mit seinen Befürchtungen und Mahnungen ebenso zu früh wie Weitling mit seiner revolutionären Agitation. Die Bewegung von 1848 war trotz alles dessen, was auf ihrem Untergrund gärte und in den „Kommunistenprozessen" nachträglich zutage kam, ebensowenig sozialistisch als die Reaktion der fünfziger Jahre. In den Massen sah man in Deutschland einstweilen noch kaum etwas anderes als den Resonanzboden für die bürgerlichen Redner und Agitatoren, und der „Ritterschaft", mit der Huber darüber in Konflikt geriet, kam es noch nicht zum Bewußtsein, daß sie gegen die Proletarier und Arbeiter auch Pflichten zu erfüllen, nicht bloß Vorrechte vor ihnen voraus habe.

Was aber in den vierziger Jahren drüben in England von deutschen Flüchtlingen an sozialwissenschaftlichen Waffen geschmiedet wurde, das blieb einstweilen noch in der Scheide stecken, und als es sich 1847 im „Manifest der kommunistischen Partei" ans Licht wagte, fand es in Deutschland jedenfalls noch kein Echo.

Erwachen des Nationalgefühls

Dagegen wurde ein anderes, der internationalen Flüchtlingsbewegung und Verschwörerstimmung gerade Entgegengesetztes in den vierziger Jahren neu belebt, — das deutsche Nationalgefühl. Vom Ausland her klang es freilich in den Kreisen der vorgeschrittenen Liberalen immer noch recht kosmopolitisch-international: so aus Paris, wo Heine im „Wintermärchen" Deutschland verhöhnte, und Arnold Ruge in den deutsch-französischen Jahrbüchern in urwüchsiger Grobheit über Deutschland wetterte; und von England herüber stimmte Freiligrath in diese Tonart ein; am schlimmsten aber trieb es in Zürich Herwegh, der sich in seinem Polenenthusiasmus anläßlich eines neuen ganz be-

sonders törichten Polenaufstandes im Jahre 1846 nicht schämte, „den Empörern Sieg und jede Schmach auf deutsche Fahnen" herabzuwünschen.

Allein zu der Stimmung der vierziger Jahre paßte das schon nicht mehr. Die frivole Kriegsdrohung, die Thiers als Minister Louis Philipps aus Anlaß der diplomatischen Niederlage Frankreichs in der ägyptischen Frage und im Interesse der Förderung seines Lieblingsplanes, der Befestigung von Paris, 1840 über Deutschland heraufbeschworen hatte, entfachte hier plötzlich einen lange nicht mehr erlebten Aufschwung nationaler Begeisterung, die in dem Beckerschen „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein" und in dem heute zur Volkshymne gewordenen „Deutschland, Deutschland über alles" von Hoffmann von Fallersleben ihren populären Ausdruck fand. Auch beim Durchschnittsliberalismus kam diese nationale Gesinnung zum Durchbruch und verdrängte allmählich die fremdbürgerlichen Allüren und die seit dem Hambacher Fest oft recht taktlos sich äußernden französischen Sympathien. Selbst Herwegh konnte sich dem Umschwung nicht entziehen und stimmte wenigstens soweit mit ein, daß er sang:

Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Die Rede, die Friedrich Wilhelm IV. am 4. September 1842 beim Kölner Dombaufest hielt, ließ einen Augenblick sogar von ihm die Lösung der deutschen Frage hoffen, obwohl der ironisch kühl danebenstehende Metternich solche rollenwidrigen Seitensprünge seines königlichen Freundes sofort wieder unschädlich zu machen wußte. Auch Ludwig von Bayern, dessen beste Zeit allerdings schon vorüber war, hörte man trotz seiner harten Verse und seiner noch härteren Partizipialwendungen gerne sich für „teutsches" Wesen begeistern. Als aber vollends 1846 Christian VIII. von Dänemark in seinem „offenen Brief" die Unverletzlichkeit des dänischen Gesamtstaates proklamierte und sich über die verbrieften Rechte und die alte Vereinigung der beiden Herzogtümer an der Nordmark hinwegsetzte, da klang das 1844 gedichtete „Schleswig-Holstein meerumschlungen" jubelnd und trotzig vom Fels zum Meer, die öffentliche Meinung stellte sich auf die Seite der erregten Schleswig-Holsteiner und forderte drohend die Wahrung nationaler Rechte und nationaler Würde. Selbst der Bundestag, der 1823 die Erwartung der Schleswig-Holsteiner, daß „in deutschen Landen ein Zufluchtsort für unterdrückte Gerechtigkeit zu finden" sei, schmählich getäuscht und ihren Beschwerden „mangelnde Kompetenz" als alles lähmendes Meduſenhaupt entgegengehalten hatte, konnte sich diesmal dem Druck der öffentlichen Meinung nicht entziehen, sondern mußte wenigstens in der Sache gegen den Dänenkönig Stellung nehmen und die Rechte der Agnaten und der holsteinischen Landesvertretung wahren. Dem Volk war dieser Bundestags-

beschluß freilich viel zu zahm, namentlich an den deutschen Hochschulen gingen die Wogen darüber recht hoch.

Hier waren die Wortführer nicht mehr wie dreißig Jahre vorher Studenten, sondern die durch die mutige Tat der Göttinger Sieben mächtig gehobene Professorenschaft. Daß sieben deutsche Professoren, darunter Gelehrte ersten Ranges, es wagten, dem Verfassungsbruch des neuen Königs Ernst August von Hannover entgegenzutreten und ihm zu sagen, daß sie nicht als Männer erscheinen wollen, „die mit Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben", und lieber Absetzung und Ausweisung als Unterwerfung auf sich nahmen, hatte durch ganz Deutschland ein jubelndes Echo gefunden und eine weit über die Personen hinausreichende moralische Bedeutung gewonnen. Am sittlichen Mut hochstehender, freigesinnter Universitätslehrer fand fürstlicher Absolutismus und gewalthaberische Willkür also doch ihre Schranke, darum ließ sich auch das Volk nicht länger mehr auf den „beschränkten Untertanenverstand" und den stillschweigenden Untertanengehorsam verweisen und trat mit Adressen und Geldsammlungen auf die Seite der Tapferen; daß es doch nur sieben von den vierzig oder fünfzig Professoren Göttingens waren, vergaß man wie im Himmel über der Freude an den paar Gerechten. Vielleicht darf man mit dem Auflohen der öffentlichen Meinung bei diesem Anlaß auch die opferwillige Initiative in Zusammenhang bringen, aus der heraus das deutsche Volk wenige Jahre nachher beim großen Brand von Hamburg von allen Seiten Hilfe leistete.

Den Professoren aber kam durch jenen Vorgang der Göttinger Sieben das Günstige ihrer unabhängigen Stellung zum erstenmal so recht zum Bewußtsein, und so ließen sie hinfort keine Gelegenheit vorübergehen, bei der nationale Gesinnung gepflegt werden und vor der weithin aufhorchenden Bevölkerung laut und vernehmlich zum Worte kommen konnte. Namentlich auf den beiden ersten Germanistenversammlungen in Frankfurt und Lübeck stärkte sich im Zusammensein von Männern wie Arndt, Uhland, den Gebrüdern Grimm, Dahlmann und anderen nationales Gefühl und patriotische Gesinnung. Was hier an Hoffnungen und Wünschen laut wurde, ging weit hinaus über die Kreise des Faches und der Wissenschaft: wie die Anwaltstage ein einheitliches Recht für ganz Deutschland und unter Berufung auf altgermanische Einrichtungen Schöffen- und Schwurgerichte begehrten, so stellten die Germanisten ihre Wissenschaft in den Dienst nationaler und freiheitlicher Forderungen. Aber auch was der germanistischen Wissenschaft als solcher im Verlauf der von uns in ihren Anfängen geschilderten Entwicklung gelungen war, galt nicht nur als ein Triumph der wissenschaftlichen Arbeit und Methode, sondern man blieb sich der Herkunft dieser Studien aus dem romantischen Geist und ihres Zusammenhanges mit dem gesamten deutschen Volkstum bewußt und begrüßte sie

als Bereicherung und Verherrlichung deutscher Sitte, Sprache und Art. Die Germanistik war damals recht eigentlich die deutsche Wissenschaft.

Und wie mit den Germanisten zugleich die Historiker tagten, so stellte sich auch die Geschichtswissenschaft und Geschichtschreibung mit ihnen in den Dienst des nationalen Lebens. Das achtzehnte Jahrhundert, dem man seinen unhistorischen Sinn zum Vorwurf macht, war darum doch erfüllt von Interesse für Geschichte und hat eine Reihe großer Historiker hervorgebracht. Neben Hume und Gibbon in England, neben Voltaire und Montesquieu in Frankreich stehen in Deutschland Schlözer und Spittler und für die eigene Geschichte besonders Justus Möser, der in wahrhaft Herderschem Geist deutsche Landesgeschichte behandelte. Durch seine ästhetische Darstellung und seine feinsinnige Charakteristik wußte Schiller als erster in Deutschland das Lesen historischer Werke zu einem Genuß für alle Gebildeten zu machen und „die Geschichtschreibung aus den niederen Kreisen des wissenschaftlichen Handwerkes zu befreien und sie in freiere, lichtere Bahnen emporzuweisen". Ebenso ist der als Historiker ungleich bedeutendere Johannes von Müller durch seine antikisierende, taciteisch pointierende Form der neuhumanistischen Zeitströmung mächtig entgegengekommen. Ganz besonders hat aber doch die Romantik die geschichtlichen Studien in den Dienst des nationalen Interesses gestellt und speziell auch auf eine gerechte oder gar überschätzende Würdigung des vom achtzehnten Jahrhundert als barbarisch verschrienen und in Mißkredit gebrachten Mittelalters gedrungen. Friedrich von Raumers Geschichte der Hohenstaufen gab dem den unmittelbarsten Ausdruck, und die aus ihr schöpfenden zahlreichen Stauferdramen bewiesen, wie sehr sie der Stimmung dieser romantischen Zeit entsprach. Von dieser ihrer Wirkung aus angesehen verdient sie die Mißachtung nicht, in der sie heute steht. Der romantische Zauber alter deutscher Kaiserherrlichkeit ist durch sie in vieler Herz und Sinn gekommen; was nach Abstreifung des Idealisierten und historisch Unhaltbaren übriggeblieben ist, das war doch nichts anderes als — die Begeisterung für Kaiser und Reich. Wissenschaftlich unendlich viel bedeutender und wertvoller waren die Leistungen der aus denselben Stimmungen heraus ins Leben gerufenen „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde": sie gab seit 1826 unter der Leitung von Pertz die Monumenta Germaniae historica heraus, eine kritische Sammlung mittelalterlicher Quellen, die eine wissenschaftliche Durchforschung des Mittelalters erst möglich gemacht und inzwischen ja die reichsten Früchte getragen hat. Bezeichnend ist, daß auch an der Wiege dieses streng wissenschaftlichen und echt vaterländischen Unternehmens, zu dem der Freiherr vom Stein die Anregung gegeben hatte, das Mißtrauen der deutschen Regierungen stand und Metternich es als ein „revolutionäres" verdächtigte.

Zu der romantischen Richtung gehört auch Leopold von Ranke, den di

deutsche Geschichtschreibung wegen seiner „zugleich empirischen, philosophischen und künstlerischen Anschauungsweise" mit Recht als den Meister ihres Faches, als „den größten Geschichtschreiber, den Deutschland je besessen", und als „den vornehmsten Historiker Europas" im neunzehnten Jahrhundert verehrt. Er besaß jene objektive Richtung des Geistes, in der nach Schopenhauer die Genialität besteht, und die Fülle der Ideen, die auch mit dazu gehört, und vereinigte so „das feinste Verständnis in der Abschätzung und Benutzung der Quellen, einen auf reine Gegenständlichkeit gerichteten Sinn, der dem Darsteller die Gabe wünschenswert machte, sein Selbst gleichsam auszulöschen, das Bemühen, die Verknüpfung der Einzelerscheinung und des Allgemeinen aufzudecken, die angeborene Gestaltungskraft und Lebhaftigkeit des Ausdrucks". Schon in seinem ersten Buch, den „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535", machte er es der Geschichte zur Aufgabe, „bloß zu sagen, wie es eigentlich gewesen", und so schaute er ohne zu richten mit ästhetischer Freude den historischen Erscheinungen zu, wie sie ihr eigentümliches Wesen entfalteten. Nur zuweilen wies er hin auf „die Hand Gottes über den Menschen"; und unter dem Einfluß der romantischen Lehre vom unbewußten Schaffen der Volksseele in den geschichtlichen Erscheinungen, aber auch von Hegels geschichtsphilosophischen Anschauungen mehr, als er Wort haben wollte, berührt, suchte er immer energischer in die tiefsten Geheimnisse der Begebenheiten einzudringen, zu entdecken, wohin in jedem Zeitalter das Menschengeschlecht sich gewandt, und die letzten Quellen des geschichtlichen Werdens, Wachsens und Vergehens zu erkennen. Sybel, dem wir diese Schilderung entnehmen, macht aber auch auf die Wandlung aufmerksam, die Rankes Anschauungen hierüber allmählich erfahren haben: wie „der Reiz der individuellen Erscheinung vor dem Zuge der weltgeschichtlichen Gesamtentwicklung zurückgetreten, die Bedeutung des Individuums dem Zuge der allgemeinen Ideen untergeordnet" und so die herrschenden Gedanken und leitenden Ideen, die unergründlichen Mächte und Kräfte, die großen Tendenzen eines Zeitalters ihm immer mehr zur Hauptsache geworden seien. Daß darüber die Macht der großen Persönlichkeiten in der Geschichte nicht zu ihrem vollen Recht kam und daß, nach einer richtigen Bemerkung Wundts, auch über die Art, wie er sich jene kämpfenden Kräfte wirksam dachte, eine gewisse Unklarheit zurückblieb, wird sich nicht abstreiten lassen. Und noch ein anderes Bedenken bleibt. Auch wenn wir von seinen späteren Schriften, vor allem von der „Weltgeschichte" absehen, in der infolge dieser Wandlung des Gedankens Blässe und Unanschaulichkeit seiner sonstigen Kunst doch erheblichen Eintrag tat, so will uns Nichthistorikern vielleicht mehr noch als dem Historiker schon von frühe an jene vornehme Leidenschaftslosigkeit und Gegenständlichkeit Rankes nicht ganz frei von Absicht und Tendenz er-

scheinen. Darin liegt der Unterschied von Goethe, mit dem ihn Historiker neuerdings gerne als geistesverwandt zusammenstellen. Nicht nur in seiner „historisch-politischen Zeitschrift" von 1832—36, sondern überhaupt und von Anfang an spürt man ihm eine gewisse konservative Parteinahme für das Bestehende und Mächtige an, alles Radikale ist ihm zuwider, er ist durch und durch Royalist, und die ästhetische Betrachtungsweise, die jedes sittliche Pathos geflissentlich ausschließt, schwächt den Ernst der w tgeschichtlichen Kämpfe ab und macht daraus ein Spiel, wäre es auch das vornehme und erhabene Spiel von Ideen oder göttlichen Gedanken mit menschlichem Schicksal. Das ist ohne Zweifel der Grund, warum der Einfluß, den Ranke auf die weiten Kreise der Gebildeten hatte und hat, weit kleiner und weit weniger nachhaltig ist, als sich das die Historiker gemeinhin vorzustellen pflegen, die den unvergleichlichen Lehrer und das verehrte Schulhaupt mit dem wirksamen Schriftsteller verwechseln. Der Straußsche Briefwechsel mit seinen Urteilen über die „höllisch noble Art dieses lyrischen Geschichtschreibers" gibt solchem Laien-Unbehagen wiederholt den zutreffenden Ausdruck. Aber auch einzelne Historiker urteilen nicht anders. Treitschke meint: „von dem Leben der Masse des Volks erfährt man bei Ranke zu wenig; man bewegt sich immer unter vornehmen Leuten; die tierischen Leidenschaften der Menschen kann er nicht darstellen. Das ist aber doch da und ist im Leben der Völker ein recht Wesentliches". Und Harnack, der im übrigen seines Lobes voll ist, tadelt, daß „die Geschichte der Rechtsentwicklung und der wirtschaftlichen Verhältnisse von ihm nicht ausreichend berücksichtigt sei". So war schließlich sein Einfluß über die Schule und die Zunft hinaus nur auf romantische Gemüter ganz groß: am Hofe Friedrich Wilhelms IV. war er weit besser an seinem Platz als Alexander von Humboldt; und in ganz richtiger Erkenntnis der Menschen und der Dinge hat sich der Freiherr von Manteuffel als Statthalter von Elsaß-Lothringen nicht bei dem ehrlichen Baumgarten in Straßburg, sondern bei seinem Freund Ranke in Berlin die Direktive geholt für sein romantisches Regierungssystem.

Deshalb konnte es geschehen, daß man in einer uns heute unbegreiflichen Weise Schlosser neben Ranke nannte und die Subjektivität des ersteren als ein der Rankeschen Objektivität Gleichwertiges und Gleichberechtigtes zur Seite stellte. Natürlich kommt Schlosser als Historiker Ranke gegenüber gar nicht in Betracht, war er doch erfüllt von jenem „unhistorischen" Sinn des achtzehnten Jahrhunderts, der gerade für das Eigenartige und Individuelle einer Zeit kein Verständnis und keine Duldsamkeit besaß; er maß die Dinge mit seinem, also mit einem ihnen selber fremden Maßstab. Nur war dieser Maßstab nicht der ästhetische, wie bei Ranke, sondern der moralische. Auch darin zeigt sich die Art des von „Tugend" triefenden achtzehnten Jahrhunderts, aber daneben

auch etwas vom kategorischen Imperativ Kants, der hier rücksichtslos und individualistisch auf die Politik und ihre Träger angewendet wurde. Dadurch wurde Schlosser zum strengen und unerbittlichen Richter aller Zeiten, ein historischer Cato Censorius. So ungerecht aber vielfach seine mit solch einseitigem Maßstab messenden Richtersprüche waren und so ermüdend auf die Dauer sein polternder Ton und seine alle Kunst der Darstellung verschmähende Geschichtschreibung wirkte, Einfluß gewann sie doch. Die Menschen wollen, daß der Geschichtschreiber etwas vom Weltenrichter an sich habe; deshalb durfte Schlosser, als er das achtzehnte Jahrhundert zum Gegenstand einer ausführlichen Darstellung machte und dabei schonungslos über die Maitressenwirtschaft und Verschwendung der deutschen Fürsten und über die Bedrückung und Ausbeutung ihrer Länder sprach, des Beifalls aller liberalen Philister gewiß sein. Sie sahen in seiner allen Mystizismus ablehnenden Denkweise zugleich den kräftigsten Protest gegen die Romantik. Weil ihm, vom sittlichen abgesehen, höhere Gesichtspunkte fehlten und tiefere historische Zusammenhänge verborgen blieben, so imponierte seine Geschichtsdarstellung dem gesunden Menschenverstand. Aber ein Berechtigtes lag in dieser instinktiven Bevorzugung Schlossers vor Ranke doch: das achtzehnte Jahrhundert warnte in ihm noch einmal das neunzehnte vor dem Hereinfallen auf den romantischen Historismus, dessen größter und wirkungsvollster Vertreter Ranke gewesen ist.

Faßt man die drei letzten Bände der 1870 erschienenen sechsten Auflage von Schlossers „Weltgeschichte für das deutsche Volk" ins Auge, die als Nachtrag und Fortsetzung den „Versuch einer Darstellung neuester Geschichte" von Oskar Jäger bringen, so zeigt sich hier an Stelle der ästhetischen Auffassung Rankes und der moralisierenden Tendenz Schlossers eine dritte, die politisch-nationale. Auch sie bahnte sich schon vor dem Ausbruch der Revolution an. Nach Niebuhr ist ihr bedeutendster Vertreter Dahlmann gewesen, der neben seinen gelehrt historischen Forschungen noch Zeit fand für die Arbeit des Redakteurs und Journalisten und jene geradezu in den Dienst praktisch-politischer Betätigung stellte. Durch sie wollte er auch bei anderen „ein besonnenes politisches Urteil fördern und für die notwendigen Kämpfe der Zeit den Entschluß kräftigen". Dabei war er ein Liberaler, das Haupt der Göttinger Sieben, aber durch seine Studien war sein Liberalismus historisch begründet und vor allem ungeschichtlichen Radikalismus geschützt.

Endlich fallen in die vierziger Jahre auch schon die Anfänge Sybels, der zuerst durch sein Werk über den ersten Kreuzzug der romantischen Überschätzung des Mittelalters entgegengetreten war. Und noch entschiedener kehrte er sich in seiner schon erwähnten Schrift über den heiligen Rock zu Trier gegen die ultramontanen Tendenzen und stellte sich damit ebenfalls auf den liberalen Boden.

Aber wie bei Dahlmann war es ein gemäßigter, „von demokratischer Begeisterung und kosmopolitischer Spekulation toto coelo entfernter" Liberalismus, der vielmehr eine spezifisch nationale und preußische Färbung trug. Prinzipiell erklärte er wie jener und damit durchaus im Gegensatz zu der gepriesenen „Objektivität" seines Lehrers Ranke: „Die Strebungen der Gegenwart sollen sich orientieren und geistig begründen durch den Hinblick auf die zurückgelegten Stufen; der Historiker seinerseits kann nur in einem lebendigen Rapport mit dem heutigen Tage die sittliche Wärme gewinnen, aus welcher der Vergangenheit ein neues künstlerisches Dasein erblühen soll". Auch daß beide über Politik lasen, beweist, wie sehr es ihnen darum zu tun war, „jedes Studium mit der Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu durchdringen und in jedem Fache den Wert desselben für die gegenwärtigen Nationalinteressen im Auge zu behalten". Und auch darin unterschied sich Sybel von Ranke, daß er „die Ideen nicht außerhalb des Menschen als dämonische Kräfte sah, die ihn wider seinen Willen fortstoßen, sondern in aller Geschichte die Menschen sah, die sich das Gedankenbild erschaffen, danach handeln und dafür einzustehen haben".

Einen ähnlichen Standpunkt vertrat im Süden Gervinus, ebenfalls einer von den Göttinger Sieben, wenn er in seiner „Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen" deren Zusammenhang mit dem politischen Leben und der ganzen nationalen Entwicklung unseres Volkes aufzuweisen suchte und dieses von den ästhetisch-literarischen Interessen weg, in denen es allzu lange und allzu sehr aufgegangen, zur politischen Arbeit herüberrief. Nur zeigt ihn seine Anteilnahme an der deutsch-katholischen Bewegung radikaler, als dies bei allem Gegensatz gegen den Ultramontanismus Sybel gewesen ist; und seine spätere gegen Preußen und die Ereignisse von 1866 und 1870 sich kehrende Verbitterung läßt doch erhebliche Zweifel aufkommen an der Klarheit und Schärfe und Weite seines politischen Urteils.

Liberale Forderungen

Die politische Wendung hing bei Gervinus auch damit zusammen, daß man in Süddeutschland doch ganz anders als der Rheinländer Sybel sich frühe schon an der „naturgemäßen Ausbildung unserer praktischen Zustände" beteiligen konnte. Und so griffen eben im Südwesten liberale Abgeordnete die Frage einer Bundesreform praktisch auf und verlangten auf einer Zusammenkunft in Heppenheim ein deutsches Parlament; und Karl Mathy wies auf den Zollverein hin als auf diejenige Schöpfung, aus der Deutschlands politische Einigung unter Preußens Führung herauswachsen könne und müsse; womit er n

umkehrte, was der Schwabe Friedrich List in seiner packenden Weise den deutschen Industriellen zugerufen hatte: „Nur aus der Einheit der materiellen Interessen erwächst die geistige, und nur aus beiden die Nationalkraft: welchen Wert aber haben alle unsere Bestrebungen ohne Nationalität und ohne Garantie für die Fortdauer dieser Nationalität?"

Diese Lösung der deutschen Frage hatten schon zur Zeit des Wiener Kongresses einzelne mutige Patrioten zu hoffen und zu fordern gewagt. Ganz besonders warm und gescheit war dann zu Anfang der dreißiger Jahre ein anderer Schwabe, Paul Pfizer, in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" dafür eingetreten. Mit aller wünschenswerten Klarheit sprach er es aus, daß nur durch Preußen die Begründung einer starken Einheit herbeigeführt werden könne, und ließ sich von dem Gedanken einer „preußischen Hegemonie" in Deutschland auch durch die Erwägung nicht abschrecken, daß „Preußen selbst die Schwierigkeiten, mit welchen es auf jeden Fall zu kämpfen hatte, neuerdings durch eine engherzige und unvolkstümliche Politik zur Freude derjenigen noch bedeutend vermehrt habe, deren ganzer Patriotismus darin besteht, die Preußen zu hassen". Er glaubte an die Kraft und Entwicklungsfähigkeit dieses „jugendlichen" Staates, der „einen Ruhm darin sucht nichts zu unterlassen, was ihn zum Mittelpunkt deutscher Geistesbildung machen kann". Um aber dieses Ziel zu erreichen, muß „das Bedürfnis festerer Einigung klar erkannt, das Bewußtsein des Nationalzusammenhangs immer lebendiger, die vaterländische Gesinnung immer kräftiger werden, besonders aber muß der denkende, gebildete, durch den Kampf mit dem physischen Bedürfnis nicht ausschließlich in Anspruch genommene Teil der Nation seiner Einheit stets eingedenk bleiben und einem großen Zweck die Rücksichten einer kleinlichen Eigensucht zum Opfer bringen; vor allem aber müssen unsere Schriftsteller, denen wir die Rettung unserer geistigen Einheit verdanken, nicht auf halbem Wege stehenbleiben, sondern das Werk vollenden, indem sie der Nationen zum Glauben an ihre Kraft, zur Einsicht in ihre Pflicht, zur Erkenntnis ihrer Rechte verhelfen". So klar und so frühe schon hat dieser politische Kopf das Programm der deutschen Einigung für die nächsten Jahrzehnte entwickelt.

Diese und ähnliche Gedanken und Forderungen wurden nun aber auch von den Gebildeten und Schriftstellern der Nation hinausgetragen in die weiteren Kreise des Volkes; namentlich war es die 1847 ins Leben gerufene „Deutsche Zeitung" unter der Redaktion von Gervinus in Heidelberg und im Verlage von
H Bassermann in Mannheim, die „vom Süden aus vor anderen preußische
I ereſſen besprechen sollte". „Nie trat eine deutsche Zeitung imponierender
v die Nation", urteilt G. Freytag von ihr; unter der stolzen Schar von Mit-
a itern, den namhaftesten Liberalen aus allen Teilen Deutschlands, standen

neben Karl Mathy die Historiker Gervinus, Dahlmann, Häusser, Waitz und Droysen obenan. Es war so recht ein Professorenblatt, als solches hat es den Grund gelegt zu der Professorenpolitik des Professorenparlaments im Jahre 1848. Daß aber diese für die preußische Hegemonie sich einsetzende Zeitung in Preußen selbst am wenigsten Unterstützung fand, zeigt doch, daß der Südwesten durch seine nun dreißigjährige parlamentarische Schulung an politischer Bildung und national-deutscher Gesinnung in jenem Augenblick Preußen voraus war. Andererseits hatte man freilich in diesen Zwergstaaten das Beste nicht gelernt, was man sozusagen mit Händen hätte greifen müssen, daß zum Wesen jedes Staates und zur Durchsetzung und Durchführung jeder politischen Aktion vor allem — Macht gehört. Auch das hatte Paul Pfizer schon gewußt, wenn er sagt: „Zum Vollbringen eines großen und guten Werkes gehört nicht allein der Wille, sondern auch die Macht. Und wo ist denn außer Preußen die Macht, Deutschland wieder zu beleben?" Die Professoren aber verließen sich allzu sehr auf den guten Willen, oder sie verwechselten die Macht der Ideen, an die sie glaubten, und die Macht des Worts, das sie handhabten, mit der realen Macht, die doch allein imstande ist, Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen und die hinter dem Wort stehen muß, wenn dieses nicht zur Phrase werden soll.

Den nationalen Wünschen dieser Kreise gab am 5. Februar 1848 in der badischen Kammer der Antrag Bassermanns auf Einsetzung eines deutschen Parlaments weithin vernehmbaren Ausdruck, den freiheitlichen Forderungen entsprach Mathys Antrag auf Beseitigung der Zensur. Sie kamen gerade zur richtigen Stunde; denn wie nun die Revolution ausbrach, da wiesen sie ihr den Weg in die Paulskirche nach Frankfurt.

III

1848 bis 1871

Neuntes Kapitel:
Die Revolution von 1848 und 1849

Vorspiele der Revolution; die Revolution als Vorspiel

Im Hochland fiel der erste Schuß,
Im Hochland wider die Pfaffen!
Da kam, die fallen wird und muß,
Ja die Lawine kam in Schuß ...

Sie rollt, sie springt — o Lombardei,
Bald fühlst auch du ihr Wälzen.
Ungarn und Polen macht sie frei;
Durch Deutschland dröhnen wird ihr Schrei
Und kein Bannstrahl kann sie schmelzen.

So sang am 25. Februar 1848 als ein rechter Prophet und Kündiger des Kommenden Freiligrath, als in Paris „abermals das Pflaster aufgerissen" und „aus der lumpigen Pracht des Königssaals der dritte König ward geschmissen". „Im Hochland" aber war schon ein Jahr zuvor der erste Schuß gefallen, der Sonderbundskrieg hatte der liberalen und bundesstaatlichen Partei in der Schweiz gegen die von Österreich und Frankreich begünstigten Ultramontanen und Partikularisten den Sieg gebracht. Auch in Württemberg und Bayern wurde durch kleine Emeuten der kommenden Revolution präludiert. Dort war es im Notjahr 1847 ein im ganzen harmloser Brotkrawall, der aber angesichts der früheren Beliebtheit des um sein Land hochverdienten Königs Wilhelm I. doch zu denken gab. Hier richtete sich der Sturm direkt gegen den König Ludwig I. selber. Ihm hatte noch kürzlich die Frankfurter Germanistenversammlung für seine deutsche Gesinnung den Dank votiert. Allein in jenem Augenblick verdiente er ihn schon nicht mehr. Nicht nur, daß er und sein Minister Abel unter Döllingers Mithilfe den ultramontanen Tendenzen und Übergriffen weitgehende Konnivenz bewiesen und ein wahres „Jesuitenregiment" in Bayern etabliert hatten: schlimmer war des Königs unwürdiges Verhältnis mit der spanischen Tänzerin Lola Montez. Gegen das Ärgernis, das es erregte, kam seine Versicherung nicht auf: „Maitressenwirtschaft mochte ich nie und mag sie nicht; Bekanntschaften hatte ich aber fast immer, welche meine Phantasie angeregt ... besitze ein poetisches Gemüt, was nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab gesen werden darf!" Daß das Ministerium Abel sich seinem Wunsch, sie in Adelsstand zu erheben, versagte, hat den bereits wankenden Ministern n ehrenvollen Abgang verschafft. Im Lande wuchs die Mißstimmung, in

der Hauptstadt kam es zur Bedrohung des Königs und zu tumultuarischen Auftritten. Da sich an diesen namentlich auch das Gros der Studentenschaft beteiligte, während das neugegründete Korps Alemannia es mit der königlichen Freundin hielt und sich ihr als Leibgarde zur Verfügung stellte, verhängte das Ministerium Wallerstein die Schließung der Universität, nachdem schon vorher eine Anzahl der namhaftesten Professoren schnöde in den Ruhestand versetzt worden waren. Aber wie der tote Cid die Seinigen zum Siege führte, so brachte die Beerdigung des alten Löwen Görres die Gärung über alle diese Vorkommnisse zum Ausbruch und damit die Entscheidung: der König mußte nachgeben, die Universität wieder eröffnen und die Abenteurerin gehen heißen. Das geschah vierzehn Tage vor dem Ausbruch der Februarrevolution in Frankreich.

Angesichts solcher in frühere Zeit fallenden Zuckungen und Gleichgewichtsstörungen mag man darüber streiten, ob die Revolution von 1848 nicht richtiger als Fazit der vierziger Jahre, in Deutschland speziell als Folge der Regierung der beiden Romantiker in Preußen und Bayern mit diesen zusammen an den Schluß der vorigen Periode zu stellen wäre; zumal wenn man bedenkt, daß die Revolution mißlungen ist. Allein bedeutsamer als das Mißlingen ist doch das Vorbereiten und Werden eines Kommenden: es war für unser deutsches Volk der Frühling und das Morgenrot einer neuen Zeit. Seit 1848 ist ein anderer Geist da; trotz der zehn Jahre schwerer Reaktion, die noch einmal kommen, ist diese nicht die Siegerin geblieben. So bildet also doch der März 1848 den großen Einschnitt im Leben unseres Volkes. Mit „vormärzlich" bezeichnen wir daher ein absolut Vergangenes, kaum mehr Verständliches, fast gar Vorsintflutliches; wer in „vormärzlichen" Anschauungen lebt, ist veraltet, ist für unsere Zeit tot: dagegen können sich die Menschen aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hin und her verstehen, was immer sie trennt; die letzten sechsundsechzig Jahre waren die Gegenwart, das Jahr 1870 hat für das geistige Leben unseres Volkes eine solche epochemachende Bedeutung nicht gehabt. Daß es im Frühling auch Blüten gibt, die abfallen, ohne zu Früchten auszureifen, lehrt uns die Natur; und daß sich der junge Most gar ungebärdig zeigt und als Sauser den Leuten zu Kopf steigt und sie für eine Weile „toll" und ausgelassen macht, wissen wir ebenfalls. Sollte es im Leben der Menschheit anders sein? Dürfen wir darum eine Zeit schelten, weil nicht alle ihre Früchte reifen? die Menschen einer solchen stürmischen Werdezeit schelten, weil sie sich gelegentlich recht jugendlich „toll" und ungebärdig angestellt haben? Sechzig, siebzig Jahre im Leben eines Volkes sind eine kurze Spanne Zeit: das Große, das seit 1848 geschehen ist, enthält die beste Rechtfertigung auch dafür, daß in diesem Jahr nicht alles erfüllt und fertig geworden ist, was man sich im ersten kühnen Anlauf versprach und was man alles auf einmal haben wollte.

Im übrigen schreibe ich nicht die politische Geschichte des Jahres 1848, daher darf ich mich über diese Sturm- und Drangperiode des deutschen Volkes kurz fassen. In solchen revolutionären Zeiten konzentriert sich ähnlich wie im Krieg das geistige Leben auf ein paar einfache Gedanken und Forderungen; diese werden mit elementarer Gewalt ausgesprochen und in allerlei Taten umgesetzt; sie ausführlich und mit der Fülle von individuellen Zügen, die ihnen erst die Farbe des Lebens und die Frische der unmittelbaren Anschauung geben könnten, zu erzählen, wäre die Aufgabe einer vorwiegend politischen Geschichtschreibung.

Der Kampf um die Einheit und um die Freiheit

Vor dem Sturm, der von Paris über die deutschen Lande hinbrauste, beugten sich zunächst fast widerstandslos in den kleinen deutschen Staaten Fürsten und Regierungen: die reaktionären leitenden Beamten wurden durch die liberalen Märzminister ersetzt. Noch kläglicher und ruhmloser aber brach der Deutsche Bundestag in Frankfurt zusammen. An seine Stelle trat das Deutsche Parlament, das zu schaffen suchte, was er jahrzehntelang versäumt und verhindert hatte, eine Form für das Ganze, wie sie den nationalen Wünschen des Volkes entsprach, und das allgemein zu regeln unternahm, was in den einzelnen Ländern fast überall schon als „Märzerrungenschaften" gewährt und eingeführt war.

Auch jetzt wieder handelte es sich um ein Doppeltes, um Einheit und Freiheit, wie es ein Flugblatt aus jenen Tagen charakteristisch so spezialisiert hat:

„Allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere.

Ein deutsches Parlament, frei gewählt durch das Volk. Jeder deutsche Mann, sobald er das 21. Jahr erreicht hat, ist wahlfähig als Urwähler und wählbar zum Wahlmann. Auf je 1000 Seelen wird ein Wahlmann ernannt, auf je 100000 Seelen ein Abgeordneter zum Parlament. Jeder Deutsche, ohne Rücksicht auf Rang, Stand, Vermögen und Religion, kann Mitglied dieses Parlaments werden, sobald er das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat. Das Parlament wird seinen Sitz in Frankfurt haben und seine Geschäftsordnung selbst entwerfen.

Unbedingte Preßfreiheit.

Vollständige Religions-, Gewissens- und Lehrfreiheit.

Volkstümliche Rechtspflege mit Schwurgerichten.

Allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht.

Gerechte Besteuerung nach dem Einkommen.

Wohlstand, Bildung und Unterricht für alle.

Schutz und Gewährleistung der Arbeit.
Ausgleichung des Mißverhältnisses von Kapital und Arbeit.
Volkstümliche und billige Staatsverwaltung.
Verantwortlichkeit aller Minister und Staatsbeamten.
Abschaffung aller Vorrechte."

Unter den freiheitlichen Forderungen stand — es ist dies besonders charakteristisch für diese Revolution der Deutschen — die der Preßfreiheit meist in erster Linie. Der Gelehrte will frei denken, schreiben und lehren dürfen, Gelehrte waren also die Führer der Revolution. Wenn dagegen das Landvolk die alten Forderungen der Bauernkriege — freie Jagd, Windfall, Laubstreu, Abschaffung der Zehnten und Fronen — wiederholte und gelegentlich hauste wie die Bauern im sechzehnten Jahrhundert, nicht gegen die Menschen zwar, aber gegen Schlösser und Archive, in denen die Saalbücher ihrer Feudalherren aufbewahrt lagen, oder wenn Arbeiter „größere Teilnahme am Gewinn der Fabrikanten", „Schutz und Gewährleistung der Arbeit", Handwerker „Schutz gegen die überlegene Konkurrenz der Fabriken" und beide „Ausgleichung des Mißverhältnisses von Kapital und Arbeit" begehrten, so wurden sie auf später, auf die „Ergebnisse" der Revolution vertröstet, die das alles von selber bringen werde.

Ebenso wurden die sozialistischen Klänge, die in der Neuen Rheinischen Zeitung von Karl Marx und Freiligrath angeschlagen wurden, geflissentlich überhört oder vom lauten politischen Getöse verschlungen. Daß sich Hecker auf der Heidelberger Versammlung der Vaterlandsfreunde am 5. März einen „Sozialdemokraten" nannte, sollte wohl nur eine möglichst radikale Bezeichnung sein, es war für ihn ein Wort ohne Sinn und Verstand. Deshalb war auch die Besorgnis übertrieben, man könnte in Baden „durch eine mehr gegen den Besitz und die ganze gesellschaftliche Ordnung als für die Freiheit und Einheit Deutschlands kämpfende Bewegung, durch ein aufgebotenes Hilfskorps von Lumpen und Taugenichtsen im günstigsten Fall zu einer rheinischen Winkelrepublik à la Blanqui und Baboeuf gelangen"; oder es könnte das Experiment mit den Nationalwerkstätten in Paris trotz seines blutigen Ausgangs zur Nachahmung verführen. Das alles war für Deutschland verfrüht und überflüssig, im Frankfurter Parlament gab es keine sozialistische Partei.

Wenn die Träger der Revolution immer zuerst Gedankenfreiheit forderten, so hatte das seinen einleuchtenden Grund für jeden, der wußte, wie die Zensur bis dahin gehandhabt worden war Schon 1843 hatte Karl Mathy in der badischen Kammer diesen unwürdigen Zustand mitsamt seinen schlimmen Folgen meisterhaft geschildert; und er mußte es wissen, denn in Mannheim saß ihr wie ein Alp ein solcher Meister Hämmerling, der berüchtigte „Musterzensor Sarachaya-Uria auf dem Nacken und suchte seine und seiner Gesinnungsgen

sen Gedanken zu vernichten oder in einer Weise zu verstümmeln und zurechtzuzerren, daß „auch der Gescheiteste nicht mehr erriet, was sie ursprünglich gewesen sein mögen". Jener Stil des Anspielens und Andeutens, von dem früher die Rede war, war die Notwehr dagegen, und nicht alle bedienten sich seiner in so geistvoller und vornehmer Weise, wie D. Fr. Strauß in seiner Schrift über „den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren".

Neben dem Verlangen nach Preßfreiheit und Abschaffung der Zensur stand das Begehren nach Geschworenengerichten und Versammlungsrecht, nach allgemeiner Volksbewaffnung oder Errichtung von Bürgerwehren im Vordergrund. Allem voran aber erhob sich stürmisch der Ruf nach einem einheitlichen deutschen Parlament, weil man durch dieses beides, die Einheit und die Freiheit, verbürgt und erreichbar glaubte. Allein rasch genug traten diese beiden Kardinalfragen auch jetzt wieder auseinander und schieden die Geister. Schon vorher hatte es Gemäßigte und Radikale gegeben, aber der Reaktion gegenüber waren beide eins gewesen. Jetzt, wo es sich um die Schaffung eines positiven Neuen handelte, stellten jene die nationale Einheit, diese die Freiheit voran, jene wollten, daß Deutschland geeinigt, diese, daß es Republik werde, oder sie verlegten das Schwergewicht in die Einzelstaaten und suchten dort die weitgehendsten freiheitlichen Forderungen mit Gewalt durchzusetzen und den Staat in ihrem Sinn umzugestalten. Diese Scheidung der Geister war verhängnisvoll: statt einer einheitlich geschlossenen Linken standen den Regierungen zwei sich bald blutig befehdende Parteien gegenüber, namentlich wurden dadurch die in der Mitte stehenden Gemäßigten in ihrer Aktion gelähmt und zu unnatürlichen Bündnissen nach rechts oder links genötigt. Und dieses Auseinandergehen der Einheits- und der Freiheitspartei ist für den Verlauf unserer deutschen Geschichte verhängnisvoll geblieben bis heute. Aber auch ein Problem ist es bis heute: ob eine starke Staatsmacht, die allein die Einheit bringen konnte und erhalten kann, der Freiheit neben sich Raum gewähren will; und ob die Freiheit, wenn sie damals errungen worden wäre, die Einheit hätte schaffen oder nach hergestellter Einigung sie hätte behaupten können. Unser zerklüfteter Liberalismus gibt darauf für Vergangenheit und Zukunft eine wenig tröstliche Antwort.

Zunächst aber ließ es sich im Jahr 1848 doch so an, als ob beide Parteien Hand in Hand gehen wollten und ihre Ziele miteinander erreichen könnten. Namentlich in den kleineren Einzelstaaten wurden die freiheitlichen „Märzerrungenschaften" von beiden gemeinsam durchgesetzt; an die Spitze der Regierungen traten die bisherigen Führer der liberalen Opposition, meist gemäßigte und im parlamentarischen Kampf wohlgeschulte und erprobte Männer. Es ging bei diesem Wechsel oft recht stürmisch und anarchisch, aber daneben doch auch wieder

recht harmlos und gemütlich zu. Daß in Baden die Bauern die Republik und den Großherzog dazu haben wollten, ist eine oft wiederholte gut erfundene Anekdote. Den Mut, den Treitschke für die vierziger Jahre merkwürdigerweise an den Deutschen vermißt, Spektakel und Tumult zu machen, hatte man jetzt allüberall zur Genüge; meine früheste Lebenserinnerung ist das Klirren der von einem Volkshaufen eingeworfenen Fensterscheiben an dem Hause meines Vaters, eines konservativen Geistlichen.

Österreich. Preußen. Frankfurter Parlament

Viel schwieriger war die Situation der beiden großen deutschen Staaten, die noch keine Verfassung und keine parlamentarische Volksvertretung hatten. In Österreich begann es mit dem Zusammenbruch des Metternichschen Systems, scheinbar unter dem Ansturm der Wiener Studenten, die ja in Österreich bei Straßentumulten gelegentlich eine führende Rolle spielen; in Wirklichkeit aber erlag es vielmehr den Intrigen, die in den obersten Kreisen schon längere Zeit vorbereitet nun den Anlaß benützten und die Tumultuanten vorschoben. Haltbar wäre es freilich auch ohne das nicht mehr gewesen, es war hohler und brüchiger, als es sich den Anschein gegeben hatte; die Revolution fand hier nach den Zeugnissen der eigenen Gehilfen Metternichs „einen Regierungsapparat vor, aus dem die Energie längst entflohen war". Immerhin ist Metternich, so innerlich würdelos er regiert hat, damals doch nicht ohne Wahrung des äußeren Anstandes, nicht ganz würdelos gefallen.

Auch in Berlin kam es erst zu allerlei tumultuarischen Auftritten, dann am 18. März zu jenen denkwürdigen Szenen, die noch nach sechzig Jahren in der Erinnerung des Volkes als epochemachend nachzitterten und deren Gedächtnis immer noch stark genug war, um die Bestätigung eines Berliner Oberbürgermeisters ein Jahr lang in Frage zu stellen. Die Entschuldigung, daß mindestens die Anstifter „Fremde": Polen, Franzosen und „Kommunisten" gewesen seien, lag nachträglich zu nahe, als daß sie glaubhaft wäre; die Aufständischen waren das Berliner Volk, auf den Barrikaden ist Bürgerblut geflossen. Der König aber zeigte in diesem Augenblick der Gefahr weder Entschlossenheit und Konsequenz noch königliche und männliche Haltung. Als Romantiker ließ er sich durch ein Wort seines Hofpredigers mehr bestimmen als durch den Rapport

seines Generals; als nervöser Mensch schrak er sentimental und angstvoll bei jedem Schuß zusammen, den er hörte; und als absolutistischer Herrscher bediente er sich auch bei diesem Anlaß der an Elisabeth in Schillers Maria Stuart erinnernden Regierungsweise, „seinen Ministern, die er in der Regel zu strengem Gehorsam anhielt, in kritischen Momenten die Verantwortung für seine Maßregeln zuzuschieben". Der von ihm befohlene Abzug der siegreichen Truppen aus Berlin kam zu früh oder zu spät, jedenfalls nicht im rechten Moment, er machte Geschehenes nicht mehr ungeschehen, gab Errungenes unnötig preis und erbitterte die letzten Getreuen, das Heer. Ein böses Omen aber für die Rolle, die ihm in der deutschen Frage zugedacht war, war der theatralische Umzug am 21. März in den von der Burschenschaft herübergenommenen „deutschen Farben" Schwarz-Rot-Gold. Und wer hätte ihm glauben sollen, selbst wenn er eidlich versicherte, „Deutschlands Einheit und Freiheit schützen und schirmen zu wollen durch deutsche Treue auf den Grundlagen einer aufrichtigen konstitutionellen deutschen Verfassung"? Den Mut, sich an die Spitze der nationalen Bewegung zu stellen, fand der aufs schwerste Gedemütigte ja doch nicht; zum Posieren aber war der Augenblick zu ernst.

So fiel zunächst keiner Regierung und keinem deutschen Fürsten die Ehre zu, das nationale Verlangen des deutschen Volkes nach Einheit befriedigt und dafür die rechte Form gefunden zu haben. Sie blieb dem Parlament vorbehalten, das über die Köpfe der Regierungen und des kläglich nachgiebig gewordenen Bundestages hinweg unverhofft rasch und leicht in der Paulskirche zu Frankfurt zusammentrat. Der Jubel und die Freude des Volkes war unbeschreiblich. „Ein Umschwung der Verhältnisse war eingetreten," so schildert Robert Prutz die Stimmung, „so allgemein, so ungeheuer, wie selbst die verwegenste Phantasie ihn niemals geträumt hatte, ein Tag der Freiheit umspielte uns, so hell, so wolkenlos, so fruchtbar, daß es ja reinweg töricht gewesen wäre, dabei noch zurückdenken zu wollen an jene arme, kalte Dämmerung, jene unheimlichen blassen Nebel, die nun, so hofften wir, begraben wären auf ewig." Diesem hoffnungsfreudigen Optimismus gab die Inschrift über dem Präsidentenstuhl in der Paulskirche den entsprechend unbestimmten Ausdruck; sie lautete:

Des Vaterlands Größe, des Vaterlands Glück,
O schafft sie, o bringt sie dem Volke zurück!

Allein zur Erfüllung dieser Aufgabe hatte man leider versäumt, der sich souverän fühlenden Versammlung von vornherein eine starke Zentralregierung zur Seite zu stellen, und damit fehlte ihr, wie sich bald genug herausstellte, die Macht zur Durchführung ihrer Beschlüsse. Es hing das zusammen mit der parlamentarischen Entwicklung in den Einzelstaaten. In den Zeiten der Reaktion

hatte man sich gewöhnt, Volksvertretung und Regierung als Gegensätze, um nicht zu sagen als Feinde zu betrachten, und darüber, ähnlich wie 1789 in Paris, vergessen, daß sich ein Land wohl ohne Parlament, niemals aber ohne Regierung regieren und verwalten läßt. Darum konnte man es jetzt einen Augenblick versuchen, ohne Regierung fertig zu werden. Als man aber dann — zu spät — die Lücke ausfüllte und die Nationalversammlung durch den „kühnen Griff" ihres ersten Präsidenten, Heinrich v. Gagerns, den Erzherzog Johann als Reichsverweser an die Spitze stellte, da war dieser ein Johann ohne Land und Macht, die Regierungen der Einzelländer hatten sich vom ersten Schrecken bereits wieder erholt, und so widersetzte sich namentlich Preußen mit Nachdruck jedem Eingriff dieser machtlosen Zentralgewalt. Dabei konnte sich die Regierung auf den Preußenstolz aller Parteien berufen und verlassen, denen die Unterwerfung unter einen österreichischen Erzherzog unerträglich und unmöglich schien. Döllinger, der damals noch ultramontan und großdeutsch war, hat von diesem Preußentum einen mächtigen Eindruck erhalten und es auch ehrlich ausgesprochen: „Ich kann mich auf den Standpunkt eines preußischen Staatsmannes, eines Patrioten versetzen. Ich habe ihre Äußerungen über diese Verhältnisse, über die Gesetze, nach denen ihre Politik sich regeln muß, oft in Frankfurt aus dem Munde der Bestunterrichteten vernommen. Mir fiel, sobald man auf Preußens Stellung und Aufgabe zu sprechen kam, die merkwürdige Übereinstimmung auch bei den am meisten auseinandergehenden Männern auf, und ich überzeugte mich, daß hier eine Gemeinsamkeit der Ansichten ist, eine gewisse allgemein verbreitete Überzeugung von der Rolle, die Preußen von der Vorsehung angewiesen sei, und welche durchzuführen es nicht umhin könne; ich fühle mich dadurch zu einer milderen Beurteilung der preußischen Politik aufgefordert, ich bescheide mich, daß hier manche Interessen im Spiele sind, die wir nicht gleich überschauen, und die gleichwohl eine so gebieterische Notwendigkeit, einen so bestimmten Gang vorzeichnen, daß selbst der, der seiner ganzen Geistesbildung nach einer anderen Anschauung zugetan ist, der für sich eine andere Bahn einschlagen möchte, widerwillig genötigt ist, in diese vorgeschriebene Bahn immer wieder einzulenken."

Aber so leicht es angesichts solcher Machtlosigkeit ist, über den „Doktrinarismus" dieses „Professorenparlaments" zu spotten oder zu schelten, so wäre das doch im höchsten Grad oberflächlich und ungerecht geurteilt. Ich wenigstens denke von diesem ersten deutschen Parlament ganz anders, urteile darüber voll Respekt. Gemessen an unserem Reichstag oder selbst an der Konstituante von 1789, ist es eine Versammlung von Rittern des Geistes gewesen, auf die allen Grund haben stolz zu sein und heute noch sehnsuchtsvoll wie auf ein schwundenes Ideal zurückzublicken. Niemals war der Ernst und das Verantur-

lichkeitsgefühl in einer Versammlung, nie die Zahl bedeutender Menschen nach Talent und Rednergabe, nach Patriotismus und Charakter größer, es war wirklich die Elite unseres Volkes hier versammelt. Mit der großen Zeit der Befreiungskriege verbanden sie die ehrwürdigen Gestalten eines Jahn und E. M. Arndt, der sich selbst „wie ein gutes altes deutsches Gewissen" in der Versammlung vorkam. Der historische Sinn war verkörpert in Dahlmann und Droysen, in Waitz und v. Raumer, in Gervinus und Döllinger und in den Juristen Albrecht, Beseler und Simson; als politische Dichter standen Auersperg (Anastasius Grün) und Uhland obenan, der neben Jakob Grimm zugleich die Germanistik vertrat; aus Preußen kamen v. Vincke und Beckerath, aus Baden Karl Mathy und Welcker, aus Württemberg die Gebrüder Mohl und der Ästhetiker Vischer, aus Sachsen Biedermann, Roßmäßler und Robert Blum; und Hessen gab neben dem Führer der Linken Karl Vogt der Versammlung in Heinrich v. Gagern den würdigsten und dieser schweren Aufgabe voll gewachsenen Präsidenten. Aber auch sachlich ist es nicht so, wie man gewöhnlich sagt: daß was diesem ersten deutschen Parlament mißlungen sei, zwanzig Jahre nachher Bismarck sozusagen aus dem Nichts heraus geschaffen habe. Vielmehr, ohne das Frankfurter Parlament auch zwanzig Jahre nachher kein Bismarck und keine deutsche Einigung! Der Versuch ist 1848 mißlungen, gewiß; aber der Boden ist damals gelockert und zubereitet, die Geister sind geweckt worden, das nationale Wollen ist zu Wort gekommen, das nationale Bewußtsein und Gewissen ist gestärkt und es sind die Waffen geschmiedet worden, durch die das Werk Bismarcks allein hat gelingen können. Dazu kam die zwar negative, aber überaus wertvolle Erkenntnis, daß Ideen allein nicht ausreichen, sondern daß in Politik und Staat die Macht sie zu verwirklichen geradeso die Hauptsache ist, wie in der Kunst das Können.

Das Erbkaisertum und Friedrich Wilhelm IV.

Um was handelte es sich aber nun in der Paulskirche? Freilich auch um die Grundrechte des deutschen Volkes und jedes einzelnen Deutschen, die die Versammlung so breitspurig und langgedehnt, so doktrinär und gründlich, in echt deutschem Drang nach Sicherstellung der individuellen Freiheit beriet; aber vor allem doch um die gar nicht individuelle, sondern um die große nationale Frage der Einheit, der Gestaltung des deutschen Volkes zu einem Ganzen. Sollte man aber dieses Problem anfaßte, stieß man auf ein historisch Gegebenes, den gordischen Knoten des deutschen Dualismus — Österreich und Preußen, zwei Großmächte, von denen nur eine Platz haben konnte am Steuerruder des Schiffes —, und auf die Schwierigkeit des alten deutschen Föderalismus: wie

eine staatliche Einheit von vielen souveränen oder doch souverän sich dünkenden Staaten möglich sei? 1815 hatte man eine Lösung versucht, die keine war und keine sein konnte: man hatte für beide Großmächte den Platz offen gelassen, wobei notwendig die eine — es war Preußen — zu kurz kommen mußte, und hatte die Einheit aller so lose als möglich gestaltet, damit kein Glied dieses Staatenbundes das Opfer seiner Souveränität zu bringen habe. Was dabei für die Einheit und was für Deutschlands Ansehen und Machtstellung nach außen und vor allem, was dabei für das Volk selbst herauskam, das hatten inzwischen 33 Jahre Bundestagsjammer gezeigt. Wollte man also mehr als dieses Staatenbündel — und man wollte mehr —, so gab es nur eine Lösung, diejenige, auf die schon Paul Pfizer und zuletzt noch Karl Mathy hingewiesen hatten — die Einigung unter Preußens Führung und, entgegen dem ersten Verfassungsentwurf Dahlmanns, die völlige Hinausdrängung Österreichs aus dem deutschen Staatenverband; denn nur jenes war eine wahrhaft deutsche, dieses eine zu zwei Dritteilen fremdländische Macht. Womit freilich die deutsche Frage, wie Meinecke gezeigt hat, noch bei weitem nicht erledigt war; denn dahinter erhob sich alsbald das neue, auch heute noch nicht völlig gelöste Problem, die Frage, wie man sich das Aufgehen Preußens in Deutschland oder Deutschlands in Preußen zu denken habe?

Allein schon von dem ersten, von der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung ohne Österreich wollten die Parteien links und rechts nichts wissen, und so kam es zu der Scheidung in die beiden großen Gruppen der Großdeutschen und der Kleindeutschen. Die Gründe der großdeutschen Partei waren teilweise idealer Natur, wie sie am glänzendsten und gemütvollsten Uhland entwickelt hat, der in der Kaiserfrage durch und durch Romantiker war. Mitten unter staatsrechtlichen Deduktionen und praktischen Erwägungen erscheint bei ihm plötzlich der Satz: „Die deutschen Wahlkönige, erblich, solange das Geschlecht tüchtig war, fallen nicht unter die konstitutionelle Staatsform; es waren in langer Reihe Männer von Fleisch und Bein, kernhafte Gestalten, mit leuchtenden Augen, tatkräftig im Guten und Schlimmen". So ließ sich der Politiker von dem das Mittelalter und seine Institutionen verklärenden Romantiker den täuschenden Schleier vor die Augen ziehen; aus „Gefühlspolitik", wie er selbst sagt, erklärte er sich gegen den Ausschluß von Österreich: „Österreich," rief er, „hat sein Herzblut gemischt in den Mörtel zum Neubau der deutschen Einheit, Österreich muß mit uns sein und bleiben in der neuen politischen Paulskirche." Die Vereinigung der „glaubenstreuen katholischen Abgeordneten", die schon damals am besten wußten, was sie wollten, trat von kirchlich-religiösen Gesichtspunkten aus für das katholische Österreich gegen das protestantische Preußen ein: sie wünschten die „Suprematie des Nordens über den katho-

lischen Süden nicht", wie es ihr Sprecher Reichensperger formulierte. Aber auch an freiheitlichen Gründen fehlte es den Großdeutschen nicht, die sich dann freilich mit den reaktionären Wünschen vieler Österreicher und Ultramontanen eigentümlich mischten: eine starke republikanische Partei war da, die aus Deutschland eine einheitliche oder lieber noch eine föderative Republik machen wollte und dies in wiederholten Volksaufständen namentlich in Baden unter Heckers und Struves Führung zu verwirklichen suchte; sie hatte natürlich von Preußen als dem stramm monarchischen, bureaukratisch festgefügten und militärisch am besten disziplinierten Staat für ihre Pläne alles zu fürchten, deshalb setzte sie alles daran, seine Berufung an die Spitze Deutschlands zu hintertreiben. Dazu kamen partikularistische Gefühlsgründe, die Abneigung des Schwaben oder des Bayern gegen das stramme und schneidige Auftreten des Norddeutschen im allgemeinen und gegen das suffisante und schnodderige Berlinertum im besondern — der „Preußenhaß", wie man schon damals sagte. Ausschlaggebend für viele war aber vor allem doch der nur zu gerechtfertigte Widerwille aller liberal und frei Denkenden gegen die Person eines Königs, der acht Jahre lang die Erwartung getäuscht, romantischen Velleitäten sich hingegeben und sich zuletzt noch in dem Revolutionssturm so ganz unköniglich, feige, starrsinnig und unzuverlässig gezeigt hatte.

Aber allen solchen Antipathien, Wünschen und historischen Liebhabereien zum Trotz — in der Versammlung siegte der politisch kühle Verstand über das romantisch oder religiös oder freiheitlich fühlende Herz, und nach mancherlei Schwankungen wurde — freilich nur mit vier Stimmen Majorität! — das Erbkaisertum akzeptiert, und darauf von 290 Stimmen — 248 enthielten sich der Wahl! — der König von Preußen zum deutschen Kaiser gewählt.

„Wir haben den König von Preußen nicht wegen, sondern trotz seiner Persönlichkeit zum Oberhaupt machen wollen", schrieb einer dieser Erbkaiserlichen — es war Gustav Rümelin. Aber an dieser Persönlichkeit, an Friedrich Wilhelm IV. scheiterte die Sache schließlich doch. Der König wollte und wollte nicht. Er trug sich mit allerlei phantastischen und mittelalterlichen Ideen — etwa so, daß der Kaiser von Österreich römischer Kaiser und neben ihm der König von Preußen „teutscher" König oder wenigstens erblicher Reichserzfeldherr werden sollte. Als er aber durch die Deputation des Frankfurter Parlaments, die ihm am 3. April 1849 die Kaiserkrone überbrachte, vor ein klippes Ja oder Nein gestellt wurde, da konnte es nur eine abschlägige Antwort sein, die er ihr gab. Er wollte die Krone nicht aus den Händen einer Versammlung, die der Revolution ihren Ursprung verdanke und deren Ansprüche nur auf einem Akt der Revolution beruhen, er wollte sie von den gekrönten Häuptern, durch Vereinbarung mit ihren Regierungen, nicht von der Nation empfangen; und

durch den Ton seiner Antwort ließ er die „unqualifikable" Deputation fühlen, daß es eine Anmaßung sei, wenn eine Versammlung von Volksvertretern eine Krone schaffen und geben wolle. Privatim aber äußerte er sich noch ganz anders über diese „Schandkrone", hochmütig erklärte er: „ihr habt gar nichts zu bieten, das mach' ich mit meinesgleichen ab". Mit dieser Motivierung seiner Ablehnung stellte er sich in den schroffsten Gegensatz zu dem von Uhland gesprochenen Wort, daß „kein Haupt über Deutschland leuchten werde, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öles gesalbt sei". Uhland sprach wahr: diesem Haupt fehlte die Weihe des demokratischen Öles, darum war es ihm versagt, „über Deutschland zu leuchten". Und vielleicht war es ganz gut, daß es so kam; Friedrich Wilhelm IV. hatte wirklich nicht das Zeug zu einem deutschen Kaiser der Neuzeit.

Der Ausgang der Revolution

So ist die Revolution von 1848 an Friedrich Wilhelm IV. gescheitert, und die Radikalen schienen recht zu haben oder nachträglich recht zu bekommen, daß mit den Fürsten die Einheit nicht zu schaffen sei, sondern nur gegen sie, durch Gewalt. Daß man eine Revolution nicht mit Grundrechten und Mehrheitsbeschlüssen durchführen könne, auch das erkannten sie von Anfang an richtiger als die Majorität der Gemäßigten, die die Herkunft des Parlaments aus der Revolution vergaßen oder wenigstens gerne vergessen gemacht hätten. Daher die die Verhandlungen in der Paulskirche wie blutige Arabesken umspielenden Aufstände in Baden und in der Pfalz, in Frankfurt und Dresden. Die Führer dieser Aufstände, die Hecker und Struve, die Sigel und Schurz, die Heubner und Tzschirner und wie sie alle hießen, waren damals in aller Mund populäre Figuren, namentlich in ihrer engeren Heimat; Heckers Bild ist aus mancher dörflichen Wirthausstube des Schwarzwaldes erst durch das von Bismarck verdrängt worden. Schließlich wurde insbesondere Baden, im Sommer 1849, das Stelldichein aller revolutionären Geister. In dem demokratisch durchwühlten und aus Rand und Band gegangenen Staat und Land kämpfte die Revolution den Verzweiflungskampf, hier unterlag sie aber auch definitiv dem preußischen Heer unter der Führung des Prinzen Wilhelm, der in dieser Zeit einer der am meisten gehaßten, weil nicht gekannten und durchaus falsch beurteilten Männer gewesen ist.

Mit der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. war die Mission der Nationalversammlung zu Frankfurt endgültig gescheitert. Da taten die Gemäßigten ganz recht, ihr Mandat als erloschen zu betrachten und auszutreten; und ebenso tat die württembergische Regierung nur ihre Pflicht,

als sie den nach Stuttgart übergesiedelten radikalen Rumpf mit seinen fünf Reichsverwesern ohne Reich, ohne Macht und ohne Autorität auseinandersprengte. Daß an diesem Satyrspiel der großen Tragödie auch Uhland teilnahm und „mit dem bitteren Gefühl der unziemlichen Behandlung" scheiden mußte, war das Betrübendste daran; und doch hat seine Persönlichkeit gewissermaßen den Rückzug gedeckt und verhindert, daß man allzu schadenfroh das horazische Wort darauf anwenden dürfte: desinit in piscem mulier formosa superne (häßlich im Fischschwanz endet das Weib mit der herrlichen Büste).

Den Gemäßigten aber, die schon der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. gegenüber so große Resignation geübt hatten, ist es nicht hoch genug anzuschlagen, daß sie als „Gothaer" in dem seltsamen Unionsparlament in Erfurt es noch einmal versuchten, mit und durch Preußen zur Einigung Deutschlands zu gelangen. Dort standen sie auf der Linken und kreuzten diesmal die Waffen nicht sowohl mit den Großdeutschen, deren es hier höchstens ein Dutzend gab, als vielmehr mit den in Frankfurt kaum vertretenen preußischen Junkern. In dem Wort Otto von Bismarcks, der von diesen der keckste einer war: „Ich kann mir nicht denken, daß in Preußen und in Deutschland zwei Verfassungen auf die Dauer nebeneinander bestehen können", zeigte sich jenes andere Problem, von dem oben die Rede war, und das bei der Ablehnung der Kaiserkrone durch den König von Preußen fraglos auch schon eine Rolle gespielt hat, die Frage, ob Preußen in Deutschland auf- oder untergehen müßte. Dafür hatten auch die Gothaer damals noch keine Lösung, aber ihr Verdienst war es doch, daß sich im deutschen Volk der Gedanke der preußischen Spitze über die Revolutions- und Reaktionszeit hinüber lebendig erhalten hat und auf eine bessere Zukunft hin gerettet worden ist. Dagegen ist es für das Unklar-Schwankende, für das im letzten Grunde Unaufrichtige und Unwahre im Wesen Friedrich Wilhelms IV. bezeichnend, daß er im Dreikönigsbündnis und in den sonstigen Unionsverhandlungen nachträglich erreichen wollte, was er soeben zurückgewiesen hatte. Allein seinem Freunde Radowitz, der die preußische Regierung in Erfurt vertrat, und den doch nur ultramontane Parteilichkeit „Deutschlands geistreichsten und edelsten Staatsmann zu jener Zeit" nennen kann, fehlte es an Klarheit, Offenheit und Vertrauen, und so scheiterte die Sache noch einmal. Glücklicherweise! Denn so läßt die Geschichte ihrer doch nicht spotten, für diesen König der halben Entschlüsse war es unwiderbringlich zu spät.

Inzwischen hatte nämlich das durch die Stürme der Zeit in seinen Grundf[illegible]en erschütterte Österreich aus eigener Kraft die Revolution in Italien und u[illegible] den teuren Preis russischer Hilfe auch einen ungarischen Aufstand niederg[illegible]worfen. Und sobald es Luft hatte, griff es auch wieder nach seiner alten S[illegible]llung in Deutschland. Die Reichsverfassung, um deren Anerkennung in den

kleineren Staaten blutig und fast überall erfolgreich gestritten worden war, wurde einfach beiseite geschoben, mit Hilfe der süddeutschen Regierungen, die von einer preußischen Hegemonie nichts wissen wollten, wurde der alte Bundestag wiederhergestellt und durch die Tage von Olmütz auch Preußen in unerhörter Demütigung gezwungen, ihm auf der früheren unwürdigen Basis wieder beizutreten. Damit war es mit den nationalen Wünschen und Hoffnungen zu Ende, die auch an einem anderen Punkte, Dänemark gegenüber in der schleswig-holsteinischen Sache, erst durch Preußens Schuld, dann durch das Londoner Konferenzprotokoll in kläglicher Weise unerfüllt blieben. Hier hatte sich die nationale Begeisterung am einmütigsten und tatkräftigsten gezeigt, und gerade hier hatte sie die schmählichste Enttäuschung erfahren.

Nachdem man mit der nationalen Bewegung fertig geworden war, ging man nun ebenso daran, die freiheitlichen Regungen zu unterdrücken und für ihre Siege und ihre Ausschreitungen Rache zu nehmen und gründlich heimzuzahlen. So kam, was kommen mußte, aufs neue eine Periode der Reaktion. Die Oppositionspartei aber stand ihr hinfort weniger geschlossen und einig gegenüber als bisher. Groß- und Kleindeutsche, gemäßigte Gothaer und radikale Republikaner bekämpften sich untereinander und warfen sich gegenseitig vor, die Schuld an dem Mißlingen zu tragen oder gar Verrat an der Einheit und mehr noch an der Freiheit geübt zu haben. So waren die nationalen und die freiheitlichen Elemente zerspalten und zerklüftet und dadurch zunächst zu kläglicher Ohnmacht der wachsenden Reaktion gegenüber verurteilt.

Aber eines blieb doch unverloren — der politische Geist war erwacht, ganz Deutschland war ein Jahr lang nur politisch gewesen. In Volksversammlungen und Volksreden, in Resolutionen und bei Wahlen, in Flugschriften und Zeitungsartikeln, in Prosa und Versen, in Karikaturen und Witzblättern, in weitaussehenden Plänen und Aktionen berufener Politiker oder in schlichten Worten und naheliegenden Handlungen einfacher Leute war dieses politische Bewußtsein fessellos zur Aussprache gekommen, und die Erinnerung daran haben sich die Mitlebenden treu bewahrt. Es war viel Törichtes und Schlechtes, es war viel Unreifes und Zügelloses, viel Phrasenhaftes und Unpraktisches dabei; auch viel Blut ist umsonst geflossen und viele Opfer sind unnötig gebracht worden. Aber es ist unberechtigt, dies in den Vordergrund zu stellen und wie eine Hauptsache zu behandeln. Im Grunde hat die Revolution doch das Rechte gewollt, und Blut und Opfer vergessen sich nicht. 1848 ist das Volk der Deutschen ein politisch denkendes und fühlendes Volk geworden und ist es seitdem geblieben, das war der tatsächliche Gewinn; ihn konnte später Bismarck in die Rechnung stellen und daraufhin das Große wagen und wagend gewinnen.

Reformbewegungen auf dem Gebiet der Kirche und Schule

Übrigens haben die Deutschen auch in diesen politischen Tagen die Kulturaufgaben nicht ganz aus den Augen verloren. Die neu erworbene Preßfreiheit kam der ganzen geistigen Produktion zugute, der Kampf um Gedanken- und Redefreiheit hatte nicht bloß den politischen Ideen gegolten. Mit den mißliebigen, vormärzlichen Ministerien fielen die bisherigen Kultus- und Unterrichtsminister, so in Preußen Eichhorn. Wie überall, so rief man auch auf dem Gebiet der Kirche und der Schule nach Freiheit und Selbständigkeit, verlangte auch für die geistigen Interessen Licht und Raum, Beseitigung alter Zöpfe und Einführung von Reformen. Aber es war wie in der Politik ein Frühlingssturm, der noch einmal vorüberging, um einer neuen Periode der Reaktion Platz zu machen. Und so ist von wirklichen Änderungen und Fortschritten zunächst nicht viel zu berichten. Die Nationalversammlung hatte eine ausgedehnte Kirchen- und Schuldebatte, für Schulangelegenheiten und Volkserziehung wurde ein besonderer Ausschuß und in diesem wieder eine Sektion für die Volksschulen eingesetzt, dagegen ein Ausschuß für Religionsangelegenheiten abgelehnt. In Artikel 5 und 6 der Grundrechte aber wurde nach langer erregter Debatte unter anderem bestimmt:

§ 14. Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit.

§ 16. Durch das religiöse Bekenntnis wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch tun.

§ 17. Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen. Keine Religionsgemeinschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat; es besteht fernerhin keine Staatskirche.

§ 20. Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Zivilaktes abhängig; die kirchliche Trauung kann nur nach der Vollziehung des Zivilaktes stattfinden.

§ 22. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.

§ 23. Das Unterrichts- und Erziehungswesen steht unter der Oberaufsicht des Staates und ist, abgesehen vom Religionsunterricht, der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben.

§ 27. Für den Unterricht in Volksschulen und niederen Gewerbeschulen wird kein Schulgeld bezahlt. Unbemittelten soll auf allen öffentlichen Unterrichtsanstalten freier Unterricht gewährt werden.

Bezeichnend bei diesen Verhandlungen war das Verhalten der ultramontanen Partei. Eigentlich bildete sie nur eine freie Vereinigung aller glaubens-

treuen katholischen Abgeordneten, mochten diese auch nebenher anderen Fraktionen angehören; aber in Wirklichkeit war es eine geschlossene Partei, der Prototyp der späteren Berliner Zentrumsfraktion. Sie war sogar nach Biedermanns Erinnerungen „am frühesten organisiert und disziplinierter, mit den bestimmtesten Stichwörtern versehen, von den tüchtigsten Führern geleitet" und immer auf dem Plan, wo es galt, katholische Interessen zu wahren oder einen Gewinn für die Kirche einzuheimsen. Daß die äußerste Linke mit dem für sich Selbständigkeit und Freiheit fordernden Ultramontanismus sich verbündete und nicht begriff, wie sie damit nur einer die Geistesfreiheit gefährdenden Macht Handlangerdienste leistete, versteht sich nach den Erfahrungen, die wir inzwischen gemacht haben, fast gar von selbst.

Diese Parteibildung der glaubenstreuen Katholiken war zugleich ein Beweis, wie es die Kirche versteht, mit jeder Regierungsform, nötigenfalls auch mit der Revolution sich zu vertragen. Dasselbe zeigt die Erklärung der vom 22. Oktober bis 16. November in Würzburg tagenden deutschen Bischöfe: „wie entschieden und streng auch die Kirche anarchische Bestrebungen jeder Art verabscheue und verwerfe, so habe doch auch sie ein lebendiges Interesse an der Sicherung alles dessen, was der allgemeine Ruf nach Freiheit von administrativer Bevormundung und Kontrolle Wahres enthalte, und dürfe es nicht verabsäumen, an den Zusagen, die die Fürsten ihren Völkern gegeben, den ihr gebührenden Anteil in Anspruch zu nehmen". Sogar die Trennung der Kirche vom Staat wollten sie unter gewissen Vorbehalten akzeptieren. Was sie dafür forderten, war: unbeschränkte Freiheit der Lehre und des Unterrichts, Errichtung und Leitung eigener Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, Ausschluß des Staates von der Prüfung und Überwachung der Geistlichkeit, Freiheit der Assoziation für alle geistlichen Vereine, Aufhebung des Plazet und endlich selbständige Verwaltung und Verwendung des Kirchen- und Stiftungsvermögens. Dagegen ließen sie den von Döllinger angeregten Gedanken einer katholischen deutschen Nationalkirche unter den Tisch fallen, voll Angst wurde dieser „ehrenvoll in den Akten der Versammlung begraben". Hier liegt wohl einer der Ausgangspunkte und Wurzeln für Döllingers späteren „Abfall". Endlich wurde mitten in den politischen Stürmen im goldenen Mainz „die erste Versammlung des katholischen Vereins Deutschlands" abgehalten und damit die lange Reihe jener Katholikenversammlungen eröffnet, die Parade und Manöver zugleich die Macht der Katholiken in Deutschland aller Welt vor Augen führen und die Truppen immer neu zum Kampf begeistern sollten.

Was so die Kirche durch die revolutionäre Bewegung an Machtzuwachs u Machtmitteln gewonnen hatte, das ließ ihr fast alles die Reaktion, zumei natürlich die Regierung Friedrich Wilhelms IV. in der revidierten Verfassu

vom Jahre 1850. Auch in der regen Vereinstätigkeit, die sie als Märzerrungenschaft in die fünfziger Jahre mit herübernahm, sind ihr kaum je Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden.

Weit weniger glücklich schnitt die protestantische Kirche ab. Jene Bestimmungen der Grundrechte waren nicht zum wenigsten zugunsten der linksstehenden Richtungen in ihr erlassen worden. Da diese aber größtenteils mit der politischen Linken zusammenfielen und die nachfolgende Reaktion mit den orthodoxen und pietistischen Elementen Hand in Hand ging, so kümmerte man sich natürlich nicht um diese der Revolution entstammenden Bestimmungen und hütete sich wohl, die protestantische Kirche freizugeben. So blieb von den auch in kirchlichen Kreisen unter dem Einfluß des Jahres 1848 auftauchenden Hoffnungen und Wünschen der Gedanke der Unabhängigkeit der Kirche und ihrer Verfassung vom Staat, also der Gedanke größerer Freiheit unausgeführt. Dagegen schien es, als sollte die Zusammenfassung der deutschen evangelischen Kirchen zu einer gewissen Einheit gelingen. Auf Anregung von Bethmann-Hollwegs und Philipp Wackernagels kam im September 1848 der erste deutsche Kirchentag in Wittenberg zusammen, um einen Bund der evangelischen Kirchengemeinschaften Deutschlands zu gründen mit der Aufgabe, die gemeinsamen Interessen der zu ihm gehörigen Kirchengemeinschaften zu fördern. Allein weder diese Kirchentage noch die Eisenacher Konferenzen, die von Abgeordneten der deutschen Kirchenregierungen beschickt wurden, haben zu der Einheit etwas Wesentliches beigetragen. Übrig blieb nur die Sammlung zum Kampf gegen den „Unglauben" im Dienste der Reaktion und im Bunde mit ihr, und als Erfreuliches eine stärkere Betonung der Pflicht der Kirche, an der Abstellung von Notständen im Volksleben mitzuhelfen. Wichern setzte durch, daß unter die Verhandlungsgegenstände des Kirchentags zu Wittenberg auch das Thema: „die Bedeutung der Inneren Mission für die Kirche und das Volkswohl" aufgenommen wurde, und trat in einer wuchtigen Rede für diese Arbeit ein. Er schilderte die leibliche und geistige Not namentlich auch des Proletariats in den großen Städten und verlangte, daß die Kirche auf die bereits begonnene Arbeit der Innern Mission „ihr Siegel setze und bezeuge: Die Arbeit ist mein! Die Liebe gehört mir wie der Glaube"! Auf seinen Vorschlag wurde ein Zentralausschuß für die Innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche eingesetzt, den er durch eine Denkschrift an die deutsche Nation gewissermaßen legitimiert und mit einer Fülle von Aufgaben ausgestattet hat. Worte wie die, daß die Kirche zur Volkskirche werden oder daß christliche Assoziationen der Hilfsbedürftigen für ihre sozialen Zwecke ins Leben gerufen werden müssen, griffen der Zeit voraus und steckten weite Ziele, die aber erst durch eine andere mächtigere Bewegung, die soziale, der Verwirklichung entgegengeführt worden sind.

Regelmäßige Kongresse für Innere Mission, die bis 1872 gleichzeitig mit den Kirchentagen einberufen wurden, hielten das Interesse wach und trugen das Verständnis für die Bedürfnisse und die nötige Sachkenntnis zur Auffindung der Mittel, ihnen abzuhelfen, in immer weitere Kreise. Die Arbeit der Innern Mission faßte sich in Landesverbänden zusammen, im Oktober 1848 vereinigten sich in Rheinland-Westfalen zum erstenmal eine Anzahl von Jünglingsvereinen zu einem größeren Verbande: so kam es auch im Protestantismus zu Vereinsbildungen. In alledem lag viel Hoffnungsvolles, nur durfte es nicht ausschließlich den pietistischen Kreisen überlassen oder von der Reaktion in Dienst genommen werden.

Auch auf dem Gebiet der Schule regten sich dieselben Gedanken wie überall, Wünsche, die auf Freiheit namentlich von der Kirche und auf größere Einheit abzielten. In der Nationalversammlung dachte man sogar daran, ein allgemeines deutsches Schulgesetz auszuarbeiten; doch überwog schließlich die Meinung, die Regelung des Schulwesens den Einzelstaaten zu überlassen, da es „aufs innigste mit dem individuellen Geiste der Stämme und mit der relativen Bildungsstufe derselben zusammenhänge". Dagegen bildeten die in zahlreichen Petitionen an die Nationalversammlung und in Versammlungen und Reden zur Aussprache kommenden Wünsche und Reformgedanken wenigstens „schätzbares Material" für die Zukunft. Am meisten gilt dies von den Reformbestrebungen auf dem Gebiet der höheren Schulen. Von besonderem Interesse waren die Verhandlungen der sächsischen Gymnasiallehrer, weil hier in Hermann Köchly ein wirklicher Reformer das Wort führte, der vorher schon den Kampf begonnen hatte und jetzt die Zeit zur Durchführung einer gründlichen Schulreform gekommen glaubte. Auf der Leipziger Versammlung im Juli 1848 entwickelte er seine Anschauungen. Das alte Gymnasium sei eine Lateinschule, sein Prinzip die lateinische Sprachbildung gewesen, darin habe es seinen Mittelpunkt gehabt. An die Stelle dieser Einheit sei aber längst Vielheit und Zerfahrenheit getreten. Daher sei ein neuer Mittelpunkt zu suchen und das sei — das Deutsche; um dieses müssen sich die übrigen Bildungsmittel gruppieren, auf der einen Seite Mathematik und Naturwissenschaften, auf der anderen die historisch-ethischen Disziplinen; so erst sei das Prinzip das modern-universelle. Zweck der altklassischen Studien sei die Erkenntnis des Griechen- und Römertums in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung aus den Quellen, daraus folge die Gleichstellung des Griechischen mit dem Lateinischen und der Wegfall des Lateinischsprechens und des lateinischen Aufsatzes. Diesen Gedanken schloß sich die Versammlung an, und sie sind in der Hauptsache maßgebend geblieben für unsere von der neuhumanistischen doch recht weitabliegende Anschauung vom Gymnasialunterricht. Auf der preußischen Landesschulkonferenz im April 1849

tauchte sogar schon der Plan eines Reformgymnasiums mit gemeinsamem Unterbau auf. Allein damit kam man schon zu spät. Wie 1789 in Frankreich, so zeigte sich auch hier, daß sich unter den Stürmen einer politischen Revolution nicht nebenher auch noch die Schule reformieren läßt. Das allgemeine Schulgesetz, das der Minister von Ladenberg für Preußen plante, ist trotz mehrfacher Anläufe noch immer nicht da.

Nur in Österreich kam es merkwürdigerweise doch zu einer solchen Reform, vermutlich weil sie hier am nötigsten war, und dann, weil man klug genug war, statt einer parlamentarisch beratenden Versammlung von vielen Köpfen zwei Männer mit der Aufgabe des Reformierens zu betrauen, und weil man in dem Philologen Bonitz und dem Herbartianer Exner dafür die richtigen Männer fand. Die Bevorzugung, die in dem Entwurf der Mathematik und den Naturwissenschaften vor den klassischen Sprachen zuteil wurde, befriedigte freilich nicht durchweg; und da in der nun folgenden Reaktionszeit der Klerus und die Jesuiten die Herrschaft über die Schule zurückforderten, so wurde vielfach nicht erreicht, was Bonitz und Exner gewollt hatten: ihr Organisationsentwurf blieb zwar in Geltung, wurde aber zugunsten der Ordensschulen so „mild und nachsichtig" durchgeführt, daß die Erfolge sehr ungleichmäßige waren und an manchen Orten sogar hinter den bescheidensten Erwartungen zurückblieben.

Am wenigsten erreichten die Lehrer der Volksschule. Zugunsten der äußeren Hebung und Besserstellung des Standes wurde zwar in der Paulskirche manches kräftige Wörtlein gesprochen, ein Redner nannte die Mehrzahl der deutschen Volksschullehrer „eine Klasse verschämter Armer". Aber getan wurde für sie nichts. Und ebenso blieb, worauf sich die Wünsche vor allem richteten, die Loslösung der Schule von der Kirche und „dem alten Hörigkeitsverhältnis" zu dieser ein frommer Wunsch. Die Forderung der Schulaufsicht durch Männer vom Fach, durch „Kunstverständige" ist ja bis heute noch nicht durchweg erreicht und wird vom katholischen, aber zeitweise auch vom protestantischen Klerus als arge Anmaßung schroff zurückgewiesen, und nur wenige Regierungen wagen es, sich rückhaltlos und prinzipiell dazu zu bekennen. Auch der Gedanke, daß die soziale Frage eine Erziehungsfrage sei, tauchte in der Nationalversammlung auf, verklang aber einstweilen, weil unverstanden, noch spurlos.

Auf den deutschen Universitäten, wo so mancher alte Zopf abzuschneiden gewesen wäre, blieb ohnedies alles beim alten. Daß die Reformbedürftigkeit auch hier anerkannt wurde, bewies eine im September 1849 eröffnete Konferenz von Universitätslehrern, die den ausdrücklichen Zweck hatte, die preußischen Universitäten „von dem Druck des unverdienten Mißtrauens, das die in den Jahren 1819 und 1834 auf Grund von Beschlüssen der deutschen Bundesversammlung erlassenen Verordnungen hervorgerufen hatte, zu befreien

und ihnen die Selbständigkeit wiederzugeben, deren sie zu einer freudigen Wirksamkeit und zur Entwicklung eines kräftigen korporativen Lebens bedürfen". Aber obgleich in diesem Sinn die Versammelten gleich die erste Frage: „Ist die Vertretung des Staates durch eine besondere Behörde (Kurator) bei den Universitäten notwendig?" verneinten und Böckh ausdrücklich erklärte: „die korporative Selbständigkeit der Universität kann mit einem Kurator nie bestehen", so hielt man dennoch an dieser Institution fest, und die korporative Selbständigkeit der Universitäten ist seitdem nur immer mehr beschnitten worden. Nicht einmal die bescheidene Hoffnung von Strauß, daß sich Umtriebe, wie sie in seiner schwäbischen Heimat von pietistischer Seite gegen Vischer, Schwegler und Zeller so erfolgreich in Szene gesetzt worden waren, künftighin „etwas mehr werden bescheiden müssen", ist in vollem Umfang verwirklicht worden. In Württemberg kamen die Fälle Reyscher und Pauli, in Preußen der Fall Arons, und in Bayern hat die Regierung zur Versetzung mißliebiger Professoren im 20. Jahrhundert sogar gesetzlich noch einmal das Recht bekommen. Auch die Errichtung konfessioneller Professuren in der philosophischen Fakultät der Straßburger Universität gehört dem 20. Jahrhundert an und gehört doch schon hierher, namentlich auch um der Art willen, wie hierbei die „Universitätsvertretung" umgangen, um nicht zu sagen: hintergangen worden ist.

So schien wirklich wie auf politischem so auch auf geistigem Gebiete alles umsonst, große Anläufe, starke Worte, viel Geschrei, wilde Bewegung, aber nirgends Resultate und Taten, nichts Bleibendes und bleibend Wertvolles. Es war wie ein Taumel, der ein ganzes Volk erfaßt; der Massenpsychologie bietet das Jahr 1848 ergiebigsten Stoff. Jener Franzosenfeiertag, an dem durch ganz Süddeutschland der blinde Schrecken vor einbrechenden Franzosenscharen panikartig und mit Blitzesschnelle von Ort zu Ort sprang und sich zu Halluzinationen und allerlei Sinnestäuschungen verdichtete, ist dafür besonders bezeichnend: es war in der Tat eine Zeit der Massen- und Rauschgefühle.

Allein vielleicht war das Jahr doch nicht so ganz ergebnislos, wie es erst schien; vielleicht fehlte den Massen nur der rechte Führer, der Bewegung nur der leitende Kopf; das Ziel war ja doch wohl das richtige, wenn auch die einen sich in den Mitteln vergriffen, andere darüber hinausschossen, und es dem Wollen im ganzen durchaus an Klarheit und an Kraft gebrach. Die Massen, zu denen damals auch die Gebildetsten gehörten, fanden für ihren „Kampf um den Einzelnen" keinen alle überragenden „Einzelnen", für ihren Willen zum Staat nicht den großen Staatsmann, der sie sicher und mit starker Hand zum Ziele geführt hätte. So unterlag ihr Wollen eines Neuen den alten Mächten, die ebe doch noch da waren und die im Unterschied von jenen „Ideologen" wirkliu Macht waren: an die Stelle der Revolution trat die Reaktion.

Zehntes Kapitel: Die Reaktion der fünfziger Jahre

Reaktionäre Politik

Wieder war es böseste, schlimmste Reaktionszeit, oft brutal und immer kleinlich, namentlich in der Rache und der persönlichen Mißhandlung der Gegner, d. h. aller derer, die sich an der Revolution radikal oder gemäßigt beteiligt hatten. Zwar daß gegen die mit den Waffen in der Hand Ergriffenen standrechtlich verfahren wurde, war nur natürlich und gerecht, und die Klagen gegen den „Kartätschenprinz", der nach der Niederwerfung des dritten badischen Aufstandes in Rastatt eine Anzahl der am schwersten Kompromittierten hatte erschießen lassen, waren trotz des in sie einstimmenden Protestes von Uhland ebenso grundlos, wie der im Jahr zuvor über die Erschießung Robert Blums in Wien entstandene Lärm. Krieg ist Krieg, und in Revolutionen spielt man nicht nur um Kronen und Macht, sondern auch um das Leben; siegt die Revolution, so ist sie mit Henkerbeil und Pulver und Blei ebenso bei der Hand, wie die siegende Reaktion. Wenn dann freilich einem der zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilten wie dem Dichter Gottfried Kinkel die Flucht aus den Kerkermauern gelang, so war der Jubel auch darüber begreiflich und berechtigt. Selbst die Polen, diese kosmopolitischen Revolutionäre, die überall mitgetan hatten, aber im eigenen Land den Deutschen recht unliebenswürdig begegnet waren, fanden wie ein Jahr zuvor im Parlament, so jetzt auf der Flucht überall teilnehmende Herzen, auch wenn sie klug auf deutsche Gutmütigkeit bauend im konservativen Hause Aufnahme und Versteck sich erbaten.

Weit schlimmer als die standrechtlichen Exekutionen auf der Walstatt waren nach hergestelltem Frieden die politischen Prozesse und Verurteilungen, die persönlichen Maßregelungen und Mißhandlungen, die kleinlichen Zurücksetzungen oder die rücksichtslosen Absetzungen von Beamten, Geistlichen und Lehrern. Davon betroffen wurden auch solche, die den Freiheits- und Einheitsgedanken nur geträumt und ohne Anwendung von Gewalt um seine Verwirklichung sich gemüht hatten. Und an solche Racheakte reihte sich dann naturgemäß die Verfolgung auch derer, die fortfuhren, auf Kanzel oder Katheder nicht politisch, sondern wissenschaftlich und religiös freie Gedanken auszusprechen. Von alledem wurden damals gerade unsere besten und bedeutendsten Männer betroffen und vielen dadurch Lebensglück und Lebensmut zeitweise oder für immer zerstört und geknickt. Ich erinnere nur an die Verurteilung und Einkerkerung des roten Becker, an den skandalösen Prozeß Waldeck, in dem die Grundlage der Anklage vom Staatsanwalt selber als ein Bubenstück gebrandmarkt wurde,

ersonnen, „um einen Mann zu verderben", oder an die nicht minder skandalöse Verurteilung von Wiggers in Mecklenburg, an die Absetzung der Professoren Reyscher in Tübingen und Mommsen in Leipzig oder an die später gegen Kuno Fischer und Moleschott verfügte Entziehung der Venia legendi in Heidelberg. Solchen Verfolgungen und ihrer Wirkung suchten sich in jenen Tagen ganze Scharen durch Auswanderung zu entziehen, und so gab es wiederum viel deutsches Flüchtlingselend und viel deutsche Flüchtlingsverbitterung in Amerika, in England und in der Schweiz, manche tüchtige Kraft ist damals der alten Heimat für immer verloren gegangen.

Auch die demokratischen Errungenschaften der Revolutionszeit suchten die reaktionären Nachfolger der liberalen Märzminister nach Möglichkeit zu beseitigen, es galt, wie Friedrich Wilhelm IV. es geschmackvoll ausdrückte, „den demokratischen Schmutz des Jahres der Schande aus den deutschen Verfassungen zu entfernen". Die Reichsverfassung von 1849 wurde, wo sie anerkannt war, stillschweigend oder ausdrücklich beiseite gelegt, die Grundrechte durch Bundestagsbeschluß ausdrücklich für ungültig erklärt, in den Einzelstaaten die Verfassungen reaktionär revidiert und durch Verordnungen und Polizeimaßregeln auch gegen die Bestimmungen des Gesetzes die Grundrechte des deutschen Volkes schnöde mißachtet und verletzt. Gewiß war vielfach wieder Ordnung zu schaffen, Chaotisches und Anarchisches zu gestalten, Verbogenes und Schiefgewordenes zurechtzubiegen und zu stützen: man denke nur an die aus den Fugen gegangene Beamtenschaft in Baden und an dessen meuterisch gewordene Truppen. Aber wohin es eigentlich zielte, das sah man doch deutlich in Kurhessen, wo der Minister Hassenpflug zusammen mit dem Kriegsminister von Haynau die Verfassung brutalisierte und nach seinem Ermessen abänderte.

Dieser Mann, „der Hessen Haß und Fluch", hatte sich schon einmal in den dreißiger Jahren als Minister fünf Jahre lang dem liberalen Geist entgegengeworfen und Landtag, Beamte und Bürger zu beugen oder zu brechen gesucht. Unter Friedrich Wilhelm IV. in den preußischen Staatsdienst herübergenommen, hatte er auch hier der Reaktion gedient, kehrte aber nun 1850, belastet mit einer freilich kaum haltbaren, kleinlichen und chikanösen Anklage, als Minister in seine Heimat zurück, um Kurhessen aus dem Fahrwasser der preußischen Unionspolitik heraus in den von Österreich wiederhergestellten Bundestag zurückzuführen und im eigenen Land die Verfassung zu suspendieren und die alte kurfürstliche Willkürherrschaft wiederherzustellen. Mit beispiellosem Trotz und frechem Hohn spottete der eigenwillige und fanatische Mann des Widerstandes, den die überwiegende Mehrzahl der Beamten der Gesetzesübertretung entgegenstellte, und kümmerte sich nicht um die Steuerverweigerung des Volkes, die Beschlüsse des Landtages, die Sprüche der Gerichte. Sein Helfershelfer auf kirch-

lichem Gebiet war Vilmar, der unter dem Vorwand der Freiheit der Kirche eine orthodox-pietistische Gewaltherrschaft von unerhörter Skrupellosigkeit etablierte und dafür die Mehrzahl der kurhessischen Geistlichen zu gewinnen wußte. Man kennt ihn gewöhnlich nur als den feinsinnigen Verfasser einer trefflichen deutschen Literaturgeschichte. Aber, wie Sybel ihn richtig charakterisiert, „die Hitze der religiösen Leidenschaft, die sich bei ihm wie bei Hassenpflug allmählich zu fanatischer Glut steigerte, verzerrte und verdüsterte bei ihm Einsicht und Phantasie. Er war überzeugt davon, mit einem der Dämonen leiblich gerungen zu haben, und erklärte einer ihn anstaunenden Pastorenkonferenz, nur der verdiene den Namen eines Christen, der einmal mit Satan gekämpft, nicht figürlich, sondern wie er körperlich, Faust gegen Faust, Stirn gegen Stirn, Zahn gegen Zahn. Es war bei solchen Meinungen kein Wunder, daß er zur Ausrottung des Bösen die Heiligen des Herrn mit allen Waffen ausrüsten wollte"; und da nach seiner Anschauung Demokraten und Ungläubige zusammenfielen, so arbeiteten sich der herrschsüchtige Minister und der herrschsüchtige Hierarch, der übrigens eine imponierende und faszinierende Persönlichkeit war, gegenseitig aufs beste in die Hände. Zur Nemesis und zum Treppenwitz der Geschichte gehörte es dann freilich, daß Hassenpflug über Vilmar stolperte und stürzte. Dem Kurfürsten war der hochmütige und sittenrichterliche Theologe zuwider, der ihm im entscheidenden Augenblick einmal wie ein Prophet des alten Bundes drohend und sieghaft entgegengetreten war, und so weigerte er sich, seine von Hassenpflug eifrig betriebene Wahl zum Generalsuperintendenten zu bestätigen: darüber fielen beide.

In Preußen hatte der König in den Stürmen der Revolution eine Verfassung, inhaltlich freisinnig, aber formell eigenmächtig oktroyiert. Jetzt suchte ihn die Kamarilla, die ihn beherrschte — die Gebrüder Gerlach standen immer noch oben an —, zu deren Zurücknahme zu bewegen. Allein trotz ihrer Sophismen, durch die sie ihn seines Eides ledig sprechen wollten, hielt er sich in religiöser Ängstlichkeit daran gebunden und schrak daher vor diesem Äußersten zurück. Konstitutionell hat er darum doch nicht regiert; auch ließ sich ja die Verfassung reaktionär revidieren oder im einzelnen Fall reaktionär interpretieren; und das geschah denn auch beides reichlich. Überall zog man die Zügel straffer: die Polizeigewalt und Polizeiwillkür wurde verstärkt, in Berlin schaltete der Polizeipräsident von Hinkeldey mit fast unumschränkter Macht und nicht geringerer Skrupellosigkeit, so daß er selbst der Kreuzzeitung und ihren Hintermännern unbequem wurde und daher im Duell mit einem „der Edelsten der Nation", einem Herrn von Rochow, seinen Tod fand. Die Begnadigung des adeligen Rawdys gehörte mit zu den allgemeinen Zeichen einer um das Gesetz sich nicht kümmernden Reaktion. Auch die Gerichte mußten sich zur Verfolgung

der Verdächtigen oder Unbequemen hergeben und brachten sich so um den Ruf der Unparteilichkeit. Vor allem aber beschränkte man die Selbständigkeit der Gemeinden und stärkte den Einfluß des ostelbischen Adels, dem man aufs neue Vorrechte aller Art, sogar die gutsherrliche Polizei zurückgab. Absolutistische, feudale und klerikale Tendenzen arbeiteten zusammen, und die Bureaukratie stellte sich, freiwillig oder gezwungen, in den Dienst von allen dreien.

Reaktionäre Schulverwaltung

Reaktion ist immer geistlos, und so war es natürlich in erster Linie das dem Kultusminister unterstellte Gebiet, auf dem sich der reaktionäre Geist in seiner ganzen geistigen Blöße zeigte; und zwar war er unter dem Ministerium von Raumer nicht bloß in Personenfragen geschäftig, sondern er ging auch organisatorisch vor. Ganz besonders hatte man es auf die Schule abgesehen, da die Lehrer sich vielfach den radikalen Parteien angeschlossen hatten und man die Schulbildung für eine Hauptquelle und Ursache der Revolution ansah. Nach beiden Seiten hin wußte man dagegen kein besseres Mittel, als die Schule noch mehr als bisher der Kirche beider Konfessionen auszuliefern und unterzuordnen. Deshalb betrachtet die Lehrerwelt die durch Sachkenntnis meistens nicht gerechtfertigte kirchliche Schulaufsicht noch heute als Ausfluß der Reaktion und lehnt sich mit Recht gegen sie als Fremdherrschaft auf.

Ausdrücklich auf Herabminderung der Lehrer- und Volksbildung selbst zielten die Stiehlschen Regulative. Friedrich Wilhelm IV. sprach es geradezu aus, daß die Seminardirektoren einen Hauptteil der Schuld an den Ereignissen von 1848 tragen; deshalb redete man eine Zeitlang von völliger Aufhebung der Schullehrerseminarien und dachte daran, die Lehrerbildung, um sie recht „einfach" zu machen, Landgeistlichen in die Hand zu geben. Soweit wollte der Minister nicht gehen; dagegen erhielt der Referent für das Volksschulwesen Ferdinand Stiehl den Auftrag, ohne Bruch mit der Vergangenheit durch zeitgemäße Änderungen die gewünschten Resultate herbeizuführen. Das war der Anlaß zu den berüchtigten drei Regulativen von 1854. Sie sind in ihren pädagogischen Bestimmungen besser als ihr Ruf, obwohl die darin enthaltene Zurückweisung der berechtigten Forderungen der Volksschullehrer auf eine vertiefte und erweiterte Bildung zu bedauern war. Schlimm aber war die Art, wie der Religionsunterricht in den Mittelpunkt gerückt und durch die Überfülle von Memorierstoff veräußerlicht und mechanisiert, also verschlechtert wurde, so recht der Ausdruck jener reaktionären Zeitströmung; und ihr entsprach auch [illegible]r erbauliche, für ein Ministerialreskript wenig geeignete Ton, in dem sie abgefaßt, die frömmelnden Arabesken, von denen sie umrankt waren, so daß [illegible]e

Beseitigung dieser Regulative doch nicht mit Unrecht ersehnt und von liberaler Seite bald stürmisch gefordert wurde.

Was Stiehl auf dem Gebiet des Volksschulwesens, das sollte Ludwig Wiese für die höheren Schulen leisten. Vereinfachung und Christianisierung erschienen hier wie dort als die durch die Zeitverhältnisse gebotenen Ziele und Aufgaben. Aber Wiese war klüger als Stiehl und verstand seine Zeit besser, er behielt auch als Mann der Reaktion die Fühlung mit der modernen Unterströmung und machte ihr die nötigen Konzessionen. In Personenfragen freilich verfuhr er wie seine Vorgänger in den vierziger Jahren. Es ist ihm allerdings nachgerühmt worden, daß er „durchdrungen von dem Recht der Freiheit eines Christenmenschen die persönliche Überzeugung hochgestellt" habe; allein dagegen sprechen doch zu deutlich die Beispiele aller derer, die um ihrer persönlichen Überzeugung willen unter ihm sich haben Maßregelung oder Zurücksetzung gefallen lassen müssen: er machte vielfach Anstellung und Beförderung von Lehrern nicht von ihren wissenschaftlichen und pädagogischen Leistungen, sondern von ihrer Stellung zu Religion und Kirche abhängig und legte dabei den Hauptwert auf das kirchliche Bekenntnis und die äußere Teilnahme am kirchlichen Leben. Dadurch wurden schwache Charaktere zur Heuchelei verführt, starke Naturen in die Arme der schärfsten Opposition getrieben und übel verbittert.

Glücklicher als in der auf Christianisierung abzielenden Behandlung und Mißhandlung von Menschen war Wiese in den auf Vereinfachung des Unterrichts berechneten Verordnungen und Reformen. Die Maturitätsprüfungsordnung von 1856 hielt im ganzen am bewährten Alten fest, und der Gründung von christlichen Privatgymnasien trat er ausdrücklich entgegen. Die schon in den vierziger Jahren erhobenen Klagen über den unchristlichen Geist der höheren Schulen und der philologischen Lehrer wurden auf Kirchentagen und Pfarrkonferenzen wieder aufgenommen und durch den denunziatorischen Hinweis auf die durch ihn verschuldete Revolution nun erst recht eindringlich gemacht. Aus diesen Kreisen heraus kam man daher auf den Gedanken, den unchristlichen Staatsgymnasien christliche Privatgymnasien entgegenzustellen. In Königsberg plante man ein preußisches Nationalgymnasium, auf dem die Jugend zu wahrer Gottesfurcht und zum Patriotismus erzogen werden sollte; in Stuttgart wurde ein „Privatgymnasium auf dem Grunde des christlichen Bekenntnisses und in der Kraft des christlichen Geistes" ins Leben gerufen; dem evangelischen Gymnasium in Gütersloh aber, der wichtigsten Gründung dieser Art, gab Friedrich Wilhelm IV. selbst die Weihe; bei seinem Besuch der Anstalt sprach er die bezeichnenden Worte: „Es liegt in Ihrem Unternehmen eine schwere Anklage gegen die andern Lehranstalten; aber sie ist gerecht und wohlbegründet; man kann sie nicht oft genug wiederholen. Viele dieser Anstalten

sind glaubensbar. Man darf dies gerade in unserer Zeit aus falscher Weichlichkeit nicht verschweigen. Ich bin für Ihr Unternehmen mit meinem ganzen Herzen; es muß durchaus unterstützt werden." Allein gegen diesen Anspruch besonderer Christlichkeit und gegen den vom König ausdrücklich erhobenen Vorwurf, der an sich schon in der Gründung solcher „christlicher" Anstalten für die anderen alle lag, glaubten die Gymnasiallehrer protestieren zu müssen. Die Erlanger Philologenversammlung von 1851 erhob dagegen Einspruch und wollte auch den alten Gymnasien das Prädikat der Christlichkeit nicht absprechen lassen. Ganz recht hatte man, wenn man hier betonte, daß „das Verhältnis der klassischen Literatur zum Christentum nicht als ein feindliches betrachtet werden müsse". Das konnte nur ein dem mittelalterlichen Mönchtum verwandter Pietismus behaupten, der von dem historischen Verhältnis zwischen Humanismus und Reformation und von den Grundlagen der Freundschaft zwischen Luther und Melanchthon keine Ahnung hatte. Dagegen war es kaum halbe Wahrheit, wenn die in Erlangen Versammelten die Berechtigung der klassischen Literatur als einer „Vorstufe des Christentums" erweisen und so den Streit und Gegensatz schiedlich friedlich beilegen wollten. Zwei Jahre nach einer gescheiterten Revolution kommen eben nicht die freiesten Geister, sondern — so war es auf den Kirchentagen — die reaktionären oder günstigstenfalls — so war es in Erlangen — die vermittelnden und halben Elemente zu Wort. Ein Verdienst aber haben sich diese letzteren fraglos doch erworben, indem sie den schlimmsten Angriffen der Reaktion auf die höheren Schulen durch ihre Taubeneinfalt, die sich in diesem Fall wie Schlangenklugheit ausnahm, die gefährlichste Spitze abbrachen. Und auch Raumer soll es unvergessen sein, daß er es bei der Einführung Wieses in sein Amt für eine Beschränktheit erklärte, zu behaupten, „daß eine tüchtige wissenschaftliche Ausbildung durch das klassische Altertum der Erziehung der Jugend zu gottesfürchtigen Menschen hinderlich sei". Solche Binsenwahrheiten klangen damals fast wie Taten; und so begreifen wir auch, auf welche Schwierigkeiten und Bedenken der Minister stieß, als er die aus Leipzig vertriebenen Philologen Haupt, Jahn und Mommsen 1853 und 1854 für preußische Universitäten gewann.

Die Kirche im Dienste der Reaktion

Ganz besonders widerlich aber waren die Bütteldienste, die die protestantische Kirche, d. h. der in ihr immer mehr zur Herrschaft gelangende Konfessionalismus und der mit ihm verbündete Pietismus der Reaktion in den fünfziger Jahren geleistet hat. In Stuttgart hatten sich gleich beim Ausbruch der revolutionären Bewegung die Pietisten als die Anhänger des Alten aufgespielt und den

König gebeten, von den durch das liberale Ministerium Römer vertretenen Neuerungen Abstand zu nehmen: freilich mochte ihnen Paul Pfizer als Chef des Kultusministeriums besonders unerwünscht sein. In Ludwigsburg unterlag D. Fr. Strauß bei der Wahl zum Frankfurter Parlament seinem pietistischen Gegner Hoffmann, der ausdrücklich erklärte, daß er „die Zustände, die gekommen seien, nicht gewünscht" habe. Und im Norden waren es die um Hengstenberg, die für ihren Einfluß auf König und Staat bangten und die Revolution in apokalyptischen Bildern als Teufelswerk zu beschwören suchten. Diese Haltung während der Revolution empfahl die kirchlichen Kreise nachher als deren Bändiger und als die Verbündeten der Reaktion; und wenn dabei so geschickt intrigiert und operiert wurde wie in Berlin von dem Hofprediger Friedrich Wilhelms IV., dem Schwaben Hoffmann, oder in Stuttgart von dem Prälaten Kapff, so konnte Einfluß und Erfolg nicht ausbleiben. Namentlich benützten diese Kreise die innere Mission für ihre Parteizwecke. Sie fand in den Miß- und Notjahren von 1852 und 1853 ein reiches Feld für ihre Tätigkeit, sie hat damals vielfach der Not gesteuert und der Armut geholfen; aber sie tat es immer entschiedener in kirchlich-pietistischem Parteiinteresse, indem sie das biblische Wort, daß man das Gute „allermeist des Glaubens Genossen" tun solle, nur zu wörtlich befolgte; gegen die ursprüngliche Meinung Wicherns war der „Glaube" in ihren Reihen eben doch immer wieder größer als die „Liebe". So hat sie sich selber vielfach um Segen und Kredit gebracht. Und weil sie bei ihrem Tun parteipolitische Ziele zu erreichen suchte, hat sie es auch in der Folgezeit anders Gesinnten recht schwer gemacht, ihr Wirken gerecht zu beurteilen und Hand in Hand mit ihr soziale Aufgaben zu erfüllen.

Im Süden war es vor allem der Pietismus, der sich der Reaktion verwandt fühlte und zu Dienstleistungen anbot, im Norden erhob der Konfessionalismus aufs kühnste sein Haupt und gebärdete sich mit aller Unduldsamkeit einer siegreichen Hierarchie „knabenhaft, roh und geistlos", wie Bunsen sagt. Von Vilmar in Kurhessen war schon die Rede. Ihm reihte sich in Mecklenburg Kliefoth an, dessen bekanntestes Opfer der Rostocker Theologe Michael Baumgarten war. Obgleich strenger Lutheraner wurde dieser dennoch seines Amtes entsetzt, weil er den hierarchischen Gelüsten Kliefoths entgegentrat; als er an die Öffentlichkeit appellierte, mußte er dafür im Gefängnis büßen. Nicht so brutal wie in Kurhessen, Mecklenburg und Hannover verfuhr die kirchliche Reaktion in Preußen. Doch stellten sich auch hier besonders die jüngeren Geistlichen in großer Zahl auf die Seite der reaktionären Partei und denunzierten jedes Verlangen nach Freiheit als Revolution und Anarchie. Und begünstigt und provoziert wurde das von oben, vom preußischen Oberkirchenrat, der erfüllt war vom Geiste Hengstenbergs. Im Osten gefährdete der lutherische Konfessionalis-

mus sogar die Union, die sich auch durch den König allerlei Abschwächungen gefallen lassen mußte. Den Mittelpunkt dieser Bestrebungen aber bildeten die Kirchentage, auf denen die Parole für diese rückläufige Bewegung ausgegeben und der Feldzugsplan für ein gemeinsames Vorgehen in den verschiedenen Ländern entworfen wurde. Da sich aber auf ihnen neben den Lutheranern auch Reformierte und Vertreter der Brüdergemeinde zusammenfanden, so nahmen die starren Lutheraner selbst an dieser losen „Konföderation" Anstoß und zogen sich allmählich von ihnen zurück. Damit verloren die Versammlungen immer mehr an Bedeutung, bis sie 1872 überhaupt zu tagen aufhörten.

Wenn man diese Zeiten ins Auge faßt und sich erinnert, wie sich damals die evangelische Kirche im Dienste der Reaktion gegen alles kehrte, was politisch und kirchlich liberal war, so wird man sich weniger darüber wundern, daß zuerst die Liberalen und später die Sozialdemokraten sich von ihr abwandten und ihrerseits kirchlich und reaktionär für dasselbe hielten. In den Jahren 1848 bis 1860 haben sich die kirchlichen Kreise und die deutschen Kirchenregierungen tatsächlich so gebärdet. Und auch moralisch hat diese Zeit der Kirche nicht gut getan. Viele Führer der kirchlichen Reaktion standen sittlich teilweise recht wenig hoch. Vilmar und Hoffmann habe ich schon genannt; zwei andere habe ich selbst als Knabe bei einem Missionsfest von der Kanzel meines Vaters herab in frechster Weise lügen hören, und unten lächelten sie sich dann mit der Miene römischer Auguren ihr verlegenheitsvolles Einverständnis zu. Seit jener Zeit wußte ich, daß Wahrhaftigkeit nicht die hervorragendste kirchliche Tugend ist.

Noch einfacher lag die Sache für die katholische Kirche. Sie hatte erst die revolutionäre Bewegung von 1848 im Interesse ihrer Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit, das heißt im Interesse ihrer Machtstellung zu benützen gesucht. Jetzt beutete sie die reaktionäre Stimmung und Gesinnung der Regierenden durch die Betonung der Zusammengehörigkeit von Thron und Altar aufs klügste aus, bekämpfte die Revolution und befestigte dadurch die eigene Machtstellung nur immer mehr. Der temperamentvolle Bischof Ketteler von Mainz, den Graf v. Hertling „im Ernste den deutschen Heiligen des neunzehnten Jahrhunderts" nennen möchte, übernahm bei diesem Ringen um die Macht die Führung. Und da schien ein ganz besonders Großes gelingen zu wollen — der Abschluß von Konkordaten, durch die die Rechte und die Macht der Kirche dem Staat gegenüber ins Ungemessene gesteigert und das durch die Gunst der Verhältnisse Errungene auch für die Zukunft sichergestellt werden sollte. Mit Österreich, wo die im Jahr 1849 widerwillig gegebene Verfassung schon 1852 wieder aufgehoben worden war, kam 1855 ein solches wirklich zustande. [illegible] beseitigte die letzten Reste der josephinischen Grundsätze und ordnete Unterri[illegible] Eheschließung und das Verhältnis der Konfessionen ganz nach den Wünsc[illegible]

der katholischen Kirche. Selbst das, was auf dem Papier bestehen blieb, wie die Bonitz-Exnersche Organisation der Gymnasien und Realschulen, wurde tatsächlich wirkungslos gemacht. Die Intoleranz wurde geradezu zum Gesetz erhoben, und Hand in Hand damit ging dann die Niederhaltung alles geistigen Lebens.

Was in Österreich gelungen war, erreichte ähnlich so in Hessen der Bischof Ketteler durch den Abschluß der Mainzer Konvention: einen „erträglichen Frieden" und „relativ günstige Verhältnisse" nennt es Hertling, der Ketteler auch für die „Trockenlegung" der katholisch-theologischen Fakultät in Gießen und die Verlegung des gesamten theologischen Unterrichts an das Seminar in Mainz, in seltsamem Widerspruch zu seinen eigenen Bemühungen um die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg, ausdrücklich belobt. Und nun versuchte man dieselben „günstigen Verhältnisse" auch in Baden und Württemberg herzustellen. Allein hier scheiterten die Konkordate an dem Widerstand der Kammern und an dem Unwillen des Volkes: in beiden Ländern fielen die Konkordatsminister. In Württemberg hatte das keine weiteren Folgen, hier begnügte sich der religiös interessierte protestantische Teil der Bevölkerung mit der Abwendung der Gefahr. Anders in Baden, wo von 1848 her noch starke politisch liberale Neigungen und Tendenzen vorhanden waren. Auch sollte hier das Konkordat der Abschluß eines lange und heftig geführten Kampfes zwischen dem erzbischöflichen Stuhl in Freiburg und der Staatsgewalt sein und den Sieg des ersteren besiegeln. Allein die Überspannung des Bogens hatte gerade die entgegengesetzte Wirkung. Großherzog Friedrich, der kurialen Anmaßung überdrüssig, wollte „Frieden haben mit seinem Volk" und entschloß sich zu einem vollständigen Systemwechsel: er regierte fortan liberal.

Doch das fällt bereits in das Jahr 1860. Im übrigen hieß es hier und anderswo: Reaktion ringsum! Trotzdem aber war die Welt eine andere geworden, das tolle Jahr war doch nicht spurlos vorübergegangen. Gewisse tatsächliche Errungenschaften der Revolution ließen sich nicht mehr rückgängig machen; und innerlich ließ sich der Geist des deutschen Volkes, einmal in seinen tiefsten Tiefen aufgewühlt, auf die Dauer nicht mehr bannen und knebeln. Freilich, die Stimmung hatte gründlich umgeschlagen, es war wie am Tag nach einem jugendtollen Rausch: die fünfziger Jahre mit ihrer „brecherischen Stimmung", wie Vischer sie einmal genannt hat, sind Tage des Katzenjammers gewesen; aber auf sie folgen erfahrungsmäßig und notwendig neue Tage der Frische und der Kraft, so war es nicht hoffnungslos wie ehedem. Im Augenblick freilich
:en sich die Menschen dessen nicht bewußt, es war wirklich Katzenjammer-
:mung, es war den Deutschen übel bis zum Erbrechen. Man war um eine
ße Illusion ärmer geworden und sah in der ganzen Bewegung nur eine Ver-
ing. So verlor gerade die nationale und die liberale Partei den Glauben an

sich selbst — das bewiesen die vielen Vorwürfe, Klagen und Anklagen über Verrat —, und die erstere vor allem den Glauben an Preußen, das die nationale Sache übel im Stich gelassen, zweimal sogar verraten hatte. So schien, was man eben noch gewollt hatte, vergessen; man schämte sich dessen, was man vor kurzem noch so heiß erstrebt hatte. Viele der eifrigsten wollten von Politik überhaupt nichts mehr wissen, man beschränkte sich auf Kannegießerei und Kladderadatschwitze; die politischen Figuren des Eisele und Beisele in den „Fliegenden Blättern" machten dem Staatshämorrhoidarius Platz. Andere beeilten sich, ihren Anteil an der Revolution vergessen zu machen und zu verleugnen, und wurden aus Radikalen beflissene Parteigänger der Reaktion. Dieser aber fehlte es an Geist, durch sie sind die fünfziger Jahre wirklich das geistloseste und gedankenärmste Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts geworden.

Friedrich Julius Stahl

Dagegen trug die konservative Partei, die sich in Preußen um die seit 1848 bestehende „Kreuzzeitung" scharte, ihr Haupt um so höher. In diesem ihrem Organ wurde die reaktionäre Auffassung von Staat und Kirche, von Monarchie und Orthodoxie, von den bevorrechteten Ständen des Adels und der Geistlichkeit mit Geschick und Leidenschaft, mit Sophistik und Brutalität vertreten. Das Eiserne Kreuz an der Stirne des Blattes und das Motto: „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland" waren einst, zur Zeit der Befreiungskriege, frei von aller Parteitendenz Ehrenzeichen und Wahlspruch eines ganzen Volks gewesen; jetzt wurden sie für etliche Zeit zum Symbol und Schlagwort einer einzelnen Partei in ihrem Kreuzzug gegen Liberalismus und „Unglauben" degradiert. Ludwig v. Gerlach als „Rundschauer" wetteiferte mit Hengstenbergs Evangelischer Kirchenzeitung in Urteil und Ton. Aber es ist auch nicht zu leugnen, daß die konservative Partei damals in der Presse und im Landtag wirklich ihre hohe Zeit hatte und geistig nie besser vertreten war. Das verdankte sie, die von Haus aus ein antisemitisches Gepräge trug und nie hat verleugnen können, — gehörte doch die Emanzipation der Juden mit zu den Forderungen des jungen Deutschland und den Errungenschaften des Jahres 1848, die sie nicht anerkannte, außer soweit sie mußte, — sie verdankte das einem getauften Juden, dem Berliner Staatsrechtslehrer Stahl; und da sie über die Gedanken und Ideen jener Tage nie hinausgekommen ist und nicht hinauskommen wollte, so wuchert sie noch immer mit diesem jüdischen Geisteskapital. Es gehört das zu jener Ironie, in der sich die Weltgeschichte zuweilen gefällt und die stets etwas ganz besonders Reizvolles hat.

Friedrich Julius Stahl war Bayer, hatte sich in seiner Jugend als Bu

schenschafter mit freiheitlichen Ideen berührt und war deshalb unter dem ultramontanen Ministerium Abel als Professor in Erlangen nicht eben persona gratissima gewesen. 1840 hatte ihn dann, wie schon erzählt, Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen, auf die Empfehlung Bunsens hin, der sich freilich über ihn im unklaren befand; er hielt ihn für einen Schüler Schellings und sah sich daher bitter enttäuscht, als ihm dieser schrieb: „Stahl hat sich, wie Sie selbst finden werden, einem ganz beschränkten Orthodoxismus ergeben; demgemäß sind auch seine kirchenrechtlichen Ansichten. Für die Verfassung unserer Kirche sollen die ersten Einrichtungen nach der Reformation Norm sein und bleiben, nur im Geiste Speners gemildert. Er übersieht, daß der Protestantismus notwendig insofern etwas Fließendes ist, als er ein ihm Entgegenstehendes zu überwinden, allmählich innerlich und ohne äußere Mittel zugleich mit sich in das Höhere, die zukünftige Kirche, zu verklären hat.“ Schelling hatte recht: von seinem Judentum her haftete Stahls Christentum ein Starres und Unlebendiges an, die Kirche, auch die protestantische, war ihm nur verständlich in der Form der alttestamentlichen Theokratie. Allein den König fesselte sein Buch über das „Kirchenrecht der Protestanten“; und seine „schwächlichen Mittel“, über die Schelling spottete, erwiesen sich doch bei weitem wirkungsvoller zur Bekämpfung „der großen Macht der Verfinsterung in Berlin und auf allen preußischen Universitäten“, als des alternden Schelling eigene Philosophie der Offenbarung. Nicht dieser, sondern Stahl erst ist in Berlin den Hegelianern, vor allem der Hegelschen Rechtsphilosophie kraftvoll entgegengetreten, und dazu hatte er sich durch seine noch in Bayern geschriebene „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht“ (1830—37) bereits hinlänglich legitimiert.

Die in diesem Werk vorgetragene Auffassung vom Staat wurde die Staatstheorie der fünfziger Jahre, die Staatsrechtslehre der Reaktion. Aber noch wertvoller wurde sie für diese deshalb, weil sie Stahl selber in der ersten Kammer ins Praktische übersetzte. Dadurch wurde sie die Grundlage für das Programm der konservativen Partei, das Stahl als Parlamentarier und Parteiführer in Angriff und Verteidigung mit großem Geschick vertrat. Weil er als schlagfertiger Debatter und bedeutender Redner Freund und Feind imponierte, wurde seine Partei durch ihn die herrschende. Die Stahlsche Rechtslehre aber trat für die konservative Auffassung an die Stelle der Hallerschen, von der früher die Rede war, und wurde um so einflußreicher, je mehr ihr Schöpfer dem plumpen Haller an Feinheit des Geistes und an Schärfe der Dialektik, sowie an philosophischer und juridischer Bildung überlegen war. Stahl war stärker in der Kritik als im Aufbau eines eigenen Systems. Mit Geschick bekämpfte er daher noch einmal die veraltete und doch noch immer nicht ganz überwundene

Vertrags- und Naturrechtslehre als diejenige, auf der der Liberalismus aufgebaut sei. Denn den Liberalismus galt es ja vor allem zu überwinden als „das System der Revolution". Wenn er dabei auch den Unterschied zwischen den radikalen und den gemäßigten Elementen nicht übersah, so lag es ihm doch als Parteimann nahe, ähnlich wie Plato den Sophisten gegenüber, den Liberalismus als solchen auch für die extremsten und radikalsten Gedanken und Ausschreitungen verantwortlich zu machen. Ja noch weiter klittert er sogar so: „das sozialistische System ist das notwendige Ergebnis, das notwendige Ende der Revolution. Wie sie nach der Konsequenz ihres eigenen Prinzips vom Stadium des Liberalismus weiter gedrängt wird zu dem der Demokratie, so vom Stadium der Demokratie zu dem des Sozialismus, und zwar ist hier der Fortgang von der Art, daß die demokratische Partei nicht bloß die sozialistische als ein anderes Element nach sich zieht, sondern sich selbst zur sozialistischen steigert". Die übelste Einseitigkeit des Liberalismus aber, „seine tiefe Verirrung, ja tiefe Versündigung" besteht nach ihm darin, daß er „zu seiner Triebfeder die Menschlichkeit habe, gelöst von der Gottesfurcht", daß seine Weltanschauung und ganze Weltordnung also „den Stempel der tiefen Profanität" trage: womit er doch nur seine eigene „tiefe" Unfähigkeit enthüllte, menschliche Dinge menschlich zu betrachten und staatliche und kirchliche Fragen reinlich voneinander zu scheiden. Im übrigen freilich sagte er über den Liberalismus, seine „Intention der individuellen Freiheit" und deren zersetzende Wirkungen manches Gute und deckte auch seine wirklichen Schwächen, namentlich in den Beziehungen der Bourgeoisie zum vierten Stande, scharf und richtig auf

Wie die Naturrechtslehre, so bekämpfte er dann weiterhin auch die spekulative Theorie Hegels und der Hegelianer, in der „der Selbstmacht der Vernunft" viel zu viel Recht eingeräumt sei. Aber auch die kontrarevolutionäre Theorie Hallers erscheint ihm einseitig und unrichtig, wenn er ihr auch „große Verdienste" nicht absprechen will. Das feudalistische System und die altständische Monarchie ist nicht mehr möglich, und das ist kein Verlust, sondern ein Fortschritt; eine Rückbildung in einen solchen Zustand wäre nicht heilsam. Damit trennte er sich und seine Anschauung ausdrücklich von dem „Junkertum", über das er nicht ohne Schärfe redet: „Ich leugne nicht, ich vertrete Interessen der Aristokratie, näher bezeichnet der Ritterschaft; aber ich vertrete nicht ihr Interesse überhaupt, sondern nur bestimmte Interessen derselben, nur solche, die wie jedes wahre Staatsinteresse zugleich das Interesse des Landes sind. Es sind das: ihr gebührender starker Anteil an der Landesvertretung, ihre Verwaltung der Ortspolizei, die Stetigkeit ihres Grundbesitzes in den Familien. Dagegen vertrete ich mit nicht geringerem Nachdruck das Interesse des allgemeinen Staatsbürgertums ... ich habe insbesondere überall und auf

bestimmteste jegliche Stellung der Grundherren bestritten, durch welche die ländliche Bevölkerung in ein mittelbares Verhältnis gesetzt würde, alle Patrimonialität der obrigkeitlichen Gewalt, alle andere Untertanenschaft außer der gegen den König. Ich bin nicht der Schutzredner für den Geist des Junkertums, den Kastenstolz, den müßiggängerisch-übermütigen Verbrauch verdienstlos empfangener Stellung, das nackte Gebahren des Eigennutzes, die Stumpfheit für ideale Ziele, den schonungslosen Eifer für die politische Ordnung mit ihren Begünstigungen bei erbostem Widerstand gegen die kirchliche Ordnung mit ihrer Zucht und strengen Sitte. Sondern ich zeuge — und mußte besonders in jenem Zeitraum der Nivellierung zeugen — für den adeligen Geist der Ehrfurcht gegen die Familienerinnerung, der Tradition von hohem Beruf und hoher Pflicht, der ritterlichen Ehre und Sitte, des Schutzes und Beistandes für die minder wohlhabende Landbevölkerung, der persönlichen Treue und Hingebung gegen den König." So genau kannte Stahl seine eigenen Leute und ihre agrarische Begehrlichkeit. Dagegen mahnte er sie, einzutreten „für den Stand, der besonders ihrer Vertretung empfohlen ist, für den Stand des kleinen Grundbesitzes" und für die Besitzlosen. Aber tatsächlich hat er jener Begehrlichkeit doch immer wieder das Wort geredet und die junkerlichen Wünsche befriedigen helfen, mit „dem allgemeinen Staatsbürgertum" hat es der konservative Parteiführer doch nicht allzu genau genommen.

Also weder Montesquieu noch Rousseau, weder Kant noch Hegel, weder Haller noch Gentz! Daher sein berühmtes Wort, daß „die Wissenschaft umkehren müsse", wobei das „umkehren" für den Mann und seine Art besonders charakteristisch ist. Im Gegensatz zu ihnen allen stellt er sich auf den Boden der historischen Rechtsschule, will sie aber ergänzen durch eine dem System der Revolution entgegengesetzte Rechts- und Staatslehre auf Grund der christlichen Weltanschauung. Allein so ganz Christ, wie Treitschke meint, der für diesen konservativen Juden auffallend viel Sympathie zeigt, ist Stahl doch nie geworden. Der Gedanke der alttestamentlichen Theokratie beeinflußt wie schon gesagt seine Gedankengänge, der Gott, den er an die Spitze seines politischen Systems stellt, trägt noch deutlich die Züge des jüdischen Jahve an sich. Mit dieser Voranstellung eines persönlichen Gottes hängt ein Doppeltes zusammen: der Staat ist einerseits ein Göttliches und Gottgewolltes, und andererseits gipfelt er notwendig in einem Persönlichen, das heißt natürlich in der Person des Fürsten; die Monarchie ist gottgewollt, persönliche Fürstengewalt ist Gottesordnung. Hier gilt „Autorität, nicht Majorität"! — das glücklich formulierte Schlagwort, mit dem er der Revolution und konstitutionellen Doktrin entgegentrat, und gilt „Legitimität", die wichtiger ist als Konstitution und Repräsentation. Und ist die „institutionelle" Verfassungsform Stahls, „eine wirkliche Monar-

chie, in der der König nicht willenloses Werkzeug der parlamentarischen Majorität sei, nicht Minister eines Regierungssystems annehmen muß, das sie ihm vorschreibt, sondern innerhalb der gesetzlichen Schranken selbständig nach eigenem Gewissen und Urteil regiere, ja der Schwerpunkt der Gewalt sei". In dieser gut preußischen Auffassung der Monarchie liegt die Stärke seiner Stellung, in seinem Legitimitätsprinzip aber auch der Ausgangspunkt für alle die vielen Widersprüche, die dem anderen gegenüber so scharfsichtigen Kritiker an der eigenen Theorie entgangen sind. Die freiheitlichen Gedanken, die von seiner Vergangenheit her und von seiner Vorliebe für die ältere Form der englischen Verfassung seinem System nicht ganz fehlen, kamen dem konservativen Parteiführer in seinem eifervollen Gegensatz zu allem Revolutionären mehr und mehr abhanden. Das zeigt sich am deutlichsten in dem, wie er über den Adel spricht: immer wieder wehrt er sich, wie wir sahen, der Schutzredner des Junkertums zu sein und immer wieder wird er es faktisch doch, indem er die Interessen der Aristokratie, die er in der Theorie idealisiert, praktisch in der ganz realen Gestalt und in der ganzen nackten Brutalität einer feudalen Interessenpolitik aufs eifrigste vertritt.

Bunsen gegen Stahl

Ganz besonders verhängnisvoll aber wurde es, daß dieser Vertreter des christlichen Staates als Mitglied des preußischen Oberkirchenrats auch die konfessionellen Gedanken und Ansprüche der Evangelischen Kirchenzeitung in ihrer vollen Härte und Einseitigkeit zu verwirklichen suchte, die konservative Partei zugleich zur Trägerin eines bestimmten kirchlichen Bekenntnisses machte und auf dieses wie auf ein politisches Programm gewissermaßen verpflichtete. Dadurch trat die preußische Kirche ausgesprochener als je zuvor in den Dienst einer politischen Partei und gründete sich ganz unprotestantisch auch ihrerseits auf Autorität und Legitimität. „Ungläubig" galt zugleich für revolutionär; wer nicht für dieses angesehen, wer im Staat wohlgelitten sein und befördert werden, Titel und Orden erhalten wollte, der mußte auch fromm und gläubig — wenn nicht sein, so doch scheinen: Karriere machte nur, wer kirchlich war. So zwang man den Assessor und den Leutnant zur Kirche; und wenn sie sich für diesen Zwang bei Sekt und Jeu und Weibern entschädigten, so rechnete man ihnen das eine als Gerechtigkeit und das andere nicht als Todsünde an. Das ist der Fluch des Pharisäertums, die dieser aus dem Judentum herstammende Führer der preußischen Konservativen auf das kirchliche und politische Leben gelegt hat und der tiefste Grund ist doch darin zu suchen, daß er, als Jude, den Protestantismus in seiner geistbefreienden Macht niemals verstanden hat. Der Humo

der Sache aber ist, — noch einmal sei es gesagt — daß die preußischen Konservativen trotz ihres Antisemitismus an dieser jüdisch infizierten Weltanschauung festgehalten haben. Denn darin hatte der kluge Mann freilich ganz recht: „ein Mangel der Legitimitätspartei ist ihre Unproduktivität!"

Da war es nun eine gewaltige Überraschung, als gerade auf kirchlichem Gebiet der langjährige Freund Friedrich Wilhelms IV., Chr. C. Josias Bunsen in seiner an E. M. Arndt gerichteten Schrift „die Zeichen der Zeit" seinen Bedenken gegen die Stahlsche Lehre von der Kirche und der Union offenen und entschiedenen Ausdruck gab. Sein Aufenthalt in England hatte ihm den Blick für politische und kirchliche Freiheit erhalten und geschärft. Als er nun 1854 ins alte Vaterland zurückkehrte, da sah er, der Anhänger der Union, mit Schrecken allüberall den Geist der Unduldsamkeit und das Anwachsen der Macht einer herrschsüchtigen Hierarchie, die Welt erschien ihm wie verwandelt. Aus dieser Stimmung heraus griff er 1855 zur Feder und wandte sich in einem ersten Bändchen gegen die Anmaßung der katholischen Kirche, speziell gegen den Bischof Ketteler von Mainz, in dem er ganz richtig den eigentlichen Führer des ultramontanen Herrschaftsstrebens erkannte. Parallel damit lief dann im zweiten Bändchen die Auseinandersetzung mit Stahl, „von dem er sich in früheren Jahren eines Besseren versehen und der jetzt das anerkannte Organ der rückläufigen, aber mächtigen politischen und kirchlichen Partei geworden ist". Eine Rede „über christliche Toleranz", die dieser in Berlin vor dem Hof und einer großen und angesehenen Versammlung gehalten hatte, gab ihm dazu Anlaß und Ausgangspunkt.

Und toll und frech genug war denn auch, wie dieses preußische Mitglied des Oberkirchenrats „die Toleranz für ein Kind des Unglaubens und die Gewissensfreiheit für einen Teil jenes Werkes der Zerstörung und Umwälzung erklärte, welche die moderne Wissenschaft bezeichnet und die Ruhe Europas bedroht", und dagegen das Christentum als „die Religion der Intoleranz, seinen Keim als Exklusivität, seine Wirkungsart als Aggression" begriffen wissen wollte. Trefflich hat Bunsen diese sophistischen Fechterkünste aufgezeigt und mit Recht in solchen Äußerungen Ausflüsse einer „jüdisch-scholastisch-pietistisch-lutheranischen Weltanschauung" gesehen; ganz besonders tief traf es aber, wenn er rief: „Herrn Stahls Ansicht ist nicht halbkatholisch, sondern ganz katholisch oder (damit keine Unklarheit bleibe) ganz papistisch. Wenn es einmal zu einer endgültigen Auseinandersetzung Herrn Stahls mit der unierten Landeskirche Preußens oder dieser mit ihm kommen sollte, so sagen wir ihm vorher, falls er bei seiner Lehre von der Kirche beharrt, werde er weniger Schwierigkeiten finden, sie in München geltend zu machen als in Erlangen." Und endlich weist er nach, wie die Stahlsche Umkehrung des evangelischen Begriffs

der Kirche und seine Lehre vom christlichen Staat die Union in Preußen und die freie Schriftforschung aufs schwerste gefährde und bedrohe.

Positiv aber trat er, in vollem Gegensatz zu Stahl und seinen Gesinnungsgenossen, energisch für Gewissensfreiheit als das eine, was jetzt dringend not sei, ein, d. h. für „Freiheit des Göttlichen im einzelnen und in der Gemeinde und Anerkennung, daß Gewissensdruck Auflehnen gegen Gott ist". „Nur unter diesem Banner ist es möglich, allem Unbedingten zu widerstehen, das seine Herrschaft geltend machen will im Gebiete des Geistes mit Rechtszwang des Staates und der Kirche. Nur dem Staate der Freiheit steht es an, Gewalttätigkeit zu verdammen, nur ihm gelingt es, Duldung zu gründen, wo sie fehlt, sie zu verwandeln in Freiheit, wo sie besteht"; oder wie es an einer anderen Stelle heißt: „Gewissensfreiheit, Gemeinde, Persönlichkeit, diese drei bleiben uns übrig als Gottes Boten an uns für unser geistliches und geselliges Leben und gegenüber von Gewissensdruck und Verfolgung, von Knechtung des Geistes und von Gewalttätigkeit."

Man kann sich denken, welches Aufsehen und welchen Jubel diese mannhaften Worte bei allen Freigesinnten in ganz Deutschland erregten. Obgleich nichts weniger als populär geschrieben erlebten „die Zeichen der Zeit" in wenigen Monaten drei Auflagen. Man sah darin wirklich einen Aufschrei des protestantischen Gewissens wie gegen römische so auch gegen lutherisch-konfessionelle Unduldsamkeit und Gewalttat. Persönlich aber hat Bunsen durch diese Schrift vieles gesühnt, was er früher verfehlt hatte; um ihretwillen muß auch er zu denen gerechnet werden, die im neunzehnten Jahrhundert den Kampf um den einzelnen tapfer und erfolgreich mitgekämpft haben.

Die Poesie der fünfziger Jahre: Lyrik und Epik

Die rückläufigen Tendenzen machten sich übrigens nicht bloß in der Politik und Kirche, sondern natürlich auch auf dem Gebiet der Literatur geltend. Die Lyrik der vierziger Jahre war im wesentlichen liberal oder geradezu revolutionär gewesen. Nur selten klang ein konservativer Ton dazwischen, am kräftigsten hat ihn der schlesische Graf von Strachwitz angeschlagen. Namentlich in seinen nachgelassenen Gedichten von 1848 — er war 1847 jung gestorben — wendet sich dieser adelige Dichter gegen die liberalen Poeten als die „jüngsten Sterne, die Zwitter vom Roué und vom Propheten", und prophezeit seinerseits ebenso kühn als wahr:

So kommt es, ihr Männer des ewigen Nein,
So kommt's, ihr Tyrannenvertreiber,

Es wird eine Zeit der Helden sein,
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber.
Bis dahin webt mit Fleiß und List
Eure Schlingen ineinander,
Wenn der gordische Knoten fertig ist,
Schickt Gott den Alexander.

Jugendkraft und Jugendmut, ein Stück ritterlichen Freiheitsgefühls, wie es 300 Jahre zuvor die Sickingen und Hutten gehabt hatten, fehlte auch diesem Jüngling nicht, dessen Lieder in ihrer Frische uns zum Teil an die besten Sachen Detlev von Liliencrons erinnern.

Für die fünfziger Jahre aber sind neben Geibel, den man faute de mieux für den größten deutschen Lyriker erklärte, die christlichen Poeten mit ihren frommen Liedern besonders charakteristisch. Einst hatte Fr. Th. Vischer in den Halleschen Jahrbüchern über Albert Knapps christliche Lyrik spotten können: in ihm sei der Pietismus „modern, sentimental geworden und habe sich soweit den Kindern der Welt anbequemt, daß er Almanachsform annahm und seine Christlichkeit im Frack einführte. Albert Knapp habe ein ansehnliches Talent zur Poesie durch seine pietistische Umwendung schimmlicht gemacht. Er lasse Leonidas mit seinen gefallenen Tapfern, das Schwert noch krampfhaft in die Faust gepreßt, in herrlichem Zuge zur Unterwelt wallen, dann stoßen sie auf Abraham und Sarah und müssen sie küssen. Seine poetische Theorie sei: alles Große und Schöne auch aus der profanen Welt soll Stoff der Poesie sein, aber nur sofern es durch eine ausdrückliche Beziehung auf das Christliche geheiligt ist; er sage zum Dichter: preise immerhin Griechenland in seiner Herrlichkeit, aber bedaure am Schluß des Gedichts lebhaft, daß Athen keinen Stadtpfarrer hatte, daß Homer kein Gesangbuch schrieb und Achilles keinen Konfirmationsunterricht genoß. Nichts solle in sich, in der Grenze und Bestimmtheit seines Wesens teilhaben an Gott, es solle erst dieser Tran priesterlicher Salbung, dieses Christoterpentinöl darüber gegossen werden". So frivol durfte man mit Julius Sturm oder Karl Gerok in den fünfziger Jahren nicht umspringen, wobei freilich zu ihren Gunsten ins Gewicht fällt, daß Sturms Lieder inniger und tendenzloser und Geroks Poesie weltförmiger und freier war als Knapps in seiner „Christoterpe" veröffentlichte christlichen Gedichte.

Von Scheffels Kneiplyrik werden wir noch in anderem Zusammenhang zu reden haben; immerhin muß hier schon auf sie hingewiesen werden, weil doch a[illegible] sie auf den Geist der fünfziger Jahre ein ebenso bezeichnendes als unerfreuli[illegible]s Licht wirft. Über sich und seinen Landsmann Welcker, den badischen Bund[illegible]agsgesandten des Jahres 1848, den er als Sekretär nach Frankfurt beg[illegible]t hatte, weiß er folgendes zu berichten:

Depeschen, Brief' und Akten
Macht' ihnen wenig Müh',
Sie kneipten und tabakten
Von spät bis morgens früh.

Und lag der Kommissary
Des Morgens noch im Tran,
So fing der Sekretary
Das Saufen wieder an.

An diesem Ersäufen einer idealloſen Skepsis im Wein hatten damals doch recht viele ihre Freude. „Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied! ein leidig Lied!" versicherte man wieder einmal aus voller Brust, rief sich am Kneiptisch ein „Gaudeamus" zu und trank und sang:

Uns ist ganz kannibalisch wohl!

Und nicht weniger übel als mit der Lyrik war es in den fünfziger Jahren mit der Epik bestellt. Das Miserabelste nenne ich zuerst — es ist „Amaranth" von Oskar von Redwitz. Zu Ende war es mit der politischen Aktualität der vierziger Jahre, und doch war auch das — Tendenzpoesie. Weil die wälsche Ghismonda freigeistig und pantheistisch ist und nicht die gehorsame Magd ihres Ehegemahls werden will, wird ihr der brave deutsche Jüngling untreu und wendet sich der keuschen, frommen und hausmütterlichen Amaranth zu. Also noch einmal Romantik, Verherrlichung mittelalterlicher Anschauungen, mittelalterlicher Frömmigkeit und Minne, aber kraft- und saft- und geistlose Romantik bis zur Unerträglichkeit, —

Im Erker sitzet Amaranth
Und stützt ihr Köpfchen in die Hand

das steht wörtlich da —, fades Zuckerwasser mit Süßholzsaft, magenverderbend oder um noch einmal den Vischerschen Ausdruck zu brauchen, „brecherisch"!

In diese Reihe gehören auch Waldmeisters Brautfahrt von Roquette und der Trompeter von Säkkingen von Scheffel, gesünder und poetischer beide, der letztere auch studentisch frisch und forsch und durch Humor und den Lokalton echter Lyrik mit Amaranth auf den ersten Blick gar nicht zu vergleichen. Aber wenn am Schluß der Papst den Spielmann Werner zum Marchese Camposanto adeln muß, damit zwischen ihm und des Freiherrn Töchterlein Margareta keine revolutionäre Mesalliance geschlossen wird, so ist das nicht nur eine „allzu bequeme Lösung des Konflikts", sondern es enthüllt sich darin doch wieder etwas von jener kontrarevolutionären Tendenz der Zeit. Der Freiherr bekommt schließlich recht mit seiner „theoretischen Entwicklung":

Die Natur hat feste Linien
Weislich um uns all gezogen,
Jedem ist der Kreis gewiesen,
Drinn gedeihlich er mag walten.
Seit das heil'ge römische Reich steht,
Steht in ihm der Stände Ordnung,
Adel, Bürgersmann und Bauer,
In sich selber abgeschlossen,
Aus sich selber sich erneuernd,
Bleiben sie gesund und kräftig,
Jeder ist alsdann ein Pfeiler,
Der das Ganze stützt, doch nimmer
Frommt ein Durcheinanderschütteln.
Wißt ihr, was daraus hervorsprießt?
Enkel, die von allem etwas
Haben und im ganzen nichts sind;
Flaches, inhaltloses Mischvolk,
Schwankend, losgerissen von der
Überliefrung festem Boden!
Ganz, scharfkantig muß der Mensch sein,
Seine Lebensrichtung muß ihm
Schon im Blute liegen, als ein
Erbteil früherer Geschlechter.
Drum verlanget für die Heirat
Standesgleichheit unsre Sitte,
Und die Sitte ist Gesetz mir.
Über seine feste Mauer
Soll kein fremder Mann mir klettern,
Item, drum soll kein Trompeter
Um ein Edelfräulein frei'n!

Damit war es Scheffel ernst, und darin spiegelte sich die „rückwärtsdrängende Bewegung jener Zeit" ebenso wie in Riehls „bürgerlicher Gesellschaft", in der freilich das vorwärtsdrängende Soziale daneben auch zum Ausdruck kam. Übrigens spukt jene nichtssagende und geistesarme Reaktionsepik der fünfziger Jahre auch noch zwanzig Jahre später in der auflagereichen Dichtung von Webers „Dreizehnlinden", die sich so bandwurmartig und so langweilig hinschleppt.

Strachwitz, Redwitz, Scheffel, Weber — sie alle sind Katholiken; das ist kein Zufall. Und katholisch wurde in jenen Tagen der Reaktion auch die Gräfin Ida Hahn-Hahn, die in der Liebe solange nach „dem Rechten" gesucht und in Dichtung und Wahrheit immer nur den Falschen gefunden hatte. In ihren Romanen hatte sie sich bis dahin recht als Mondaine geriert, im Jargon ihrer adligen Kreise diesen allerlei feudale Erlebnisse „aus der Gesellschaft" erzählt und dabei, ähnlich wie Fürst Pückler, den Adel nur im Äußerlichen und Äußerlichsten gesucht und gefunden. Daher war die Satire „Diogena, Roman von

Iduna Gräfin Hahn", womit Fanny Lewald diese aristokratische Vorkämpferin für das Recht der Leidenschaft und die Emanzipation der „immensen" Edelfrauenseelen verhöhnte, nur gerecht, obgleich schließlich auch die Gräfin Hahn-Hahn aus demselben Milieu des jungen Deutschland heraus zu erklären ist, wie die liberale Jüdin in der Stadt der reinen Vernunft. Aber jetzt im Jahre 1850 hörte sie auf, die Welt lieb zu haben und suchte — sie, die ewig Unbefriedigte! — ihren Frieden im Schoß der katholischen Kirche. Doch nach wie vor eitel sich selbst bespiegelnd, schrieb sie alsbald die Geschichte dieser ihrer Bekehrung „Von Babylon nach Jerusalem" und stellte sich ihren staunenden Lesern von ehedem als immer schon „schlafende Katholikin" vor, die nun erst zum wahren Leben erwacht sei; wobei sie nach Art der Konvertiten ihrem früheren Glauben gleich auch alles mögliche Üble nachsagte. Die Herkunft dieser neuentdeckten Frömmigkeit aber aus der Angst vor der Revolution dokumentierte sie durch ihre Schwärmerei für Soldaten und Priester als „die weltliche und geistliche Miliz der mit Barbarei bedrohten Zivilisation".

Glücklicherweise hatten die deutschen Katholiken nicht nötig, auf den Übertritt dieses eiteln und oberflächlichen Literaturweibes zu warten, um auch eine wirkliche Dichterin die ihrige zu nennen. In Annette von Droste-Hülshoff hatten sie Deutschland bereits seine größte Lyrikerin gegeben bis zu dieser Stunde. In ihr war Poesie und Frömmigkeit, war Kraft und keusche Sprödigkeit, war derb zugreifender Realismus und fein einfühlende Stimmungsromantik zugleich; und auch was sie gegen die moderne Zeit auf dem Herzen hatte:

Da lachte nicht der leere, der übersatte Spott,
Man baute die Altäre dem unbekannten Gott
Nun aber sind die Zeiten, die überwerten, da,
Wo offen alle Weiten und jede Ferne nah —,

klingt nicht nach Reaktion, sondern nach wirklichem individuellem Fühlen und Suchen und Finden. Vor allem der Natur gegenüber empfand sie ganz modern, indem sie sie sah und in ihren Heidebildern zeigte, wie sie wirklich ist.

Mit der Gräfin Hahn-Hahn haben wir bereits den Boden des Romans betreten, auf ihm ist aus dieser Epoche das Erfreulichste und Wirkungsvollste zu verzeichnen. Zwar entrichtet auch er in den vielgelesenen pietistischen Romanen der Nathusius und in einem giftigen Pamphlet auf den Pantheismus der Tübinger Schule und speziell auf den Ästhetiker Vischer den Tendenzen und der Geistlosigkeit der Zeit seinen Tribut. Daß sich die Verfasserin von „Eritis sicut deus" nachträglich für dieses ihr Machwerk auf den Heiligen Geist und seine Inspiration berief, zeigte die ganze Verlogenheit und sittliche Fäulnis des maligen schwäbischen Pietismus, während die norddeutsche Nathusius du aus harmlos für Unterhaltung und Frömmigkeit zugleich zu sorgen ber-

war. Als Knaben haben auch mich „das Tagebuch eines armen Fräuleins" und „Elisabeth" entzückt; aber ich erkannte doch bald, mit wie wenig Geist und mit wieviel falscher Psychologie diese Bücher geschrieben waren.

Um so energischer und geistreicher griff Gutzkow mit seinen beiden Riesenromanen in die die Zeit bewegenden und beherrschenden Fragen ein und schuf neben Fanny Lewalds oben schon erwähnten „Wandlungen" in den Rittern vom Geist, in freier Anlehnung an Immermanns Epigonen, den Zeitroman, der die politischen Gegensätze scharf, wenn auch noch in phantastisch-romantischer Form erfaßte und herausarbeitete, am Positiven aber durchaus scheiterte. Denn der Bund dieser Ritter vom Geist ist, wie Julian Schmidt nicht übel sagt, „ein gegenseitiger Assekuranzverein für geistreiche malkontente Leute, und sein Inhalt ist das Suchen nach einem Inhalt". Viel realistischer ist Gutzkows anderer Roman „Der Zauberer von Rom", in dem von dem deutschen Katholizismus und seinem kühnen, machtvollen Aufstreben, zugleich aber auch von der Skrupellosigkeit seiner Parteigänger und der Verwerflichkeit der von ihnen gebrauchten Mittel ein ganz gewaltiges und ganz richtiges Bild aufgerollt wird; auch der phantastische Schluß von der Wahl des waldensisch gesinnten, zum Reformieren entschlossenen Papstes rechtfertigte sich historisch durch die Hoffnungen und Täuschungen bei der Wahl Pio nonos.

Romantisch war auch noch Gottfried Kellers „grüner Heinrich", ein Nachfahre von Goethes Wilhelm Meister und Mörikes Maler Nolten; und doch war Keller ganz anders realistisch gewillt und getrieben, Eigenes und persönlich Erlebtes darzustellen, das er überdies „in vollkommen gesättigter Empfindung" anschaulich und interessant zu machen wußte. Zugleich erfüllten ihn die freiheitlichen Ideen des republikanischen Zürichers, den Feuerbach „von der Unpoesie der spekulativen Theologie und Philosophie erlöst" und Hermann Hettner, „eine vollkommene Blüte unserer modernen Geisteskultur", über Spinoza und sein Verhältnis zu unserer Zeit aufgeklärt hatte. Um aber die Zeittendenzen darin ganz verstehen und würdigen zu können, muß man den Kellerschen Roman in seiner ersten Auflage und ursprünglichen Gestalt lesen. Einstweilen blieb das Buch freilich noch ohne Wirkung, das deutsche Volk mußte zu diesem durch und durch gesunden und durch und durch poetischen Realismus erst erzogen werden.

Solchen Dienst leistete ihm Gustav Freytags „Soll und Haben". Dieser Roman erschien 1855, nachdem Freitag ein Jahr zuvor in seinen „Journalisten"
:s der wenigen deutschen Lustspiele von bleibendem Wert mit zeitgeschichtem Hintergrund geschaffen hatte. Daß man „das Volk bei seiner Arbeit suchen" müsse, war der Ausgangspunkt und das Neue an jenem Buch; selbst Fanny Lewalds „Wandlungen" oder in Gutzkows „Rittern vom Geist" war

davon keine Rede gewesen, um von der müßiggängerischen Gesellschaft in den Salonromanen der Gräfin Hahn-Hahn ganz zu schweigen. Ausdrücklich stellte Freytag die Arbeitsamkeit und bürgerliche Rechtschaffenheit des deutschen Kaufmannshauses dem untergehenden Adelsgeschlecht derer von Rothsattel gegenüber, — wohl wissend, daß es in der Tanzstunde der adligen Backfische lustiger und poesievoller zugeht als im Kontor von T. O. Schröter. Aber darum ist es doch gerecht und weislich so eingerichtet in diese Menschenwelt, daß T. O. Schröter und Anton Wohlfahrt siegen über den von jüdischen Wucherern und Spitzbuben zu Tode gehetzten, aber schließlich doch nur an eigener Schwäche und Haltlosigkeit zugrunde gehenden Freiherrn; und für den soliden Kaufmann ist es auch gut, sich so rasch als möglich aus der polnischen Wirtschaft herauszuretten auf den soliden deutschen Boden: mit ihr kann nur der rücksichtslose Halbamerikaner Fink fertig werden und darin Ordnung schaffen. Wenn auch hier wieder die Mesalliance zwischen dem schlicht bürgerlichen Anton und der Freiin von Rothsattel vermieden wird, so geschieht das nur, weil Art besser zu Art paßt, Anton zu Sabine, die zum Hause T. O. Schröter gehört, und Fink — „Herr von Fink" — zu Lenore von Rothsattel, die Anton so lange geliebt und in deren adeligen Kreisen er doch nicht die rechte Figur gemacht hat. Das Buch aber schlug mächtig ein, an ihm hat sich die Generation, die sich an Redwitz und Bodenstedt und Roquette, an der Nathusius oder der Ida Hahn-Hahn den Magen verdorben hatte, gesund gelesen; und dabei schadete es nichts, daß es darin gelegentlich — wie in einem echten Kaufmannshause — ein wenig prosaisch und nüchtern, gar nicht mehr romantisch und phantastisch zuging. Etwas von dem „Behagen am fremden und eigenen Leben, von der Sicherheit und dem frohen Stolz", die der Dichter in der Widmung an den Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha bei den damaligen Deutschen mit Recht vermißte, kam durch sein Buch über die vielen, die sich daran erfreuten und erbauten. Es gab doch auch in dieser politisch so trüben Zeit noch Seiten des deutschen Lebens, um derenwillen es wert war, gelebt, geliebt und geachtet zu werden.

Freytags Roman hat in Fanny Lewalds „Von Geschlecht zu Geschlecht" und in Fritz Reuters „Ut mine Stromtid" seine Nachfahren gefunden: die Freiherrn von Rothsattel, die von Arten und die Axel von Rambow sind von einem Stamm. Aber erst hat doch Fritz Reuter in „Kein Hüsung" das Elend der unter dem mecklenburgischen Adel seufzenden Bauern geschildert, ehe er sich die Seele freischrieb von heimatlicher Verbitterung, in der „Festungstid" durch den die Eisenstäbe seiner verschiedenen Kerkerzellen vergoldenden Humor mit den persönlichen Erinnerungen an ein durch die Reaktion der dreißiger Jahre verpfuschtes Leben fertig wurde und in Onkel Bräsig seinem Volke eine humoristische Figur von echt deutschem Gepräge geschenkt hat.

Elftes Kapitel: Naturwissenschaft und Philosophie um die Mitte des Jahrhunderts

Der Aufschwung der Naturwissenschaften

„Kein Hüsung" fällt noch in die fünfziger Jahre und ist erfüllt von der Verstimmung und Verbitterung derselben. Das könnte mit einem Schlag hinüberführen zu dem Philosophen, der eben damals anfing, sich einer verstimmten und verbitterten Zeit zu empfehlen — zu Schopenhauer. Allein wie es kam, daß der lange unbeachtet Gebliebene nun endlich in Mode kam, das hat seine Geschichte und setzt vieles andere voraus.

Die Philosophie war bankrott geworden — durch das Auseinanderfallen der Hegelschen Schule und das Fiasko Schellings in Berlin; und Feuerbachs Vorlesungen in Heidelberg im Winter 1848 auf 49, in denen er die Welt für „eine Republik" erklärte, die „weder einen absoluten noch einen konstitutionellen Gott ertrage", hatten der Reaktion alle Philosophie verdächtig gemacht. Auch die Geschichte hatte sich 1848 kompromittiert. Historiker wie Dahlmann hatten in Frankfurt das große Wort geführt und mit ihren praktisch-politischen Leistungen so wenig Erfolg gehabt. Das deutsche Volk mußte erst wieder etwas Großes erleben, ehe es sich für historische Darstellungen interessierte. Ranke blieb in seiner Größe davon natürlich unberührt. Aber weil er Geschichte und Staat nur „von oben her" betrachtete und in Auffassung und Stil immer vornehmer und abstrakter wurde, so war seine Wirkung ganz groß nur bei Königen und Fürsten und bei Historikern, die von ihm für ihre Wissenschaft und Arbeitsmethode so vieles lernen konnten. Dagegen las man Macaulays englische Geschichte in allen den Kreisen gerne, die an dem whigistischen Standpunkt dieses Historikers keinen Anstoß nahmen oder sich im Gegensatz zu der Misère der eigenen reaktionären Welt und Zeit daran erfreuten. Von Deutschen aber war es nur Theodor Mommsen, dessen römische Geschichte in den fünfziger Jahren weithin gebührendes Aufsehen machte. Die Erzählung, wie aus der Revolution ein Cäsar herauswuchs, schien den Lesern jener Tage wie ein Stück lebendiger Gegenwart, da sie, klein wie die Maßstäbe dieser Zeit waren, in Napoleon III. einen Cäsar vermuteten. Daß dieser dem genialen Cäsarbilde Mommsens so wenig glich, wie seinem Onkel, dem großen Napoleon, das hat sich erst später ganz deutlich herausgestellt. Aber davon völlig unberührt blieb das unvergängliche Verdienst Mommsens, daß er in einem, von Manier und Raffinement freilich nicht ganz freien Stil die Vergangenheit auch

den modernsten Menschen verständlich und interessant machte und durch seine meisterhaften Schilderungen die römischen Charakterköpfe — Sulla, den großen Reaktionär, Cicero, den eiteln Schwätzer und Allerweltsdilettanten, Cato, den starrköpfigen Don Quichote der Republik, und leuchtend über allen Cäsar, den Unvergleichlichen, der ganz Genie war — uns in wahrhaft künstlerischer Anschaulichkeit vor das geistige Auge stellte. Es war ein lehrreiches Werk für die eigene Zeit und doch eine streng gelehrte Arbeit: — darin bestand Reiz und Wert zugleich. Später haben sich der Politiker und der Gelehrte in Mommsen getrennt, und der letztere, aber auch nur er, ist am Ende des Jahrhunderts allmählich auf die erste Stelle in Deutschland gerückt: bei der Zweihundertjahrfeier der Berliner Akademie im März 1900 nahm er als Nestor der deutschen Gelehrten eine Stelle ein, die der von Alexander von Humboldt nahe kommen mochte. In den fünfziger Jahren dagegen gingen jene beiden, der Politiker und der Gelehrte, in ihm noch Hand in Hand, und die glänzende Frucht dieser Vereinigung waren die drei ersten Bände seiner römischen Geschichte, die auch darin schon ganz modern ist, daß sie das kulturgeschichtliche und wirtschaftliche Material über dem Politischen und Persönlichen nicht vernachlässigte. Daß man freilich in der Betonung des Zusammenhangs von Staat und Wirtschaft noch erheblich weiter gehen und dabei zu wichtigen historischen Entdeckungen kommen kann, das zeigen die Arbeiten von Beloch und Pöhlmann und insbesondere K. J. Neumanns überscharfsinnige Lösungsversuche schwieriger Probleme der alten Geschichte.

Im übrigen aber waren damals nicht die Wissenschaften des Geistes, sondern die der Natur an der Reihe und in Mode, wenn natürlich auch dort in der Stille emsig weitergearbeitet wurde. Wir haben gesehen, wie auf das neuerwachte Interesse für die Erforschung der Natur in Deutschland die vielgeschmähte Naturphilosophie Schellings doch nicht ohne Einfluß war. Und daß Deutschland auch in wirklichem Naturerkennen und -wissen nicht gar zu weit und gar zu lang hinter den anderen Nationen zurückblieb, dafür sorgte von Anfang an der Universalismus Alexander von Humboldts, des merkwürdigen Menschen, der wie ein Mephisto am Hofe Friedrich Wilhelms IV. umherging und laut und leise medisierte, und daneben doch als ein König der Wissenschaft über die Geister herrschte, selber das ganze exakte Wissen seiner Zeit umfaßte, durch eigene Arbeiten bahnbrechend und grundlegend wirkte und andere zu ernster Arbeit anregte, auch das mehr für Hegelsche Philosophie als für exaktes Wissen interessierte Ministerium Altenstein wenigstens in Personen- und Berufungsfragen vielfach glücklich inspirierte. Namentlich war er darauf bedacht, hervorragende Vertreter der Mathematik und Naturwissenschaft nach Berlin zu ziehen und durch sie die Bedeutung und den Glanz der heimatlichen Akad-

zu erhöhen. Sein Kosmos, aus dem Bestreben hervorgegangen, „die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen", steht wie eine spezifisch deutsche Warnung vor einseitigem Spezialistentum am Anfang dieser naturwissenschaftlichen Periode und ist eben darum von Spezialisten und Banausen stets mit einer gewissen stillen Abneigung bedacht worden.

Durch dieses Buch, wie zuvor schon durch seine Berliner Vorlesungen über physikalische Geographie, leitete er zugleich jene Popularisierung der exakten naturwissenschaftlichen Forschungen ein, worin uns Deutschen freilich die Engländer immer überlegen geblieben sind. Die Gebildeten mit den Ergebnissen der Wissenschaft bekannt zu machen und dafür zu interessieren, ist durch seinen Vorgang gewissermaßen sanktioniert worden, und Meister vom Fach wie Liebig und Helmholtz, wie Dubois-Reymond und Haeckel, wie Heer und Ostwald sind ihm darin gefolgt.

Auch um die von Oken ins Leben gerufenen Naturforscherversammlungen hat sich Humboldt große Verdienste erworben, indem er an die Spitze der Berliner Versammlung von 1828 trat und ihr durch seine Person den glänzenden Mittelpunkt und durch seine Eröffnungsrede gewissermaßen das Programm und das Gepräge gab. Das nationale Moment stellte er dabei in den Vordergrund, wie er sie in einem Briefe schon vorher „une noble manifestation de l'unité scientifique de l'Allemagne" genannt hatte und dann fortfuhr: „c'est la nation divisée en croyance et en politique, qui se revèle à elle-même dans la force de ses facultés intellectuelles". Den Hauptwert der Versammlung sah er im persönlichen Sichkennenlernen und im Gedankenaustausch der teilnehmenden Gelehrten, in der „Gründung freundschaftlicher Verhältnisse, welche den Wissenschaften Licht, dem Leben heitere Anmut, den Sitten Duldsamkeit und Milde gewähren". Der wissenschaftlichen Arbeit dieser Versammlungen aber gab er durch die Einrichtung der Sektionen die Möglichkeit, die Erörterung an bestimmte Einzelprobleme anzuknüpfen und sie dadurch erst recht fruchtbar zu machen.

Um jedoch eine solche Versammlung glänzend zu gestalten, dazu mußten neben ihm Männer von Namen da sein, und an solchen fehlte es auf jener Berliner Zusammenkunft nicht. Humboldt selbst hat sich besonders um das Erscheinen des Mathematikers Gauß bemüht, den er am liebsten ganz nach Berlin gezogen hätte; neben Goethe hat er den Astronomen Olbers, den Anthropologen und Physiologen Blumenbach und den Anatomen Sömmerring in seiner Rede besonders genannt. Aber seit der Mitte der zwanziger Jahre waren auch Jüngere auf dem Plan. Allen voran Johannes Müller, der Bahnbrecher der Physiologie, der von seiner naturphilosophischen Jugend her die „philosophische Behandlung" und die Bedeutung der „erweiternden und zum Allgemeinen stre-

benden Phantasie" für die Naturerkenntnis anzuerkennen nie aufgehört hat. Durch seine Theorie der Sinnesempfindung schien die Kantsche Lehre vom Raum sozusagen experimentell bestätigt, durch seine Arbeit über die Myxinoiden legte er den Grund zu einer wissenschaftlichen Morphologie der Wirbeltiere und gab damit seinerseits der Naturforschung die für das neunzehnte Jahrhundert charakteristische Richtung, vom Werden aus das Sein zu begreifen, also genetisch zu verfahren, worauf ebenso auch Schwanns Theorie der Tierzelle hinwies.

Für die ganze moderne Naturanschauung aber wurde am bedeutsamsten das Gesetz von der Erhaltung der Energie, das im Anfang der vierziger Jahre ein einfacher schwäbischer Arzt, Robert Mayer, gefunden und aufgestellt hat. Indem er den Umsatz von Bewegung in Wärme und von Wärme in Bewegung erkannte und das mechanische Äquivalent der Wärme zahlenmäßig zu bestimmen suchte, ergab sich ihm, daß die Summe der Kraft, die im Universum tätig ist und alle Erscheinungen bewirkt, unveränderlich sei, wie das Quantum der Materie, die den Weltraum füllt. Diese Gedanken setzten sich übrigens nicht sofort durch, und so mußten der Engländer Joule, der Däne Colding und der Deutsche Helmholtz das Gesetz noch einmal unabhängig von Mayer auffinden: so wenig Zusammenhang war damals noch in der gelehrten Welt und so wenig Interesse in den weiten Kreisen der Gebildeten für solche großen Entdeckungen. Deswegen durfte aber Treitschke den großen Schwaben doch nicht geflissentlich ignorieren oder gar sein Verdienst ausdrücklich herabsetzen und ihn mit seinen verständnislosen Landsleuten von 1850 und 1860, selbst nicht minder verständnislos, einen Halbnarren schelten. Die streng methodische Art, wie Mayer das Gesetz gefunden, und das klare Bewußtsein von seiner Tragweite lassen in ihm durchaus den originalen und genialen Naturforscher erkennen. Und den Eindruck des Genialen machte auch seine ganze geistsprudelnde und geistsprühende Persönlichkeit, wie ich sie selbst noch an unvergeßlichen Abenden in Heilbronn kennen zu lernen das Glück gehabt habe.

Auf dem von Mayer gefundenen Prinzip ruht heute nicht nur die Physik, auch wenn sie mit Heinrich Hertz den Kraftbegriff über Bord wirft und alles aus der Verbindung bewegter Massen ableiten möchte, sondern unser ganzes Naturerkennen ist davon beherrscht, obgleich es kein Axiom, sondern nur eine Hypothese ist und volle Geltung erst für das System der Systeme, für das Universum beanspruchen könnte; dieses aber ist uns ja in der Erscheinung nie gegeben, sondern ist immer nur eine „Idee". Immerhin berechtigt schon jetzt die Wechselbeziehung und der innige Zusammenhang, den auf Grund dieses Satzes die wissenschaftliche Theorie und die Praxis der Technik unter den verschiedenartigsten Naturerscheinungen und Naturkräften herstellt, zu der k

nen Hoffnung, daß es möglich sein werde, schließlich die Gesamtheit aller Naturkräfte einer einheitlichen Anschauung unterzuordnen und beliebig jede von ihnen in eine andere zu verwandeln. Freilich, das kühne energetische Weltbild, das Ostwald in seinen Vorlesungen über Naturphilosophie entwirft, ist, auch wenn Licht, Wärme und Elektrizität heute schon auf eine und dieselbe Grundlage zurückgeführt werden, einstweilen noch ein verfrühter Versuch, jene Hoffnung zu realisieren. Und ein bedenklicher Haken bleibt immer die der mechanischen Wärmetheorie selbst entnommene Hypothese, daß schließlich durch Ausgleich aller Spannungen die Welt der völligen Ruhe und Erstarrung, einem Zustand des Todes entgegengehe. Die Welt?! Einstweilen hat die 1859 durch Bunsen und Kirchhoff entdeckte Spektralanalyse gezeigt, daß, soweit Auge und Fernrohr und Photographie vorzudringen vermögen, überall dieselben Stoffe nach denselben Gesetzen wirksam sind und daß auch in dem Gewühle der Weltkörper nirgends Ruhe und Stillstand, sondern überall Entstehen und Vergehen herrscht:

Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben.

Endlich war auch das von Bedeutung, daß Robert Mayer als Arzt von Anfang an das Energiegesetz auf die organischen Vorgänge angewandt und auch hier nur Verwandlung, nicht Neuschaffung von Stoff und Kraft hatte gelten lassen. Dadurch war, wie auch Sigwart zugibt, der Versuch vollkommen gerechtfertigt, die Vorgänge der organischen Welt ebenfalls „auf die bekannten physikalischen und chemischen Gesetze zurückzuführen und als die letzten Grundlagen des Geschehens nichts anderes als dieselben einheitlichen und unveränderlichen Substanzen anzunehmen, auf welche die Erforschung der leblosen Natur führt, nur in verwickelteren Verbindungen und mannigfaltigerer Wechselwirkung". Fraglich bleibt nur, ob sich mit diesem Prinzip die Annahme eines Kausalverhältnisses zwischen mechanischem Geschehen in der Außenwelt und bewußter Empfindung vereinigen läßt. Diejenigen, welche das für unmöglich halten, sind daher zu einer rein materialistischen Anschauung oder zu der Hypothese des psychophysischen Parallelismus genötigt, wonach im Gebiet des materiellen und physiologischen Geschehens ein strenger Kausalzusammenhang besteht und deshalb niemals ein psychischer Bewußtseinsvorgang als Wirkung oder als Ursache einer physiologischen Veränderung betrachtet werden kann. Jedenfalls hat der Determinismus in dem Mayerschen Gesetz mehr noch als in der Milieulehre und in der Statistik eine Stütze gefunden, was auf seiten der Geisteswissenschaften nur allzulang übersehen und verkannt worden ist.

Von vornherein mehr Eindruck und Aufsehen als Mayers großartige Hypothese machten die chemischen Untersuchungen und Entdeckungen Liebigs, dessen Laboratorium in Gießen rasch ein wahrer Wallfahrtsort wurde für jüngere und ältere Studenten. Für die weite Verbreitung der Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Arbeit auch über die Kreise der Fachgelehrten hinaus sorgte er selber durch seine 1844 zum erstenmal erschienenen „chemischen Briefe". Diese waren nach seiner eigenen Erklärung ganz im Sinne Humboldts „für die gebildete Welt geschrieben, welche vor der Erörterung der wichtigsten und schwierigsten Fragen in der Wissenschaft, insofern sie einflußreich für die weiteren Fortschritte und die Anwendung sind, nicht zurückzuschrecken gewohnt ist". Aber auch für die Vertreter der übrigen naturwissenschaftlichen Disziplinen waren sie von größtem Wert. Noch kürzlich hat mir ein hervorragender Naturforscher begeistert von dem Eindruck gesprochen, den gerade dieses Buch in seiner Jugend auf ihn und seine Altersgenossen gemacht habe; und Volhards Liebigbiographie in ihrer herzlichen Verehrung für ihren Helden ist ein eindrucksvoller Nachhall von der wissenschaftlich genialen und der menschlich liebenswürdigen Persönlichkeit dieses unseres größten Chemikers.

Im Sinn einer einheitlichen Auffassung der Natur wirkte von chemischer Seite her auch die 1828 von Wöhler zustande gebrachte künstliche Herstellung des Harnstoffes als des ersten organischen Körpers aus anorganischen Stoffen. Dadurch ging der Begriff einer besonderen „Lebenskraft" in die Brüche, durch den man bis dahin die Kluft zwischen dem Anorganischen und dem Organischen überbrücken und weiterhin die Verbindung von diesem hinüber zum Geistigen herstellen zu können geglaubt hatte. Wenn neuestens ein eigenartiger Neovitalismus diesen verpönten Begriff wieder aufnimmt, weil doch nicht alle Blütenträume in Erfüllung gegangen sind, die man allzu rasch an Wöhlers Entdeckung geknüpft hatte, so stellen sich in seinem Gefolge auch alsbald wieder allerlei mythologische und rückläufige Anschauungen ein, die von dieser Vorstellung unzertrennlich zu sein scheinen. Und seine Vertretung durch den Keplerbund macht ohnedies keinen wissenschaftlichen, sondern vielmehr einen durch und durch tendentiösen Eindruck.

Übrigens hing das Aufsehen, das die chemischen Forschungen Wöhlers und Liebigs hervorriefen, auch damit zusammen, daß ihre Resultate nicht bloß einer Reihe von Einzelwissenschaften zugute kamen, sondern alsbald auch für die Praxis, für Industrie und Agrikultur und Küche von hervorragender Wichtigkeit wurden. Gerade als Agrikulturchemie sollte, was Liebig gefunden hatte, sofort auch praktisch verwertet werden; und als das nicht mit einem Schlag gelingen wollte, da brach zum erstenmal in Deutschland ein großer naturwissenschaftlicher Streit zwischen ihm und der landwirtschaftlichen Schule zu

Hohenheim aus, in dem Liebig, ohnedies ein Meister literarischer Polemik, Sieger blieb, nachdem er einen allerdings noch vorhandenen Fehler in seinen Aufstellungen korrigiert hatte. Hiermit trat die Naturwissenschaft auch in Deutschland den ihr schon von Bacon zugewiesenen Beruf der Naturbeherrschung an und bahnte einer immer intensiveren und extensiveren Ausbeutung der Naturkräfte den Weg. Wissen ist Macht! — das wurde für die ganze naturwissenschaftliche Arbeit mehr und mehr maßgebend und wurde geradezu zum Losungswort des Jahrhunderts. Und es ist nicht etwa so, als ob dabei die Technik nur die empfangende gewesen wäre: sie stellte der Wissenschaft vielfach die Probleme und lehrte sie die Naturkräfte und ihre Wirkung in einem Umfang und Maßstab kennen, wie dies „in den engen Grenzen wissenschaftlicher Laboratorien niemals erreichbar gewesen wäre". So sind die technischen Hochschulen mit Recht den alten Stätten der wissenschaftlichen Forschung ebenbürtig zur Seite getreten, wie dies am 19. Oktober 1899 bei der Zentenarfeier der Technischen Hochschule in Charlottenburg durch die kaiserliche Verleihung des „Dr. Ing." auch äußerlich in die Erscheinung getreten und besiegelt worden ist. Und heute vollends ist es uns allen klar, wie Wissenschaft und Technik zusammenarbeiten müssen zum Schutz und Trutz des kämpfenden und zur Lebenserhaltung des von England mit Aushungerung bedrohten Vaterlands. Das alte Wort, daß Not erfinderisch mache, ist in ungeahntem Umfang durch den Krieg zur Wahrheit geworden.

Die Dampfmaschine und ihre Verwendung als Arbeitsmittel im großen Stil gehört noch dem achtzehnten Jahrhundert an; aber ein Maschinenzeitalter kann man doch erst das neunzehnte nennen; und das erste Dampfschiff, die Erfindung der Lokomotive, die Verwendung der Elektrizität zu Beleuchtungszwecken und zu Arbeiten aller Art und endlich die verheißungsvollen Anfänge der Zeppelinschen Luftschiffahrt fallen ohnedies alle noch in das 19. Jahrhundert. Und ebenso ließ der rasche Aufschwung der Telegraphie Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre fast vergessen, daß der erste elektromagnetische Telegraph nicht viel vorher, im Jahre 1833 durch Gauß und Weber zwischen dem physikalischen Kabinett und der Sternwarte in Göttingen hergestellt worden war.

Selbst die Medizin schloß sich diesem Zug zum Technischen an und benützte nicht bloß die bessere Kenntnis von Tier und Mensch, sondern auch die Fortschritte der Technik — man denke z. B. an den von Helmholtz 1851 erfundenen Augenspiegel — zu einer rationelleren Behandlung des kranken und des gesunden Menschen. Die in Frankreich aufgekommene physikalische und mikroskopische Methode wandte man deutscherseits zuerst in Wien an, wo namentlich die Perkussion und Auskultation geübt und weitergebildet wurde.

In Deutschland bedeutet Virchows Zellularpathologie zunächst theoretisch noch darüber hinaus einen mächtigen Fortschritt und etwas wie das Schlußglied einer ganzen großen Entwicklungsreihe. Von England herüber aber kam die antiseptische Wundbehandlung, deren Vernachlässigung uns noch im Krieg von 1870 so viele Opfer gekostet hat. Auch sie ist nichts anderes als die glückliche Verbindung theoretischer Gedanken und technischer Erfindungen und bedeutet eine ans Wunderbare grenzende Steigerung des chirurgischen Könnens und Wagens.

Der Materialismusstreit

Was Wunder, daß wie heute die Techniker, so damals die Naturforscher im Glauben an sich und an den Umfang und die Ausdehnbarkeit ihres Wissens immer kühner wurden! Die Welträtsel zu lösen schien ihnen vorbehalten. Vor allem war es das Problem des Lebens, das sie bis dahin den Philosophen überlassen hatten und das nun Physiologen, Chemiker und Mediziner aufs lebhafteste beschäftigte. Seit Wöhlers Entdeckung hielt man die rein mechanische Erklärung der Lebensvorgänge nur noch für eine Frage der Zeit; wenn auch nicht sofort den Homunkulus, die Zelle wenigstens hoffte man demnächst aus der Retorte hervorgehen zu sehen. Und dabei stellte sich, ihnen selbst unbewußt, der deutsche Zug zum Philosophischen und Metaphysischen alsbald wieder ein. Allein nun rächte sich der Mangel an einer wirklichen Philosophie, und es kam, was kommen mußte: verlassen von wahrhaft philosophischer Schulung und unbekannt mit dem Kantischen Geist der Kritik zimmerten sich Naturforscher das metaphysische System von Kraft und Stoff, den seit Demokrit immer wieder auftauchenden Materialismus aufs neue zurecht. Darin offenbarte sich zunächst nur der gewaltige Fortschritt der Naturwissenschaft und ihre völlige Emanzipation von der Philosophie, es war der Gegen- und Rückschlag gegen die Schellingsche Natur- und die Hegelsche Geistesphilosophie und gegen die ganze idealistische Richtung zu Anfang des Jahrhunderts überhaupt. Dafür gab es ja keinen schärferen und deutlicheren Ausdruck, als die völlige Abkehr vom Geist und die Ableitung alles Organischen und Geistigen aus der Materie. Dazu kamen fremde, teils antike, noch mehr aber französische aus dem achtzehnten Jahrhundert stammende Einflüsse; und endlich der Aufschwung der materiellen Interessen, der Industrie, namentlich nachdem das Jahr des tollen Idealismus resultatlos verlaufen und nur der Druck der politischen und kirchlichen Reaktion auf den Geistern übriggeblieben war. Gegen sie galt es den schärfsten Ausdruck der Opposition zu finden, und das war, wie man von den En-

pädisten her wußte, der Materialismus und der Atheismus. Und doch war auch das wieder nur ein Rest dieses selben deutschen Idealismus und Doktrinarismus: wie den Aufschwung der Naturwissenschaften, so suchte man auch die einseitige Pflege der materiellen Interessen sozusagen auf den Begriff zu bringen, philosophisch zu begründen und ihn durch eine Metaphysik des Materiellen zu rechtfertigen.

Die Hauptvertreter dieser materialistischen Metaphysik waren Moleschott, Vogt und Büchner. Allen dreien fehlte es an Schärfe und Tiefe des Denkens. Moleschott und Vogt bedeuteten wenigstens als Naturforscher etwas; und wenn der eine im „Kreislauf des Lebens" den großen Gedanken von der Erhaltung des Stoffes gegen Liebig materialistisch deutete und der andere sich über Rudolph Wagners „Köhlerglauben" an eine Lebenskraft und Seelensubstanz streitbar lustig machte oder in verletzender Schärfe die Abstammung des Menschen vom Affen proklamierte, so war das doch besser fundiert, als das populäre Gerede in allen den vielen Auflagen von Büchners „Kraft und Stoff", das in seiner Oberflächlichkeit allen Halbwissern und Dilettanten naturwissenschaftlich interessante Tatsachen und eine damit vermischte kindlich rohe Metaphysik in leicht faßlicher Form darbot. Gegenüber dem Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts brachten alle drei kaum einen einzigen neuen Gedanken vor, überlegen waren sie ihm nur durch den Reichtum an neuzeitlichem Wissen von Tatsachen. Über die Hauptfrage, wie sich das Seelische und Geistige zum Materiellen verhalte, waren sie sich nicht einmal selber klar. Bald suchten sie durch kecke Sätze zu imponieren wie den, daß die Gedanken etwa in demselben Verhältnis zum Gehirn stehen, wie die Galle zur Leber oder der Urin zu den Nieren, bald schwankten sie unsicher darüber hin und her, ob das Seelische selber als Bewegung, oder nur als Produkt oder Funktion oder gar nur als Erscheinungsweise einer solchen zu fassen sei. „Influxus physicus, Parallelismus, Identität, gemeine Vorstellung, Spinoza, Kant, das taumelte alles wie trunken durcheinander", urteilt der sonst so milde Paulsen über diese Kraft- und Stofflehre. Nur Czolbe zeichnete sich unter den Materialisten er fünfziger Jahre durch eine wissenschaftlichere Haltung und ein Ringen mit den auch von ihm gesehenen Schwierigkeiten vorteilhaft aus. Er war mit Feuerbach Positivist, begnügte sich wie dieser mit der gegebenen Welt und machte Ernst mit der völligen Beseitigung des Übersinnlichen. Dazu bestimmten ihn vor allem sittliche Gründe: die erkennbare Welt durch Hinzuerfindung einer übersinnlichen verbessern zu wollen schien ihm Anmaßung und Eitelkeit, also unmoralisch; gegen mache der Materialismus oder, wie er lieber sagte, der Sensualismus Anspruch auf tiefere, echtere Sittlichkeit. Als die schwächste Seite des Materialismus aber erkannte er seine Unfähigkeit, Bewußtsein und Selbstbewußtsein

zu erklären; deshalb suchte er das letztere durch eine in sich selbst zurücklaufende Bewegung des Nervenfluidums begreiflich zu machen. Daß damit die Kluft zwischen Bewegung und Empfindung doch nicht ausgefüllt wäre, hat er freilich nicht erkannt, ganz abgesehen davon, daß sich ein solcher Kreislauf im Gehirn tatsächlich nicht nachweisen läßt. Später ist er übrigens an seiner eigenen Hypothese irre geworden und hat dann ehrlicherweise aufgehört, Materialist zu sein.

Czolbe hatte dem Materialismus eine Zeitlang aus ethischen Gründen den Vorzug gegeben. Auch die anderen Materialisten sprachen sich über das Verhältnis ihrer Metaphysik zur Moral aus und waren vielfach Vorkämpfer politischer Freiheit und allgemein humaner Forderungen. Darin lag ihr Zeitbewußtsein gegenüber ihre Stärke. Daneben zogen sie aber — auch hierin widerspruchsvoll und voreilig — allerlei ethisch bedenkliche Konsequenzen oder gaben unverfänglichen und richtigen Gedanken eine herausfordernde und zynische Formulierung, namentlich die sittliche Verantwortlichkeit glaubten sie als konsequente Deterministen ablehnen zu müssen. Das waren eben die unvermeidlichen Kinderkrankheiten dieser wieder neu entdeckten Weltanschauung, auch in Frankreich hatte es ja hundert Jahre früher Lamettrie nicht anders gemacht. Aber hier wie dort stand es doch in einem gewissen Zusammenhang mit dem allgemeinen Unbehagen und dem Unglauben der Zeit an sich und an das, was in ihr bestand und heilig gehalten wurde. Auch ein sozialistischer Zug fehlte nicht, den vor allem Moleschott durch seine „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk" in die materialistische Bewegung hereingebracht hat: in der Besprechung dieser Schrift gebrauchte Feuerbach zum erstenmal das vielberufene Wort: „Der Mensch ist, was er ißt." Es war in diesem Zusammenhang gar nicht materialistisch oder gar zynisch gemeint — gerade an Moleschott wurde sich Feuerbach vielmehr seines Unterschiedes von dem landläufigen Materialismus bewußt: „Der Materialismus ist für mich die Grundlage des Gebäudes des menschlichen Wesens und Wissens, aber er ist für mich nicht, was er für die Physiologen, die Naturforscher im engeren Sinne, z. B. Moleschott ist, und zwar notwendig von ihrem Standpunkte und Berufe aus ist, das Gebäude selbst." Sondern Feuerbach wollte durch jenes Wort den Einfluß des Milieus, der Ernährung, der Lebenshaltung und Lebensumstände auch auf das sittliche Handeln des Menschen zum Ausdruck bringen und mit Moleschott die Besserung der materiellen Lage der arbeitenden Volksklassen im Interesse ihrer sittlichen Hebung befürworten. Selten ist also ein Wort törichter und böswilliger mißdeutet worden.

Besser verstand man sich in den regierenden Kreisen auf jene Konsequenz. Die freiheitliche und sozialistische Seite des Materialismus gab ihnen den An-

laß und die frechen Wendungen und die maßlosen Angriffe einzelner seiner Wortführer den Vorwand, um in Tübingen Büchner, in Heidelberg Moleschott — diesen bezeichnenderweise etwa gleichzeitig mit dem „Pantheisten" Kuno Fischer! — von ihren Lehrstühlen zu verdrängen.

Zu solchem Mundtotmachen der Materialisten glaubte sich der Staat um so mehr berechtigt, als die Philosophie, die die nächste Pflicht gehabt hätte, ihren Ansturm mit geistigen Waffen zu bekämpfen, sich dazu unfähig zeigte. Sie lag in den fünfziger Jahren so völlig darnieder, daß sie sich in der Tat als der schwächere Teil erwies und ihre Antworten unsicher und dürftig genug klangen. Die Ulrici, Herm. Fichte, Fabri und wie diese Antimaterialisten alle hießen, waren schwache Kämpfer und verschafften den immer kecker und fanatischer ihr Haupt erhebenden Gegnern leichte Triumphe. Sie alle wollten zu viel beweisen — nicht nur den Materialismus widerlegen, sondern nebenbei auch die theistische Weltanschauung und die christlichen Dogmen philosophisch sicherstellen. So hatten auch sie den Kantischen Kritizismus vergessen, waren ebenso dogmatistisch wie ihre Gegner und boten daher nicht bloß der Widerlegung dieselben Handhaben, was sie aus Kants Antimonien hätten wissen können, sondern waren auch in allen naturwissenschaftlichen Fragen tatsächlich schwächer, weil hier ihr Wissen aus zweiter Hand stammte und dieses neue Wissen mit den veralteten Vorstellungen der christlichen Dogmatik auf vielen Punkten wirklich unvereinbar war.

Weit wirksamer war die Bekämpfung des Materialismus von seiten der Naturwissenschaft selbst; denn nicht alle ihre Vertreter standen auf seiner Seite. Auf der Göttinger Naturforscherversammlung im September 1854 kam es zu einer großen und dramatisch sich zuspitzenden Auseinandersetzung zwischen beiden Parteien. Rudolph Wagner nahm in seinem Vortrag „Menschenschöpfung und Seelensubstanz" den Kampf um die Seele auf, zog sich aber von Karl Vogt den Vorwurf des „Köhlerglaubens" zu, den er durch seine Berufung auf die Bibel und seine kindliche Vorstellung von der Seele selbst provoziert hatte; als Sieger ist er jedenfalls aus dem Streite nicht hervorgegangen. Durch die Einmischung theologischer Gesichtspunkte und die unhaltbaren Versuche, z. B. die biblische Schöpfungssage mit den Ergebnissen des modernen Naturerkennens in Einklang zu bringen, machten Männer wie Wagner oder Pfaff in Erlangen ihre Sache nicht besser und verhalfen den Gegnern zu immer neuen und leichten Triumphen. Wissenschaftlicher war die Art, wie Liebig in der vierten Auflage seiner chemischen Briefe (1855) den Materialismus zurückzuweisen suchte. Er gab zwar der exakten Naturforschung recht, daß „alle Kräfte der Materie wirklich Anteil haben an dem organischen Prozeß"; aber daß „die anorganischen Kräfte es tun und für sich ausreichen, den Organismus, ja den Geist her-

vorzubringen", erklärte er für unerweisbar und lehnte mit starken Worten die Machtsprüche dieser „Dilettanten in der Naturwissenschaft" ab. Wenn er dann freilich erklärte: unsere Vernunft erkenne, daß die Ideen der organischen Welt einen Urheber haben und daß in dem lebendigen Leib eine Ursache bestehe, die die chemischen und physikalischen Kräfte der Materie beherrsche und sie zu Formen zusammenfüge, die außerhalb des Organismus niemals wahrgenommen werden, so war das selbst nichts anderes als ein dogmatistischer Machtspruch entgegengesetzter Art. Und wenn er zu den „Behauptungen der Dilettanten" auch die Lehre rechnete, daß „in einer unendlichen Reihe von Jahren, über die sie auf das wohlfeilste verfügen, aus dem niedrigsten Organismus, der in der Tat als eine einfache Zelle sich darstellt, ein höherer, und aus diesem ein noch höher stehender und nach und nach die ganze Mannigfaltigkeit der Schöpfung entstanden, daß Pflanzen und Tiere eine ununterbrochene Kette bilden und Übergänge nicht geleugnet werden können", und dagegen erklärte: „die strenge wissenschaftliche Forschung weiß von einer solchen Kette der organischen Wesen nichts", so kam das in diesem Augenblick fast schon zu spät. Denn nur vier Jahre nachher erschien Darwins Buch „on the origin of species by means of natural selection", und daraus erfuhr die wissenschaftliche Forschung etwas, was sie bis dahin allerdings noch nicht „gewußt" oder doch noch nicht anerkannt hatte.

Das Eingreifen des Darwinismus in den Materialismusstreit

Daß die Hauptschwäche des materialistischen Standpunktes nicht in der Leugnung der Seelensubstanz, sondern vielmehr in der Unfähigkeit lag, die Zweckmäßigkeit in der Natur, besonders in der organischen, anders als durch blinden Zufall zu erklären, war als Ergebnis des Materialismusstreites unverkennbar. Damit hatte schon Aristoteles den antiken Materialismus Demokrits in die Enge getrieben, und dieselbe Waffe schwangen auch jetzt wieder die Gegner gegen seine moderne Wiedererneuerung. Auch die „Spezifikation der Natur", wie sie Kant genannt hatte, schien, solange man an der Konstanz der Arten in der organischen Welt festhielt, immer wieder auf ein teleologisches Prinzip hinzuweisen. Aber weder die Anhänger noch die Gegner eines solchen wußten mehr, daß der Zweck kein Erklärungsprinzip sei wie die mechanische Kausalität, sondern zunächst nur ein subjektiv regulatives Prinzip der reflektierenden Urteilskraft. So schien für die, die den „Zufall" ablehnten, nichts anderes übrig zu bleiben als — das Wunder, das Wunder der Schöpfung durch ei zweckesetzenden Gott. Demgegenüber wirkte am Ende der fünfziger Jahre i-

Buch von Charles Darwin wie die Erlösung von einem drückenden asylum ignorantiae. Auch das kam freilich nicht wie aus der Pistole geschossen. Schon zu Beginn des Jahrhunderts hatte Lamarck die Grundzüge einer Deszendenztheorie entwickelt, und ebenso haben wir Goethe und Schelling unter den Vorläufern des Darwinismus gefunden. Ihre Gedanken hatten sich aber nicht allgemein durchgesetzt, wir haben das bei Liebig gesehen; denken ja selbst heute (noch oder wieder?) manche, daß „eine Geschichte der Tierwelt überhaupt nicht in die Tierkunde hineingehöre"! Allein ausgestorben und aufgegeben war der Versuch zu einer solchen geschichtlichen Betrachtung doch nicht. Der historische Zug des Jahrhunderts war immer entschiedener auch in die Naturwissenschaften eingedrungen. überall strebte man nach genetischer Erkenntnis und operierte auch hier mit dem durch Hegels Philosophie zum Gemeingut gewordenen Begriff der Entwicklung. Der Gegensatz von Natur und Geschichte, von naturwissenschaftlicher und historischer Auffassung der Dinge verlangte energisch nach Ausgleichung. In den beiden Begriffen des Mechanischen und des Teleologischen schien er unüberbrückbar. Da kam Darwin und suchte auch das Zweckmäßige natürlich und genetisch zu erklären. Seiner Lehre gebührte, ob sie nun neu war oder nicht, jedenfalls das Verdienst, „die Wahrheit der Deszendenz evident gemacht zu haben". In allmählicher Entwicklung sollten die mannigfaltigen Gattungen und Arten der Tierwelt auseinander entstanden und dabei die zwei Prinzipien der Vererbung der gesamten elterlichen Organisation und der unbegrenzten Veränderlichkeit der Organismen tätig gewesen sein: im Kampf ums Dasein, durch Zuchtwahl und natürliche Auslese, durch Anpassung der Organismen an immer neue Lebensbedingungen haben sich dann im Lauf der Jahrtausende unsere heutigen Arten gebildet; und was von den Tieren galt, konnte natürlich ebenso auch auf die Pflanzenwelt übertragen, auch auf sie konnte die Deszendenztheorie angewendet werden.

Das Aufsehen, das diese Lehre machte, war ungeheuer, das Licht, das sie verbreitete, wurde wie eine Offenbarung empfunden; weil man sie aber teilweise auch wie eine solche hinnahm und unbesehen auf alle Gebiete des Lebens übertragen wollte, blendete es wohl auch. Wir haben in diesem Zusammenhang vor allem von der Hilfe zu reden, die der Darwinismus im Augenblick seines Erscheinens dem Materialismus leistete. Eben jene Lücke, die dieser in der Erklärung des Zweckmäßigen in der Natur gelassen hatte, wurde durch ihn ausgefüllt, indem er nach Helmholtz zeigte, „wie Zweckmäßigkeit der Bildung in den Organismen auch ohne alle Einmischung von Intelligenz, durch das blinde Walten eines Naturgesetzes entstehen kann". Und auch über eine zweite Lücke, über die Kluft zwischen Tier und Mensch, wurde nicht nur durch die vorschnellen Schlüsse seiner materialistischen Anhänger, sondern bald auch durch Dar-

win selbst, der doch anerkanntermaßen ein überaus besonnener und maßvoller Forscher war, die Brücke geschlagen. Noch immer vorsichtig im Ausdruck, aber um so kühner im Gedanken sprach er sich darüber so aus: „Die größte Zahl der Naturforscher ist Blumenbach und Cuvier gefolgt und hat den Menschen in eine besondere Ordnung des Tierreichs, unter dem Titel der Zweihänder, gebracht. Neuerdings hingegen sind viele unserer besten Naturkundigen zu der zuerst von Linné ausgesprochenen Ansicht zurückgekehrt und haben den Menschen in eine und dieselbe Ordnung mit den Vierhändern unter dem gemeinsamen Titel der Primaten gestellt. Der große Anatom und Philosoph Huxley hat diesen Gegenstand ausführlich erörtert und ist zu dem Schlusse gekommen, daß der Mensch in allen Teilen seiner Organisation weniger von den höheren Affen abweiche, als diese von den niedrigeren Gliedern derselben Gruppe verschieden sind. Folglich ist es nicht gerechtfertigt, den Menschen in eine besondere Ordnung zu stellen. Dagegen werden die menschenähnlichen Affen, der Gorilla, Schimpanse, Orang und Hylobates, von den meisten Zoologen als eine besondere Untergruppe von den übrigen Affen der alten Welt getrennt. Wird dies zugegeben, so kann man auch schließen, daß irgendein altes Glied dieser anthropomorphen Untergruppe dem Menschen die Entstehung gegeben habe. Ohne Zweifel hat der Mensch im Vergleich mit seinen tierischen Verwandten innerlich viel mehr Modifikationen erfahren, und zwar hauptsächlich infolge seines bedeutend entwickelten Gehirns und seiner aufrechten Stellung. Nichtsdestoweniger dürfen wir nicht vergessen, daß er nur eine der verschiedenen bevorzugten Formen der Primaten ist. Es ist wahrscheinlich, daß Afrika früher von jetzt ausgestorbenen Affen bewohnt wurde, welche dem Gorilla und Schimpanse nahe verwandt waren; und da diese beiden Spezies jetzt die nächsten Verwandten des Menschen sind, so ist es fast mehr als wahrscheinlich, daß unsere früheren Urerzeuger auf dem afrikanischen Festland, und zwar hier früher als sonstwo, gelebt haben. Doch dürfen wir nicht in den Irrtum verfallen, etwa anzunehmen, daß der Urahnherr des ganzen Stammes der Simiaden, den Menschen mit eingeschlossen, mit irgendeinem existierenden Affen identisch oder ihm auch nur sehr ähnlich gewesen sei."

In Deutschland erregte gerade diese Konsequenz der Darwinschen Theorie — die Abstammung des Menschen von einem affenähnlichen Tier — die Geister besonders stark. Sie stand mit der biblischen Erzählung von der Schöpfung und mit der anthropozentrischen Anschauung von der Ausnahmestellung des Menschen in direktem Gegensatz, und so wurde sie mit Ernst und Witz, von Kanzeln und von Kathedern herab besonders leidenschaftlich angefochten. Und die Sicherheit, mit der Haeckel, der energischste Anhänger Darwins in Deutschland, zum Teil auf Grund des von ihm entdeckten biogenetischen Grundgesetzes, seine

„natürliche Schöpfungsgeschichte" schrieb und seine Stammbäume konstruierte, gab auch Naturforschern Anlaß, zur Vorsicht und zum Mißtrauen zu mahnen. Allein dem Materialismus hatte Darwins Lehre doch noch einmal die Segel geschwellt. Haeckel wollte zwar lieber Monist als Materialist heißen, und wirklich ist er über den landläufigen Materialismus allmählich hinausgekommen, wenn es ihm auch nicht gelungen ist, die materialistischen Rudimente klar und reinlich auszuscheiden. Deutlich strebt er einer pantheistischen Auffassung der Natur zu und beruft sich dafür ausdrücklich auf Spinoza, an dessen „reinem unzweideutigem Monismus" er festhalten will.

Und ähnlich verhielt es sich mit D. Fr. Strauß und seinem „materialistischen" Glaubensbekenntnis im „alten und neuen Glauben". Das Mayersche Gesetz von der Erhaltung der Energie und Darwins Lehre von der Entwicklung der Arten durch natürliche Auslese scheinen ihm die Lösung der großen Welträtsel erbracht zu haben. Von Darwin sagt er: „Wir Philosophen und kritischen Theologen haben gut reden gehabt, wenn wir das Wunder in Abgang dekretierten; unser Machtspruch verhallte ohne Wirkung, weil wir es nicht entbehrlich zu machen, keine Naturkraft nachzuweisen wußten, die es an den Stellen, wo es bisher am meisten für unerläßlich galt, ersetzen konnte. Darwin hat diese Naturkraft, dieses Naturverfahren nachgewiesen, er hat die Türe geöffnet, durch welche eine glücklichere Nachwelt das Wunder auf Nimmerwiederkehr hinauswerfen wird. Jeder, der weiß, was am Wunder hängt, wird ihn dafür als einen der größten Wohltäter des menschlichen Geschlechtes preisen." Das Gesetz von der Erhaltung der Energie aber will er auch auf das Problem des Empfindens und Vorstellens anwenden: „wenn unter gewissen Bedingungen Bewegung sich in Wärme verwandelt, warum sollte es nicht auch Bedingungen geben, unter denen sie sich in Empfindung verwandelt? Die Bedingungen, den Apparat dazu haben wir im Gehirn und Nervensystem der höheren Tiere und in denjenigen Organen, die bei den niedrigeren Tierordnungen deren Stelle vertreten. Auf der einen Seite wird der Nerv berührt, in innere Bewegung gesetzt, auf der andern spricht eine Empfindung, eine Wahrnehmung an, springt ein Gedanke hervor; und umgekehrt setzt auf dem Wege nach außen die Empfindung und der Gedanke sich in Bewegung der Glieder um" Das ist allerdings „der klare, krasse Materialismus" mit seinem bekannten Trugschluß und seiner Vermischung von außen und innen. Allein alsbald biegt Strauß wieder um, nennt den Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus einen bloßen Wortstreit, redet von zwei Betrachtungsweisen, von denen die eine von oben, die andere von unten ausgehe, jede aber doch die Gesamtheit der Erscheinungen, Welt und Leben aus einem Prinzip zu erklären suche, und protestiert wie gegen den hohen und ketzerrichterlichen Ton, den manche

Philosophen der materialistischen Naturforschung gegenüber anschlagen, so auch gegen „das ungeschlachte Schimpfen auf die Philosophie, womit uns die Materialisten so gerne unterhalten, aber nicht erbauen". Und vielmehr panlogistisch im Sinne Hegels als materialistisch klang, was er über Ordnung und Gesetz, über Vernunft und Güte des Universums sagte. Alle diese Äußerungen überhörte man im ersten Schrecken ob der materialistischen Wendung, die dieser Hegelianer ähnlich wie 25 Jahre vorher Feuerbach genommen. Die schöne Klarheit und Allgemeinverständlichkeit des Buches machte es freilich auch ganz besonders populär und darum ganz besonders „gefährlich". Wogegen man es einem andern Philosophen, Überweg, fast gar als Verdienst anrechnete, daß er seinen unter Czolbes Einwirkung erfolgten Übertritt zur materialistischen Weltanschauung bis zu seinem Tode verborgen und nur in vertrauten Gesprächen sich zu ihr bekannt hatte.

Strauß gegenüber konnte man sich nun freilich auf alle diejenigen Naturforscher berufen, welche den Darwinismus damals noch ablehnten. Heute gilt, daß ihm „die meisten Zoologen und ebenso auch die meisten Botaniker im großen und ganzen beistimmen, wenn auch bezüglich der Einzelheiten die Anschauungen noch auseinandergehen"; oder anders ausgedrückt: die Deszendenzlehre ist mit wenigen Ausnahmen allgemein angenommen; dagegen sind die beiden Begriffe der Vererbung und der Anpassung, auf die sie sich stützt, vielfach bestritten. Weder Darwins provisorische Hypothese der Pangenesis noch Haeckels Perigenesis-Theorie erklärten das Problem der Vererbung so, daß sie auf allgemeine Zustimmung rechnen konnten; Weismann glaubte in der Kontinuität des Keimplasmas eine bessere Grundlage dafür gefunden zu haben. Und er und seine Anhänger erheben auch gegen den Gedanken der Anpassung unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit allerlei Einwendungen: „die extreme Anpassung schließe die Weiterentwicklung aus; das Ziel einer solchen Vervollkommnung sei überall Stillstand und früher oder später Untergang". Endlich wird auch das „Missing link", das Zwischenglied zwischen Affe und Mensch, trotz des in Java gefundenen Pithecanthropus erectus und des Homo Heidelbergensis noch immer gesucht.

Übrigens sind auch die Darwinianer selbst längst nicht mehr alle als Materialisten anzusehen. Fast gleichzeitig mit dem Buch von Strauß erschien ein Vortrag von dem Berliner Physiologen Dubois-Reymond „über die Grenzen des Naturerkennens". Neben der Frage nach dem Wesen von Materie und Kraft bezeichnet er als die zweite Schranke unseres Wissens das Problem, wie das Empfinden aus dem Empfindungslosen hervorgegangen sei. Das Ignoran an diesen beiden Stellen sei zugleich ein Ignorabimus. Damit war dem T terialismus von hervorragender naturwissenschaftlicher Seite ein no liq

entgegengestellt und sein Dogmatismus mit Recht zurückgewiesen. Erleichtert und schadenfroh spielten deshalb die Antimaterialisten hinfort diesen unerwarteten Bundesgenossen gegen den Gegner aus, mit dem sie aus eigenen Mitteln immer noch nicht fertig zu werden wußten. Allein in derselben Rede fand sich daneben doch auch die Äußerung, daß „die Seele als allmähliches Ergebnis gewisser materieller Kombinationen entstanden und vielleicht gleich anderen erblichen, im Kampf ums Dasein dem Einzelner nützlichen Gaben durch eine zahllose Reihe von Geschlechtern sich gesteigert und vervollkommnet habe"; und noch deutlicher hieß es anderswo: „was wäre dem Naturforscher zu erwidern, wenn er, bevor er in die Annahme einer Weltseele willigte, verlangte, daß ihm irgendwo in der Welt, in Neuroglia gebettet und mit warmem, arteriellem Blut unter richtigem Drucke gespeist, ein dem geistigen Vermögen solcher Seele an Umfang entsprechendes Konvolut von Ganglienkugeln und Nervenröhren gezeigt würde?" Angesichts solcher Stellen konnte Strauß seine Kritiker mit Recht zurückweisen, wenn sie sich auf Dubois-Reymond als Antimaterialisten berufen wollten: ihm und seinem Ignorabimus saß der materialistische Schalk faustdick hinter dem Ohr; und als er später gar seine zwei Schranken zu sieben unlösbaren „Welträtseln" sich auswachsen ließ, da durfte man ohnedies mehr an rhetorische Effekte als an antimaterialistische Mahnungen zur „Bescheidung" denken. Dagegen war Helmholtz auf der richtigen Spur, wenn er sich über die Grenzen des Naturerkennens kritizistisch an Kant zu orientieren suchte. Hier wenn irgendwo lag die Überwindung des Materialismus. Darauf wies übrigens auch schon der Titel des Straußschen Buches hin: auch der Materialismus ist als System dogmatistisch und hypothetisch, ist nicht Sache des Wissens, sondern ein metaphysischer Glaube. Vor dieser Erkenntnis mußte er daher in dem Augenblick seinen Anspruch auf Gewißheit und Allgemeingültigkeit verloren geben, wo die Philosophie aufs neue sich aufraffte und sich dessen erinnerte, der als der Allzermalmer allem Dogmatismus und aller dogmatistischen Metaphysik, also auch einer materialistischen, vorlängst schon ein Ende bereitet hatte. Diese Wendung werden wir später kennen lernen. Weil aber dieser Rückgang auf Kant im Jahr 1872 bereits eingeleitet war, deshalb kam Strauß allerdings mit seinem materialistischen Bekenntnis von Anfang an zu spät; er faßte diesmal eine Weltanschauung zusammen, die bereits im Ablaufen begriffen und überwunden war. Und Darwin gegenüber war er zu wenig kritisch, dessen Art, die Entstehung der Arten zu erklären, mußte erst noch geprüft werden, die Zustimmung dazu kam also noch zu früh.

Aber man täusche sich nicht: der Erfolg des Straußschen Buches war darum doch ein ganz gewaltiger, die Zahl der „Wir", an die es sich wandte, überraschend groß. Selten hat sich so deutlich wie in diesem Falle gezeigt, daß die

Aufnahme und Wirkung eines Buches von der Kritik völlig unabhängig ist. Diese hat „den alten und den neuen Glauben" fast einmütig abgelehnt, trotzdem hat er Tausende und aber Tausende von Lesern gefunden, von denen doch wohl die meisten Gefallen daran hatten, ihm zustimmten und sich an ihm erbauten. Auf alle Fälle war es ein Zeichen, in welchem Umfang naturwissenschaftliche Bildung und naturwissenschaftliches Denken in die Kreise der Gebildeten eingedrungen und zu einer Macht geworden war — ein Zeichen und zugleich selbst auch ein wirkungsvoller Beitrag zur Ausbreitung dieses Wissens und dieser Strömung. Und daß es bis zum Weltkrieg hin nicht anders war, bewies die begeisterte Aufnahme und die weite Verbreitung von Haeckels „Welträtseln": die Schwächen, die dieses Buch hat und die ihm namentlich die theologische Kritik mit allem Recht nachwies und vorhielt, taten dem keinen Eintrag. Das zeigt, wie falsch es wäre, den Materialismus für alle Zeiten oder auch nur für unsere Gegenwart für beseitigt und abgetan zu halten. Er fristet vielmehr noch in den verschiedensten Kreisen sein Dasein: 1. bei vielen Naturforschern, die immer wieder Prinzip und Methode ihrer Forschung und allgemeine und allumfassende Welterklärung miteinander verwechseln; denn daß die Naturerklärung so zu verfahren hat, als ob es nur Stoff und Kraft gäbe, der Materialismus also recht hätte, das allerdings ist das positive Ergebnis des Materialismusstreites. Dagegen war es bereits wieder ein Hinausgehen über naturwissenschaftliche Vorsicht und Selbstbescheidung, wenn gewisse Psychophysiker aus der exakten Forschungsmethode der experimentellen Psychologie materialistische Konsequenzen zur Erklärung des Seelischen ziehen wollten. Aber item, der Materialismus ist noch immer das Kredo vieler Naturforscher, und die Zahl seiner Anhänger war trotz des Keplerbundes bis zum Kriege hin sogar wieder im Wachsen begriffen; nur war es nicht mehr Sache des guten Geschmacks, davon viel Aufhebens zu machen oder auch nur das Wort noch in den Mund zu nehmen. 2. gab es eine Menge Halbgebildeter, die sich nach wie vor an Büchners Kraft und Stoff erbauten und weder seine Oberflächlichkeit noch seine Widersprüche bemerkten. Und endlich 3. lebte der Materialismus am kräftigsten in den breiten Schichten der Arbeiterwelt fort, die im alten Glauben eines der Hauptbollwerke der alten Weltordnung sehen und radikal wie sie sind, nach dem radikalsten Gegensatz zu dieser, nach der materialistischen Weltanschauung greifen, gerade so wie im achtzehnten Jahrhundert die französischen Enzyklopädisten mittels der materialistischen Doktrin das ancien régime zu stürzen suchten; und zugleich entspricht dieser naturwissenschaftliche Materialismus ihrer Beschäftigung, der Bearbeitung des Stoffes durch die Hand, indem er ihnen die Widerstände und die Gesetze der Materie, mit der sie es tagtäglich zu tun haben, klar und deutlich zum Bewußtsein

bringt: für den Handarbeiter ist der Materialismus in der Tat die einleuchtendste, weil nächstliegende wissenschaftliche Weltanschauung.

Materialistische Tendenzen der Zeit

Doch das kommt noch zu früh. Uns interessiert hier vielmehr die Frage, wie es hat geschehen können, daß in den fünfziger Jahren der Materialismus so zahlreiche Anhänger fand und mit solcher Leidenschaft behauptet und verteidigt wurde? Die Antwort darauf ist die, daß die ganze Stimmung der Zeit eine materialistische, allem Idealen abgeneigte war. Das Jahr 1848 hatte den Idealismus und die Idealisten sozusagen ad absurdum geführt und sie in dem Licht unpraktischer Träumer erscheinen lassen: also weg mit allem, was an diese Täuschung erinnert und zu ihr geführt hat! Diese Art, mit der Niederlage und der Enttäuschung fertig zu werden, zeigt sich vielleicht nirgends deutlicher, als in dem, was in den verschiedenen Reaktionszeiten des Jahrhunderts die Studenten gesungen haben. Als 1819 die Karlsbader Beschlüsse wie ein Hagelwetter über den jugendlichen Idealismus der Zeit hereinbrachen und ihn zu Boden schlugen, da hieß es:

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.

Das Band ist zerschnitten,
War Schwarz, Rot und Gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt!

Das Haus mag zerfallen —
Was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsere Burg ist Gott!

Jetzt in den fünfziger Jahren begrub man die Hoffnung auf Vaterland und Freiheit, ließ es sich im ödesten Biermaterialismus „kannibalisch wohl" sein und begnügte sich mit dem Humor, mit dem Scheffel in seinen Trinkliedern denselben umkleidete. Am schwarzen Walfisch zu Askalon freute man sich, wo kein Prophet mehr geehrt wird, am Herrn von Rodenstein und seinem Durst, den er den Herren Studenten vermacht hat, am Enderle von Ketsch und dem sich geräuschlos verziehenden" Pfalzgraf, der sein Geld „verschlampampt"; oder in den naturwissenschaftlichen Liedern vom Pterodaktylus, der „neulich betrunken nach Haus flog", und vor allem am Guanolied, an dessen Schluß der

Böblinger Repsbauer unter dem Jubel aller Banauſen zu den trefflichen Vögeln ſpricht:

Trotz meinem Landsmann, dem Hegel,
Schafft ihr den gediegenſten Miſt!

Ich meine faſt, daß wir heute dieſen Humor mit beſſerem Gewiſſen auf uns wirken laſſen können, als bei der Entſtehung dieſer Gedichte, wo ſie doch ein recht betrübſames Zeichen für die Armſeligkeit ihrer Zeit geweſen ſind. Damals waren es keine harmloſen „Bummellieder", ſondern eine von allem Idealen verlaſſene durch und durch ſkeptiſche Kneip- und Saufpoeſie, die einem öden Materialismus entſtammte und einen öden Materialismus wachrief oder ihm, wo er ſchon vorhanden war, Vorſchub leiſtete. Auch Geibel bildete dagegen kaum ein Gegengewicht: ſeinem Volk hat er damals weder etwas ſein noch etwas geben können; nur wenn andere begeiſtert waren, wußte auch er dafür Ausdruck und Ton zu finden; erſt als der Sturm in die Zeit fuhr und wieder Eiſen ins deutſche Blut kam, fand er in ſeinen „Heroldsrufen" auch dafür das rechte Wort; und darum hat man ſich am 17. Oktober 1915 doch gern des vor 100 Jahren Geborenen erinnert und man zitierte im Anfang des Krieges, freilich meiſt ohne zu wiſſen, daß er von Geibel herrührt, den Vers:

Und es mag am deutſchen Weſen
Einmal noch die Welt geneſen.

Daß auch die Epik der fünfziger Jahre in ihrer Süßlichkeit und Schwächlichkeit der materialiſtiſchen Zeitſtrömung keinen Damm entgegenwerfen konnte, davon haben wir ſchon in anderem Zuſammenhang geſprochen.

An dieſer Abwendung von allem Idealen aber hatte die Reaktion eine ganz bewußte Schuld. Vom deutſchen Vaterland und von deutſcher Freiheit zu ſagen und zu ſingen war ja durch ſie wieder einmal verpönt und gefährlich geworden. Dagegen lernten von dem neuen Cäſar drüben über dem Rhein die deutſchen Fürſten und Miniſter, daß für die verſagte Freiheit und Einheit dem Volk ein Erſatz geſchaffen und geboten werden müſſe, und der ſei — ſo ließen ſie ſich von dieſem in allerlei kleinen Künſten wohlerfahrenen Abenteurer bedeuten — in der Pflege der materiellen Intereſſen zu ſuchen. Billiger, näher und erfreulicher hätten ſie das freilich einem deutſchen Fürſten abſehen können, der es ſchon vor 1848 geübt hatte, Wilhelm I. von Württemberg, dem man bitter Unrecht tut, wenn man ihn nicht in erſter Linie nach dieſer Erfüllung ſeiner nächſten Regentenpflichten, ſondern rein politiſch nur nach ſeinem ehrgeizigen und ſchwankenden Verhalten in der deutſchen Frage beurteilt. Das Preisrätſel, wie ein deutſcher Fürſt von 1815—48 in dieſem Wirrſal unſerer nationalen Frage ſicher und ohne Tadel das Richtige hätte finden und tun ſol-

len, hat auch Treitschke nicht gelöst; denn Schelten über die, die es zu ihrer Zeit nicht lösen konnten, ist keine Lösung.

Deutschland war bis dahin noch kein Industriestaat; der ganze Osten und ebenso im Süden Bayern und Württemberg waren wesentlich ackerbautreibend, nur daß dort von Magdeburg aus der Zuckerrübenbau und weiter gegen Osten die Branntweinbrennerei den Ackerbau selbst in den Dienst der Industrie zu stellen und mit Fabrikbetrieb zu verknüpfen begannen. Auf der ersten Weltausstellung 1851 zu London und auf der zweiten 1855 zu Paris war zwar auch die deutsche Industrie vertreten, und schon zeigten die Rheinlande und Sachsen, was man auch bei uns in dieser Beziehung konnte und leistete. Allein auf dem Weltmarkt spielte Deutschland noch keine Rolle. Friedrich Lists schutzzöllnerische Anregungen zur Aufrichtung eines national deutschen Handelssystems, zur Anlegung eines einheitlichen deutschen Eisenbahnnetzes und zur Gründung einer deutschen Flotte waren so wenig erfolgreich gewesen und verstanden worden, daß dieser große wirtschaftliche Agitator und deutsche Patriot am 30. November 1846 mutlos und verzweifelt seinem Leben selbst ein Ende gemacht hatte. Es fehlte Deutschland an Absatzgebieten nach außen, es hatte keine Kolonien und keine seinen Handel beschützende Flotte. Unter den schmachvollen Taten der Reaktion steht der Verkauf der durch den nationalen Aufschwung des Jahres 1848 entstandenen, freilich noch ganz dürftigen ersten deutschen Flotte obenan: sie kam unter den Hammer des Auktionators, als welcher Hannibal Fischer seinen guten Namen einbüßte, obgleich er dabei natürlich nur als Handlanger im Auftrag des deutschen Bundestags gehandelt hat. Dagegen breitete sich die Lokomotive auch in Deutschland unaufhaltsam aus. Die erste Eisenbahn wurde 1835 von Nürnberg nach Fürth gebaut, 1837 folgte Sachsen mit einem Teil der Strecke Dresden-Leipzig nach, die der unermüdlich um die vaterländische Produktion sich sorgende List zur Grundlage des von ihm geplanten „allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems“ hatte machen wollen. In den vierziger Jahren vermehrte sich das deutsche Eisenbahnnetz von 549 auf 6044, in den fünfziger Jahren auf 11633 Kilometer (heute sind es rund 80000); Post und Telegraph erleichterten den Verkehr in die Ferne; 1857 wurde der norddeutsche Lloyd in Bremen gegründet; und als es vollends 1862 zum Abschluß des preußisch-französischen Handelsvertrags kam, da trat endlich auch die deutsche Industrie als gleichberechtigtes Glied ein in das freihändlerische Wirtschaftsgebiet Westeuropas. Damit war für Deutschland das Maschinenzeitalter angebrochen. Im Zusammenhang mit diesem industriellen Aufschwung wurde die Berechtigung und Notwendigkeit des deutschen Zollvereins immer mehr anerkannt; und wenn sich über Schutzzoll oder Freihandel Süd und Nord auch gelegentlich veruneinigten, zu der wiederholt drohenden Sprengung des Vereins kam es doch

nicht, die materiellen Interessen zwangen auf diesem Gebiet das Zusammenbleiben und die Einheit förmlich auf; und — was politisch fast ebenso wichtig war und von den modernen Schwärmern für „Mitteleuropa" auch heute noch nicht vergessen werden sollte — auch das Draußenbleiben von Österreich mit seinen teilweise ganz andersartigen und undeutschen Bedürfnissen und Interessen ergab sich nach wie vor als handelspolitische Notwendigkeit. Deshalb blieb das damalige Preußen den Versuchen Österreichs gegenüber, sich einzudrängen oder gar an die Spitze zu treten, durchaus fest. In den fünfziger Jahren gelang ihm sogar die Ausdehnung des Vereins auf den letzten noch nicht angeschlossenen Teil des „reinen" Deutschland, den Sonderverband des sogenannten Steuervereins, an dessen Spitze Hannover stand. An Mathys Lehre, daß an die Zolleinheit sich auch die nationale Einigung anschließen müsse, schien freilich niemand mehr zu denken, hinter den materiellen traten die politischen und nationalen Interessen und Fragen ganz in den Hintergrund. Politisch Lied, ein garstig Lied! war eben die Losung der Zeit.

Diese einseitige Betonung der materiell-wirtschaftlichen Seite des deutschen Lebens und sich Betätigens, auf die die Regierungen in reaktionärer Absicht planvoll und künstlich hinarbeiteten — das Volk sollte sich materiell behaglich fühlen und darüber die ideologischen Wünsche und Klagen vergessen! —, begünstigte naturgemäß nur wieder das Aufkommen und siegreiche Vordringen der materialistischen Welt- und Lebensanschauung. Und so trugen — es ist dies eine seltsame Ironie der Geschichte — an der Ausbreitung und am Erstarken des verpönten Materialismus dieselben reaktionären Mächte, Parteien und Tendenzen mit Schuld, die am lautesten über ihn klagten und seine Vertreter von Staats wegen verfemten und verfolgten. Und auch die offiziellen Staats- und Landeskirchen, denen in jenen Tagen die causa victrix nur allzusehr gefiel, richteten nicht bloß nichts gegen ihn aus, weil sie den Geist nicht aufkommen ließen und darum selbst immer mehr der kläglichsten Geistlosigkeit, einem handfest materialistischen Dogmenglauben verfielen: durch ihren weitgehenden Byzantinismus arbeiteten sie ihm sogar direkt in die Hand, erstickten in ihrer eigenen Mitte den echten Idealismus und gaben der Kirchenfeindlichkeit nur zu berechtigten Anlaß zu verachtungsvoller Abkehr oder zu hohnvoller Bekämpfung.

Selbstverständlich hat der Hinweis auf solche Zusammenhänge nichts gemein mit der z. B. in den siebziger Jahren von Moriz Carriere gegen Strauß erhobenen Beschuldigung, daß der Materialismus des Kopfes den des Herzens nach sich ziehe oder gar einschließe. Dagegen spricht nicht nur persönlich das Er[illegible] von Strauß, der gestorben ist als ein weiser und tapferer und frommer Mar[illegible] sondern deutlich auch die allgemeine Erfahrung, wonach es „Materialisten [illegible] Herzens" zu allen Zeiten und in allen Parteien gibt; sie pflegen sich meist

Weltanschauung anzuschließen, die die sicherste, also namentlich auch die oben am besten gelittene ist, und pflegen theoretisch und kirchlich durchaus korrekt zu sein: auch bei ihnen decken sich eben Theorie und Praxis so wenig als anderswo.

Schopenhauer

Der Genius des deutschen Volkes aber, das bis dahin ein Volk der Dichter und Denker gewesen war und dem Idealismus unter irgendwelcher Gestalt stets einen Platz in seiner Mitte eingeräumt hatte, verhüllte in dieser Zeit des geistigen Niedergangs schweigend sein Haupt. Mit dem Dichten war es kümmerlich bestellt, und das Denken verlor im wüsten Lärm des Materialismusstreites auf beiden Seiten alle Schärfe und alle Tiefe. Der epidemisch auftretende Unfug des aus Nordamerika herübergekommenen Tischrückens und Geisterklopfens zeigte, wie gedankenarm und geistverlassen das Volk der Denker geworden war, wenn gerade die sogenannten gebildeten Kreise auf solchen dummen Humbug hereinfielen.

Allein der Geist läßt seiner nicht spotten. Inmitten der politischen Verstimmung und Verlotterung einerseits, der materialistischen Hochflut und der spiritistischen Gedankenlosigkeit andererseits schlug doch wieder für einen Philosophen, schlug nun endlich für Arthur Schopenhauer die große Stunde, auf die er fast vierzig Jahre lang leidenschaftlich gewartet und die er in brennendem Ehrgeiz immer ungeduldiger herbeigesehnt hatte.

In Schopenhauers Philosophie stecken vier Tendenzen, die auf die Zeit wirkten, freilich nicht widerspruchsfrei ausgeglichen und zu systematisch strenger Einheit sich zusammenfügend; war er doch selber ein Mensch voll von Widersprüchen und sein System eben nur der ganz intime Ausdruck dieser seiner widerspruchsvollen Persönlichkeit. Schopenhauer ist Kantianer, als den wahren und einzigen Thronerben Kants hat er sich stets gefühlt und betrachtet und als solchen sich selber auch laut genug proklamiert. Darum ist seine Philosophie erkenntnistheoretischer Idealismus. Die Welt ist meine Vorstellung! oder: kein Objekt ohne Subjekt! so hat er ihn treffend und scharf formuliert. Mit Hilfe des Satzes vom zureichenden Grunde als des Prinzipiums essendi, fiendi agendi und cognoscendi weben wir uns den vierfachen Schleier der Maja, der diese Bewußtseins- und Erscheinungswelt als eine wirkliche uns vorspiegelt. Darin aber geht Schopenhauer doch weit über Kant und Fichte hinaus, daß er .e Sinnenwelt, die zunächst nur in dem vorstellenden Subjekt existiert, den Gelden unserer Träume naherückt, so daß zwischen dem, was wir träumen und ıchend erleben, eine feste Grenze und Scheidelinie nicht zu ziehen ist. Schon

das erinnert uns daran, daß diese jetzt in Mode kommende Philosophie in Wahrheit älter, ein Kind der romantischen Periode und mit Novalis' magischem Idealismus an einem Stamme gewachsen ist. Auch Schopenhauers steigende Gläubigkeit und Kritiklosigkeit gegen „das Geistersehen und was damit zusammenhängt" deutet auf diese Herkunft hin, empfahl aber im Zeitalter des Tischrückens auch von dieser Seite her seine Lehre.

Allein — damit kommen wir zum zweiten — ist denn diese Welt nichts als Vorstellung? ist nicht etwas außer und hinter ihr, ein wahrhaft Seiendes, ein Ding an sich? und wenn ja, was kann das sein? Um hinter dieses metaphysische Rätsel zu kommen, weiß Schopenhauer doch nur denselben Rat, wie der von ihm so hart gescholtene Fichte: ins Ich muß man hinabsteigen, dort ist, wenn irgendwo, das Ding an sich zu finden, nicht wie Kant meint außer uns, jeder hat es in sich selber. Unser Leib ist uns nicht nur als Vorstellung gegeben und als Objekt unter Objekten, sondern zugleich auch als jenes jedem unmittelbar Bekannte, das mit dem Wort „Wille" bezeichnet wird: unser Leib ist nichts anderes als der objektivierte, d. h. der zur Vorstellung gewordene Wille, die Objektität des Willens selbst. Also das Ich ist Wille. Das ist „die philosophische Wahrheit *κατ' ἐξοχήν*". Doch nun kommt der Sprung. Könnte nicht mein Leib allein Wille und Vorstellung zugleich, alle übrigen Körper aber nur Vorstellung sein? fragt er sich selbst. Das behauptet der Solipsismus, der zwar, nach Schopenhauer, durch Beweise nimmermehr zu widerlegen sein soll, aber als ernstliche Überzeugung nur im Tollhaus gefunden werden könne. Er dagegen nimmt ohne weiteres an, daß alle Objekte nach Analogie unseres Leibes beurteilt werden dürfen und müssen, daß also die ganze Körperwelt ihrem innern Wesen nach dasselbe sei wie das, was wir in uns Wille heißen. Alles ist Wille, das Ansich aller Erscheinungen, das Ding an sich ist Wille. Durch kühne und gewagte Analogieschlüsse, die an die Machtsprüche und vagen Analogien der Schellingschen Naturphilosophie erinnern und ihre Herkunft aus dieser auch deutlich verraten, wird das auf Tiere und Pflanzen, ja selbst auf die anorganische Natur angewendet und überall das Walten des Willens erkannt, wie er in dem Drang, mit dem die Gewässer der Tiefe zueilen, in der Beharrlichkeit, mit der der Magnet sich immer wieder zum Nordpol wendet, in der Regelmäßigkeit bei der Bildung der Kristalle, in der chemischen Wahlverwandtschaft dumpf zwar und blind, doch immer noch zu erkennen ist, wie die erste Morgendämmerung mit den Strahlen des vollen Mittags den Namen des Sonnenlichts teilt. Und nun kommt sogar ein materialistischer Einschlag in diesem scheinbar durchaus idealistischen System. Mit Schelling ist auch ihm die ganze Natur ein sich von unten nach oben immer mehr vervollkommnendes Stufenreich, auf dessen Höhe der Mensch mit seinem gegliederten Gehirne steht; und mit diesem

Hilfsmittel ist auf einmal die Welt als Vorstellung wieder da, denn die Funktion des Gehirns ist der Intellekt, in dem sich der Wille Licht und Fackel angezündet hat. Jetzt ist die Welt nicht nur Wille und Vorstellung, sondern als Vorstellung auch Gehirnphänomen; nach den Anfängen des Systems freilich auch umgekehrt das Gehirn als Körper nichts als Vorstellung. So empfiehlt sich Schopenhauer in keckem Selbstwiderspruch den Materialisten, deren Lehre er sonst als „rechte Barbiergesellen- und Apothekerlehrlings-Philosophie" verhöhnt, und den Idealisten zugleich.

Zum dritten aber: der Wille, grundlos und alogisch, irrational und blind wie er ist, ist ebenso auch ziellos und deshalb in der Rastlosigkeit seines Begehrens und Strebens ewig unbefriedigt. Alles Begehren geht aus Mangel und Unbefriedigtheit hervor; ist es befriedigt, so ergibt sich die Befriedigung doch wieder nur als Täuschung und ist lediglich der Anfang eines neuen Strebens, und so fort in infinitum. Sobald aber das Streben einmal aufhört, so stellt sich als Gegenpol ein neuer Dämon ein, die Langeweile; und so schwingt zwischen Schmerz und Langeweile das menschliche Dasein wie ein Pendel hin und her. Das ist der Schopenhauersche Pessimismus, der sich in Klagen und Anklagen über den Unwert des Lebens, über die Fülle der Leiden und Schmerzen, über die Dummheit und Schlechtigkeit der Menschen ergeht; und begründet wird er, soweit er sich nicht auf starke Worte und einseitiges Hervorheben von Tatsachen beschränkt, durch die Behauptung, daß alle Lust nur negativ, Befreiung von irgendeinem Schmerz und irgendeiner Not sei. Der Optimismus ist nicht bloß eine absurde, sondern eine wahrhaft ruchlose Denkungsart. Doch nicht der Mensch allein ist ein so ganz unseliges Geschöpf, dem es besser wäre, nie geboren zu sein, sondern auch draußen in der Natur wütet der erbarmungslose Kampf ums Dasein, herrscht die ewige Unruhe des Naturlebens, die tödliche Feindschaft der Naturwesen, die sich gegenseitig den Platz streitig machen und sich aufzehren und vernichten, um sich selbst zu erhalten. Wie weit dieser letztere Gedanke mit Schopenhauers Lehre von dem consensus naturæ, der äußeren und inneren Zweckmäßigkeit der Natur in Einklang zu bringen ist und wie der All-Eine Wille zugleich ein solcher sich selbst aufzehrender Wille sein kann, interessiert uns hier ebensowenig als die Frage, ob er das Elend der Welt selbst in sich empfunden und erlebt, oder ob er es am Ende bloß ästhetisch, als unbeteiligter Zuschauer der großen Welttragödie oder -tragikomödie, vor seinen Augen habe vorüberziehen lassen.

Notwendig aber rief dieser Pessimismus zum vierten nach einer Erlösungslehre. Wenn alles Wollen, alles Leben Leiden ist, so kann Schopenhauer natürlich nicht im kräftigen Wollen und Handeln, nicht im energischen Anfassen des Lebens und seiner Aufgaben Ziel und Beruf des Menschen sehen. Ist die

Bejahung des Willens zum Leben die Quelle alles Elends, so ergibt sich als einzig möglicher Ausweg die Verneinung des Willens. Diese ist möglich, sogar auf dreifache Weise möglich. Der Wille kommt zur Ruhe in der Anschauung des Schönen, das ein interesseloses Erkennen ist; sein Objekt sind die Ideen, die Schopenhauer von Platon übernimmt und als zeitlos und außerräumlich in die Mitte stellt zwischen den All-Einen Willen und die unendliche Vielheit und Geteiltheit der Erscheinungswelt, bald gedacht als Abstufungen der Objektivation zur Erklärung des Vielen in der Natur, als Naturkräfte in der unorganischen, als Gattungen und Arten in der organischen Welt, bald wie bei Platon ästhetisch anschaulich und nur der Genialität zugänglich, die einzigen und wahren Objekte genialer Betrachtung. Denn nur diese lehrt uns das innere Wesen der Welt erkennen und führt uns über die Erscheinung hinaus, indem sie „nicht nach dem Woher und Wohin und Warum, sondern immer und überall nur nach dem Was der Welt frägt, die Dinge nicht nach irgendeiner Relation, nicht als werdend und vergehend, kurz nicht nach einer der vier Gestalten des Satzes vom Grunde betrachtet, sondern umgekehrt gerade das, was nach Aussonderung dieser ganzen, jenem Satze nachgehenden Betrachtungsart noch übrig bleibt, das in allen Relationen erscheinende, selbst aber ihnen nicht unterworfene, immer sich gleiche Wesen der Welt, die Ideen derselben zum Gegenstand hat". Das ist natürlich nicht für alle, nicht für die Fabrikware der Natur, sondern ist nur für einzelne bevorzugte Geister, ist nur Sache des Genies. Nehmen wir dazu noch, daß von dieser Erkenntnisart wie die Kunst und Kunstbetrachtung, so auch die Philosophie ausgehen soll, so enthüllt sich uns in diesem Ästhetizismus, Aristokratismus und Geniekultus noch einmal der durch und durch romantische Geist des Schopenhauerschen Systems, für das, wie für Schellings intellektuelle Anschauung, Philosophie und Kunst, philosophische und ästhetische Auffassung der Welt in eins zusammenfallen und aus einer Wurzel stammen; beide beruhen auf Genialität, die nach Schopenhauer „nichts anderes ist als die vollkommenste Objektivität" und den, der sie hat, zum „hellen Spiegel des Wesens der Welt" macht. Ein solches objektives Weltauge hatte ihm einst persönlich in Goethe entgegengeleuchtet, für ein solches Genie hielt er natürlich auch sich selbst. Intim romantisch aber klingt vollends das, was er in diesem Zusammenhang über die Sonderstellung der Musik, der romantischen Kunst aller Künste sagt. Während die übrigen den Willen nur mittelbar, mittels der Ideen objektivieren, ist die Musik eine so unmittelbare Objektivation und ein so direktes Abbild des ganzen Willens, wie die Welt selbst es ist, ja wie die Ideen es sind; sie ist nicht das Abbild der Ideen wie die andern, sondern auf derselben Stufe mit den Ideen stehend das unmittelbare Abbild des Willens selbst. Deshalb ist auch ihre Wirkung so sehr viel mächtiger und eindringlicher als die

Arthur Schopenhauer

A. Goebel sculps.

der anderen Künste: diese reden nur vom Schatten, sie aber vom Wesen, sie allein spricht das innere Wesen, das Ansich der Welt aus. Gelänge es daher, eine vollkommen richtige, vollständige und in das einzelne gehende Erklärung der Musik zu geben, so müßte diese auch sofort eine genügende Wiederholung und Erklärung der Welt in Begriffen oder einer solchen ganz gleichlautend, also die wahre Philosophie sein. Es ist klar, wie diese Theorie aus ganz persönlichen Empfindungen und Bedürfnissen herausgewachsen ist. Im Philosophieren und im ästhetischen, vor allem im musikalischen Genießen fand Schopenhauers nie befriedigtes Streben, seine innere Unrast und Friedlosigkeit auf Augenblicke Ruhe und volles Genügen, im ersteren fand seine eigene geniale Persönlichkeit die ihr angemessenste Betätigung. Und wie nach rückwärts die Beziehung dieser Theorie zur Romantik und romantischen Philosophie, so begreift sich nach vorwärts auch die freudige Aufnahme, die seine Lehre bei Richard Wagner und dessen Anhängern finden mußte: auch dafür kam sie gerade zur richtigen Stunde.

Nun ist es aber wieder einer jener zahllosen Widersprüche, daß das Individuelle, das im Menschenreich als besondere Idee einen metaphysischen Wert erhält und speziell als Genie so voll gewürdigt und in seinem Wesen und in seiner Bedeutung so verständnisvoll anerkannt wird, in der Moral Schopenhauers plötzlich in eine ganz andere, ungünstige Beleuchtung rückt. Dicht vom Schleier der Maja umhüllt sein und bleiben, befangen sein im principium individuationis, seine Person von jeder anderen als absolut verschieden und durch eine weite Kluft getrennt ansehen —: das ist das Wesen des Bösen. Dagegen regt sich im Innersten des Bewußtseins die geheime Ahnung, daß eine solche Ordnung der Dinge nur Erscheinung sei, daß, so sehr auch Zeit und Raum den Menschen von anderen Individuen und deren unzählbaren Qualen, die sie leiden, teilweise durch ihn leiden, trennen und sie als ihm ganz fremd darstellen, dennoch der eine Wille zum Leben es ist, der in ihnen allen erscheint, und daß somit auch der Böse dieser ganze Wille, nicht allein der Quäler, sondern auch der Gequälte ist, — kurz es regt sich in ihm das Mitleid, das, im Gegensatz zum Egoismus, die sittliche Triebfeder ist. Auf diesem Gefühl, auf dem allem fremden Leiden gegenüber sich einstellenden Gedanken: dieses Lebende bist du! beruht alle Sittlichkeit, negativ die Gerechtigkeit und positiv die Menschenliebe; selbst die Tiere sind von diesem tat twam asi! nicht ausgeschlossen.

Doch die gewöhnliche Moral des Mitleids ist nur exoterisch, hat nur propädeutischen Wert. Wenn sich vor den Augen eines Menschen der Schleier der Maja lüftet, das principium individuationis so sehr schwindet, daß er den egoistischen Unterschied zwischen seiner Person und der fremden nicht mehr macht, sondern an den Leiden der anderen so viel Anteil nimmt wie an den eigenen,

ſo wendet ſich der Wille vom Leben ab, gelangt zum Zuſtand der freiwilligen Entſagung, der Reſignation, der Gelaſſenheit und gänzlichen Willenloſigkeit, die Erkenntnis wird ſtatt wie für den egoiſtiſchen Willen zum Motiv, vielmehr zum Quietiv, der Wille wird verneint. Die Form dieſer Willensverneinung iſt die Askeſe, als Vorbild dafür dienen die mittelalterlichen Mönche und noch mehr die indiſchen Büßer. Freiwillige und vollkommene Keuſchheit, freiwillige und abſichtliche Armut, Faſten, Kaſteiung, Selbſtpeinigung, langſamer Hungertod — das ſind hier die ſittlichen Aufgaben; und das Ziel — Nirwana, der Rückgang in das Nichts, das doch kein reines Nichts iſt. Dem gewöhnlichen Menſchen freilich gilt: kein Wille, keine Vorſtellung, keine Welt der Objekte! Dem Heiligen aber iſt umgekehrt die Welt der Erſcheinungen nichts und nichtig und vielmehr jenes Nichts alles, alle Wirklichkeit und Wahrheit. Sollte man etwas Poſitives darüber ausſagen wollen, ſo müßte auf den Zuſtand verwieſen werden, den alle die, welche zur vollkommenen Verneinung des Willens gelangt ſind, Myſtiker und Heilige erfahren und erlebt haben und den man mit Namen wie Ekſtaſe, Entrückung, Erleuchtung, Vereinigung mit Gott bezeichnet hat; in dieſem Nichts und Etwas iſt die trennende Form von Subjekt und Objekt verſchwunden. So endet das Syſtem im Zwielicht zwiſchen religiöſem Myſtizismus und illuſioniſtiſchem Nihilismus.

Vierzig Jahre hatte das Inkubationsſtadium der Schopenhauerſchen Philoſophie gedauert, und auch jetzt, als ihre Zeit kam, kam ſie nicht für alles und für das Ganze zugleich. In einem Punkt befand ſie ſich ſogar in einem dauernden Gegenſatz zu den Anſchauungen und Tendenzen des Jahrhunderts, und es muß ſich zeigen, ob unter dem Einfluß Nietzſches und mit ſeiner gerade entgegengeſetzten Motivierung dieſer Zug dem zwanzigſten Jahrhundert eingefügt werden wird und ob ihn der Weltkrieg gutheißen oder nicht erſt recht vollends verdrängen wird: die Philoſophie Schopenhauers iſt — geſchichtlos. Das tritt zunächſt auf dem Gebiet der Natur hervor. Jene Ideen, die wir als Objekt der äſthetiſchen Anſchauung kennen gelernt haben, haben auch metaphyſiſche Bedeutung, ſie ſind ewig und unveränderlich, beſtimmte Stufen der Objektivation des Willens. Darum gibt es für dieſe Naturkräfte im Unorganiſchen, für dieſe Formen und Typen im Organiſchen kein Werden, keine Entwicklung; und deshalb lehnte Schopenhauer Lamarcks „ſeltſamen Irrtum" ausdrücklich ab, daß „die Geſtalt, die eigentümlichen Waffen und nach außen wirkenden Organe jeder Art, jeglicher Tierſpezies keineswegs beim Urſprung dieſer ſchon vorhanden geweſen, ſondern erſt infolge der Willensbeſtrebungen des Tieres, welche die Beſchaffenheit ſeiner Lage und Umgebung hervorrief, durch ſeine eigenen wiederholten Anſtrengungen und daraus entſprungenen Gewohnheiten, allmählich im Laufe der Zeit und durch die fortgeſetzte Generation entſtan-

den seien". Schopenhauer starb in dem Augenblick, da Darwins epochemachendes Buch über die Entstehung der Arten erschien; aber hätte er auch noch davon Notiz nehmen können, so würde ihn, darin hat Kuno Fischer gewiß recht, „diese Lehre abgestoßen haben, da er die Arten als platonische Ideen gefaßt wissen wollte, Darwin dagegen sie als entwicklungsgeschichtliche Produkte dargetan und die Wege erleuchtet hat, wie sie entstehen". Darwin wirft auch die organische Welt in den Strom der Geschichte, Schopenhauer glaubt eleatisch in einem Dauernden und Ewigen das Wesentliche an ihr erkannt zu haben. Freilich wenn er dann doch wieder die höheren Ideen aus den niederen entspringen läßt und von einer „Aristokratie der Natur" redet, die aus dem Streit der Kräfte und dem Kampf ums Dasein hervorgehe, so liegt darin etwas wie eine Verwandtschaft mit Darwin, die er wohl selbst kaum gesehen hat und sicherlich nicht anerkannt haben würde. Es war eben auch das einer jener zahlreichen Widersprüche im System.

Und wie in der Natur, so ist es im Reiche der Menschen. Das neunzehnte Jahrhundert ist historisch, Schopenhauer leugnet den Wert der Geschichte. Ihm ist sie — in direktem Gegensatz zu Nietzsche, dem sie zu sehr Wissenschaft ist! — keine Wissenschaft; denn ihr Stoff ist „das einzelne in seiner Einzelnheit und Zufälligkeit, was einmal ist und dann auf immer nicht mehr ist, die vorübergehenden Verflechtungen einer wie Wolken im Wind beweglichen Menschenwelt, welche oft durch den geringfügigsten Zufall ganz umgestaltet werden. Von diesem Standpunkt aus erscheint uns der Stoff der Geschichte kaum noch als ein der ernsten und mühsamen Betrachtung des Menschengeistes würdiger Gegenstand, des Menschengeistes, der, gerade weil er so vergänglich ist, das Unvergängliche zu seiner Betrachtung wählen sollte". Im Gegensatz zu Hegel und seiner „Afterphilosophie" erklärt er, daß die Philosophie der Geschichte in der Einsicht bestehe, daß die „Geschichte nicht nur in der Ausführung, sondern schon in ihrem Wesen lügenhaft sei, indem sie, von lauter Individuen und einzelnen Vorgängen redend, vorgibt, allemal etwas anderes zu erzählen, während vom Anfang bis zum Ende stets nur dasselbe sich wiederholt, unter anderen Namen und in anderem Gewande". „Die Devise der Geschichte müßte lauten: Eadem, sed aliter!" Schopenhauers Pessimismus erlaubt nicht, an moralischen Fortschritt oder intellektuelle Vervollkommnung zu glauben; überall waltet in der Menschheitsgeschichte nur Zufall und blindes Ungefähr. Aber freilich setzt auch hier sofort wieder der vollkommene Widerspruch ein. Der Wert der Geschichte ist doch nicht gleich Null, sondern soll darin bestehen, daß sie „als das vernünftige oder besonnene Bewußtsein des menschlichen Geschlechts diesem das leistet, was dem einzelnen das durch die Vernunft bedingte, besonnene und zusammenhängende Bewußtsein ist, so daß erst vermöge ihrer dasselbe

wirklich zu einem Ganzen, zu einer Menschheit wird". Daraufhin könnte es am Ende doch auch eine historische Zeit wie die unsrige mit der Schopenhauerschen Philosophie wagen, und sie hat es gewagt.

Der Pessimismus

Und nun ist es interessant zu sehen, wie die verschiedenen in ihr liegenden Tendenzen der Reihe nach alle eingegangen sind in das Geistesleben unseres Volkes. Zuerst war es, wie schon gesagt, der Pessimismus, der der Stimmung der fünfziger Jahre am meisten entsprach. Kaum ist ja auch ein Volk fünfzig Jahre lang schnöder mißhandelt und um alle seine Blüten und Blütenträume, um Wirklichkeit und Hoffnung schmählicher betrogen und von seinen Fürsten und Staatsmännern schlimmer mißleitet worden als das deutsche Volk in den Jahren 1815—1866. Die eine Tatsache, daß eine ganze Reihe seiner besten Söhne in diesen Jahren verdächtigt und politisch überwacht, steckbrieflich verfolgt und verurteilt, eingekerkert und verbannt gewesen ist, spricht Bände. Wenn es nun endlich mit dem Mut und dem Glauben an eine bessere Zukunft aus war, wer wollte sich darüber wundern? Die Deutschen aber hätten keine Deutschen sein müssen, wenn sie nicht auch für diese Stimmung alsbald wieder eine Theorie und ein System hätten haben wollen, und das bot sich ihnen fertig an in der Philosophie des Frankfurter Einsiedlers. Da aber nach einem der geistreichsten Worte Hegels die Eule der Minerva immer erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug beginnt, d. h. da die Philosophie immer nur auf den Begriff bringt, was schon da, um nicht zu sagen, was schon vorüber ist — denn trotz Nietzsche, der Philosoph ist nicht der Schaffende —, so wirkte der Pessimismus noch weit in die sechziger und siebziger Jahre herein als eine Macht in Philosophie und Poesie. Das Wort Freiligraths: „Hamlet ist Deutschland" interpretierte man nun umgekehrt so, daß man Hamlet als die Tragödie des Pessimismus auffaßte: so bewahrheitete sich jenes Wort aufs neue.

Als ein Vorspiel dazu möchte ich Rudolph Hayms 1857 erschienenes Buch „Hegel und seine Zeit. Vorlesungen über Entstehung und Entwicklung, Wesen und Wert der Hegelschen Philosophie" nennen. Diese wird hier, weil und soweit sich mit ihr die politische Reaktion verbunden und identifiziert hatte, aufs bitterste bekämpft und aufs heftigste angeschuldigt. Die Phänomenologie wird — wir wissen das schon — als „eine durch die Geschichte in Verwirrung und Unordnung gebrachte Psychologie und eine durch die Psychologie in Zerrüttung gebrachte Geschichte" und deshalb als das Werk eines „unverzeihlichen Konfusionarius" bezeichnet. Von der Rechtsphilosophie heißt es, „das schöne Standbild des antiken Staates erhalte hier einen konstitutionellen, mehr noch einen

schwarz-weißen Anstrich; seltsam stehe der barbarischen Gestalt das antike Gewand zu Gesicht; mit nichts sei ihre Erscheinung so sehr zu vergleichen, wie mit jenen französischen Tragödien aus der Zeit Ludwigs XIV., in denen Orestes mit Degen und Perücke und Elektra in der Robe einer Hofdame auftrat". Vor allem aber ist ihm das Wort aus der Vorrede zu diesem Werk: „was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig" „das klassische Wort des Restaurationsgeistes, die absolute Formel des politischen Konservatismus, Quietismus und Optimismus". So war dieser Angriff auf Hegel ein Angriff auf die Reaktion, und darum das Urteil über ihn und seine Philosophie im höchsten Grad einseitig und ungerecht, das Ganze aber ein auf die Zeit berechnetes, durchaus zeitgemäßes Buch. Die Hegelsche Linke mit ihren liberalen und progressiven Tendenzen war unterdrückt und auseinandergesprengt, und so lebte in diesem Augenblick vom Hegeltum wirklich nur noch die reaktionäre und quietistische Seite, und gegen sie richtete Haym mit Fug und Recht die elegant geschliffene Waffe seines geistreichen Spottes. Die wohlgezielten Stöße gegen Hegel sollten also die Reaktion treffen, es war der Politiker, nicht der Philosophieprofessor, der sie führte. In dieser Ablehnung Hegels traf Haym durchaus mit Schopenhauer zusammen, der sich ja nicht genug tun konnte in den erbittertsten Ausfällen auf den Scharlatan und Afterphilosophen. Aber wenn wir hören, daß Schopenhauer gerade die Seite der Hegelschen Philosophie, die ihre fortschrittliche und freiheitliche Tendenz zum Ausdruck bringt, die geschichtsphilosophische, als „geistesverderbliche und verdummende Afterweisheit" bezeichnet und deshalb die Hegelianer als „einfältige Eudämonisten, Optimisten und Realisten", als „glatte Gesellen, eingefleischte Philister und schlechte Christen" abkanzelt, so will er uns vielmehr selbst im Lichte eines Reaktionärs und Vertreters des ewigen Stillstandes erscheinen, wozu ja auch sein Jubel über die Maßregelung von Moleschott und Büchner stimmt, dessen Bücher er als „kraß, unwissend, roh, plump, ungelenk, überhaupt knotenhaft", philosophisch somit ganz richtig beurteilt hat. Haym aber lehnte in den sechziger Jahren auch Schopenhauer aufs bestimmteste ab, gerade weil er in ihm auch nur einen Philosophen des Rückschritts und in seinem Pessimismus eine Gefahr für alles mutige und hoffnungsfrohe Vorwärtsschreiten sah.

Bezeichnend aber ist, daß wir Deutsche — trotz Schopenhauer — in der Poesie zwar viel Pessimismus, aber keinen eigentlichen Klassiker der pessimistischen Weltanschauung haben. Gewiß ist auch hier noch einmal Heine zu nennen mit | ner Poesie voll Zerrissenheit und Weltschmerz; denn Heine ist wie Schopen- | uer ein Spätling der Romantik, und auf romantischem Boden ist der Pes- | nismus gewachsen. Nur ist Heine gerade hier am wenigsten original, er ko- | rt Byron, und was er Pessimistisches sagt, ist vielfach nachempfunden, er-

dichtet und gemacht. Und faſt wörtlich dasſelbe gilt auch von Lenaus ſchwermütiger Poeſie, obgleich ihm das Melancholiſche natürlicher ſteht, wie er ja ſchließlich auch in die Nacht des Wahnſinns untergetaucht iſt. Darum wies Schopenhauer mit Recht nicht auf jene deutſchen Poeten, ſondern auf einen Italiener, Giacomo Leopardi, hin. Von ihm ſagt er: „keiner hat den Jammer des Daſeins ſo gründlich und erſchöpfend behandelt wie in unſeren Tagen Leopardi; er iſt von demſelben ganz erfüllt und durchdrungen: überall iſt der Spott und Jammer dieſer Exiſtenz ſein Thema, auf jeder Seite ſeiner Werke ſtellt er ihn dar, jedoch in einer ſolchen Mannigfaltigkeit von Formen und Wendungen, mit ſolchem Reichtum an Bildern, daß er nie Überdruß erweckt, vielmehr durchweg unterhaltend und anregend wirkt". Und wirklich hat Leopardi geſungen, was Schopenhauer gelehrt hat, nur aus tieferem eigenem Erleben heraus als der Philoſoph:

Nun wirſt du ruhn für immer,
Mein müdes Herz. Es ſchwand der letzte Wahn,
Der ewig ſchien. Er ſchwand. Ich fühl' es tief:
Die Hoffnung nicht allein
Auf holde Täuſchung, auch der Wunſch entſchlief.
So ruh für immer. Lange
Genug haſt du geklopft. Nichts hier verdient
Dein reges Schlagen, keines Seufzers iſt
Die Erde wert. Nur Schmerz und Langweil bietet
Das Leben, andres nicht. Die Welt iſt Kot.
Ergib dich denn! Verzweifle
Zum letztenmal! Uns Menſchen hat das Schickſal
Nur eins geſchenkt: den Tod. Verachte denn
Dich, die Natur, die ſchnöde
Macht, die verborgen herrſcht zu neuer Qual,
Und dieſes Alls unendlich nicht'ge Öde!

In den ſechziger Jahren iſt dieſes italieniſche Erbauungsbuch des Peſſimismus, dieſe Kodifikation des Weltſchmerzes" zweimal ins Deutſche übertragen worden, und noch 1878 hielt es Paul Heyſe für nötig, ſeiner klaſſiſchen Überſetzung von Leopardis ſämtlichen Gedichten und Geſprächen einen ausdrücklichen „Vorbehalt" hinzuzufügen: „ſeitdem der Peſſimismus, als philoſophiſche Doktrin in Deutſchland Eingang gefunden hat und täglich lauter als die einzig befriedigende Löſung aller Tages- und Menſchheitsfragen geprieſen wird". Auch war ja dieſer Leopardiſche Peſſimismus nicht bloß ein Perſönliches und Individuelles — er ſelbſt war „eines der ſeltenſten Beiſpiele menſchlichen Unglücks" —, ſondern zugleich ein Produkt der politiſchen Zuſtände ſeines italieniſchen Vaterlands bis 1859, die mit denen Deutſchlands bis 1866 eine verzweifelte Ähnlichkeit zeigten: „an Elend unerreicht" waren in jener Zeit beide. Wie

es aber hat kommen können, daß in Deutschland dieser Pessimismus auch nach 1871 noch um sich griff und sogar noch einmal einen Höhepunkt erreichte, das liegt einerseits an seiner philosophischen Fassung und Form, an der Vorliebe der Deutschen für eine solche und an der Neigung aller Philosophie zu spät zu kommen, andererseits an besonderen Umständen, die wir noch kennen lernen werden.

Hier handelte es sich nur darum, die pessimistische Strömung unter dem Zeichen Schopenhauers und im Anschluß an ihn aufzuzeigen. Auch deshalb waren an erster Stelle als ihre Vertreter nicht Dichter zu nennen, von denen ja in Deutschland keiner auch nur von ferne an Leopardi heranreicht; man denke z. B. an das reflektierte, der Schillerschen „Resignation" künstlich und phrasenhaft sich anempfindende Gedicht von Hieronymus Lorm:

Ein Jahrhundert wird vorübergehn,
Unsre Gräber wird man nicht mehr sehn,
Unsre Namen, was wir tun und wollen,
Alles ist vergessen und verschollen.

Für den Traum, der nie ein Hoffen fand,
Für das Glück, das ungenossen schwand,
Wird die Welt, der wir's zum Opfer gaben,
Keinen Dan und kein Erinnern haben.

Nichts mehr lebt für uns, selbst nicht der Hohn,
Der da früge, was des Opfers Lohn!
Doch im Reich der Seelen tönt ein Klagen
Um so sündhaft Leiden und Entsagen.

Eduard von Hartmann

Wohl aber ist auf die Philosophen hinzuweisen, die Schopenhauers Lehre aufnahmen, vertieften und teilweise verzerrend variierten. Bereits wieder vergessen ist Tauberts flache Anpreisung des Pessimismus, vergessen des tieferen Bahnsen „realdialektischer Nichtsbegriff" oder Mainländers „Philosophie der Erlösung" und Venetianers „Allgeist" und „Panpsychismus"; und ebenso versunken und verklungen sind die Gegenschriften gegen den Pessimismus von Jürgen Bona Meyer und Johannes Huber, oder das nur durch Fr. Th. Vischers Einführung etwas bedeutende Werk des dilettierenden württembergischen Ministers von Golther. Auch ist der Pessimismus wenigstens in den späteren Werken Eduard von Hartmanns in den Hintergrund getreten. Zu Anfang aber war er sein bedeutendster Vertreter. Doch hatte er von vornherein, schon in seiner 1869 erschienenen Philosophie des Unbewußten, Schopenhauer mit

Schelling und Hegel verknüpft, seine Lehre durch die Einverleibung des Evolutionismus dem historischen und darwinistischen Zeitalter zu empfehlen gesucht und den Pessimismus durch optimistische Zusätze abgeschwächt und so weiteren Kreisen erträglich gemacht. Auch nach Hartmann ist der Wille das Ansich der Welt, aber nur der Grund ihres Daß; indem sich dieses Weltwollen grundlos, frei, zufällig aus der bloßen Potentialität zur Wirklichkeit erhebt, ergreift es in diesem seinem Aufbäumen die Vorstellung oder die Idee, die erst das Was und das Wie, den Weltinhalt bestimmt. Weil aber das Wollen seiner Natur nach einen Überschuß von Unlust zur Folge hat, so verdammt es die Welt, gleichviel wie beschaffen sie sein möge, zur Qual. Daher erkennt die Idee, das Logische, den kardinalen Fehlgriff des blinden, unvernünftigen Willens, daß er eine Welt geschaffen hat. Diesen Fehler wieder gutzumachen, von der Unseligkeit des Wollens zu erlösen ist die Idee nicht imstande, weil sie dem Willen gegenüber unfrei und kraftlos ist und über das Daß keine Gewalt hat. Aber durch das Bewußtsein kann sich die Vorstellung vom Willen emanzipieren und diesen dadurch allmählich zur Ruhe bringen, „das gesamte aktuelle Wollen in das Nichts zurückschleudern, womit der Prozeß und die Welt aufhört, und zwar ohne irgendwelchen Rest aufhört, an welchem sich ein Prozeß weiterspinnen könnte."

Man muß weit gehen, um für solche Abenteuerlichkeiten und Phantastereien eine Parallele in der Geschichte der Philosophie zu finden. Man wird nicht etwa auf Schelling, der doch weit besonnener und einfacher dachte, sondern bis auf die Gnostiker jenes zweiten christlichen Jahrhunderts zurückgewiesen, in dem nach Hegels weisem Wort „die Menschen alle lügen"; und der Wert dieser Philosophie des Unbewußten ist nicht größer als der jener vergessenen theogonischen Systeme. Indem Hartmann im Weltgrund den unvernünftigen, blinden Willen und die willen- und energielose Vorstellung sich miteinander verbinden läßt und daraus sein Unbewußtes als eine Substanz mit zwei — sich widersprechenden! — Attributen schafft, erscheint ihm die Welt und ihr Dasein als das Grundübel — zwar die beste unter allen möglichen Welten, aber „durchweg elend und schlechter als gar keine"! —, andererseits aber gewinnt er dadurch die Möglichkeit eines teleologischen Entwicklungsprozesses dieser Welt. Freilich zu welchem Ziel und Ende? Doch zu keinem anderen, als um das Sein wieder in das Nichtsein zurückzuschleudern. Im Bewußtsein nämlich vollendet sich der Weltprozeß, somit ist die ganze Weltentwicklung auf die Hervorbringung von Bewußtsein angelegt. Wie dieses entsteht, ist auch hier das Rätsel aller Rätsel: als ein Stutzen des Willens über die Emanzipation der durch das Auftreten des Gehirns entstehenden Vorstellung definiert es Hartmann nach jenem Goetheschen Rezept, daß wo Begriffe fehlen, ein Wort es auch

wohl tun müsse. Aber item, in der bewußten Vernunft ist nun die Möglichkeit gegeben, die Unseligkeit des Willens zu erkennen und die Illusion auf ihren verschiedenen Stadien zu durchschauen. Ist sie aber hinter die Unvernunft des Willens gekommen, dann ist es an ihr, dieses widervernünftige Wollen, das schuld ist am Daß der Welt, in das Nichtwollen, in die Schmerzlosigkeit des Nichts zurückzuführen und so gutzumachen, was der unvernünftige Wille schlechtgemacht hat. Während aber bei Schopenhauer dies die Aufgabe des einzelnen Individuums gewesen war, ist es hier Sache der Menschheit in ihrer geschichtlichen Entwicklung, den Kampf mit dem Unlogischen aufzunehmen und durch „einen gleichzeitigen gemeinsamen Entschluß", einen Majoritätsbeschluß wenigstens, das Wollen und damit das Daß der Welt, ihr Dasein aufzuheben!

Darin liegt natürlich eine ganz andere Auffassung der sittlichen Aufgabe als bei Schopenhauer. Der einzelne soll mitarbeiten an der geschichtlichen Entwicklung und dem geschichtlichen Fortschritt, damit die Menschheit (oder „eine höhere Tiergattung auf Erden, welche die Arbeit der Menschheit fortsetzend das Ziel erreicht") höher und immer höher steige und sich endlich aufraffe zu jenem welterlösenden Majoritätsbeschluß. „Wir, die wir in Natur und Geschichte nur einen einzigen großartigen und wundervollen Entwicklungsprozeß erkennen, wir glauben an einen endlichen Sieg der heller und heller hervorstrahlenden Vernunft über die zu überwindende Unvernunft des blinden Willens, wir glauben an ein Ziel des Prozesses, das uns die Erlösung von der Qual des Daseins bringt und zu dessen Herbeiführung und Beschleunigung auch wir im Dienste der Vernunft unser Scherflein beitragen können." So biegt der Pessimismus leise in Optimismus um und endet in Glauben und Hoffnung. Aber der Jubel wird noch größer, der Kampfpreis ein noch weit lohnenderer. Nicht nur uns selbst, den Menschen oder Übermenschen soll jener Entschluß und Beschluß zugute kommen, sondern durch ihn soll Gott selbst, soll das Absolute von der Unseligkeit erlöst werden, in die es durch den unvernünftigen Drang seines Willens nach Dasein dereinst geraten ist. Alle Sittlichkeit ist also Mitarbeit an der Abkürzung des Leidensweges, auf den sich Gott im Weltprozeß eingelassen hat; hinter dem Weltschmerz steht als das Tiefere der Gottesschmerz, hinter der Welterlösung als das Höhere die Gotteserlösung.

Man hat diesen von Hartmann noch 1879 in der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" vorgetragenen und in seinem nachgelassenen „System der Philosophie im Grundriß" wiederholten Schlußgedanken blasphemisch finden wollen. Allein in der Philosophie gibt es keine Blasphemien. Wohl aber finde ich ihn lächerlich, das Satyrspiel zu der Tragödie einer pessimistischen Entwicklungsreihe. Eine Majorität von Lebewesen, die sich eines schönen Morgens auf Grund der „Erfahrung" entschließt, nicht mehr leben zu wollen, und sich davon

verspricht, daß nun wie mit einem Zauberschlage die Welt verschwinden und sich ins Nichts zurückziehen werde, eine solche Majorität wäre allerdings wert nicht mehr zu sein, sie wäre reif fürs Tollhaus. Dieser Schluß ist aber zugleich die beste Selbstkritik des Systems, das von Anfang an voll von Widersprüchen ist: die Vereinigung der beiden Unvereinbaren, Schopenhauer und Hegel, ein Unbewußtes, das unvernünftig und logisch zugleich ist, und dementsprechend ein Pessimismus, der doch wieder voll ist von optimistischen Überschwenglichkeiten, eine sittliche Mitarbeit und ein sittlicher Fortschritt pro nihilo, ein geschichtlicher Entwicklungsgang, der dem Tun der Penelope gleicht, die im Dämmerlicht der Illusionen den Schleier der Maja webt, um ihn in der Nacht beim verstohlenen Licht des Bewußtseins wieder aufzutrennen und aufzulösen, ein Ziel, von dem zu sagen ist: so viel Arbeit um ein Leichentuch! Und wer garantiert uns denn, daß, wenn das Spiel auf diese Weise zu Ende gespielt ist, es nicht über kurz oder lang wieder von vorne anhebt, der unvernünftige Wille nicht aufs neue sich aufbäumt und die „jungfräuliche" Idee immer wieder ins Brautbett zwingt, um mit ihr die Mißgeburt der Welt zu erzeugen? Denn das Wollen-Können ist ihm auf keine Weise auszutreiben, er kann sich „durch die gemachte Erfahrung keine Lehre nehmen, um sich hinfort vor der Wiederholung seines früheren faux pas zu hüten", so daß es also auch mit der Gotteserlösung so gar weit nicht her ist. „Es ist keineswegs gewiß, daß unser jetziger Weltprozeß der einzige war, beziehungsweise der letzte sein wird, aber höchst unwahrscheinlich, daß ihm noch eine große Reihe anderer folgen werde, und unendlich unwahrscheinlich, daß die Reihe der noch folgenden sich ins Unendliche erstrecken könnte": mit diesem mageren Trost entläßt uns das Denken des Metaphysikers, das hochmütig und eitel und von Größenwahn besessen sich nicht zufrieden geben will mit der bescheidenen Pflichterfüllung im Dienste der Selbst- und der Menschenerlösung, sondern von Gottesschmerz und Gotteserlösung fabelt, um sich ein interessantes Air und eine ganz besondere Wichtigkeit beizulegen. Dahinter steckt, trotz aller pantheistischen Entwertung des „individuell eingeschränkten Subjekts", doch wieder nur das romantische Wichtignehmen des eigenen Ich, die romantische Weichlichkeit eines sittlichen Nihilismus und der romantische Genialitätsdünkel des alten magischen Idealismus. Und wo er die Philosophie geschichtlich behandelt, da zeigt auch Hartmann die romantische Unfähigkeit, objektiv zu sein.

Durch seine Werke zur Ästhetik und Religionsphilosophie und vor allem durch seine Kategorienlehre und sein vielfaches Eingreifen in die brennenden Fragen der Zeit hat Eduard von Hartmann bewiesen, daß er trotz allem ernst zu nehmen ist. Sein Ruhm aber haftet doch zunächst an seiner Philosophie des Unbewußten. Worauf er beruhte? Es ist nicht zu übersehen, daß noch nie vor

her für einen Philosophen und seine Schriften größere und lautere Reklame gemacht worden ist als für Eduard von Hartmanns Philosophie des Unbewußten: darin erwies sie sich als durchaus modern; und das geht ja so fort bis heute; obgleich seine Zeit vorüber ist, wird er uns noch immer in allen Tonarten als der Ödipus der Philosophie und als der Löser des großen Welträtsels angepriesen. Daneben haben gewisse Pikanterien in den Kapiteln über Geschlechtsliebe und Zeugung viele nach dem Buch vom Unbewußten greifen lassen, die sonst von der Philosophie weder etwas wollten noch etwas wußten. Angesichts dessen will mir das von seinen Anhängern immer am lautesten verkündigte Verdienst nicht ganz einleuchten, Eduard von Hartmann habe in einer Zeit, wo die Philosophie im allgemeinen und die Metaphysik im besonderen ihren Tiefstand erreicht habe, zunächst selbst wieder den Mut gehabt, Philosoph und Metaphysiker zu sein, und dadurch der Philosophie einen großen Dienst geleistet. Mir scheint, es komme in der Wissenschaft doch vor allem auf das Was, nicht auf das Daß an; in der Philosophie des Unbewußten aber war gerade das Metaphysische eitel Mythologie, wenn man nicht einen viel stärkeren Ausdruck dafür brauchen will. Nein, wodurch Hartmanns Philosophie sich der Zeit empfahl, das war ihr Pessimismus mit seinem Opportunismus, d. h. mit den inzwischen notwendig gewordenen Konzessionen an den Optimismus, und das war die Ergänzung der Schopenhauerschen Philosophie durch die Gedanken der Darwinschen Entwicklungslehre, mit der er sich in einer Reihe von kleineren Schriften auch besonders auseinandergesetzt hat. Man hatte den Materialismus satt, und nun kam hier ein Schriftsteller, der den Ergebnissen der Naturwissenschaft durchaus gerecht zu werden suchte und sie in ihrer modernsten Fassung und Form übernahm, an die Stelle der unbewußten Materie aber den unbewußten Allgeist setzte und dadurch vor allem der Teleologie Raum schaffte. „Der unbewußte absolute Geist und die Teleologie sind so umfassende Erklärungsprinzipien, daß sie nichts von dem zu ignorieren und zu leugnen brauchen, worauf der Gegner sich stützt, außerdem aber auch noch das erklären und umspannen, was der Gegner verleugnen muß." Es war aber doch nur ein Scheinerfolg, der Philosoph des Unbewußten war einer jener „Modephilosophen", deren Ruhm wie ein Meteor aufsteigt und ebenso rasch wieder zergeht und ins Dunkel der Vergessenheit hinabsinkt, wie er das im Vorwort zum dritten Teil der Philosophie des Unbewußten aus dem Jahr 1889 fast gar naiv selber schon zugegeben hat: „Während bis zum Jahr 1877 die Philosophie des Unbewußten in naturwissenschaftlichen Schriften öfters erwähnt und kritisch gestreift, auch von materialistischer Seite in mehreren besonderen Büchern angegriffen wurde, sind diese Stimmen seitdem wie auf Verabredung (!) verstummt. Wenn dieselbe ja noch einmal in Kundgebungen der Naturforscher erwähnt

wird, so geschieht es bloß noch mit dem überlegenen Lächeln über die längst zerplatzte Seifenblase, von der heute niemand, d. h. kein vorsichtiger Naturforscher mehr spricht." Auch hier soll diese „Tatsache registriert" werden, wenn auch in anderem Sinn, als Hartmann sie deutet. Daß noch einmal die Zeit für seine Philosophie kommen werde, wie seine Schüler meinen, diese Hoffnung ist utopistisch; das zwanzigste Jahrhundert hat für sie keinen Raum mehr; auch der Karlsruher Drews wird ihr ebensowenig zur Auferstehung verhelfen, wie es ihm umgekehrt gelungen ist, den historischen Stifter des Christentums in eine bloße „Christusmythe" aufzulösen.

Zurück zu Kant!

Warum Hartmanns Metaphysik seit 1877 nicht mehr beachtet und ernst genommen wurde, das hatte ganz andere Gründe, zur Erklärung dieser Tatsache brauchte es keiner „Verabredung" und Verschwörung von Naturforschern und Philosophieprofessoren, keines „Internums unserer Universitätsphilosophie". Die Philosophie hatte sich inzwischen wieder ermannt und sich den dogmatischen Schlummer, in den sie Materialisten und Theisten gemeinsam eingelullt hatten, von den Augen geblasen; und das dankte sie der Wiederbelebung Kants und seines antidogmatischen Kritizismus. Auch das war eine der Tendenzen der Schopenhauerschen Philosophie gewesen. Schopenhauer fühlte sich als Thronerbe Kants: in seiner Auffassung von der „Welt als Vorstellung" war er es auch, seine Lehre vom Satz des zureichenden Grundes und dessen Bedeutung war Wiederholung und Vereinfachung der Kantischen Kategorienlehre und ihres Apriorismus. Als daher seit den fünfziger Jahren Schopenhauer beachtet, bekannt, berühmt wurde, lag in diesem Umstand ganz von selber die Aufforderung: zurück zu Kant! und so könnte man sagen: nach der pessimistischen sei nun alsbald an die kantisch-idealistische Seite der Schopenhauerschen Lehre die Reihe gekommen. Allein unter den Wiedererneuerern des Kantischen Kritizismus könnte höchstens bei Kuno Fischer von einem solchen Zusammenhang die Rede sein; im allgemeinen läßt sich nur ein Nebeneinander der beiden Richtungen, nicht ein Aus- und Durcheinander konstatieren.

Zu Anfang der sechziger Jahre glich die Philosophie einem Trümmer- und Totenfeld. Noch standen einige Hegelianer aufrecht, aber es waren doch vor allem nur Leistungen auf dem Gebiet der Geschichte der Philosophie, was sie aufzuweisen hatten; hier freilich waren die Werke von Erdmann, Zeller und Fischer bedeutsam und erfreulich genug. Neben ihnen fing dann noch die Herbartsche Schule an, Boden zu gewinnen, doch blieb sie philosophisch steril und ohne Entwicklungskraft; dazu war der Vorstellungsmechanismus ihrer Psy-

chologie zu unlebendig und dessen metaphysische Grundlage, trotz aller seinen Einzelbeobachtungen und alles Klapperns mit mathematischen Formeln, dem empiristischen Zuge der Zeit zu fremdartig. Nur für die Pädagogik erwies sie eine freilich rasch wieder erstarrende Lebenskraft und Fruchtbarkeit, indem sie sie psychologisch fundamentierte und ethisch orientierte und ihr so theoretisch und praktisch neue Wege wies und höhere Aufgaben stellte.

Indem sich aber im Materialismusstreit vor allem die Eklektiker breitmachten und in der „Zeitschrift für Philosophie und spekulative Theologie" sich abmühten, die christliche Weltanschauung und speziell den Theismus zu rechtfertigen und philosophisch zu begründen, legte gerade dieses prinziplose Spekulieren über transzendente Gegenstände, durch das dem Materialismus das Spiel so sehr erleichtert worden war, den Gedanken nahe, auf den zurückzugehen, der allem Spekulieren über Transzendentes längst schon kritisch ein Ende gemacht hatte; und so erhob sich — fast gleichzeitig von verschiedenen Seiten her — der Ruf: zurück zu Kant! Eduard Zeller, der von Hegel ausgegangen war und als Theologe der Tübinger Schule angehört hatte, forderte schon 1862 in seiner vielbemerkten Heidelberger Antrittsvorlesung „über Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnistheorie": man müsse angesichts der unverkennbaren Zerfahrenheit und Stockung der deutschen Philosophie „zu dem Punkte zurückkehren, von dem ihre heutige Entwicklung ausgegangen sei, d. h. also auf Kants Kritizismus, und die Untersuchungen an dem Punkte wieder aufnehmen, bis zu dem er sie geführt hatte". Ihm folgte im Jahre 1866 Fr. Albert Lange, der Verfasser der Geschichte des Materialismus. Indem er diesem auf seinem, dem naturwissenschaftlichen Gebiet volles Recht einräumte, konnte er ihn um so energischer in seine Grenzen und Schranken zurückweisen und seinen Anspruch, das Ganze einer Weltanschauung zu sein und zu geben, ablehnen. Dafür nahm er die erkenntnistheoretischen Prinzipien Kants zu Hilfe und erklärte die Welt für ein Erzeugnis unseres Bewußtseins, rechnete aber, hierin konsequenter als Schopenhauer, dazu auch unsere eigene materielle Organisation, das Gehirn mit eingeschlossen, so daß also auch dieses unsere Vorstellung, ein Objekt unseres Bewußtseins sei. Darin aber, daß er durch Kant sofort auch alle Metaphysik für beseitigt hielt, in ihren Systemen immer nur Dichtung von Ideen und Idealen und in diesen nur Symbole sah, zeigt sich auch schon jene Mutlosigkeit der Neukantianer, die man auch Skeptizismus nennen könnte. Doch erkannte Lange die Notwendigkeit und den Wert einer Idealwelt wenigs in praktischer Beziehung an und endigte so in einem kraftvollen sittlichen alismus. Noch energischer als er und Zeller wies Otto Liebmann in seinem nt und die Epigonen" auf Kant hin, indem er jedes Kapitel mit dem Rufe oß: zurück zu Kant! Und endlich trug auch die glänzende Darstellung der

Kantischen Philosophie in Kuno Fischers Geschichte der neueren Philosophie zu ihrem Wiederbekannt- und Verstandenwerden das ihrige bei. Seine Deutung, daß Kants Ding an sich Wille, die intelligible Welt die Welt als Wille sei, war freilich falsch, empfahl sie aber einer von Schopenhauer beeinflußten Zeit. Auch sein Streit mit Trendelenburg über eine Lücke in Kants Beweis von der ausschließenden Subjektivität des Raumes und der Zeit hat die wissenschaftliche Welt lebhaft interessiert und ihr wieder einmal eine philosophische Frage nahegebracht.

Diesen auf Kant zurückweisenden Stimmen hat sich dann seit Ende der sechziger Jahre ein immer wachsender Chorus von Kantianern angeschlossen, und im Zeichen dieser Bewegung, deren Hochflut allerdings im Ablaufen begriffen ist, stehen wir noch immer. Gewirkt hat sie freilich nicht durchweg günstig. Einmal entwickelte sich in dieser Arbeit an und um Kant eine philosophisch unfruchtbare Kantphilologie, die über Lesarten, Kommata und Druckfehler stritt und fast so schlimm wie bei Goethe des umgestülpten Papierkorbs Schnitzel kräuselte. Immerhin verdanken wir ihr die Inangriffnahme einer würdigen und vollständigen Ausgabe von Kants gesammelten Werken durch die preußische Akademie der Wissenschaften, die mit raschen Schritten ihrer Vollendung entgegengeht. Auf der anderen Seite machte der Kantsche Kritizismus, wie wir dies schon bei Lange gesehen haben, die Philosophie übervorsichtig und verzagt, metaphysikscheu und skeptisch, und so schien es einen Augenblick, als sollte der Aufschwung lediglich der Erkenntnistheorie zugute kommen und die Philosophie auf deren Probleme eingeschränkt werden. Damit geriet man auf Subtilitäten, die an den Universalienstreit der mittelalterlichen Scholastik erinnern, entfremdete die Philosophie dem Leben und seinen Aufgaben und vergewaltigte das Subjekt, das letztlich doch immer den Gegenstand der philosophischen Untersuchungen bildet. Es war nach einem treffenden Ausdruck Diltheys, als ob in den Adern dieses lediglich erkennenden Subjekts, wie es neben Locke und Hume auch Kant konstruiert hatte, „nicht wirkliches Blut, sondern der verdünnte Saft von Vernunft als bloßer Denktätigkeit rinne". Man kämpfte nicht den aktuellen Kampf um eine Weltanschauung, sondern stritt sich weltfremd um Entlegenes und gewann so den verlorenen Einfluß noch einmal nicht zurück. Endlich machte der Glaube an den allein echten Kant, den jede dieser neukantischen Schulen für sich zu haben sich rühmte, unduldsam und selbstgerecht, hochmütig und streitlustig, wie die drei Brüder, die sich um des Vaters Ring zankten, „und jeder will der Fürst des Hauses sein". Um alle diese Einseitigkeiten zu überwinden und diese neuen Gefahren zu beseitigen, dazu mußten erst andere Mächte auf den Plan treten und der Philosophie von außen her neue Impulse und neue Stoffe zugeführt werden.

Weitere Wirkungen der Schopenhauerschen Philosophie

Mit den hier bloßgelegten Entwicklungsfäden ist jedoch der ... Schopenhauerschen Philosophie und ihre Nachwirkung noch nicht ... s deutsche Volk in Bismarck den großen Willensmenschen am ... h ihn zum Handeln und zu Taten aufgerüttelt zum Sieg und ... langte, da kam die Willenslehre, der Voluntarismus an die R... war von Kuno Fischer in diesem Sinn interpretiert worden: dadu... unschwer die Brücke zwischen Schopenhauer und dem Neukantianismus schlug. Andere wie Wundt und Paulsen legten den Willen der Psychologie und der Metaphysik zugrunde. Und noch vorher fand Richard Wagner, nachdem er sich erst Feuerbach angeschlossen hatte, in Schopenhauer den Philosophen für seine Musik der Zukunft, indem er nicht bloß dessen metaphysische Theorie der Musik zu ihrer Verherrlichung und Verabsolutierung verwertete, sondern auch dessen Mitleidsmoral und ihre metaphysisch-pessimistische Begründung auf die Gestaltung seiner Musikdramen und die Charakterisierung seiner Helden Einfluß gewinnen ließ. Endlich ging von Schopenhauer und Wagner, als von seinen „Erziehern", auch Nietzsche aus, um dann freilich sowohl mit dem Gedanken des Dionysischen in Kunst und Kultur als mit seinem aristokratischen Geniekultus weit über beide hinaus zu schreiten, ohne daß er doch gerade dabei den Zusammenhang mit den beiden und das gemeinsame Wurzeln in der Romantik völlig preisgegeben hätte.

Davon wird später zu reden sein. Aber es mußte schon hier erwähnt und gezeigt werden, wie Schopenhauer vierzig Jahre hindurch eines der stärksten Fermente im deutschen Geistesleben gewesen ist, wie er es nach allen Seiten hin beeinflußt hat und wie es sich in allen seinen Tendenzen mit ihm erfüllt und sich ihn zu eigen gemacht hat. Dabei kann ich Volkelt zugeben, daß er „als heilsamer Zerstörer bequemen und feigen Wahnglaubens, als Befreier von schimmernden Lebenslügen, als Erwecker zu hochstrebender Sehnsucht, als Mahner an das geheimnisvoll Ewige im Menschen" gewirkt hat; aber daß sein Einfluß nicht durchweg günstig und erfreulich gewesen ist, das verkennt auch er nicht; uns wird es sich erst vollends im weiteren Verlauf deutlich herausstellen. Ein lang verborgen und tot in der Erde liegender Same feierte hier ein verspätetes, aber um so reicheres Aufgehen, Blühen und Früchtetragen: in Wirklichkeit war es ein Reis vom alten romantischen Zauberbaum, romantisch ist der Pessimismus, romantisch die Musik Richard Wagners, romantisch der Individualismus und Aristokratismus Nietzsches, romantisch nicht bloß der Symbolismus und Märchenzauber in unserer modernen Literatur und Kunst, selbst durch unsere Philosophie geht gelegentlich ein Hauch von Romantik, wenn wir z. B. an

...itung in die Geisteswissenschaften" und an seinen Versuch den-
...se des ganzen Menschengeistes und der Totalität seines Wesens
...; Ganze dieses Menschengeistes, seine Entwicklungsgeschichte
...schiedenen Wissenschaften des Geistes zu begreifen und zu er-
...h mit seiner einseitigen Betonung des Erlebnisses und dessen
...en Künstler hat er einem romantischen Subjektivismus und In-
...as Wort geredet. Endlich hängt auch unser Historismus mit
...erichteten Auge der Romantik zusammen, von hier aus, wenn
...r aus allein, begreift sich die Vorliebe und Verehrung unserer
...n romantischen Ranke. Noch einmal aber sei aller dieser phi-
...künstlerischen „Neuromantik" gegenüber, die merkwürdiger-
...n Berlin ihren Sitz hat, an das Wort Goethes erinnert: klas-
...d romantisch ist krank! Die deutsche Welt war in mehr als
...Beziehung krank, als sie in den fünfziger Jahren empfänglich wurde
für den pessimistischen Gedanken, daß es ihr besser wäre, nicht zu existieren.

In allen diesen Nöten versagte die Kirche vollständig. Daß sie im Materialismusstreit über lautes Klagen und Fluchen nicht hinauskam, das hing damit zusammen, daß sie in dieser Reaktionszeit ihre Haupttätigkeit und ihre Stärke in äußerer Machtentfaltung und Befriedigung ihrer Herrschaftsansprüche suchte und fand. Dem Pessimismus gegenüber aber war sie von vornherein in einer üblen Lage: das Christentum selbst barg unverkennbar pessimistische Elemente in sich, nicht einmal Luther hat sie durchweg überwunden und ausgemerzt; so zog sie es vor, der Schwierigkeit möglichst aus dem Wege zu gehen und diesen Kampf anderen zu überlassen. Umgekehrt endigte die Philosophie des „Atheisten" Schopenhauer in einem fast religösen Mystizismus; das kam der Religion, allerdings nicht der christlichen, sondern der buddhistischen zugut, auf die sich daher unter seinem Einfluß die Blicke der europäischen Welt zu richten begannen. So kann sich die Kirche, so wenig als die Überwindung des Materialismus, die des Pessimismus als Verdienst zuschreiben. Dazu bedurfte es anderer Mächte und Kräfte, die nun nach Ablauf der Reaktionsperiode entfesselt wurden; und zwar kam der Anstoß von der Politik, wie ja auch die Reaktion von Haus aus eine politische gewesen war.

Zwölftes Kapitel: Bismarck und die Begründung des Deutschen Reiches

Der Regierungswechsel und die liberale Ära

Nicht nur im Innern hatte die Reaktion der fünfziger Jahre übel gehaust, alle freiheitlichen Regungen brutal unterdrückt und der mit solcher Unterdrückung unvermeidlich sich verknüpfenden Demoralisation und Heuchelei Tür und Tor geöffnet, auch nach außen in nationalen Angelegenheiten war das alte Bundestagselend wieder da. Daß in der dänischen Frage der Deutsche Bund als solcher überhaupt nicht zur Entscheidung in London mit zugezogen wurde, war eine Schande; daß diese Nichtbeteiligung am Londoner Protokoll vom Mai 1852 auch ein Glück war, konnte damals noch niemand ahnen; daß von der Pariser Konferenz am Ende des Krimkrieges anfänglich auch Preußen ausgeschlossen war, bewies, daß die Olmützer Tage seine Großmachtsstellung ernstlich erschüttert und in Frage gestellt hatten. Immerhin hat der Krimkrieg zum erstenmal die stagnierende Oberfläche der politischen öffentlichen Meinung in Deutschland wieder leicht gekräuselt. Die Liberalen klagten über die Neutralität der deutschen Großmächte und wünschten den Anschluß an Frankreich und England gegen Rußland; in Preußens Abneigung dagegen sahen sie einerseits den Haß der um die Fahne der Legitimität sich scharenden konservativen Partei gegen den Emporkömmling an der Seine und andererseits eine Liebedienerei des konservativen preußischen Staates gegen das absolutistische Rußland und den Deutschland fast wie eine Provinz seines Reiches behandelnden Kaiser Nikolaus; zugleich hielt man auch dieses Verhalten wieder für einen Ausfluß der romantischen Neigungen Friedrich Wilhelms IV., der lieber einen Kreuzzug gegen die Türkei als eine Unterstützung derselben in Szene gesetzt hätte. Daß es auch echte und gesunde, realpolitische und wahrhaft preußische Interessen gab, die für diese Politik der Enthaltsamkeit sprachen, erkannte damals ganz klar nur einer, der preußische Bundestagsgesandte Otto von Bismarck, der deshalb auch energisch auf ihre Durchführung drang.

Da kam 1858 der große Umschwung. Der König erkrankte unheilbar an einem Gehirnleiden, oder vielmehr, dieses trat jetzt in die Erscheinung und ließ sich nicht länger mehr verheimlichen, nachdem es ohne Zweifel schon bald nach 1 8 eingesetzt hatte — „die tiefen Eindrücke der Unglückszeit waren unver- ti bar" —; in seinen allerersten Anfängen reichte es vielleicht sogar noch wei- t zurück, so daß wir heute über diesen Romantiker auf dem Throne als über

einen von Anfang an nicht ganz normalen, seit 1848 jedenfalls schwerkranken Mann milder urteilen müssen. Daher werden wir diesen fast tragischen Ausgang des reich veranlagten und mit den höchsten Erwartungen begrüßten Regenten, den das Schicksal ohne sein Zutun auf einen Posten gestellt und in eine Zeit versetzt hat, denen er vermöge der Eigenart seines Wesens schlechterdings nicht gewachsen war, mit voller menschlicher Teilnahme begleiten können. Die Kamarilla, die sich seit 1848 um den König her gebildet hatte und unter Leopold von Gerlachs Führung seine letzten Jahre zu einer recht übeln Parteiregierung machte, hatte die Krankheit möglichst lange zu verhüllen und dadurch die Regentschaft des ihr verdächtigen und verhaßten Prinzen Wilhelm zu hintertreiben gesucht. Aber im Herbst 1858 stellte sie sich nun doch als unvermeidlich heraus. Der Prinzregent übernahm nach einer für ihn und für das Land wenig erquicklichen Übergangszeit die Regierung.

Prinz Wilhelm hatte in den schwierigen Jahren der Regierung seines Bruders, der Stürme der Revolution und der auch persönlich auf ihm lastenden Reaktion mancherlei Wandlungen, Umkippungen und Anpassungen durchgemacht; aber immer war er, was sein Bruder nie gewesen war, — ein ganzer Mann, und eines machte ihm Kopf und Herz klar und fest und gab seinem inneren Menschen den notwendigen Mittelpunkt: „das preußische Wesen, die preußische Macht, das preußische Heer". Daher konnte er es auch verstehen, daß „Preußen bestimmt sei, an die Spitze Deutschlands zu kommen, das liege in seiner ganzen Geschichte". Natürlich brachte ihn das in immer neue Konflikte mit seinem Bruder, in Gegensatz zu dessen Politik und in offene Opposition gegen die ihn zuletzt ganz und gar umstrickende Kamarilla. Ihr galt der „Koblenzer Hof" für liberal, und er war es auch, sofern der Prinz von dort aus mit dem liberalisierenden Prinzgemahl in England und mit den Altliberalen unter Bethmann-Hollweg, der „Wochenblattspartei", Fühlung suchte und ehrlich an der Verfassung festhielt, wenn sie ihm auch anfänglich zu liberal gewesen war.

Der Prinzregent entließ sofort das Reaktionsministerium Manteuffel-Westphalen-Raumer und berief zum ersten und auch zum einzigen Mal — Liberale an das Ruder des preußischen Staatsschiffs. Auch seine Ansprache an die neuen Minister vom 8. November 1858, die als Programm seiner Regierung veröffentlicht wurde, klang liberal, so energisch auch hier schon das Königtum von Gottes Gnaden zum Schluß betont wurde. Man hielt sich vor allem an seine Verurteilung der Orthodoxie mit ihrer Heuchelei und Scheinheiligkeit und der kirchlichen Übergriffe, denen er auf protestantischer Seite die Union und ihre Erhaltung als notwendig entgegenstellte. Das Wort von den moralischen Eroberungen Preußens in Deutschland — „zunächst durch eine weise Gesetzgebung

im Innern und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist", schlug ein; ebenso der Satz: „die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist". Die Wahlen zum Abgeordnetenhaus gaben dem Prinzregenten die Antwort auf seine Programmrede, und sie fiel durchaus zustimmend aus. Wieder einmal knüpften sich die höchsten Erwartungen an den Thronwechsel.

Wie es gekommen, daß diese neue Ära nur von kurzer Dauer war und durch ihre Unbeholfenheit und Unsicherheit, ihre Unfruchtbarkeit und Ergebnislosigkeit eigentlich nur dazu gedient hat, den Liberalismus zu kompromittieren und seine Regierungsfähigkeit für Preußen ernstlich in Frage zu stellen, ist schwer zu erklären; es zu erörtern ist übrigens nicht unsere, sondern die Aufgabe der politischen Geschichtschreibung. Bismarck sagte dem Prinzen geradeheraus, in dem ganzen Ministerium sei „keine einzige staatsmännische Kapazität, nur Mittelmäßigkeiten, beschränkte Köpfe". Und wirklich zeigte sich bald genug, daß die Minister ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren und der Regent in ihrer Wahl keine glückliche Hand gehabt hatte. Auch stimmten Fürst und Minister in ihren Anschauungen doch nicht so zusammen, wie man erst geglaubt hatte. Namentlich konnten sie bei dem streng konservativen Regenten nicht durchsetzen, daß er ihnen in Personenfragen freie Hand ließ; auch über die Huldigungsfrage kam es zwischen beiden Teilen zu heftigem Streit.

Das Schillerfest

Einstweilen aber ging durch die Nation ein Aufatmen von der Reaktion, die sich ihr wie ein bleierner Druck auf die Brust gelegt hatte, und Hoffnungen aller Art knüpften sich an diesen Umschwung. Freilich war man durch die Enttäuschung der vierziger Jahre auch darin nüchterner geworden, und so galten die Erwartungen weniger der Person des neuen Regenten, als vielmehr dem Wechsel überhaupt. Überall regte sich neues Leben, die Geister wachten auf, in Jubel und Streit ertönten laute Stimmen, alles geriet in Bewegung.

Diesem neuerwachten Gefühl der Hoffnung gab das Schillerfest von 1859 durch ganz Deutschland hin einen mächtigen Ausdruck — nicht nur in den Reden, die zum Preis dieses größten politischen und nationalen Dichters auf Kathedern und Marktplätzen, vor akademisch Gebildeten und vor großen Volksmassen gehalten wurden, sondern auch in dem grollenden und nörgelnden Beiseitestehen der konservativen und kirchlichen Kreise, die über Menschenvergötterung zeterten und lamentierten, weil diesmal nicht Legitimität, sondern Genialität, ein Geistesfürst von Gottes Gnaden zu feiern war. Karl Gerok wurde von seinen Stuttgarter Amtsgenossen in Acht und Bann getan, weil er

Gott auch für diesen Mann laut zu danken wagte. Die ganze Schillerfeier aber war ein Protest gegen die Reaktion wie gegen den Geist der Zeit überhaupt. Schiller war der Dichter der Freiheit wie kein anderer; sein „Wilhelm Tell" bewies das auch dem einfachsten Verstande. War von ihm die Rede, so durfte dieses jahrelang verpönte Wort wieder einmal in den Mund genommen werden, an seinem Klang durfte man sich wieder freuen und stärken. Von dem Weltbürgertum des achtzehnten Jahrhunderts hatte er sich unter den Stürmen seiner Zeit freigemacht und am Beispiel der französischen Jungfrau von Orleans seinem Volke gezeigt, daß im Vaterland die Wurzeln aller Kraft für den einzelnen wie für das Ganze liegen und daß nichtswürdig sei die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre. Die Reaktionszeit aber hatte Vaterlandsliebe fast zum Verbrechen gestempelt. Darum klang der Jubel doppelt laut am Feste dieses vaterländischen Dichters. Und Schiller war Idealist. Diesen Idealismus voll Sittlichkeit und schöner Menschlichkeit hatte der Materialismus im Bunde mit der ganzen dumpfen stumpfen Stimmung der fünfziger Jahre zu ersticken gedroht, Idealist sein galt den einen für lächerlich, den andern von 1848 her für gefährlich. Das Schillerfest war im Gegensatz dazu ein Bekenntnis des deutschen Volkes zum Idealismus und damit zu allem Besten und Höchsten, was in ihm lebte und zu Luft und Licht empordrängte. Dieser Schillersche Idealismus war aber in seinem tiefsten Kern als sittlicher durch und durch gesund, war männlich und stark: die Herkunft vom kategorischen Imperativ Kants hatte ihn gestählt, „das Gebiet der Männerkämpfe im öffentlichen Leben" war dem Dichter des Wallenstein und des Wilhelm Tell nicht verschlossen, und darum lag im Bekenntnis zu ihm der Appell an den Willen des deutschen Volkes, männlicher Entschluß und der Anfang zu kräftiger Tat. So steht die Schillerfeier im November 1859 nicht umsonst am Anfang zu dem Zeitalter Bismarcks, das eine Zeit des Willens und der Tat werden sollte. Über eine Spanne von sechzig Jahren hinweg reichte der große Idealist dem noch größeren Realisten die Hand zu gutem Bunde.

Der italienische Krieg und der deutsche Nationalverein

Noch vor dieser Festfeier aber bewegte ein ernsthaftes politisches Thema die Gemüter, ein Krieg, der Deutschland weit näher berührte und anging, als fünf Jahre zuvor das Aufeinanderschlagen der Völker weit hinten in der Türkei — der Kampf Napoleons III. gegen Österreich zur Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft und die beginnende Einigung dieses womöglich noch kläglicher als Deutschland zerrissenen Landes und Volkes. Ein Glied des Deutschen Bundes war angegriffen, was war natürlicher, was nationaler, als daß a

Deutschland ihm beisprang zur Erhaltung seiner alten Machtstellung in Oberitalien? so dachten oder richtiger: so empfanden damals besonders die Süddeutschen, während im Norden die Meinungen geteilt und die Gemüter kühler waren. Hier waren es vor allem die Konservativen, die im Interesse der Legitimität darauf drangen, Österreich gegen den Sohn der Revolution zum Siege zu verhelfen. In diesem Zusammenhang redete Bismarck von den „blödsinnigen Elukubrationen der Kreuzzeitung". Die Liberalen dagegen mußten sich sagen, daß es sich in Italien um einen Befreiungskampf gegen eine brutal reaktionäre Macht handle, und die Nationalen sich sagen, daß hier Fremdherrschaft gebrochen und damit schwerstes Unrecht beseitigt werden solle, in ihren Kreisen hatte Cavour viele aufrichtige Freunde und Bewunderer. So begriff man im Norden, im Gegensatz zu den lärmenden Kundgebungen der darin von der Nähe Österreichs und der ultramontanen Presse unrichtig beeinflußten Süddeutschen, daß diesmal Zurückhaltung und Neutralität vielleicht doch das Richtige sei. Auch waren die Forderungen des Prinzregenten, die er für den Fall der Hilfeleistung an Österreich stellte, so billig und so einleuchtend, daß man sie auch im Süden als gerecht anerkennen und in Österreichs Eile, mit Frankreich zum Frieden zu kommen, notwendig den bösen Willen Preußen gegenüber sehen mußte.

Damals ist von dem durch das Orsini-Attentat geängstigten Napoleon das Nationalitätsprinzip für seine Zwecke ausgespielt worden, freilich verknüpft mit dem Prinzip der „natürlichen Grenzen", durch das unliebsame Konsequenzen abgewiesen und für etwaige französische Eroberungsgelüste der Rechtfertigungsgrund jederzeit bereitgehalten werden konnte. Jenes Prinzip machte auch in Deutschland Schule und gab dem Gedanken, die staatliche Einigung und die Zusammenfassung des deutschen Volkes zu einem einheitlichen deutschen Vaterland und Reich doch noch zu erreichen, aufs neue Raum und Kraft. So entstand unter dem Eindruck der Vorgänge in Italien 1859 der deutsche Nationalverein, in dem die schon seit 1853 sich wieder sammelnde und im stillen tätige Partei der Erbkaiserlichen in Frankfurt mit ihrer Forderung einer Einigung Deutschlands unter Preußens Führung wieder auflebte. In den Statuten war freilich um der süddeutschen Mitglieder willen als Zweck des Vereins nur die „Einigung und freiheitliche Entwicklung des großen gemeinsamen Vaterlands" angegeben und die Frage der Zentralgewalt unbestimmt gelassen; auch vom Ausschluß der deutschen Provinzen Österreichs wagte man nicht offen zu reden.

[illegible] der Spitze stand von Bennigsen, im Ausschuß saßen Schulze-Delitzsch und [illegible]z, Reyscher und von Unruh, so umfaßte der Verein die verschiedensten Schattierungen der Liberalen. Aber auch ein Fürst, der damals um seines Liberalis[illegible]s willen hochgepriesene, später wegen seiner Eitelkeit doch wohl allzu

spöttlich angesehene und unterschätzte Herzog Ernst von Koburg schloß sich der Bewegung an, wenn auch nicht ohne allerlei persönliche Hintergedanken. Organe, wie die Grenzboten unter der Leitung Gustav Freytags und Julian Schmidts und die preußischen Jahrbücher unter Rudolf Haym vertraten die Sache des Vereins in einer wenigstens für die Gebildeten höchst wirksamen Weise. Die Regierungen, noch an die Allüren der Reaktion gewöhnt und gegen jede politische Aktion der Bürger mißtrauisch, suchten zu hemmen und zu unterdrücken, wo sie konnten. Die „freie" Stadt Frankfurt verweigerte die für das Bestehen des Nationalvereins erforderliche Erlaubnis, so daß der Sitz nach Koburg verlegt werden mußte. In Hessen-Darmstadt, Kurhessen und Mecklenburg verbot man den Verein und die Teilnahme daran. In Hannover trug man seine Mitglieder in das „schwarze Buch" ein und verfügte, daß sie „bei keiner Anstellung, Beförderung, Gehaltsverbesserung oder sonstigen Gunstbezeugung zu berücksichtigen, sowie bei keiner Leistung, Lieferung oder Arbeitslieferung zuzulassen seien". Freilich war das von den Welfen konsequenter, als die kühle Zurückhaltung, die in Preußen das liberale Ministerium dem Verein gegenüber beobachtete und die durch das mißtrauische Drängen und Eifern der Mittelstaaten gegen ihn doch nur teilweise begreiflich wird. Im übrigen herrschte — neben den öffentlichen Kundgebungen in Versammlungen, Aufrufen und Programmen — ein Raunen und Flüstern, ein ebenso geschäftiges als geheimnisvolles Hin und Her, das ahnen ließ, daß ein Neues im Anzug sei und es gelte, sich darauf vorzubereiten.

Der Gefahr, die von hier aus die Selbständigkeit der kleinen Staaten und Fürsten bedrohte, suchten die der preußischen Spitze abgeneigten partikularistischen Kreise beizeiten entgegenzutreten. Es war freilich eine recht gemischte Gesellschaft, die sich da zusammenfand: die Österreicher selber, die Mehrzahl der Süddeutschen, darunter die zahlreichen katholischen Elemente, aber auch die Radikalen von 1848 her, die ein geeinigtes Deutschland auf föderalistischer Grundlage mit Einschluß Österreichs wollten und für ein großdeutsches Siebzigmillionenreich schwärmten. So blieben auch die protestantischen Württemberger dem Nationalverein fern, sogar ein Mann wie Hölder befürwortete damals Zurückhaltung. Die Hauptmasse der Süddeutschen schloß sich vielmehr 1862 in dem großdeutschen Reformverein zusammen. Dessen vornehmstes Organ war die Augsburger Allgemeine Zeitung, die, wie zeitweise unter Metternich, so auch jetzt wieder im österreichischen Fahrwasser segelte und ihren weithin reichenden Einfluß für die großdeutsche Sache einsetzte. Nicht mit Unrecht konnte Cotta 1862 schreiben: „Man mag von der Allgemeinen Zeitung denken, was man will, wenn Österreich bei Deutschland verbleibt, wenn der großdeutsche Gedanke nicht schon gestorben, wenn er noch Atem hat, so verdankt man es der

Allgemeinen Zeitung; ich weiß, was ich in dieser Richtung geleistet, weiß auch, mit welchen Opfern."

Und nun bekämpften sich die beiden Parteien in der Presse, in Flugschriften, in Reden und Gegenreden aufs leidenschaftlichste. Namentlich kamen auf den jetzt auch politisch bedeutsam werdenden allgemeinen deutschen Schützen-, Turner- und Sängerfesten in den Reden der Feiernden die beiden Seiten lebhaft zu Wort, obwohl man ähnlich wie in den Anfängen des Frankfurter Parlaments die brennende Frage nach der Zentralgewalt möglichst in den Hintergrund drängte. Aber wer konnte reden, „ohne in jene Sphären hineinzugreifen, wo der unselige Zwiespalt lag, der uns im Denken und Wollen trennte"? In geradezu dramatischer Anschaulichkeit tritt uns der Gegensatz der beiden Parteien in der Schilderung vor Augen, die uns Vischer von dem zweiten Bundesschießen der deutschen Schützenbrüder im Jahre 1863 zu Frankfurt a. M. gegeben hat. Die österreichischen Schützen wurden hier mit demonstrativem Jubel begrüßt, und das Wort von den „Schmerzenskindern in Österreich" brachte ihrem Redner und seinen Landsleuten allen ganz besondere Sympathiekundgebungen. Dagegen hielt im selben Jahr auf dem Turnfest in Leipzig Heinrich von Treitschke, ein Hauptvertreter der Kleindeutschen, eine weithin schallende Rede zur Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht, die mächtig zur politischen Einheit, zur Gründung eines einigen, festen Reiches aufrief und dabei unverkennbar für Preußen Stimmung zu machen suchte.

Heute verlacht man diese Feste. Dagegen ereiferte sich schon Vischer: „Etwas verpufft, aber etwas sammelt sich auch, vieles zerstäubt, etwas und mehr bleibt hängen. Nicht in den Reden, nicht in den Hochrufen, nicht im deutlich Vernommenen liegt das Resultat, sondern im unendlichen Austausch von vielen, den kein Ohr und kein Geist zusammenfassen kann." So war es in der Tat. Diese Feste waren damals doch der Ausdruck eines wiedererwachenden politischen und nationalen Interesses und trugen durch das Zusammenströmen vieler tüchtiger Männer aus Nord und Süd, aus West und Ost nicht wenig bei zum Wachsen und Erstarken des allgemein deutschen Zusammengehörigkeitsgefühls. Sie lösten damit die Germanisten- und Philologenversammlungen der vierziger Jahre in ihrer nationalen Arbeit ab, wirkten aber weiter als diese und brauchten daher für die größeren Massen und die volkstümlicheren Elemente, die mit Hilfe der Eisenbahnen jetzt so leicht zusammengeführt werden konnten, auch größere und tönendere Worte. Doch wer will die Männer schelten, wenn sie zunächst noch laut redeten: woher hätten denn die Deutschen in den vorangehenden Jahren das Reden lernen sollen? Auch war die laute Phrase ehrlich gemeint und sticht darum wohltuend ab gegen das schleichende Gift einer in Heimlichkeit und Leisetreterei sich breitmachenden Reaktion.

Vor allem war es der Kampf des kurhessischen Volkes um die ihm vorenthaltene Verfassung von 1831 und der Notschrei der Schleswig-Holsteiner gegen die Vergewaltigungen und Danisierungsversuche, denen sie, seit der Auslieferung an Dänemark durch die beiden deutschen Großmächte, ausgesetzt waren, was die Gemüter in Erregung hielt, den Rednern Stoff zu starken Worten und besonders dem Nationalverein Anlaß zu immer neuen Protesten und Rechtsverwahrungen gab. Aus dieser Stimmung sind auch Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" herausgewachsen, in denen sich der Historiker und Epiker aufs glücklichste zusammenfanden, um auf streng geschichtlicher Grundlage ein anschauliches und farbenreiches Bild vom deutschen Leben in verschiedenen Perioden seiner Geschichte zu entwerfen und so dem neu erwachten Nationalgefühl wenigstens von der Vergangenheit her Nahrung und Grund zu berechtigter Freude zu schaffen.

Im Augenblick war freilich der Streit zwischen den beiden Parteien wenig erquicklich. Viel angefochten und geschmäht wurden besonders die Kleindeutschen, die den Großdeutschen gegenüber entschieden im Nachteil waren, wo es sich um das klingende Wort und die tönende Phrase handelte. „Das ganze Deutschland soll es sein!" war die einleuchtende Forderung dieser letzteren. Und doch war es nur eine Phrase. Der Versuch, mit zwei Großmächten zugleich zur Einheit zu gelangen und so die deutsche Frage zu lösen, hatte sich seit 1815 und ganz besonders deutlich in den Jahren 1849—51 als Quadratur des Zirkels erwiesen. Trotz Herz und Gemüt, die sich zur Trennung von den Deutschen in Österreich nicht entschließen mochten, der kühl rechnende Verstand mußte die Unmöglichkeit einer solchen Lösung einsehen, die Logik war auf seiten der Kleindeutschen. Auch der Fürstentag in Frankfurt, den Kaiser Franz Josef einberief, konnte mit dem Problem nicht zu Ende kommen. Man schien eben wieder einmal von vorn anfangen zu müssen und seit 1815 und 1849 nichts gelernt zu haben.

Noch übler war für die Kleindeutschen ein anderes. Nicht daß sie mit der Verkleinerung Deutschlands und der Ausschließung von zehn Millionen Deutscher beginnen mußten, das Schlimmste war die von allen Seiten sich regende Abneigung, ein wirklicher Haß gegen Preußen. Dieses hatte sich in den fünfziger Jahren zum Träger und Vorkämpfer der Reaktion hergegeben, nachdem es sich erst kläglich schwach gezeigt und die Schmach von Olmütz auf sich geladen hatte, und achtzehn Jahre lang hatte man sich gewöhnt, den Staat Friedrichs des Großen in Friedrich Wilhelm IV. verkörpert zu sehen, d. h. in dem Mann, der alle Erwartungen getäuscht und im entscheidenden Augenblick Deutschland im Stich gelassen hatte. Den Prinzregenten oder seit Januar 1861 den König Wilhelm I. kannte man draußen nicht oder beurteilte ihn falsch:

als „Kartätschenprinz" war er von den standrechtlichen Erschießungen in Baden her sogar vielfach persönlich verhaßt. Dem guten Eindruck seines Programms vom 8. November 1858 hatte die feierliche Krönung in Königsberg am 18. Oktober 1861 erheblichen Abbruch getan: daß er die Krone vom Altar nahm und sich selber aufsetzte und dabei das Gottesgnadentum nachdrücklich betonte, erschien wie ein Rückfall in die Romantik seines Bruders, von der ihn doch im übrigen seine nüchterne, im achtzehnten Jahrhundert wurzelnde Weltanschauung vollständig trennte. Daß er trotz mancher Wandlungen innerlich längst schon gereift und gefestigt, ein Mann mit klarem Blick und gutem, menschlichtreuem Herzen war, wußte man nur in seiner nächsten Umgebung.

Der Militärkonflikt

Und nun kam 1862 gar noch der Zusammenbruch der liberalen Ära. Nur wer die Minister so direkt bei der Arbeit sah, wie die publizistischen Historiker Duncker oder Baumgarten, wußte, daß dieser durch die Unfähigkeit und die innerlich unklare und uneinige Haltung des liberalen Kabinetts selbst notwendig geworden war; und Roon hat dann, was fallen sollte, auch noch gestoßen. Die Regierung aber kam dadurch gerade mit der Partei in Konflikt, die im Nationalverein für Preußens Führung in Deutschland eintrat, und so wurde die Lage recht verworren. Mißtrauen und Verwirrung kam in die nationale und fortschrittlich gesinnte Partei selber, sie ließ die Köpfe hängen, und ihre Gegner im großdeutschen Lager triumphierten. Und doch, welche Ironie der Geschichte! Der Konflikt kam ja nur deswegen, weil man in Preußen — endlich! — das Schwert schmieden wollte, das allein den gordischen Knoten durchhauen konnte, und der konservative Ministerpräsident, der ihn der Fortschrittspartei gegenüber in aller Schroffheit durchführen sollte, schickte sich gleichzeitig an, die deutsche Frage im großen Stil und mit der Meisterschaft des Genies zu lösen, nachdem so viele Hände im kleinen daran herumgenestelt und daran herumdilettiert hatten.

Der Konflikt in Preußen brach um die Heeresreform aus, die recht eigentlich das Werk des Prinzregenten selbst gewesen ist. Bei verschiedenen Mobilmachungen, zuletzt noch 1859 anläßlich des italienischen Krieges, hatte er ihre Notwendigkeit erkannt. Seine Vorschläge gingen auf die Umbildung der Landwehr im Sinn einer Annäherung an die Linie, auf ihre Unterstellung unter Berufsoffiziere und auf eine tüchtige militärische Ausbildung aller durch die dreijährige Dienstzeit. Diesen Ideen versagte sich der Kriegsminister der liberalen Ära von Bonin aus zwei Gründen: einmal erschien ihm die der Landwehr zugedachte Stellung als Abfall von den Gedanken der Reformzeit seit 1808,

als im Widerspruch stehend mit der ihr von Boyen zugewiesenen Selbständigkeit, als eine „Trennung des Heeres vom Lande"; und fürs zweite glaubte er, daß die dadurch notwendig werdende finanzielle Mehrbelastung den Volkswohlstand schädigen oder gar erdrücken müsse. Demgegenüber waren der König und ebenso sein neuer Kriegsminister von Roon zunächst nur Soldaten. Höher als die Rücksicht auf die geschichtliche Stellung der Landwehr und ihr Wurzeln in den Idealen der Befreiungskriege stand ihnen ganz realistisch nüchtern ihre militärische Brauchbarkeit; und dem andern gegenüber erklärte der König Bonin ausdrücklich: „in einer Monarchie wie die unsrige darf der militärische Gesichtspunkt durch den finanziellen und staatswirtschaftlichen nicht geschmälert werden". Wenn er aber dann hinzufügte: „denn die europäische Stellung des Staates, von der wieder so vieles abhängt, beruht darauf", so sieht man, daß er kein bornierter Soldat, sondern zugleich ein von der politischen Aufgabe seines Staates tief durchdrungener preußischer König war; und mit der politischen Machtstellung hing doch die wirtschaftliche Weltstellung aufs engste zusammen. Die Abgeordneten dagegen hatten allerdings nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, neben den militärischen auch die finanziellen und staatswirtschaftlichen Gesichtspunkte ins Auge zu fassen, sie konnten sich daher auf die Heeresreform nur dann unbedenklich einlassen, wenn ihnen das Ziel bestimmt gezeigt wurde, zu dem das Schwert geschliffen werden sollte. In der deutschen Frage aber standen weder dem liberalen Ministerium noch Wilhelm I. Ziel und Mittel eindeutig fest. Es mußte daher erst noch ein Größerer kommen und mit starker Hand die Wege weisen und den Staat an Abgründen vorüber dem klar ins Auge gefaßten Ziel entgegenführen: Otto von Bismarck.

Bismarcks Anfänge

Als Junker auf der äußersten Rechten begegnet er uns in der Öffentlichkeit zuerst; trotz seines eigenen Protestes gegen diese Bezeichnung war er das 1847 auf dem Vereinigten Landtag, 1849 in der zweiten preußischen Kammer und 1850 im Erfurter Parlament gewesen. Und noch darüber hinaus galt er als Heißsporn der Kreuzzeitungspartei, seine Freunde waren die Männer jener Kamarilla, die seit 1850 den kranken König umgarnt hielten und die letzten acht Jahre seiner Regierung zu einem so schmählichen Parteiregiment machten. Aber gerade sie trauten ihm doch nicht ganz, er galt ihnen als unsicherer Fraktionsgenosse, „als ein Pilatuscharakter auf der Basis: Was ist Wahrheit?" Übrigens war er während dieser Zeit von Berlin und von dem intrigenerfüllten Hofe weg, auf der hohen Schule — vor dem Feind, als Bundestagsgesandter in Frankfurt. Was man in Berlin nicht lernen wollte und nicht begrei

konnte, das lernte er hier, daß die Einigung Deutschlands mit Österreich ein Ding der Unmöglichkeit sei; oder vielmehr noch vorher, daß die Situation Preußens in Deutschland seit den Tagen von Olmütz eine unwürdige und unerträgliche, daß sein wahrer Feind das immer mißgünstige und eifersüchtige Österreich sei, und daß daher Preußen, wolle es überhaupt Großmacht bleiben — oder wieder werden —, das Netz, das es sich damals über den Kopf hatte werfen lassen, zerreißen und sich als deutsche Vormacht an die Spitze Deutschlands stellen müsse. So wuchs er in den fünfziger Jahren weit hinaus über die Gedanken und Ziele eines preußisch bornierten Junkertums und einer nur für ihre Herrschaft sich sorgenden konservativen Partei. Schon von der Teilnahme an dem Krimkrieg und ebenso 1859 von der Unterstützung Österreichs gegen Italien und Frankreich hatte er aus anderen Gründen abgeraten als sie, „die europäische Stellung" Preußens war ihm die Hauptsache; damals schrieb er das Wort: „wir sind nicht reich genug, um unsere Kräfte in Kriegen aufzureiben, die uns nichts einbringen". Darin war er in der Hauptsache mit Wilhelm I. einig und konnte deshalb auch am 8. Oktober 1862 dem Ruf seines Herrn folgen und das Präsidium eines durchaus konservativen Ministeriums übernehmen. Roon hatte alles daran gesetzt, ihn sich in dem Kampf um die Militärreorganisation zur Hilfe zu gewinnen; denn der König wollte schon mutlos werden, er dachte sogar ernstlich an Abdankung: das sollte ihm Bismarck ausreden. Auch sah der junkerliche Kriegsminister in diesem den willkommenen konservativen Partei- und Bundesgenossen gegen den ihm verhaßten Liberalismus. Aber darin täuschte er sich: Bismarck war nicht mehr der preußische Junker und war überhaupt nicht der konservative Durchgänger, als der er innerhalb und außerhalb Preußens angesehen, gefürchtet oder nicht ernst genommen wurde, sondern jetzt war er der große Staatsmann, wirklich der Schicksalsmensch der neuen deutschen Geschichte.

Schon darin lag der Widerstreit zwischen ihm und der öffentlichen Meinung, daß er ein ganz anderer war, als wofür sie ihn nahm. Er war aber auch darin Konfliktsminister, daß er ausdrücklich dazu berufen war, die Reform des preußischen Heeres, an deren Durchführung dem König alles gelegen war, auch gegen den Strom der öffentlichen Meinung und gegen die beständig wachsende Opposition des preußischen Landtags durchzusetzen. Dahinter stand aber noch ein anderes größeres: es war eine Kraftprobe zwischen Krone und Parlament, zwischen königlichem Regiment und Parlamentsherrschaft, die Entscheidung über die Frage, ob Preußen ein konstitutioneller Staat nach dem Muster England sein oder ob hier das Königtum noch etwas bedeuten und, wie es den preußischen Staat im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert geschaffen hatte, so ihn auch im neunzehnten noch selbständig regieren solle als eine Macht über

den Parteien. Hier rächte sich noch einmal die Art, wie Friedrich Wilhelm IV. in den fünfziger Jahren die Herrschaft geführt hatte: da war ein Parteiregiment in Preußen obenauf gewesen, das Königtum hatte für die Reaktion selber Partei genommen, es war geradezu ein Teil von ihr geworden:

Unser König absolut,
Wenn er uns den Willen tut.

Was Wunder, wenn nun auch die Liberalen ans Ruder kommen und das Königtum für ihre Parteiinteressen haben, es diesen dienstbar machen und unterordnen wollten! Wilhelms Bedeutung aber lag von Anfang an darin, daß er dies nicht wollte, sondern der preußischen Monarchie ihre eigenartige Stellung jenseits aller Parteien anwies und ihr die unter seinem Vorgänger verloren gegangene Selbständigkeit und Eigenmacht wieder zurückzugewinnen suchte. In diesem Sinn trat ihm Bismarck bereitwillig zur Seite und nahm aus voller Überzeugung den Kampf auf, in dem es sich wirklich um große politische Gegensätze und Prinzipienfragen handelte. Rankes Formel, Wilhelm I. habe „einen vollkommenen Begriff davon gehabt, daß die militärische Macht die Souveränität in sich schließe", ist dafür doch bei weitem nicht umfassend genug.

So wurde denn von Anfang an, wie in einem rechten Prinzipiendrama, von den beiden einander gegenüberstehenden Kämpen mit voller Leidenschaftlichkeit und vollem Pathos gestritten. Der Ölzweig, den Bismarck der liberalen Opposition anfangs mehrere Male entgegenstreckte, konnte von dieser nicht ergriffen werden, hier gab es wirklich nur Kampf, nur Niederlage oder Sieg. Und immer heftiger erklang das Waffengetöse. Die Opposition wurde immer geschlossener, auch die anfänglich Gemäßigteren gebärdeten sich mit der Zeit so radikal wie alle anderen; und auf der anderen klang es bald auch vom Ministertisch her maßlos schroff, Bismarcks Äußerungen, daß die großen Fragen der Zeit nicht durch Majoritätsbeschlüsse, sondern durch Blut und Eisen entschieden werden, oder von den catilinarischen Existenzen und den Zeitungsschreibern als Menschen, die ihren Beruf verfehlt haben, gingen wie geflügelte Frevelworte von Mund zu Mund; gegen das ihm fälschlich zugeschriebene Epigramm „Macht geht vor Recht" hat er vergeblich protestiert, gerade das traute man ihm zu. Die Theorie von der Verfassungslücke, durch die er das budgetlose Regiment mit allen Künsten einer sophistischen Dialektik zu rechtfertigen suchte, wirkte weithin erbitternd und verwirrend; und als vollends im Mai 1863 die unselige Preßordonnanz erschien, die von „der Gesamthaltung" eines Blattes dessen Existenz abhängig machte und so alles in das Belieben der Verwaltungsbehörden stellte, da glaubte man, die Manteuffelsche Ära sei wiedergekommen oder gar nach napoleonischem Vorbild überboten, und die Erbitterung

wuchs lawinenartig. Das den freisinnigen Abgeordneten von der Stadt Köln gegebene Fest erinnerte umgekehrt an die französischen Reformbankette vor dem Ausbruch der Februarrevolution, und manche dachten schon — ängstlich oder hoffnungsvoll — an das Herannahen ähnlicher Ereignisse, namentlich als 1865 eine Wiederholung des Festes geplant und verhindert wurde. Wenn der König durch eine Stadt wie Halle reiste, wurde er von der Bevölkerung mit eisigem Schweigen aufgenommen, die Kaufmannschaft von Königsberg beschloß an seinem Geburtstag die Beflaggung und Illumination der Börse zu unterlassen; dagegen wurden die redegewandten Abgeordneten oder gar ihr Präsident Grabow wie Helden geehrt und gefeiert. Selbst der Kronprinz machte aus seiner Unzufriedenheit mit der Politik seines Vaters und Bismarcks kein Hehl, beklagte in Danzig öffentlich „das Zerwürfnis zwischen Regierung und Volk" und protestierte gegen die erlassene Preßordonnanz, an der „er keinen Teil gehabt habe". So war die Gärung und Erregung überall groß. Wenn man sich darüber als über ein Zeichen erwachenden politischen Lebens freuen mochte, so wirkte doch die Verwirrung und Zwiespältigkeit, in die gerade die treuesten Untertanen durch den Konflikt gestürzt wurden, auf die allgemeine Stimmung recht ungünstig; vielen schien es, als ob sie zwischen Verfassungstreue und Königstreue zu wählen hätten, das beschwerte ihr Gewissen, und der Groll darüber fiel auf Bismarck, als ob er den Konflikt mutwillig heraufbeschworen oder absichtlich ungelöst gelassen hätte. Und zu diesem Hin und Her der Geister kam bald noch der Zwiespalt des Urteils über die äußere Politik, in die der neue Minister sofort kräftig eingriff und der er bis dahin unbekannte kühne Wege wies.

Die wahrhaft staatsmännische Haltung Bismarcks bei dem Polenaufstand, wodurch er Preußen „das Kapital der zarischen Freundschaft" zu erhalten suchte, vermehrte angesichts der traditionell törichten Polenbegeisterung des deutschen Volkes nur seine Unpopularität und galt als Beweis dafür, daß er auch hier an den seit Olmütz geltenden Grundsätzen der reaktionären Politik festhalte und Rußland willig Heeresfolge leiste: die Polizei- und Henkerdienste für Rußland und den Zaren waren eine beliebte Phrase und ein oft gehörter Vorwurf. Und als der König auf seinen Rat, diesmal recht schweren Herzens, dem völlig wertlosen Blendwerk und Rührstück — oder war es vielmehr ein Intrigenstück? — des deutschen Fürstentags in Frankfurt unter Österreichs Führung fernblieb und damit den Schein der Schuld am Scheitern dieses vom Volk jubelnd begrüßten Einigungsversuches auf sich lud, da schien sein böser Wille auch in der deutschen Frage öffentlich erwiesen. Wie recht er hatte, verstanden nur wenige der Einsichtsvollsten; seine eigenen so viel vernünftigeren, weil realistisch erwogenen Reformvorschläge wollte niemand ernst nehmen, ja man sah darin nur eine Falle, die der fortschrittlichen Opposition von dem kecken

Minister gestellt werden sollte. So konnte er damals wirklich als der bestgehaßte Mann Deutschlands von sich sagen: barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli. Witzblätter wie der Kladderadatsch waren dieses seines Ruhmes voll, und die demokratischen Zeitungen namentlich in Süddeutschland behandelten ihn wie einen Tollhäusler oder wie einen Staatsverbrecher, der um den eigenen Kopf spiele, während er umgekehrt seinem König die Erinnerung an das Ende des englischen Karl I. und die Rücktrittsgedanken hatte ausreden müssen. Seine Erfolge dem widerspenstigen Kurfürsten von Hessen gegenüber oder bei der Ausdehnung des preußischen Handelsvertrags mit Frankreich auf den Zollverein konnten dagegen nicht aufkommen und versanken klanglos in dem Meer von Haß, das sich gegen ihn angesammelt hatte. Mit den „moralischen Eroberungen" Preußens, von denen Wilhelm I. im November 1858 gesprochen hatte, war es wieder einmal nichts, im Gegenteil hatte Preußen, so schien es, für lange gerade auch den moralischen Kredit eingebüßt.

Die schleswig-holsteinische Frage

Da kam zu guter Stunde die schleswig-holsteinische Frage ins Rollen. Die vertragswidrige Vergewaltigung der Deutschen in Schleswig-Holstein durch die fanatischen Eiderdänen in Kopenhagen und die Bestätigung der im Widerspruch mit allen Verträgen stehenden Verfassung durch den neuen König Christian IX. im Jahre 1863 entfesselte den Sturm — zuerst in den Herzogtümern selbst, dann sofort auch im übrigen Deutschland, wo der Nationalverein gerade nach dieser Seite hin die Stimmung energisch vorbereitet und erhitzt hatte. Los von Dänemark! so scholl es brausend von Ort zu Ort, Kammern, städtische Behörden, Vereine und Volksversammlungen faßten in diesem Sinn Resolutionen, und aufs neue ertönte das „Schleswig-Holstein stammverwandt" und das „up ewig ungedeelt" als Losung und Gelöbnis durch die deutschen Lande. Damit war dem deutschen Volk der Alp von der Seele genommen, die „brecherische", bleierne Stimmung war vorüber, der deutsche Michel reckte und streckte sich, man witterte Morgen-, witterte Frühlingsluft. Und festzustehen schien dabei das Recht des Erbprinzen von Augustenburg auf die Herzogtümer als auf sein väterliches Erbe, die Kleinstaaten beeilten sich ihn anzuerkennen, und der Bundestag wurde mit Anträgen bestürmt, die dasselbe von ihm begehrten. Fürstliche Legitimität, nationale und liberale Wünsche liefen diesmal glücklicherweise in einer Richtung: was wollte man mehr? Jetzt zeigte sich der Vorteil, daß der deutsche Bund als solcher 1852 von der Londoner Konferenz und ihrem Protokoll ausgeschlossen geblieben war, so war er nicht an die Abmachungen dieses heillosen Vertrags gebunden. Für Österreich und Preußen

lag die Sache freilich anders, sie gehörten zu den Unterzeichnern und Garanten dieses Protokolls.

In dieser schwierigen Situation übernahm Bismarck die Führung und begann jenen meisterhaften diplomatischen Feldzug, der so klug und richtig mit dem Eigensinn und dem Fanatismus des verblendeten Dänemarks rechnete und dadurch vorsichtig und allmählich, Zug um Zug und Schritt für Schritt die deutschen Großmächte von ihrer Verpflichtung loslöste, ohne sie ins Unrecht zu setzen oder den übrigen Großmächten Gelegenheit zu einem mehr als platonischen Eingreifen zu geben. Und den diplomatischen Siegen gingen die militärischen zur Seite: die Erstürmung der Düppeler Schanzen und der Übergang nach Alsen, bei dem die preußischen Truppen das Beste taten. Durch diese Siege setzte sich das vielgeschmähte und seit Olmütz kaum noch als Großmacht angesehene Preußen wieder gründlich in Respekt und gab nach Jahrzehnten zum erstenmal wieder den Deutschen allen das Gefühl, daß sie ein Recht haben, stolz zu sein. Die Armeereorganisation König Wilhelms hatte die Probe glänzend bestanden, das Heer war mit einem Schlag populär, was es im stillen freilich seit den Befreiungskriegen und dem alten Blücher in Preußen nie ganz aufgehört hatte zu sein; auch die oppositionellen Parteien freuten sich über die Siege des Volkes in Waffen.

Aber für wen war Schleswig-Holstein vom dänischen Joche befreit worden? Nach der öffentlichen Meinung — oder wie Bismarck sagte: „nach der öffentlichen Dummheit" — für den einunddreißigsten kleinen Fürsten; und übermütig, als ob er es schon hätte, und pochend auf sein legitimes Recht konnte sich darum der übelberatene Augustenburger nicht entschließen, die Verständigung mit Bismarck um jeden Preis herbeizuführen und auf dessen im preußischen und im deutschen Interesse zugleich gestellte Forderungen einzugehen. Da machten die beiden Großmächte das Recht der Eroberung geltend und behielten nach allerlei Übergangsformen Schleswig-Holstein für sich.

So sehr sich Bismarck mit dieser Lösung in Widerspruch zu der allgemeinen Ansicht und Willensmeinung setzte, die ohne Zweifel augustenburgisch war, die Stimmung für ihn hatte doch bereits eine Wandlung erfahren. Während er noch in den „Gedanken und Erinnerungen" meint, man habe ihn 1864 nach dem Satz beurteilt: „Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister", schrieb in eben diesem Jahre Karl Mathy: „Bismarck gefällt mir täglich besser", und diesen Eindruck gewannen immer mehr auch andere. Man fing an zu ahnen, daß auf den verschlungenen Pfaden dieser Politik ein einheitlicher Wille und ein klarer Verstand die Richtung gebe und hinter dem tollen Junker ein ganz großer Mann stehe; man hatte Otto von Bismarck falsch beurteilt, der Mann war jedenfalls ganz ernst zu nehmen. So war der Eindruck über diese Lösung

der Schleswig-Holsteinschen Frage doch mehr der der Verblüffung als der einstimmiger Verurteilung. Und man lernte aus diesen Vorgängen noch ein anderes, was man 1848 freilich nur negativ hatte lernen können, daß in politischen Dingen die Macht es ist, die entscheidet, nicht das Wort und nicht die Phrase, nicht Agitation und Resolution. Bismarck war ein solcher Mann der Macht, der Tat, des Willens. In diesem Sinn galt nun freilich auch das Wort: „Macht geht vor Recht." Es ist einfach wahr, wenn es auch gefährlich ist und übel mißbraucht werden kann.

Der Krieg von 1866

Die Scheidung der Geister aber kam erst im Jahre 1866. Über das Kondominium von Schleswig-Holstein veruneinigten sich die beiden Großmächte mit Notwendigkeit, auch hierbei zeigte sich Bismarcks diplomatische Überlegenheit wieder im glänzendsten Lichte. Denn dadurch kam nun endlich auch die deutsche Frage an die Reihe. Dieser gordische Knoten ließ sich nur zerhauen, nicht lösen, nur auf dem Schlachtfeld konnte die preußisch-österreichische Rivalität entschieden werden. Die Stellung Preußens im deutschen Bund ist eine unwürdige und unhaltbare! Österreich hat das Recht auf die Führung in Deutschland verwirkt! das waren die Sätze, die durch den Tag von Königgrätz entschieden werden sollten; es war ganz genau das Programm der erbkaiserlichen Partei in Frankfurt und des aus ihr hervorgewachsenen Nationalvereins. Dagegen wer an Österreich festhielt und großdeutsch war, stand gegen Preußen; und politisch gegen Preußen stand auch die Mehrzahl der Mittelstaaten, denen der lose Staatenbund, wie ihn Metternich so klüglich eingerichtet hatte in seiner Machtlosigkeit besser behagte und für ihre Souveränität vorteilhafter dünkte als ein geschlossener Bundesstaat unter Preußens strammer Führung. Aber auch in Preußen selbst lagen die Dinge für Bismarcks Pläne kraus genug. Die Ostelbier, das heißt: die Junkerpartei, die in den fünfziger Jahren am Ruder gewesen war, waren Preußen, fühlten sich als solche und kümmerten sich um Deutschland blutwenig; und überdies war ja das, um was gestritten werden sollte, das Programm der verhaßten liberalen Partei, daher fingen sie an, Bismarck wie einen Abgefallenen zu betrachten. Der Rundschauer der Kreuzzeitung, immer noch Herr von Gerlach, erklärte sich entschieden gegen die Politik Bismarcks und die durch sie hervorgerufene Auflösung der konservativen Partei in Preußen. Aber auf der andern Seite stand ja der von ihm Angegriffene immer noch im Konflikt mit der liberalen Volksvertretung, die ihm und seinem König das Schwert vorenthalten wollte, das sie zu dem bevorstehenden Waffengang brauchten und schliffen. So war die Verwicklung auf ihrem Höhe-

punkt angelangt. Und doch fingen in der äußeren Politik gerade die Liberalen allmählich an, Bismarck zu verstehen und ihm zuzujubeln, nur über sein inneres Regiment schüttelten sie nach wie vor mißmutig und entrüstet den Kopf, während es bei den Konservativen umgekehrt war. Sein eigener König gehörte zu den Widerstrebenden, auch ihm mußte die Zustimmung abgerungen werden.

Über den Bruderkrieg aber zeterten vor allem die Radikalen, die doch achtzehn Jahre vorher ihrerseits kein Bedenken getragen hatten, auf den Barrikaden und im offenen Feld Bruderblut zu vergießen und damit selbst die Lehre gegeben und anerkannt hatten, daß die deutsche Frage nur mit Blut und Eisen zu lösen sei. Aus anderen Gründen wollten die Katholiken namentlich am Rhein nichts wissen von einem Kampf mit dem katholischen Österreich. So wurde in Volksversammlungen gegen den Krieg protestiert, Stadtrats- und Stadtverordnetenversammlungen in West und Ost erließen Friedensadressen, siebzehn Handelskammern von Rheinland und Westfalen richteten, ebenso wie das Ältesten-Kolleg der Kaufmannschaft von Berlin, eine Kollektivpetition gegen den Krieg an den König; auch Bischöfe schlossen sich diesen Kundgebungen an. Nur Breslau erkannte die Gründe zum Krieg an und sicherte mutig dieselbe Opferwilligkeit und Hingebung zu wie im Jahre 1813. Als es dann zur Einberufung der Landwehr kam, zeigte sich vielfach Widerwille; in den Rheinlanden und in Ostpreußen kam es sogar zu peinlichen Exzessen seitens der Einberufenen. Allein die preußische Disziplin wurde rasch Herr über diese Schwankungen. Und überdies stellte es sich heraus, daß die Unzufriedenheit doch weniger tief in die unteren Schichten des Volkes hinabgedrungen war, als die Führer der Opposition sich das vorgestellt hatten: es war ein Konflikt des gebildeten Mittelstandes gewesen, nicht des ganzen Volkes. Auch war es just der Augenblick, wo die liberale Bourgeoisie die Massen, die ihr bisher unbedingte Heeresfolge geleistet hatten, zu verlieren im Begriffe war: das wußte Bismarck, und darum entschloß er sich, durch das allgemeine Stimmrecht den Keil zwischen beide Teile noch tiefer hineinzutreiben.

Aber auch die Klügsten und Besonnensten sahen in dem Bruch und Krieg mit Österreich etwas wie einen Frevel, und ein Unglück war er gewiß; nur freilich ein notwendiges Unglück, durch den Gang der deutschen Geschichte unvermeidlich geworden. Österreich ging nicht freiwillig, also mußte es mit Gewalt hinausgedrängt werden, und so war tatsächlich Preußen der angreifende Teil; nur der unvergleichlichen Staatskunst Bismarcks ist es gelungen, auch das — wenigstens zu verschleiern und es zu einem Gegenstand des Streites und Zankes zu machen, wer von beiden Teilen eigentlich der Angreifer sei, Österreich so tief zu verletzen, daß dieses schließlich wirklich zum Angreifer wurde. Dabei wogte die öffentliche Meinung unklar und zerrissen hin und her. Marcks hat den

Kampf in der Seele Wilhelms I. als dessen Biograph geschildert; aber der König durchlebte nur, was jeder einzelne von uns in ganz Deutschland damals auf sich nehmen und durchmachen mußte: jeder mußte die deutsche Frage in und für sich selber lösen, mußte Stellung nehmen und sich entscheiden, uns allen tat damals Bismarck Zwang an. Es war nach einem Ausdruck Hegels die Zeit des „unglücklichen, in sich entzweiten Bewußtseins": in jeder Stadt, in jeder Familie fast standen sich die verschiedenen Parteien und Standpunkte schroff und voll Haß gegenüber, niemand wußte so recht, was er wünschen und hoffen sollte, außer dem einen, außer Bismarck. Wir alle, die wir diese Zeit mit Bewußtsein durchlebt haben, haben damals eine Krisis durchgemacht, aus der nur wir Jüngeren sofort ohne Letze und Bruch hervorgegangen sind. Das Verhältnis von Strauß und Vischer ist hierfür gewissermaßen typisch. Die Freundschaft der beiden, von denen 1848 der eine wegen seiner Stellungnahme gegen Robert Blum sein württembergisches Abgeordnetenmandat niedergelegt hatte, der andere im Frankfurter Parlament der Fraktionsgenosse Blums auf der Linken gewesen war, geriet für einige Zeit in ein bedenkliches Schwanken; denn wie Strauß schreibt: „wenn in einer politischen Entwicklung der eine etwas Verruchtes sieht, das ihn bis zur Menschenfeindschaft verstimmt, der andere etwas Großes, das ihm die Brust zu neuer patriotischer Hoffnung hebt, so bedarf es der ganzen Stärke altverwurzelter Freundschaft, damit einer nicht am andern irre werde". Übrigens zeigt sich gerade in den Briefen von Strauß, welche Kämpfe und Wandlungen auch einem so überzeugten Anhänger Preußens in jenen Tagen auferlegt waren. Ich stelle ein paar Stellen zusammen. Am 3. Juli schreibt er: „Die Dinge stehen leider jetzt so, daß in jedem nur ein geringes Übergewicht der Meinung, der er anhängt, vorhanden sein kann, wie bei einer Abstimmung mit schwacher Majorität. Keiner wird das Mißliche, das sein eigenes credo drückt, verkennen. Auch mir erscheint dieser Krieg als ein Greuel; allein nun er einmal ausgebrochen ist, stelle ich mich mit meinen Wünschen ganz auf die Seite, der ich immer angehört habe, überzeugt, daß ein Sieg derselben uns zwar wenig Gutes, der der andern aber nur Schlimmes bringen kann. Oder genauer meine ich, ein Sieg Preußens brächte uns im Augenblick auch Schlimmes, ließe aber für die Zukunft doch Gutes hoffen, während uns von Österreich jetzt und in der Zukunft nur Schlimmes kommen kann. Gerade bei diesem geringen Übergewicht der einen oder andern Wagschale wird es mir aber mehr als je deutlich, wie das, was dem Zünglein den Ausschlag gibt, am Ende etwas ganz Individuelles ist, in der ganzen Art zu sein, zu empfinden und zu wirken eines jeden liegt." Am 12. Juli: „Österreich hasse ich, die Mittelstaaten und [illegible]e Politik verachte ich, vor Preußen habe ich Respekt, zur Liebe langt's [illegible]h nicht; aber meine Hoffnung für Deutschland ruht auf Preußen. Entw[illegible]r

durch Preußen oder gar nicht ist Deutschland zu helfen." Am 4. August an Kuno Fischer: „Gleicher Sinn ist viel wert in solcher Zeit der Spaltung und ebenso selten. Nicht nur daß aus dem Kreise meiner Freunde einzelne noch immer im Groll gegen Preußen verharren: ein Mann, dem auch Du es wohl nicht zugetraut hättest, ist eben jetzt in dieses Lager übergegangen. Schon im vorigen Frühjahr überraschte mich Gervinus, als ich ihn in Heidelberg wieder sprach, nicht wenig durch seine Idee eines selbständigen Schleswig-Holstein, von dem er sich einen Stützpunkt für eine ganz neue deutsche Politik versprach. Seitdem ohne weitere Nachricht von ihm, sah ich ihn vor vier Wochen, wenige Tage vor der Schlacht bei Königgrätz hier in Darmstadt, im Begriff ins Lager des 8. Armeekorps abzureisen, um sich von der dort herrschenden Stimmung zu überzeugen; die seinige war so, daß er gegen ‚den schändlichen Raub Schleswig-Holsteins schnaubte und sich vermaß, er hätte nichts dagegen, wenn bei dieser Gelegenheit Preußen ‚zerkrümelt' würde. Eine böse Sackgasse für einen Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts!" Am 7. August: „Unterdessen haben sich ja die Geschicke vollendet; einerseits, wenn wir noch die preußische Thronrede hinzunehmen, über unsere kühnste Erwartung; andererseits doch so, daß noch mancherlei Befürchtungen Raum gewinnen. Nicht allein die drohende Mainlinie, auch Sachsens Verschonung, die der Annexion die Spitze abbricht und den fremdartigen Einflüssen Tür und Tor öffnet, lassen einen noch nicht zur vollen Freude kommen. Doch bei dem allem: Großes ist erreicht, zu noch Größerem der Boden bereitet, man kann für Deutschland wieder hoffen." Und am 13. August zusammenfassend an Vischer: „Zwar daß ich an dem Gang dieses Krieges meine Freude gehabt haben würde, hast Du Dir gewiß gedacht. Daß in ganz Deutschland nur Preußen eine wirkliche Macht, es allein bestimmt ist, den Gedanken der deutschen Einheit seiner Verwirklichung entgegenzuführen, war ja längst meine Überzeugung. Doch daß seine Übermacht so entschieden, Österreich so ganz faul und hohl sei, das wußte ich nicht, und insofern machte mich Preußens Siegeslauf, diese unwiderstehliche Vernichtung des an sich Nichtigen, ungemein glücklich. Allerdings nun war das siegreiche Preußen nicht dasjenige, dem ich den Sieg gewünscht hätte. Gewünscht hatte ich ihn einem liberalen, wahrhaft konstitutionellen Preußen; aber das absolute Preußen hat ihn davongetragen. Darüber könnte ich nun grollen; statt dessen entnehme ich mir daraus eine geschichtliche Belehrung. Bis das liberale Prinzip seine Kräfte soweit zusammengefaßt, seine Bekenner so weit unter inen Hut gebracht hätte, um einen solchen Stoß gegen den Partikularismus zu ühren, hatten wir noch lange warten können. Nur darum ist ihm der Absotismus mit seiner konzentrierten Kraft zuvorgekommen. Das sind Tatchen, die wir anerkennen, nach denen wir unsere Begriffe berichtigen müssen.

Eins nach dem andern! und da ist, wie es scheint, die Einheit, wenigstens die Grundlegung zu derselben, das eine, die Freiheit erst das andere. Du wirst sagen, es sei der Fluch des Strebens nach dem einen ohne das andere, daß auch die Einheit nur halb erreicht worden. Aber auf der anderen Seite ist es ein unschätzbarer Vorteil dieses Gangs der Dinge, daß der Standpunkt des Bundesstaats bereits überschritten, die Dinge bereits halbwegs zum Einheitsstaat angekommen sind. Und wenn Du es an sich nicht einsehen kannst, daß, was geschehen, zu Deutschlands Wohl geschehen ist, so blick' nur ins Ausland. Die Franzosen bersten vor Neid und Besorgnis, und die Engländer haben Respekt." Über Bismarck endlich heißt es abschließend am 27. Oktober: „Es würde mich nichts kosten, dem Grafen Bismarck auf offenem Markt jedes Wort abzubitten, das ich in bester Meinung, aber mangelhafter Sachkenntnis gegen ihn gesprochen oder geschrieben habe."

Die letzten Äußerungen stammen aus der Zeit nach der Entscheidung. In der Politik ist der Erfolg ausschlaggebend, und der Erfolg war auf Seite Preußens. Oder anders, richtiger ausgedrückt: die Schlacht von Königgrätz war nur das Fazit einer langen geschichtlichen Entwicklung, und die Rechnung stimmte, an Österreich war der Spruch der Richterin Weltgeschichte vollzogen; auch hat es ja inzwischen, indem es keinen Versuch mehr gemacht hat, eine Revision dieses Urteils herbeizuführen, selber die Tatsache seiner Ausschließung aus Deutschland anerkannt. An jenem Tag strafte sich nach des Österreichers Friedjung trefflichen Ausführungen „die Unterdrückung der lebendigen Kräfte im Volke durch die Gegenreformation und später durch die Regierung Kaiser Franz' und Metternichs. Nie mehr konnte Österreich den Verlust jener Tausende von Familien gutmachen, welche nach dem Siege Kaiser Ferdinands II. über den Protestantismus verbannt worden waren. Derselbe Druck, der dann durch mehr als ein Jahrhundert auf den Geistern lag, lähmte auch den Willen und die Entschlußfähigkeit von Generationen und zog eine genußliebende, zu großen Anstrengungen unwillige Bevölkerung groß. Und dies war für den Staat vielleicht noch schlimmer als die geistige Öde in Schule und Wissenschaft; denn Mangel an Bildung ist in der Geschichte oft durch Kraft und Tatenfreudigkeit ersetzt worden. Dieser Mißstand steigerte sich in der Zeit bis 1848; die Revolution dieses Jahres fand einen Regierungsapparat vor, aus dem die Energie längst entflohen war. Die absolutistische Regierung hatte durch Unterdrückung aller selbständigen Regungen die Völker im Zaum gehalten und nichts als die blinde Erfüllung der Befehle gefordert. Und das System der Bevormundung feierte im Untergang seinen Triumph: ein Teil der ungarischen Regimenter und die Flotte zu Venedig gehorchten Kossuth und Manin so pünktlich wie früher dem legitimen Herrscher. Die leitenden Männer von 1866 waren in

den Ideen Metternichs und der Restauration aufgewachsen. Sie bestritten den Völkern das Recht, sich den Staat selbst zu formen; sie unterschätzten die Kraft des Nationalgefühls; die Legitimität und die Verträge waren für sie die einzige Quelle nicht bloß des positiven Rechts, sondern auch die Wurzeln der historischen Entwicklung. Sie vertraten die Staatenordnung der heiligen Allianz und damit eine versinkende, ihnen unersetzlich scheinende Welt". Beim Volk aber „erfuhr die Gewohnheit des Gehorsams und des Genießens keine Unterbrechung"; die Konzerte des Walzerkönigs Strauß im Volksgarten zu Wien waren nach wie vor gut besucht; nur zuweilen „brach nach österreichischer Art der Hang zur Selbstkritik und Selbstverhöhnung bitter hervor".

Preußen aber brachte dieser Sieg nicht nur die erstrebte Vorherrschaft in Deutschland, sondern auch die innere Gesundung und Heilung von einer doch vorhandenen schweren Wunde. Als Bismarck, statt nach dem Willen seines Königs den Sieg auf den böhmischen Schlachtfeldern gegen Österreich und die Süddeutschen zu rücksichtslosem Landerwerb auszunützen und ihn im Verhältnis zu dem eigenen Landtag nach den Aspirationen der Konfliktszeit zu einem inneren Düppel werden zu lassen, nach außen und innen sich der Mäßigung befleißigte und den König „großmütig" Indemnität nachsuchen ließ für die budgetlose Regierung der Konfliktsjahre, da war die Möglichkeit eines künftigen Bundes mit Österreich geschaffen und der Streit im Innern beigelegt. Bismarck wollte der Welt zeigen, daß der „Bruderkrieg" mit Österreich kein preußischer Eroberungskrieg gewesen sei, sondern daß er durch ihn nur „der deutschen Nation die Möglichkeit einer ihrer geschichtlichen Bedeutung entsprechenden Existenz durch Einheit habe verschaffen" wollen; durch das Einlenken in der Verfassungsfrage wollte er verhindern, daß nicht „Österreich und Süddeutschland die von Preußen verlassene Führung auf liberalem und nationalem Gebiete übernehmen"; dem Ausland gegenüber aber hatte er das Bedürfnis, „keine Spur von vorhandenen oder bevorstehenden Hemmnissen durch die innere Lage, sondern nur die eigene nationale Stimmung zur Anschauung zu bringen, um so mehr, als sich nicht ermessen ließ, welche Bundesgenossen Frankreich in dem unvermeidlichen Krieg gegen Preußen haben werde". Hinfort standen nur noch zur Rechten die Junker verdrießlich beiseite, weil sie, ähnlich wie der König selbst, in der Forderung der Indemnität „ein Eingeständnis begangenen Unrechts" und eine Anerkennung des liberalen Gedankens sahen, und links die unbedingten Fortschrittsmänner, die über die Stärkung des monarchischen Prinzips grollten und nichts vergessen hatten, aber auch nicht anerkennen mochten, daß das eine Hauptstück ihres Programms von ihrem Gegner verwirklicht sei. Indem sie gegen die noch nicht einmal vollständig errungene Einheit die Forderungen der Freiheit ausspielten und über deren Vergewaltigung durch Bis-

marck klagten, bildete sich im Bruch mit ihnen die nationalliberale Partei, die von 1866 bis 1879 unser politisches Leben beherrscht oder richtiger unter Bismarck die politischen Geschäfte besorgt hat. Der ganze Verlauf der Dinge aber forderte den Liberalismus zur Einkehr bei sich und zu ernstlicher Selbstkritik auf, wie sie damals der altliberale Baumgarten in eindringender Weise an ihm geübt hat.

Noch aber fehlten die Süddeutschen. Ausgeschlossen vom Norddeutschen Bund waren sie freilich insgeheim bereits durch Schutz- und Trutzbündnisse enger mit diesem verbunden, als die Welt wußte und ahnte. Und der Zollverein, der sich schon 1864 neu befestigt und die Versuche Österreichs, in ihn einzudringen oder ihn zu sprengen, siegreich abgewehrt und damit bewiesen hatte, daß die materiellen Interessen politischen Sympathien und Antipathien vorgehen, brachte nun das erste Organ der vollen Einheit und Einigung, das deutsche Zollparlament. Damit kam Karl Mathys Gedanke siegreich zu Ehren: dieses Zollparlament schien förmlich nach der Ausgestaltung zu einem Vollparlament zu rufen.

Während sich aber im Norden trotz aller noch vorhandenen Gegensätze ein erfreuliches politisch-parlamentarisches Leben entwickelte mit viel energischer Arbeit zum Zweck einheitlicher Gesetzgebung, standen wir im Süden isoliert und innerlich noch immer in wilden Parteigegensätzen zerrissen, traurig und neidvoll beiseite. Lieber französisch als preußisch konnte man bei den württembergischen und den nicht zu ihrer Freude annektierten Frankfurter Demokraten hören, außer in Baden war die nationale Partei auch jetzt noch überall in der Minderzahl. Und war es vor dem Ausbruch des Krieges natürlich, wenn ein Parteimann wie Treitschke seine Stelle an einer süddeutschen Universität freiwillig niederlegte, so war es nach dem Abschluß der Schutz- und Trutzbündnisse doch verwunderlich, daß die württembergische Regierung den Professor Pauli in Tübingen, der sie und das Königshaus, freilich in der Form recht wenig taktvoll, kritisiert und angegriffen hatte, zur Niederlegung seines Amtes zwang und so seinen großdeutschen Gegnern einen willkommenen Triumph verschaffte: das war mehr Rache als Gerechtigkeit. Bei den Wahlen zum Zollparlament kam die wildeste Parteileidenschaft zum Wort, und ihr Ausfall bewies, wie widerwillig Süddeutschland noch immer war. Damals knüpfte sich das verhängnisvolle Band zwischen den Ultramontanen und den Radikalen: der Kampf gegen „die Verpreußung" führte sie enger und enger zusammen; die Presse der beiden Richtungen feierte die zügellosesten Parteiorgien und erging sich in einer Flut von Schmähungen gegen preußische Art und Bismarcksche Politik. Kurz vor Ausbruch des französischen Krieges hatte in Württemberg sogar ein Antrag der Volkspartei auf Herabsetzung der Präsenz oder deutlicher auf Ersetzung

stehenden Heeres durch das Milizsystem Aussicht auf Annahme; nur die Bundestreue des Königs und der Sturz des rabiat großdeutschen Kultusministers von Golther verhinderte diese Blamage. Dagegen mußte noch im Februar 1870 in Bayern der national, wenn auch nicht „kleindeutsch" gesinnte Minister Hohenlohe-Schillingsfürst einem Mißtrauensvotum der „Patrioten", d. h. der ultramontanen Partikularisten weichen. Umgekehrt drängte Baden ungeduldig zum Anschluß und Eintritt in den Norddeutschen Bund und ließ sich nur schweren Herzens von Bismarck abweisen und auf die Zukunft vertrösten.

Der Deutsch-Französische Krieg

Da brachte der aus nichtigem und frivolem Anlaß uns aufgezwungene Krieg mit Frankreich die Lösung, innerlich die Befreiung von jenem unglücklichen Bewußtsein der Entzweiung, äußerlich die Einigung zu einem deutschen Staat und Volk. Wir waren bereit, so kam er für uns Deutsche zur glücklichsten Stunde. Durch diesen Krieg, der diesmal kein Bruderkrieg war, erfüllte sich das Napoleonische Nationalitätsprinzip auch an uns. Die Süddeutschen traten auf die Seite Preußens, der Widerstand der Ultramontanen und der süddeutschen Volkspartei hielt dem Sturm der allgemeinen Volksbegeisterung nicht stand. Und nun ging es wieder einmal unter den Klängen des deutschen Liedes — es war die in den vierziger Jahren gleichzeitig mit Beckers „Sie sollen ihn nicht haben" von Schneckenburger gedichtete „Wacht am Rhein" — ins Feld. Der Erfolg war ein ungeheuerer, der Siegeslauf beispiellos. Die Stimmung jener Zeit darf ich hier nicht schildern, brauche es auch nicht, nachdem wir 1914 erlebt haben. Aber es ist keine Überhebung, wenn ich sage: glücklicher haben wir Deutsche uns nie gefühlt als in jenen Tagen, nicht aus Siegesübermut, sondern vor allem auch darum, weil es eine Katharsis und eine Versöhnung der Geister war nach Jahren der Zwiespältigkeit und des inneren Kampfes. Die sich vier Jahre zuvor im eigenen Hause bekriegt hatten, die stritten nun gemeinsam für ein und dasselbe Vaterland. Wir wurden wieder ein Volk, und damit war aller Hader vergessen; namentlich wir Süddeutsche fühlten uns wie erlöst von dem schwer auf uns lastenden unklaren und bösen Übergangszustand der letzten vier Jahre, in denen wir uns wie verlorene Atome vorkamen im weiten Raum. Und auch besser sind wir als Volk im ganzen nie zuvor gewesen: der Egoismus machte dem Eintreten für das Ganze Platz, jeder einzelne war über sich und seine eigene kleine Person mit ihren selbstischen Interessen hinaufgehoben, die trennenden sozialen und konfessionellen Unterschiede schienen vom Sturme dieser Zeit wie weggeweht. Damals hat Strauß in seinen Briefen an Roman auch denen aus der Seele gesprochen, die ihn sonst als Ketzer weit von

sich wiesen. Schon damals galt das Wort, das Kaiser Wilhelm II. am 4. August 1914 gesprochen hat: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche", für viele unter uns. Es war, wenn auch alles kürzer, kleiner, leichter war, doch ähnlich wie 1914. Aber auch daß der Krieg „ein rauhes Handwerk" ist und das lange Lagerleben vor Metz oder Paris auf manchen verrohend wirkt, hat Rindfleisch in seinen Kriegserinnerungen in realistischer Ehrlichkeit geschildert. Allein im großen konnten sich doch weder die Friedensfreunde mit ihren sittlichen Anklagen gegen den Krieg noch die Demokraten mit ihren politischen Vorwürfen gegen den Militarismus auf den siebziger Krieg berufen. Ebenso ist es freilich auf der anderen Seite eine von Treitschke aufgebrachte Legende, daß unser Volk mit besonderer Frömmigkeit in diesen Krieg gezogen oder aus ihm zurückgekehrt sei. Gewiß hat auch damals die Kriegsnot manchen beten gelehrt. Allein trotzdem unterschied sich der siebziger Krieg in der Stimmung der Kämpfer durchaus von den Befreiungskriegen zu Anfang des Jahrhunderts ebenso wie er mit dem Weltkrieg von heute nicht zu vergleichen ist: Druck und Not waren nicht so groß, daß sie zum Beten gezwungen hätten, eine feindliche Invasion gab es nirgends, gegenüber dem diabolischen englischen Aushungerungsplan von heute war es ein ritterliches Duell zwischen zwei großen Völkern; und so war das Buch der Heimkehrenden — man mag das beklagen oder darüber schelten, aber man darf es nicht leugnen wollen — nicht die Bibel, sondern das im Jahr 1872 erschienene Glaubensbekenntnis von Strauß „der alte und der neue Glaube".

Klar aber war nach den entscheidenden Siegen um Metz und bei Sedan, daß nun auch die deutsche Frage gelöst sei, gelöst im Sinne der alten Erbkaiserlichen und der jüngeren Gothaer: Deutschland mit Ausschluß Österreichs eins und Preußens König deutscher Kaiser. Und wieder zeigte sich Bismarcks Größe wie beim Friedensschluß von Nikolsburg in der Mäßigung, mit der er sich gegen jeden Zwang und Druck auf die Bundesgenossen sträubte, mit der unitas in necessariis sich zufrieden gab und so auch den souveränen deutschen Fürsten die Annahme der Verfassung erleichterte. Die Reservatrechte, die Württemberg und mehr noch diejenigen, die Bayern zugestanden werden mußten, waren freilich ein störendes Ornament am Bau des Deutschen Reiches, das viele fast ebenso beklagten wie vier Jahre zuvor die Erhaltung Sachsens und den Ausschluß Süddeutschlands; aber sie waren doch mehr nur ein häßlicher Schnörkel, ein Schönheitsfehler, als eine den Bau gefährdende Beeinträchtigung, das hat sich immer mehr herausgestellt; in ihnen sah längst niemand mehr eine wirkliche Gefahr. So erfolgte am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal zu Versailles, diesem Denkmal französischer Macht und Herrlichkeit, die Proklamation, durch die sich Preußens König die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt setzte. Damit war

der alte Kaisertraum Wirklichkeit geworden, Barbarossa war aus dem Kyffhäuser heraufgestiegen, die Raben flatterten nicht mehr unheilverkündend um den Berg. Aber der große Realist, der diese Krone geschmiedet hatte, zusammen mit dem nüchternen Sinn des Königs bürgte dafür, daß die Romantik nicht von vornherein verdarb, was nur klare politische Arbeit erhalten und ausgestalten konnte. Deutschland saß im Sattel, nun sollte es reiten.

Bismarck

Ich glaube nicht, daß meine Leser den Eindruck haben, als ob ich die Mitwirkung des deutschen Volkes an der Begründung des Deutschen Reiches irgendwie unterschätzte; ich sage noch einmal: ohne 1848 kein 1870! Aber daß sie schließlich doch von einem König und einem konservativen Minister im Heerlager draußen im Feld und Sieg zu Ende geführt und zustande gebracht worden ist, dem darf sich niemand verschließen. Das Heer unter Moltkes genialer Führung ist damals vollends populär geworden beim ganzen Volk; der Jubel, mit dem man in Nord und Süd die einziehenden Truppen begrüßte, galt nicht nur dem Sieg und dem Errungenen, sondern war zugleich die Besiegelung der Einheit zwischen Volk und Heer; und wie sehr sie inzwischen nur immer mehr eins geworden waren, das zeigte das Stehen des ganzen Volkes zum „Militarismus", von dem unsere Feinde im Weltkrieg 1914 uns und die Welt „befreien" wollten. Und ebenso waren dadurch der Monarchie, die seit 1848 in weiten Kreisen mehr nur ertragen wurde und deren Nimbus durch die Annexionen von 1866 doch ernstlich Not gelitten hatte, die Herzen wieder gewonnen worden. Sie hatte sich als Macht gezeigt, die imponierte, die deutschen Fürsten hatten Opfer gebracht, selbst der, der dabei das meiste gewonnen hatte, König Wilhelm hatte ein Stück seines Preußentums daran geben und sich die Kaiserkrone „übertragen" lassen müssen, was ihm nicht eben leicht geworden ist. In dem Streit um die Formulierung des neuen Titels: „Kaiser von Deutschland" oder „Deutscher Kaiser"? und in der Ungnade, mit der der neue Kaiser am Tag der Kaiserproklamation seinen Kanzler deswegen bedachte, kam diese seine Mißstimmung zum drastischen Ausdruck. Und hinter der Titelfrage verbarg sich doch ein Problem, die alte Frage, ob Preußen in Deutschland oder Deutschland in Preußen aufgehen müsse. In jenem Augenblick aber bedeutete mehr als der äußere Glanz der Kaiserkrone der Mensch, der sie trug. Die schlichte Größe Kaiser Wilhelms I., der ohne alle Genialität ein Mann voll treuer Pflichterfüllung und von einer geradezu kindlichen Sicherheit war, hat ihn uns allen im

höchsten Grade verehrungswürdig gemacht: indem er die Herzen des ganzen deutschen Volkes für sich und seine Person gewann, gewann er uns auch innerlich wieder für das Königtum und für die Monarchie. So mußte der Deutsche Kaiser aussehen, wie dieser milde Greis mit den freundlich blickenden Augen und der hoheitsvoll stattlichen Gestalt, so hatten wir ihn uns immer gedacht, nun stand er leibhaftig vor uns so, gerade so, wie wir ihn haben wollten.

Allein darüber kann natürlich kein Zweifel sein, daß der Schöpfer, nicht der „Handlanger", der all dieses Große erreicht und fertig gebracht hat, schließlich doch ein anderer, daß es Bismarck war — der Sieger gegen eine Welt von Schwierigkeiten, von seinem König und Herrn an, der sein Größtes damit vollbrachte, daß er ihm nachgab, sich ihm unterordnete und in Treue an ihm festhielt, bis herab zu seinen Feinden, die ihn mit beispielloser Schärfe und haßerfülltem Herzen bekämpft haben. Aber für uns, die wir von den geistigen Strömungen im Leben unseres Volkes zu reden haben, ist es doch nicht bloß dieser wunderbare Erfolg in der äußeren Politik, sondern es ist die sieghafte Macht einer großen, alles weit überragenden Persönlichkeit, die die nächsten zwei Jahrzehnte geistig beherrscht und nach sich bestimmt hat. Nur einmal noch hat ein Mann im Leben unseres Volkes so hinreißend und machtvoll gewirkt, so fraglos die Geister zur Entscheidung für oder gegen sich, zu Liebe oder zu Haß aufgerufen und gezwungen, — es war im sechzehnten Jahrhundert Martin Luther. Wir haben nur vier ganz große Menschen in unserer deutschen Geschichte: Luther, Friedrich den Großen, Goethe und Bismarck; das neunzehnte Jahrhundert kann sich rühmen, zwei von ihnen die seinigen genannt zu haben. Weder mit Friedrich noch mit Goethe ist Bismarck ohne weiteres zu vergleichen: jener ist der Mann „der Skepsis der verwegenen Männlichkeit, die dem Genie zum Kriege und zur Eroberung nächst verwandt ist", dieser der universale Mensch, der Träger einer wahrhaft humanen Bildung, mit der er alles Gute und Große des achtzehnten Jahrhunderts herüberrettete in das neunzehnte und dieses bewahrte vor dem völligen Versinken in romantische Krankhaftigkeit und in geistlose Reaktion. Auch sie haben etwas Dämonisches: bei Friedrich dem Großen haben erst neuerdings Max Lehmann und Hans Delbrück darauf hingewiesen, es freilich auch alsbald unhistorisch überspannt; jedenfalls tritt es bei ihm zurück hinter der blanken Helle seines Verstandes und hinter seiner „maßvollen Besonnenheit", wie es sich bei Goethe hinter der spinozistischen Betrachtung der Dinge im Lichte der Ewigkeit, womit er ihnen auf den Grund sah, und hinter dem Apollinischen seines Wesens verbirgt. Bismarck dagegen war wie Luther dämonisch durch und durch; wie dieser war auch er ein Mann des Willens und des Temperaments, der intensiv in der Volksseele zu lesen und instinktiv aus ihr heraus zu handeln wußte; ein Revolutionär und Neuerer im

großen Stil und daneben doch konservativ bis in die Knochen, selbstherrlich und gewalttätig, leidenschaftlich und vulkanisch, mit einem Wort ein Genie, ein Heros, ein ganz großer Mann. Groß auch im Sinne Hegels: „In der öffentlichen Meinung ist alles Falsche und Wahre, aber das Wahre in ihr zu finden ist die Sache des großen Mannes. Wer, was seine Zeit will, ausspricht, ihr sagt und vollbringt, ist der große Mann der Zeit." Eben darum waren Luther und Bismarck dem Volke in ihrer Riesengröße verständlicher als Friedrich oder Goethe. Nur die Gebiete, auf denen sie wirkten, waren verschieden: Luther ist der religiöse, Bismarck der politische Erneuerer seiner Deutschen. Das Religiöse aber ist ein ganz Innerliches und Ideales, das Politische ein Äußerliches, ein Reales und Realistisches; deshalb hat uns Bismarck zu Realisten gemacht, weil die Zeit dazu erfüllt und angetan war. Und ein Zweites hängt damit zusammen: Luther bewegt sich auf einem dem Volk am Herzen liegenden Gebiet, bei Bismarck scheint es umgekehrt, darum beginnt er mit Gegensatz und Konflikt, mit Zwang und Vergewaltigung. Dem Volke der Dichter und Denker war die Politik von Haus aus fremd und wenig sympathisch, Deutschland war kein Staat, daher fehlte es den Deutschen an Staatsbewußtsein und staatlicher Gesinnung, und so schien es, als habe er das Fühlen und Empfinden seines Volkes erst in neue Bahnen zwingen müssen. Allein ganz war das doch nicht mehr so. Wir haben gesehen, wie die politische Frage langsam in den Mittelpunkt und Vordergrund des Interesses einrückte und alles auf ihre definitive Lösung hinwies und hindrängte; seit dem jungen Deutschland galt der Idealismus als überlebt, seit 1848 als unpraktisch und unbrauchbar. So bestätigt Bismarck nur die Regel, daß große Individuen nicht groß sein und werden können, wenn sie ihre Zeit nicht verstehen, wenn sie nicht aussprechen, was diese im Tiefsten bewegt, nicht ausführen, was sie ersehnt und erstrebt. Nicht weil ihm so Großes gelungen, sondern mehr noch weil er so groß gewesen ist und so typisch den Genius unseres Volkes in sich verkörpert hat, ist er wie Luther zu einem Markstein in unserer Geschichte geworden, an dem sich die Geister geschieden haben. Denn auch das gehört zur welthistorischen Größe, daß sie drückt und reizt: das Verhältnis Melanchthons zu Luther ist dafür für alle Zeiten charakteristisch, das Wort: „ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern Krieg" gilt für alle Großen. Sie drücken aber nicht nur, sie erdrücken auch; darum pflegt auf die Zeit eines so großen und starken Menschen eine Generation von Epigonen zu folgen; und der Charakterstärke tun sie ohnedies nicht gut, Bismarck hat vielen das moralische Rückgrat gebrochen. Und auch darin hatte er im Gegensatz zu Luther etwas von dem Realisten Napoleon, daß er zwar feinfühliger als dieser die Imponderabilien, das was in der Volksseele unterirdisch schwingt und klingt, wohl zu schätzen und zu benützen wußte;

aber das Ideale zu pflegen war nicht seine Sache; wo es ihm unbequem wurde, da schritt er rücksichtslos darüber hinweg und schob es verächtlich beiseite. Ihm hieß vieles „Phrase", was wir anderen als „Ideal" hochhalten.

Allein nicht nur wie er war, schon daß er da war als einzigartig mächtige Persönlichkeit, war bedeutungsvoll für seine Zeit. Wir werden bald sehen, wie die Tendenzen dieses Zeitalters auf das Massenhafte und Nivellierende gerichtet waren: durch die Verleihung des allgemeinen Stimmrechts hat ihnen Bismarck selber Vorschub geleistet. Daß sie aber nicht alles überfluteten, dafür war er da, wie ein Riese stand er und stemmte sich dagegen, an ihm brach sich die Hochflut der allgemeinen Gleichheit. Der Heroenkultus, wie ihn von England herüber Carlyle predigte, die Schätzung des Genies, die Anerkennung der Individualität und ihrer Bedeutung — das alles kam durch ihn in die deutsche Welt und wuchs in allerlei Formen, oft selbst im Gegensatz zu ihm, aber doch immer im Hinblick auf ihn und seine Riesengestalt zwischen den anderen Strömungen mächtig heran und wurde zu einem der bedeutsamsten Züge in dem Bilde seiner und der nächstfolgenden Zeit.

So ist das deutsche Volk in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts lutherisch oder antilutherisch gewesen, im letzten Drittel des neunzehnten wurde es bismarckisch oder antibismarckisch; denn nun erst kam seine große Zeit, in Wahrheit die Ära Bismarcks.

IV

1871 bis 1914

Seine eigene Zeit in Worte fassen und sich damit gewissermaßen über sie erheben zu wollen, erscheint mir jetzt, wo ich mich vor diese Aufgabe gestellt sehe, geradezu vermessen. Man verwechselt dabei zu leicht persönliche Stimmungen und allgemeine Strömungen, man steht den Menschen und den Ereignissen viel zu nahe, das Kleine und Bedeutungslose sieht man zu deutlich und zu groß, das Große und Bleibende unwuchert von dem Kleinen und Vergänglichen zu klein. Und doch steht es mit der Zeit von 1871 bis 1890 hierin verhältnismäßig noch günstig: es ist die Zeit Bismarcks und durch ihn die Zeit Wilhelms I. Diese Männer leben sich in ihr vor unseren Augen aus, um ihretwillen hält sich auch manches Neue, das unter ihnen, aber unabhängig von ihrem Einfluß heranwächst, fast geflissentlich und seine Zeit abwartend zurück. Deshalb ist der Einschnitt so scharf markiert, und deshalb ist seit 1890 die Welt so anders und rings um uns her alles wie verwandelt. Dieses Neue war schon vorher da, aber ans Licht wagte es sich erst, als das Alte und als der große Alte weg war. Darum ist von diesem Neuen auch erst ganz zuletzt zu reden, „fin de siècle" ist die Zeit von 1890 bis zum Ende des Jahrhunderts, um nicht zu sagen: bis zum Beginn des großen Krieges. Dagegen liegt die Bismarcksche Ära im ganzen abgeschlossen und darum schon jetzt klar vor unseren Augen, seit seinem Tode vollends gehört manches von ihr mehr, als es uns lieb ist, bereits der Vergangenheit an.

Ganz deutlich zerfällt sie in zwei Perioden, eine liberale von 1871 bis 1878 und eine zweite nicht leicht zu bezeichnende: rückläufig kann man sie in gewissem Sinn nennen, sofern jetzt mit den Konservativen regiert und ostelbischen Ansprüchen und romantischen Tendenzen Raum geschaffen wird; aber auf der andern Seite setzt hier auch ein Neues kräftig ein, dem sich gerade der Liberalismus nicht gewachsen und willfährig zeigt, so daß nun er zum Teil als das Rückständige und Rückläufige erscheint. Zwei von diesen Elementen — das konservativ-agrarische und das romantisch-ultramontane einerseits, das sozialistische und soziale auf der andern Seite überdauern die Bismarcksche Ära und wirken noch in die Gegenwart herein, wenn sie sich da auch noch einmal mit andern Tendenzen kreuzen und mischen.

Trotzdem möchte ich hier nicht chronologisch verfahren und gliedern, sondern zunächst die zwei Entwicklungsreihen herausgreifen, die sich am deutlichsten hervorheben und sondern lassen, — die abgeschlossene des Kulturkampfes und die des Sozialismus, in der wir noch immer mitten inne stehen.

Dreizehntes Kapitel: Der Kulturkampf

Das neue Reich. Bismarck und die Nationalliberalen

In den sechziger Jahren verschlang das politische Interesse alles andere: so einseitig und namentlich auch so literarisch gleichgültig ist das deutsche Volk nie gewesen. Freytags „Verlorene Handschrift" und Fritz Reuters „Ut mine Stromtid", die beide 1864 vollendet vorlagen, genoß man nur so nebenher, obwohl der gesunde und erfrischende Humor des letzteren, verkörpert in der unsterblichen Gestalt seines Onkel Bräsig, über den bitteren Ernst der Zeit hinweghelfen konnte. Allein so Schlag auf Schlag folgten die großen Ereignisse — der Militärkonflikt in Preußen, die Lösung der schleswig-holsteinschen Frage durch den Deutsch-Dänischen Krieg und die Einverleibung der Elbherzogtümer in Preußen, der Krieg von 1866 und als Siegespreis die weiteren preußischen Annexionen und die Gründung des Norddeutschen Bundes, endlich der Deutsch-Französische Krieg und die Aufrichtung von Kaiser und Reich —, daß man atemlos zusah und für anderes schlechthin keine Zeit, keinen Sinn, keinen Blick hatte. So sind wir durch die harte Zeit aus einer Nation von Dichtern und Denkern zu einem politischen, aus einem immer noch leidlich idealistischen zu einem recht realistischen Volke umgeschmiedet worden.

Des deutschen Volkes Sehnen, Träumen und Hoffen war erfüllt, wir hatten Kaiser und Reich, es war Frühling geworden in den deutschen Landen. Selten hat darum auch ein Volk hoffnungsvoller und mutiger der Zukunft entgegengesehen als wir Deutsche zu Anfang der siebziger Jahre. Und doch galt selbst da das Wort des verständigen Pfarrers in Hermann und Dorothea:

> Seid nicht scheu und verwundert, daß nun auf einmal erscheinet,
> Was Ihr so lange gewünscht. Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
> Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa geheget.
> Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
> Kommen von oben herab, in ihren eignen Gestalten.

Gerade daß das Reich „von oben herab" gekommen war, verhüllte manchem die Tatsache, daß es das von ihm Gewünschte und Gewollte wirklich sei. Die alten Achtundvierziger, die demokratischen Volksparteiler im Süden und von der Generation der Konfliktsperiode die unversöhnt gebliebenen Fortschrittsmänner im Norden konnten sich mit dem Gewordenen nicht befreunden: jenen war das Reich zu monarchisch und zu preußisch, diesen war es zu bismarckisch. Daß aber die Mehrheit unseres Volkes trotzdem mit dieser Lösung der deutschen Frage zufrieden war, sah man nicht nur aus dem Jubel einzelner, wie er [illegible]

z. B. in der Schrift Baumgartens: „Wie wir wieder ein Volk geworden sind" entgegenklingt, sondern vor allem aus den Reichstagswahlen der siebziger Jahre. Die nationalliberale Partei, so recht die Trägerin der frohen, optimistischen Stimmung jener Zeit, erhielt imposante Mehrheiten, bis auf 155 stieg die Zahl ihrer Sitze im zweiten deutschen Reichstag. Zugleich noch einmal ein Zeichen, daß das deutsche Bürgertum der Träger der nationalen Bewegung gewesen war; denn vornehmlich aus ihm rekrutierten sich die Mitglieder dieser Partei; neben dem die Versöhnung akzeptierenden Flügel der preußischen Konflikts- und Fortschrittspartei gehörten ihr viele Abgeordnete aus den annektierten Provinzen und aus den selbständig gebliebenen Mittelstaaten Sachsen, Baden und Württemberg an.

Da diese Partei, fast für sich allein schon die Mehrheit des Parlaments, als nächste Aufgabe den Ausbau des Reiches mit Bismarck zusammen durchzuführen hatte und da sich dafür in den meisten Punkten auch die Konservativen nicht versagten, so ging es verhältnismäßig glatt und rasch. Wenn auch das Ministerium im wesentlichen konservativ blieb und der König persönlich sich immer nur schwer selbst von so reaktionären Männern wie dem Kultusminister von Mühler trennen mochte, so wurden die liberalen Forderungen und Wünsche doch durch das Parlament kräftig vertreten, und auch Bismarck ging um so bereitwilliger darauf ein, als es zwischen ihm und der konservativen Partei bald genug zum Bruch kam. „Vorgespukt" hatte derselbe schon 1868, „mit Geräusch vollzogen wurde er 1872. Bismarck selbst hat ihn so motiviert: „Ich begreife, daß meiner Politik die mit dem vulgären Namen Kreuzzeitung bezeichnete konservative Richtung feindlich war, in manchen Mitgliedern aus achtbaren prinzipiellen Gründen, die in den einzelnen eine stärkere Triebkraft ausübten, als ihr mehr preußisches wie deutsches Nationalgefühl. In andern, ich möchte sagen in meinen Gegnern zweiter Klasse, lag das Motiv der Opposition im Strebertum — ôte-toi, que je m'y mette. Als dritte Klasse möchte ich meine Standesgenossen im Landadel bezeichnen, die sich ärgerten, weil ich in meinem exzeptionellen Lebenslauf aus dem mehr polnischen als deutschen Begriff der traditionellen Landadelsgleichheit herausgewachsen war." Schon im Februar 1872 sagte ihm die Kreuzzeitung bei Gelegenheit des noch von Mühler vorgelegten Schulaufsichtsgesetzes Fehde an, weil er „Parlamentsherrschaft und Atheismus (!) proklamiert hätte", und 1875 eröffnete sie eine geradezu skandalöse Preßkampagne gegen die „Ära Delbrück-Camphausen-Bleichröder". Als Bismarck gegen die „Giftmischereien des Blattes, das unter dem christlichen Symbol des Kreuzes und mit dem Motto ‚Mit Gott für König und Vaterland' seit Jahren nicht mehr die konservative Fraktion und noch weniger das Christentum, sondern nur den Ehrgeiz und die gehässige Verbissenheit einzelner Re-

dakteure vertrat", in öffentlicher Rede Klage führte, traten Hunderte von sogenannten Deklaranten für jene frivolen Verleumdungen ein, darunter viele ehemalige Freunde und gute Bekannte Bismarcks, und als „wissenschaftliches Kontingent" auch einige Hundert evangelische Pfarrer. Ebenso waren unter den Hintermännern von Gehlsens „Reichsglocke", die nur von der Verleumdung gegen Bismarck lebte, allerlei feudale und hochkonservative Namen vertreten.

Dieser Zwiespalt zwischen Bismarck und den Konservativen hat nicht zum wenigsten verhindert, was man damals vielfach befürchtete, daß nach dem siegreichen Krieg eine üble Reaktion zur Herrschaft kam. Der Ausbau des Reiches blieb dadurch „ohne tiefe Spuren konservativer Mitarbeit", es war wirklich eine liberale Ära, die freilich mehr vom Willen Bismarcks abhing und nicht auf der konstitutionellen Doktrin und dem parlamentarischen System beruhte. Einiges von dem „englischen Verfassungs- und Verwaltungsrecht", wie es Gneist soeben dargestellt und verstehen gelehrt hatte, fand allerdings in die Gesetzgebung des Reiches und Preußens Eingang, wenn auch der Jurist dem Politiker häufiger Konzessionen machte als dieser dem Juristen. Aber über der Arbeit vergaß man Theorie und System, uno bei der Arbeit lernte man sich verstehen und entschloß sich hin und her zu Kompromissen, ohne die es im politischen Leben nun einmal nicht abgeht. Und an Arbeit fehlte es nicht. Denn das neue Reich war, wie der Kaisertitel, zunächst noch scheinbar leer und unausgefüllt und mußte erst mit Inhalt und Leben erfüllt werden. Und es war ein recht künstlicher Bau, der in keine staatsrechtliche Schablone passen wollte und in der Abgrenzung der Gewalten unendliche Schwierigkeiten in sich zu bergen schien; die mancherlei Probleme: Preußen und Deutschland, Einheit und Vielheit, Bestehendes und Neues zu vereinigen, ließen sich zunächst schier unlösbar an; den Unitariern war der Einheit viel zu wenig, den Partikularisten ihrer schon zu viel. Aber siehe da! die leeren Formen füllten sich rasch, der norddeutsche Bund hatte darin schon kräftig vorgearbeitet; und beim guten Willen von allen Seiten, der namentlich auch den deutschen Fürsten nachzurühmen ist, lichtete sich das Chaos erfreulich schnell, die Abgrenzung machte sich leichter als man dachte, und wo sie zu eng gezogen war, da wuchs nach einem glücklichen Ausdruck von Marcks „die Wirklichkeit über die unsicheren Grenzen fröhlich hinaus"; und so lebt es sich in diesem mit allerlei Erkern und Schnörkeln verzierten Bau auch für moderne Menschen durchaus wohnlich und behaglich, und unser ganzes Volk kämpfte in dem Weltkriege um dieses deutsche Reich so, wie es war.

Aber daß jenes Verhältnis zwischen Bismarck und der nationalliberalen Partei eine ungleiche Ehe war, war unverkennbar. Größe drückt und überwältigt, habe ich schon einmal gesagt: Bismarcks riesige Gestalt verdunkelte

immer wieder das Parlament und drohte es ihm gegenüber allzu bedeutungslos werden zu lassen. Oft genug erzwang er sich durch die Einsetzung seines ganzen Willens und seiner Persönlichkeit Nachgiebigkeit auch da, wo eine solche mit den Prinzipien und dem Programm einer liberalen Partei schlechterdings unvereinbar war. Nur selten einmal setzte umgekehrt die liberale Partei ihm gegenüber ihren Willen durch. Allein just weil ihr Widerstand so oft bei der dritten Lesung erlahmte, minderte sich Bismarcks Respekt vor den Nationalliberalen, und das häufige Widersprechen Laskers, dem dann doch kein tatkräftiger Widerstand folgte, erschien ihm mehr wie schulmeisterliches Besserwissenwollen als wie charakterfeste Opposition und reizte und erbitterte ihn darum über Gebühr und Notwendigkeit. Ganz besonders zuwider war ihm an diesem optimistischen Liberalismus ein gewisser sentimentaler „Humanitätsdusel", wie er sich z. B. bei den Kämpfen um das Strafgesetzbuch durchzusetzen suchte; das mußte diesem Mann von Stahl und Eisen als eitel Schwäche und Weichlichkeit jämmerlich vorkommen. So konnte er gegen den liberalen Doktrinarismus nur mit Aufbietung aller Kraft die Beibehaltung der Todesstrafe erreichen. Und dem Spott der Gegner von links und von rechts und dem Mißtrauen der alten Feinde Preußens gab diese ungleiche Ehe ohnedies immer neue Nahrung und ruinierte die nationalliberale Partei, der man nicht ohne Grund eine übertriebene Neigung zum Abschluß von Kompromissen, allzu große Nachgiebigkeit und Mangel an Rückgrat nachsagte.

An Gegnern aber, die auf jede Blöße lauerten und sie auszunützen suchten, fehlte es weder dem neuen Reich noch der nationalliberalen Partei, am allerwenigsten aber Bismarck selbst, der freilich auch seinerseits stets ein guter Hasser gewesen ist und es verstanden hat, à corsaire corsaire et demi zu sein. Die Welfen in Hannover, die wenig zahlreiche Rechtspartei im alten Kurhessen, die Polen mit ihren nie verjährenden nationalen Aspirationen und ihrem unruhvollen Haß, die neugewonnenen Elsaß-Lothringer, die eine zweihundertjährige Zusammengehörigkeit doch weit mehr tief innerlich zu Franzosen gemacht hatte, als das ein bequemer Germanisierungseifer damals zugeben und bis zum Ausbruch des Weltkriegs immer noch nicht zugeben wollte, die paar Dänen im Norden von Schleswig — sie alle waren mit dem Bestand des deutschen Reiches unzufrieden. Und auch in Bayern und Schwaben, in Frankfurt und in Sachsen lebte der partikularistische „Preußenhaß" vielfach fort und fand an der brüsken Schneidigkeit so vieler Norddeutschen und ganz besonders an der schnodderigen Art des sich gerne breitmachenden und alles besser wissenwollenden Berlinertums reichliche Nahrung. Das überhebliche Wort unserer norddeutschen Brüder: „das verstehen die Süddeutschen nicht", das diese in den siebziger und achtziger Jahren so oft haben hören müssen, hat das sich Ver-

stehen hin und her wirklich erschwert. Allein im Grunde ging es mit dem Einleben in die neuen Verhältnisse und mit dem sich Gewöhnen an die Zusammengehörigkeit doch rascher, als man erst erwartet hatte, und die Stammesgegensätze hörten bald genug auf trennende zu sein. Der Partikularismus war trotz des bayrischen Raupenhelms und der dreifachen Briefmarken auf der kurzen Strecke von Neuulm bis Pforzheim keine Gefahr mehr für das deutsche Reich, noch einmal sei dabei des Verdienstes der deutschen Fürsten um diesen Verschmelzungsprozeß gedacht. Das „lieber französisch als preußisch!" ließ nach 1870 nicht einmal mehr „das bayrische Vaterland" von Dr. Sigl hören, obwohl hier ein grotesk und burlesk vorgetragener Preußenhaß bis zum Tode dieses bajuvarischen Grobians seine Abnehmer fand und bei dem urwüchsig derben Humor, in dem er vorgebracht wurde, vielfach die Lacher selbst wider ihren Willen auf seiner Seite hatte. Und heute bezieht sich unser staatliches Bewußtsein ohnedies ganz nur auf das Reich: das ist für uns der Staat. Ihm gegenüber werden jetzt nach dem Krieg die Einzelstaaten noch mehr in den Hintergrund treten, dieses gewaltige gemeinsame Erleben hat dem politischen Partikularismus definitiv ein Ende gemacht.

Das Unfehlbarkeitsdogma

Dagegen ward im Augenblick der Entstehung des Reiches mitten hinein in das innere Leben unseres Volkes eine Frage geworfen, die es wirklich zu zerklüften drohte und es ein volles Jahrzehnt aufs leidenschaftlichste erregt und beschäftigt und bis zum Ausbruch des Krieges unser nationales und politisches Leben leidig beeinflußt und beherrscht hat — die Frage, wie sich der deutsche Staat infolge des am 18. Juli 1870 verkündigten Dogmas der päpstlichen Unfehlbarkeit zu der katholischen Kirche zu stellen habe.

Dieses Dogma war ja nicht eigentlich ein neues. Nachdem im fünfzehnten Jahrhundert das Episkopalsystem in Konstanz und vor allem in Basel kurzdauernde Siege errungen hatte, war das Papsttum im sechzehnten Jahrhundert aus der schweren Erschütterung durch die Reformation neu erstarkt und gekräftigt hervorgegangen, so daß es schon auf dem Tridentiner Konzil die ausschlaggebende Macht in allen Entscheidungen gewesen und von den Jesuiten schon damals die Lehre von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes aufgestellt worden war; und seither hatten diese es sich zur Aufgabe gemacht, den Primat des Papstes zu einem immer schrankenloseren zu erheben. Doch stellte selbst Möhler noch dessen „Unverirrlichkeit" ausdrücklich in Abrede, Görres meinte, dem Münchner Professor Kaiser sei es „etwas rappelig im Gehirn ge-

worden", weil er die päpstliche Unfehlbarkeit lehrte und den Papst „das höchste Denkgesetz" nannte, und die historisch-politischen Blätter erklärten den Gedanken einer Universalmonarchie des Papstes damals noch für „eine verrückte Idee". Aber in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sollte nun doch die Stunde schlagen für die öffentliche Verkündigung dieses päpstlichen Absolutismus und seine Fixierung zum Dogma. Papst Pius IX., der bei seiner Thronbesteigung im Jahre 1846 von den überschwenglichsten nationalen und liberalen Hoffnungen der Italiener begrüßt worden war, hatte unter den Stürmen des Jahres 1848 mit diesen Jugendträumen als mit einer Jugendverirrung rasch und gründlich gebrochen, sich nach seiner Rückkehr nach Rom ganz in die Hände der Jesuiten gegeben und unter ihrem Einfluß am 8. Dezember 1854 die von ihnen längst schon vorgetragene Lehre von der unbefleckten Empfängnis der Maria feierlich verkündigt, obgleich der Orden der Dominikaner gestützt auf die Autorität des heiligen Thomas von Aquino nie aufgehört hatte, den Franziskanern gegenüber dieser Lehre energisch zu widersprechen und sie abzulehnen. Jetzt wurde ex cathedra herab proklamiert: „Zur Ehre der heiligen Dreifaltigkeit, zur Zierde der jungfräulichen Gottesgebärerin, zur Erhöhung des katholischen Glaubens und zum Wachstum der christlichen Religion, aus Vollmacht unseres Herrn Jesu Christi, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und Unserer eignen, erklären Wir und entscheiden: die Lehre, welche festhält, daß die seligste Jungfrau Maria im ersten Augenblicke ihrer Empfängnis vermöge einer besonderen Gnade und Bevorzugung von seiten des allmächtigen Gottes, im Hinblick auf die Verdienste Christi Jesu, des Erlösers der Menschheit, vor jeglichem Makel der Erbschuld frei bewahrt worden sei, ist von Gott geoffenbart und muß daher von allen Gläubigen fest und standhaft geglaubt werden. Sollten also einige, was Gott verhüte, sich unterfangen, anders gesinnt zu sein, so mögen sie erkennen und fortan wissen, daß sie durch ihr eigenes Urteil sich verdammt, am Glauben Schiffbruch gelitten haben und von der Einheit der Kirche abtrünnig geworden sind, außerdem durch ihre Tat selbst den vom Rechte bestimmten Strafen verfallen, wenn sie das, was sie im Herzen sinnen, mündlich oder schriftlich oder auf was immer für eine äußerliche Weise an den Tag zu legen wagen." Es war ein Probepfeil, dessen Gelingen zu Größerem ermutigte; und wirklich war die katholische Welt durch die Arbeit eines halben Jahrhunderts in Indifferentismus einerseits, in Unterwürfigkeit andererseits so zurechtgearbeitet, daß das Dogma ohne besonderes Ärgernis durchgeführt werden konnte. Ein deutscher Professor in Würzburg brach sogar in die, freilich den Tatsachen wenig entsprechenden, überschwenglichen Worte aus: „Es jubelt die ganze christliche Welt ob der Ehre ihrer Königin und Mutter. Bis zu den Wäldern Amerikas dringt durch die Wildnis, bis in die Ker-

ker des fernsten Asiens durch die Folterbänke und eisernen Tore hindurch die heilige Freude und verklärt das Angesicht des Wilden wie des Europäers, des Mongolen wie des Schwarzen; und nur die Häresie knirscht vor verbissener Wut, den Triumph der Jungfrau nicht hindern zu können." Das katholische Volk verstand die Lehre fast durchweg falsch, und die „Häretiker" zuckten über den scheinbar harmlosen Anachronismus gleichgültig die Achseln. Immerhin zeigte die Fülle der gelbweißen Fahnen im katholischen Deutschland anläßlich der Feier der fünfzigjährigen Wiederkehr dieses Dogmas, daß man sich inzwischen zwar nicht seiner Wahrheit, wohl aber des darin zum Ausdruck gekommenen Machterweises der Kirche wohl bewußt geworden war.

1855 gelang es dann der Kurie, mit Österreich jenes Konkordat abzuschließen, das der Kirche wesentliche Teile der Staatshoheit auslieferte, Österreich aber aufs neue der deutschen Bildung entfremdete und mit schuld war an der Katastrophe von 1866. Dagegen scheiterte, wie bereits früher erwähnt, der Konkordatsabschluß in Württemberg und in Baden. Hier hätte es zugleich das siegreiche Ende eines heftigen Streites mit dem erzbischöflichen Stuhl in Freiburg über die Erziehung des Klerus und die Besetzung der Pfarreien sein sollen, wobei sich die badische Regierung unglaublich ungeschickt und schwach gezeigt und sich mehrfache Niederlagen zugezogen hatte.

Die sechziger Jahre brachten im Zusammenhang mit dem Italienischen, dem Deutsch-Österreichischen und dem Deutsch-Französischen Kriege dem Papst den Zusammenbruch — nicht „der Welt", wie der Kardinal-Staatssekretär Antonelli nach der Schlacht von Königgrätz angstvoll gerufen hatte, aber doch den seiner weltlichen Herrschaft: als Napoleon III. die Truppen, mit denen er diese jahrelang aufrecht erhalten hat, im August 1870 aus Rom hatte zurückziehen müssen, benützten die Italiener die ihnen durch die deutschen Siege gebotene Gelegenheit und ließen am 20. September ihre Soldaten durch die Porta Pia in ihre künftige Hauptstadt einrücken. Das war das Ende des Papstkönigtums in Italien. Doch mitten in diesen verlustreichen Kämpfen um seine äußere Machtstellung hatte Pius IX. nur um so trotziger seine geistliche Macht betont und sie auch tatsächlich zu befestigen und auszudehnen gewußt. Am 8. Dezember 1864 veröffentlichte er Enzyklika und Syllabus, die beiden Dokumente, in denen er dem Fortschritt und Liberalismus, der modernen Kultur und Zivilisation den Fehdehandschuh hinwarf und alle Duldung gegen Andersgläubige, alle Glaubens- und Gewissensfreiheit schlechtweg verneinte und für verwerflich erklärte. Es war zugleich auch eine Kriegserklärung gegen den Protestantismus und gegen jeden Staat, der sich der Kirche nicht bedingungslos unterwirft oder, wie es 1869 Fürst Hohenlohe, damals Ministerpräsident in Bayern, formulierte: „gegen mehrere wichtige Axiome des Staatslebens, wie es

sich bei allen Kulturvölkern gestaltet hat". Im folgenden Jahr traf die Verdammung durch eine päpstliche Allokution vom 25. September 1865 die wenigstens in Deutschland längst schon recht harmlos gewordenen Freimaurer, als eine „verbrecherische, gegen die heiligen und die öffentlichen Dinge sich vergehende Sekte". In ihnen sah die katholische Kirche so etwas wie ein teuflisches Widerspiel gegen die societas Jesu und hörte darum nicht auf, sie zu fürchten und zu bekämpfen. Es war dies ein Vorspiel zu dem berüchtigten Antifreimaurerkongreß zu Trient mit seinem tragikomischen Miß Vaughan-Schwindel im Jahre 1896, der freilich nur gezeigt hat, was die katholische Kirche auszuhalten vermag: nicht einmal die Lächerlichkeit, der sie hier so kläglich zum Opfer gefallen war, vermochte ihr etwas anzuhaben.

Der Hauptschlag sollte aber erst noch kommen — die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubenssachen sollte nun öffentlich als Dogma verkündigt und durch ein ökumenisches Konzil sanktioniert werden. Rein dogmatisch betrachtet war das ein Internum der katholischen Kirche, das Außenstehende nichts anging; jedenfalls brauchten sich die Katholiken nicht daran zu kehren, daß die Protestanten an einer solchen Vergottung eines Menschen wie an einer Gotteslästerung schwersten Anstoß und Ärgernis nahmen. Anders lag die Sache für den modernen Staat. In dem unfehlbaren Papst wachten notwendig alle Herrschaftsansprüche wieder auf, die in Rom von Gregor VII. bis zu Bonifaz VIII. ihm gegenüber erhoben worden waren. Vor allem veränderte das Dogma die Stellung der Bischöfe, machte sie dem Papst gegenüber ganz unselbständig und schloß damit eine Fülle von Konflikten in sich, die ein selbständiger Bischof als Landeskind gewiß vermieden hätte, in die er aber nun als willenloses Organ eines unfehlbaren Oberherrn ultra montes auch wider seinen Willen hineingetrieben werden konnte. Das alles erkannte der katholische und im katholischen Bayern aufgewachsene Hohenlohe schärfer als der ostelbische Bismarck, wenn er in jenem Rundschreiben an die Mächte schon im April 1869 auf die hochpolitische Natur dieser Aktion und auf die von ihr drohenden Gefahren hinwies. Allein nicht bloß von außen her kamen Bedenken und kam Opposition, auch in den Kreisen des gebildeten Katholizismus selbst erregte die Kunde von dem römisch-jesuitischen Plan, durch ein vatikanisches Konzil den Papst für unfehlbar erklären zu lassen, die schwersten Bedenken. Die Bischöfe, die das Dogma gutheißen sollten, begaben sich ja damit für alle Zeiten ihrer Selbständigkeit und ihres Einflusses auf die Kirche und ihre Lehre zugunsten des einen absoluten Papstes. Ganz besonders aber nahmen katholische Gelehrte daran Anstoß, da die Lehre weder aus der Schrift noch aus der älteren Tradition zu begründen war und mit bestimmten Tatsachen der Kirchen- und Dogmengeschichte im Widerspruch stand. Und endlich sahen gerade die klügeren Kirchen-

fürsten, auch wenn sie sachlich gegen das Dogma nichts einzuwenden hatten, schweren Herzens die Verwicklungen voraus, in die durch seine Verkündigung die Kirche mit dem Staat und mit der ganzen modernen Bildung geraten mußte.

Namentlich war es auch diesmal wieder der deutsche Geist, der dagegen reagierte und sich auflehnte. So wies der Bischof Hefele von Rottenburg in einer gelehrten Schrift „Causa Honorii Papae" nach, daß der Papst Honorius I. (625—638) ex cathedra eine ketzerische Form des Dogmas vom Gottmenschen und seinem Willen verkündigt, die sechste ökumenische Synode darauf über den toten Papst als Ketzer das Anathema ausgesprochen habe und daß seine Verurteilung von seinen Nachfolgern anerkannt und von späteren Synoden wiederholt worden sei: woraus sich von selbst ergibt, daß ein Papst Häretisches lehren kann, also nicht unfehlbar ist. Selbst der streitbare Bischof Ketteler von Mainz, der das neue Dogma freilich nur für inopportun hielt, tat noch in letzter Stunde vor Pius IX. einen Fußfall und beschwor ihn im Namen der meisten deutschen Bischöfe, auf die Verkündigung desselben zu verzichten. Ebenso bemühten sich katholische Gelehrte, vor allem in München Döllinger, Friedrich, Huber, sie zu verhindern und die öffentliche Meinung — z. B. durch die vielbemerkten, auf besten Informationen beruhenden „Janus"briefe in der Allgemeinen Zeitung — dagegen in die Waffen zu rufen. Auf dem Konzil selbst machte der österreichisch-kroatische Bischof Stroßmayer die strammste Opposition und setzte alles daran, gegen das Dogma eine Mehrheit zustande zu bringen. Doch alles vergebens! Unter Zustimmung von 533 Mitgliedern des Konzils wurden durch die Konstitution Pastor æternus die Glaubenssätze von dem unbegrenzten Universalepiskopat des römischen Bischofs und als ein von Gott geoffenbartes das Dogma vom unfehlbaren Lehramt des Papstes verkündet, wenn er ex cathedra rede und eine den Glauben oder die Sitten betreffende Lehre definiere; wie es wörtlich heißt: „Romanum Pontificem, cum ex cathedra loquitur, id est cum omnium christianorum Pastoris et Doctoris munere fungens, pro suprema sua apostolica auctoritate doctrinam de fide vel moribus ab universa Ecclesia tenendam definit, per assistentiam divinam ipsi in B. Petro promissam, ea infallibilitate pollere, qua divinus redemptor Ecclesiam suam in definienda doctrina de fide et moribus instructam esse voluit; ideoque eiusmodi Romani Pontificis definitiones esse ex sese, non autem ex consensu Ecclesiae irreformabiles. Si quis autem huic Nostrae definitioni contradicere, quod Deus avertat, praesumpserit, anathema sit". Nicht stimmten dem freilich gerade diejenigen Bischöfe zu, die die gebildete Hälfte aller Katholiken vertraten, von den deutschen haben nur vier ihr Placet abgegeben.

Diese denkwürdige Sitzung fand am 18. Juli 1870 statt, also fast zu derselben Stunde, in der Frankreich wegen der spanischen Königskandidatur ein

hohenzollernschen Prinzen an Deutschland den Krieg erklärte. Als die deutschen Bischöfe aus Rom nach Hause kamen, fanden sie ihr Volk unter Waffen gegen das katholische Frankreich; und zwei Monate später war es aus mit der weltlichen Herrschaft des unfehlbaren Papstes, die italienischen Truppen scheuchten die letzten Reste der zum Konzil versammelten Geistlichen aus Rom weg. Diesmal hieß es wirklich: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht"!

In der Heimat aber trat nun an die deutschen Bischöfe, soweit sie der Opposition angehört hatten, die schwerwiegende Frage heran, ob sie an ihrer Überzeugung festhalten und damit die Einheit der Kirche gefährden und auflösen oder ob sie sich der in Rom gefallenen Entscheidung fügen wollten. Keiner fand zum Widerstand den Mut und die Kraft. Die meisten unterwarfen sich sofort, unter ihnen Ketteler von Mainz; ihr Hirtenbrief aus Fulda, der die Fortsetzung des Widerspruchs „als ein mit den Grundsätzen der katholischen Kirche unvereinbares Beginnen" bezeichnete, war ein recht unerfreulich sich windendes Aktenstück. Am längsten zögerte der Rottenburger Hefele. Noch im November 1870 sagte er von dem neuen Dogma, es entbehre „einer wahrhaftigen biblischen und traditionellen Begründung und beschädige die Kirche in unberechenbarer Weise"; aber am 10. April 1871 hat auch er, von der württembergischen Regierung im Stich gelassen oder gar gedrängt, nachgegeben und das Dogma in seiner Diözese verkündigt. Man muß ihn wie ich kurz vor dem Konzil und unmittelbar nach seiner Unterwerfung gesehen haben, um die Seelenkämpfe zu ermessen, die ihn in dieser kurzen Zeit aus einem kräftigen Mann zu einem gebrochenen Greis gemacht haben. Der Bischof hat nach Hases Wort nicht nur den Gelehrten, er hat auch den Menschen in ihm erwürgt. In die maßlosen Vorwürfe über solche Schwäche kann ich freilich, auch vom sittlichen Standpunkt aus, nicht einstimmen. Es war ein Konflikt der Pflichten, dessen Lösung doch wesentlich durch die Individualität bedingt ist: der Starke wird ja in solchen Fällen seiner Überzeugung folgen und die Fahne des Aufruhrs erheben; wer sich aber diese Stärke nicht zutraut, wem vor den möglichen Folgen graut, dem fehlt dazu nicht nur der Mut, sondern wirklich auch das moralische Recht. Diesen Mut hatte Hefele nicht, er war kein kühner Neuerer, kein Mann des Willens und der Tat, sondern ein feinsinniger Gelehrter, der theoretisch kühn, in der Praxis scheu und ängstlich die Verantwortung für Abfall und Schisma nicht auf sich zu nehmen wagte. Von Luthers ebenso temperamentvollem als gottvertrauendem Wagemut hatte er kein Fünkchen in sich: wer will ihn schelten, weil er kein anderer war? Auch hier gilt: operari sequitur esse; auch er konnte nicht anders.

Daß die überwiegende Mehrzahl des Volkes, und nicht nur die urteilslose Masse, sondern auch die Gebildeten, Laien wie Priester, ihren Bischöfen folgten,

bewies, wie tief die romantische Wiederbelebung katholischer Frömmigkeit gedrungen war, wie trefflich Jesuitismus und Ultramontanismus mit diesem Kapital gewuchert und wie richtig sie damit gerechnet hatten. Wir haben gesehen, daß die Kirche auch eine Situation wie die des Jahres 1848 für ihre Zwecke wohl auszunützen wußte. Wir können hier nachtragen, daß sie trotz ihrer Verbindung mit der Reaktion und den reaktionären Prinzipien der Legitimität und Autorität an den demokratischen Allüren, die sie sich damals angeeignet hatte, auch über die Jahre der Reaktion hinweg festgehalten hat. Namentlich die Vereinsbildung wurde energisch in die Hand genommen: zur „Belebung des katholischen Sinnes", zur „Mehrung religiöser Freiheit" war im April 1848 der Piusverein entstanden; Vinzenz- und Bonifatiusverein folgten, den schon vorher bestehenden Gesellenvereinen wurde erneute Aufmerksamkeit zugewandt, und auf den Universitäten gründete man streng katholische Studentenverbindungen. Damit aber diesen Vereinen das einigende Band nicht fehle, wurde hinfort alljährlich auf einer großen allgemeinen Herbstversammlung Heerschau über sie gehalten, und schließlich alle diese Bestrebungen in dem nachgerade ungefähr 800000 Mitglieder zählenden katholischen Volksverein zusammengefaßt. Dabei war wichtiger als der jedesmalige Zweck eines solchen Vereins oder als die Reden und Beschlüsse solcher Versammlungen die Erziehung und Disziplinierung der Massen, womit sich nötigenfalls ihre Fanatisierung unschwer verbinden ließ. Auf diese Vereine, die „nach und nach alle Teile des Volkslebens umspannen" und dieses dem jesuitischen Geiste unterwerfen sollten, konnte man unbedingt zählen, wie später bei den Reichstagswahlen, so schon jetzt im Jahre 1870, als es sich um das jesuitische Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit handelte. Die Saat ging auf, der romantische Geist hatte sich seinen Körper und kraftvoll sich regende Organe geschaffen; und so hat die Kirche diese schwere Probe auf ihre Geschlossenheit und ihr festes Machtgefüge im ganzen doch vortrefflich bestanden.

Der Altkatholizismus

Ganz ohne Widerstand ging es freilich doch nicht ab. In den Kreisen der katholischen Gelehrten war man durch die Mißhandlung seitens der Jesuiten und durch den mit dem Index und der Zensur getriebenen Mißbrauch aufs schwerste gereizt. Die Verurteilung des Österreichers Günther hatte, ähnlich wie einst die von Hermes, bei seinen zahlreichen Anhängern böses Blut gemacht; und daß sich Döllinger seit seinem rollenwidrigen Eintreten für eine deutsche Nationalkirche und ein deutsches Nationalkonzil allerlei Verdächtigungen, Zurücksetzungen und Vergewaltigungen gefallen lassen und seine Opposition im-

mer wieder gutmachen und entschuldigen mußte, kränkte ihn und seine Freunde tief. So regte sich jetzt dem neuen Dogma gegenüber noch einmal der deutsche Geist der individuellen Freiheit und der wissenschaftlichen Ehrlichkeit, aus solchen Motiven heraus entschloß man sich, nicht leichten Herzens, zu Protest und Opposition dagegen. Die Führung übernahmen Döllinger, Friedrich, Reusch, Schulte, Reinkens, neben dem von früher her schon oppositionellen Bonn war diesmal München Hauptsitz des Widerstandes. In welchem Sinn der Widerspruch erhoben wurde, zeigt vielleicht am kürzesten eine vom Rhein ausgehende Erklärung: „in Erwägung, daß die im Vatikan gehaltene Versammlung nicht mit voller Freiheit beraten und wichtige Beschlüsse nicht mit der erforderlichen Übereinstimmung gefaßt hat, erklären die unterzeichneten Katholiken, daß sie die Dekrete über die absolute Gewalt des Papstes und dessen persönliche Unfehlbarkeit als Entscheidungen eines ökumenischen Konzils nicht anerkennen, vielmehr dieselben als eine mit dem übereinstimmenden Glauben der Kirche im Widerspruch stehende Neuerung verwerfen".

Nun gab es freilich unter den Protestanten nicht wenige, die meinten, nachdem sich im neunzehnten Jahrhundert die Katholiken von römisch-jesuitischer Seite so vieles und darunter auch ein neues Dogma, wie das von der unbefleckten Empfängnis der Maria, geduldig haben gefallen und aufoktroyieren lassen, sei der Widerstand nicht mehr konsequent und komme überdies zu spät: wer a bis η gesagt habe, der könne und müsse auch 3 sagen, könne und müsse auch noch das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes mit in den Kauf nehmen. Allein so richtig das vom protestantischen Standpunkt aus gedacht war, auf dem der Subjektivismus in jeder Frage und an jedem Punkt sein Recht beansprucht, innerhalb des Katholizismus mit seiner starren Objektivität und seiner Berufung auf Autorität und Tradition steht die Sache anders. Wenn also Männer, deren Rechtgläubigkeit bis dahin, wenigstens nach außen hin, über jeden Zweifel erhaben gewesen war und die ihrerseits lange Zeit hindurch als streitbare Kämpfer und als Zierden ihrer Kirche gewirkt und gegolten hatten, sich gerade an diesem Punkt zum Widerstand entschlossen, so mußte im Unfehlbarkeitsdogma doch eine ganz besonders starke Provokation liegen; darum mußte hier das Aufbäumen des deutschen Gewissens und des deutschen Freiheitsgefühls gegen seine römisch-jesuitische Vergewaltigung als sittlich berechtigt und notwendig anerkannt und der Protest der deutschen Wissenschaft dagegen mit Achtung begrüßt werden. Und wenn selbst die deutschen Bischöfe bis zur Entscheidung in diesem Dogma eine Gefährdung des Friedens zwischen Kirche und Staat gesehen hatten, so konnte man sich ja von staatlicher und staatstreuer Seite her jenes Widerstandes nur freuen. Jedenfalls aber — ignorieren durfte man die Bewegung schon deshalb nicht, weil sie zu Verwicklungen

zwischen Kirche und Staat führen mußte. Theologische Professoren, die das Dogma nicht annehmen wollten, wurden von ihren Bischöfen exkommuniziert und ihnen ihr Lehramt entzogen, — das führte zu Eingriffen in Rechte des Staates, der die Professoren angestellt hatte. Und als sich bald auch ganze Gemeinden von „Altkatholiken" bildeten, die den Anspruch erhoben, nach wie vor gute Katholiken zu sein und nur das neue Dogma nicht anerkennen wollten, da mußte der Staat zu dieser Neubildung kirchlicher Gemeinschaften Stellung nehmen, namentlich die Frage der Mitbenützung der Gotteshäuser führte zu schwer lösbaren Streitigkeiten. Als dann vollends von den Vertretern dieser Altkatholiken 1873 ein eigener Bischof in der Person des Breslauer Professors Reinkens gewählt und dieser von dem Bischof der alten jansenistischen Kirche Hollands in Rotterdam rite konsekriert wurde, mußte auch ihn der Staat anerkennen, schützen und dotieren. Der Bewegung am günstigsten zeigte sich Baden, dessen Regierung damals in der starken Hand Jollys lag, am zurückhaltendsten war Bayern, wo freilich auch die Gegensätze am schroffsten waren und den geistigen Führern der Bewegung die fanatischsten Bischöfe und die zurückgebliebenste Landbevölkerung gegenüberstanden.

Dem Umfang nach war und blieb diese altkatholische Bewegung klein, Hase rechnete etwa 100000 Altkatholiken im Reich und in der Schweiz, 1878 waren ihrer in Deutschland 52000, die dann allmählich unter 30000 zurückgegangen sind und aus Mangel an Nachwuchs immer mehr dahinschwinden. Verhängnisvoll war es auch diesmal wieder, daß keiner der opponierenden Bischöfe sich an die Spitze der Bewegung stellte oder sich ihr nachträglich anschloß: in einer so straff disziplinierten Kirche folgt eben die Herde dem Hirten, wohin er sie führt. Im Laufe der Zeit stellten sich aber auch innerhalb dieser kleinen Kirche selbst Gegensätze heraus. Während die einen sich auf die Abweisung des neuen Dogmas beschränken und im übrigen einfach katholisch bleiben wollten, gingen andere zu tiefergreifenden Reformen weiter; und als diese Partei der „Reform der kirchlichen Zustände sowohl in der Verfassung als im Leben der Kirche" siegte, kehrten doch manche dem Altkatholizismus rasch wieder den Rücken, andere zogen es unter solchen Umständen vor, auch noch den nächsten Schritt zu tun, und traten zum Protestantismus über. Ebensowenig wirkte die Aufhebung des Zölibatszwangs für die altkatholischen Geistlichen, so berechtigt sie war, im ersten Augenblick günstig. Der Haupteffekt bei dem Abfall und der Kirchenbildung dieser „Altkatholiken" wurde aber doch erreicht, es war der moralische Eindruck, der, namentlich durch die gewichtigen Namen derer, die an die Spitze traten, die Zahl bei weitem aufwog und auch durch die paar Unwürdigen, die sich anschlossen, nicht allzusehr beeinträchtigt wurde. Die Bewegung war eine weit ernstere und sittlich höher stehende als die des Deutsch-

katholizismus; mit der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts läßt sie sich freilich weder an Tiefe noch an Stärke irgendwie vergleichen; am meisten gemahnt sie an den Jansenismus und seinen Protest gegen den jesuitischen Geist und den päpstlichen Absolutismus. Die katholische Kirche aber war dadurch noch einmal ärmer geworden an Geist und Gewissen, an Mut und Freiheitsgefühl, und so bedeutet der Altkatholizismus für sie eine wirkliche Schwächung — einen Döllinger verliert man nicht, ohne den Verlust zu spüren —, wenn auch äußerlich, gerade durch den Gegensatz, eine gewaltige Steigerung und Zusammenraffung ihrer Macht und Machtmittel die nächste Folge war.

Aufmarsch zum Kampf

Es ist bereits erwähnt, daß noch vor der Entscheidung in Rom der damalige bayerische Ministerpräsident Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst in dem Rundschreiben vom 9. April 1869, das übrigens Döllinger verfaßt hat, auf den Ernst der Situation und auf die Gefahren, die dem Staat durch das Unfehlbarkeitsdogma erwachsen müssen, hingewiesen und die Mächte zu gemeinsamen Abwehrmaßregeln aufgefordert hatte. Allein Bismarck, darin ein echter Ostelbier, daß er Wesen, Macht und Behandlung der katholischen Kirche nicht verstand, hatte die Beteiligung abgelehnt; er glaubte durch vorbeugende „Mahnungen und Warnungen" einen etwa drohenden Konflikt zwischen Staat und Kirche beschwören zu können. Und so lebte er denn bis 1870 in vollem Frieden mit den Katholiken Preußens und wollte keinen Krieg mit ihnen; er ist wirklich, wie er von sich rühmt, „in konfessioneller Beziehung jederzeit tolerant gewesen". Es war dies gewissermaßen traditionell in Preußen seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., die konservative Parteiregierung der fünfziger Jahre hatte es geradezu für ein Bestandstück ihrer Verwaltung angesehen, namentlich in Personenfragen den katholischen Wünschen die weitgehendste Rechnung zu tragen. Rogge, der in dieser Zeit als Militärgeistlicher in Koblenz stand, klagt, daß die Anmaßung, mit der der Ultramontanismus am Rhein, vor allem wieder in der Frage der gemischten Ehen, aufgetreten sei, in der schwächlichen Haltung der Regierung die stärkste Ermutigung gefunden habe. „Der Oberpräsident von Kleist-Retzow, der von Anfang der fünfziger Jahre bis zur Übernahme der Regentschaft durch den Prinz von Preußen an der Spitze der Verwaltung stand, hatte es als seine besondere Aufgabe angesehen, mit der katholischen Kirche zu liebäugeln, in der Meinung, in der überwiegend katholischen Rheinprovinz dadurch am besten die ihm verhaßten liberalen Neigungen bekämpfen zu können, und diese Haltung wirkte auch nach seiner Enthebung von dem Amte des Oberpräsidenten noch lange in verhäng-

nisvoller Weise nach." Verwunderlicher war, daß einen nicht geringen Anteil an dem Überhandnehmen und Anwachsen dieser ultramontanen Strömung in der Rheinprovinz „die oft über das Maß hinausgehende wohlwollende Haltung hatte, welche die Prinzessin von Preußen schon als solche und in noch höherem Maße nach der Thronbesteigung ihres hohen Gemahls als Königin allen katholischen Bestrebungen gegenüber einnahm". Wenn Rogge trotzdem „das Gerede über ihre Hinneigung zum Katholizismus in das Gebiet der Fabel verweisen" und diese Haltung auf ihre Bewunderung für die äußerliche Machtentfaltung der römischen Kirche und auf das Bestreben, der Parität gerecht zu werden, zurückführen möchte, so kann man über solche Romantik natürlich auch weniger harmlos urteilen. Bismarck hat sich über das Katholisieren der Kaiserin Augusta und über die Einmischung solcher „Politiker in langen Kleidern" bekanntlich ganz unmißverständlich ausgesprochen. Aber mögen die Motive gewesen sein, welche sie wollen: mit dem, was Rogge Tatsächliches von ihr über die Bevorzugung von Klöstern und sonstigen katholischen Anstalten und Werken der Barmherzigkeit aus seiner Koblenzer Zeit erzählt, stimmen auch meine mehrjährigen Beobachtungen über die vielfache Begünstigung katholischer Ansprüche und Wünsche durch die Kaiserin bei ihrem häufigen Aufenthalt in Baden-Baden in den siebziger und achtziger Jahren durchaus überein; und ebenso weiß ich aus Bismarcks eigenem Munde, daß der Freiherr von Manteuffel, als Statthalter von Elsaß-Lothringen ihrer Zustimmung zu seinem romantischen, den damals noch ganz französisch gesinnten Klerus begünstigenden Regiment jeder Zeit gewiß sein konnte. So treffe ich jedenfalls im Endurteil mit Rogge zusammen, wenn dieser sagt, daß „die Haltung, die von allerhöchster Stelle zu allem genommen wurde, was mit den Einrichtungen und Bestrebungen der römisch-katholischen Kirche zusammenhing, nicht verfehlen konnte, das Selbstbewußtsein der leitenden und maßgebenden katholischen Kreise zu steigern und der evangelischen Kirche ihre Stellung vielfach zu erschweren".

Nach all dem kann keine Rede davon sein, daß man in Preußen von oben her an einen Konflikt mit der Kirche dachte oder ihn gar provozierte. Erst der Einmarsch der Italiener in Rom und die Vernichtung der weltlichen Herrschaft des Papstes vereitelten die friedlichen Absichten. Wir wissen heute, daß, wie Döllinger übrigens schon 1861 vorausgesagt hatte, das Papsttum durch diesen Verlust an seiner kirchlich-moralischen Bedeutung nichts eingebüßt hat, sondern nur einer Last und der Blamage, den schlechtest regierten Staat als Kirchenstaat der Welt vor Augen zu stellen, los und ledig geworden ist. Dagegen glaubte die Kurie im ersten Augenblick wohl selbst, wie sie es als Fiktion bis zu dieser Stunde aufrecht erhält, daß es ein wirklicher Verlust und eine deminutio capitis für sie sei, und erhob darum ein fürchterliches Gezeter. Und

doch kamen gerade jetzt für sie die Tage stolzesten Triumphes, wie sie sie noch selten erlebt hat, und sie kamen ihr nicht zum wenigsten von da, wo sie scheinbar den heftigsten Widerstand zu besiegen hatte, von Deutschland. Mitten im Krieg eilte der polnisch-deutsche Erzbischof Ledochowski nach Versailles und erhob dort den Anspruch, das neue Deutsche Reich solle sich dem von den Italienern seiner weltlichen Machtstellung beraubten Papste zur Verfügung stellen. Daß das den Krieg gegen Italien bedeute zu dem noch nicht beendeten Kampf mit Frankreich hin, genierte ihn und seine Gesinnungsgenossen wenig; ebenso selbstverständlich freilich war, daß sich Bismarck dieser Forderung pflichtgemäß versagte.

Doch darin lag schwerlich der Grund, daß sich schon im November 1870 bei den Wahlen zum preußischen Landtag und dann im März 1871 bei denen zum ersten deutschen Reichstag die Katholiken als solche zusammenscharten und die von ihnen gewählten Abgeordneten eine besondere katholische Fraktion bildeten. „Den Prototyp" dazu hatte schon im Frankfurter Parlament von 1848 der Verein der „kirchentreuen" katholischen Abgeordneten gegeben, und ebenso hatten sich im preußischen Landtag von 1852 dreiundsechzig Abgeordnete „ausdrücklich auf konfessioneller Grundlage" zu einer geschlossenen Partei als „Katholische Fraktion" zusammengetan, deren „natürliche Führer" die beiden Reichensperger waren; 1859 hatten sie sich den Namen „Fraktion des Zentrums" beigelegt. In der Konfliktszeit war diese jedoch wieder verschwunden, selbst August Reichensperger warf 1863 die Flinte ins Korn. Jetzt aber entstand die katholische Fraktion, wiederum unter Voranstellung „kirchlicher Forderungen", unter dem Namen „Zentrum" aufs neue, zunächst im preußischen Landtag, dann im Reichstag mit dem Motto „Justitia fundamentum regnorum" und dem Wahlspruch: „Für Wahrheit, Freiheit und Recht!" Zwischen hinein erfolgte die Gründung der ultramontanen „Germania" in Berlin, deren erstes Blatt am 1. Januar 1871 erschien. Man war über diese Schilderhebung der Katholiken um so mehr erstaunt und beunruhigt, als die Führung der Partei bald genug einem der Neugestaltung Deutschlands seit 1866 feindlich gegenüberstehenden und wohl auch durch persönliche Nichtbeachtung gekränkten Welfen — Ludwig Windthorst — zufiel. Dieser gefährliche Mann zeigte sich alsbald als vollendeter Meister des politischen Intrigenspiels, obgleich er nach dem Urteil seines Parteigenossen Reichensperger nur „ein parlamentarischer Advokat, kein eigentlicher Staatsmann" gewesen ist. Ihm gelang, was fast unmöglich schien, alle die auseinanderstrebenden Elemente zu einer kompakt geschlossenen Partei zusammenzufassen, — auf der einen Seite die hannoveranischen Welfen und die antipreußischen Partikularisten aus Bayern, auf der andern Seite patriotisch gesinnte Preußen, und unter diesen wieder die freiheitlich,

fast demokratisch angehauchten Rheinländer neben den feudalen Rittergutsbesitzern aus Schlesien. Und es war nicht etwa ein Herrschen über Nullen: Männer wie die beiden Reichensperger und von Mallinckrodt, von Schorlemer-Alst und von Franckenstein haben sich jahrelang der Führung Windthorsts, wenn auch nicht immer gerne, gefügt. So machte der Katholizismus, der seit 1848 unablässig gerüstet hatte, mobil, und in der Person des neuen Führers lag unverkennbar eine feindliche Spitze gegen den neuen deutschen Staat. Trotzdem hat Bismarck, der nach seiner ausdrücklichen Erklärung durch diese Vorgänge überrascht wurde, den Ausbruch des Kampfes solange als möglich zu verhindern gesucht. Ein Kampf mit der Kirche konnte seinem Werk und der inneren Ausgestaltung des Reichs nur schaden, widersprach seinen persönlichen Anschauungen und Neigungen und mußte bei Kaiser Wilhelm und noch mehr bei dessen Frau auf Widerstand und schwere Friktionen stoßen. Überdies garantierte die Person des aus den Konfliktsjahren her beibehaltenen Kultusministers, des reaktionären, streng kirchlich und konfessionell gesinnten Herrn von Mühler, noch immer für die Nachgiebigkeit des Staates gegen die kirchlichen Ansprüche in allen Einzelfragen bis an die letzten Grenzen des Möglichen. So ist jedenfalls der Kampf nicht von der Regierungsseite ausgegangen, denn ihr konnte er nur unerwünscht sein. Umgekehrt drängte auch das Zentrum nicht mutwillig dazu; seine Existenz bedeutete freilich Kampf, aber diese Existenz war eine in dem Gang der Dinge, in der Entwicklung der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert begründete Notwendigkeit, es mußte zum Zusammenstoß zwischen ihr und dem neuen Staatsgebilde kommen, das sich durch Niederwerfung des katholischen Österreich und des katholischen Frankreich konstituiert hatte und an dessen Spitze ein protestantischer Kaiser stand. Auch die Existenz des neuen Reiches war an und für sich schon eine Niederlage, wenn man will: eine Herausforderung für die herrschbegierige ultramontane Kirche; die Gründung des Zentrums war daher der fast selbstverständliche Versuch, dem Reich den Sieg zu entreißen, und das konnte nicht gelingen ohne Kampf.

Der Kampf

Dieser begann denn auch sofort. Das Zentrum stimmte gegen die die Thronrede beantwortende Adresse im ersten deutschen Reichstag, weil sie das Prinzip der Nichteinmischung Deutschlands in das innere Leben anderer Völker nachdrücklich betonte und damit auch der mittelalterlichen Kaiserpolitik in Italien und den neuesten Hoffnungen auf die Beihilfe Deutschlands zur Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes entgegentrat. Umgekehrt verlangte es die Aufnahme der schlecht redigierten Artikel 15, 16 und 18 der preußischen

Verfassung, die in vagster Weise der Kirche die selbständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten zusprachen, auch in die Reichsverfassung. Dieser Antrag erhielt nur 59 Stimmen, und ebenso natürlich versagte sich Bismarck einem darauf gerichteten persönlichen Begehren des Freiherrn von Ketteler. Das Verschweigen aller dieser Tatsachen durch den Geschichtschreiber „des deutschen Zentrums" beweist mehr als alles, auf wessen Seite die Schuld an dem Ausbruch des Kampfes zu suchen ist, und was es mit der Behauptung, daß das Zentrum keine konfessionelle, sondern eine politische Partei sei, in Wahrheit auf sich hat.

Mit jenem Debut des Zentrums war nun also von Anfang an die Kampfstellung bezogen und die Stimmung hin und her verbittert. Dazu brachte dann die Altkatholikenfrage in Bayern, Baden und Preußen mit Notwendigkeit Schwierigkeiten und Reibungen aller Art, selbst Herr v. Mühler konnte sich der Pflicht des Staates, seine Beamten gegen die Übergriffe der Bischöfe zu schützen, nicht entziehen. So brach denn der Kampf los, den man nach einem Wort Virchows den „Kulturkampf" zu nennen pflegt. Er wurde am vorsichtigsten in Bayern, dafür um so energischer in Baden durch Jolly, in Preußen durch den 1872 als Kampfminister an Mühlers Stelle berufenen Kultusminister Falk und im Deutschen Reiche vielfach durch Bismarck selbst geführt. Im Reich der Kanzelparagraph, wonach Geistliche, die bei „Ausübung ihres Berufes Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung machen", unter Strafe gestellt wurden, die Ausschließung des Jesuitenordens aus dem Reich nach dem Vorgang der Schweiz und die Einführung der obligatorischen Zivilehe; in Preußen die Aufhebung der durch ihre Intrigen ganz besonders gefährlich gewordenen „katholischen Abteilung" im Kultusministerium, die Beseitigung jener drei Verfassungsparagraphen, das Schulaufsichtsgesetz, das die Schule von der Kirche emanzipieren sollte, es nur leider nicht gründlich genug getan hat, die Bestimmungen über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, das Gesetz über die Verwaltung erledigter Bistümer und die Errichtung eines königlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten: — so folgten sich die Maigesetze der Jahre 1873 bis 1875 Schlag auf Schlag. In Baden und Hessen kam dazu noch die Einführung der den Ultramontanen besonders verhaßten Simultanschule. Als aber die preußischen Bischöfe und viele Geistliche jenen Gesetzen den Gehorsam verweigerten, wurden ihnen die Temporalien gesperrt und sie selber ihres Amtes enthoben, gefangen gesetzt oder ausgewiesen; und da der Staat die nicht zur Anzeige gebrachten Geistlichen nicht anerkannte und ihnen jede Amtshandlung untersagte, und umgekehrt die Gemeinden von dem ihnen erteilten Recht der Pfarrwahl keinen Gebrauch machten, so stand der größte Teil der Bistümer und etwa ein Viertel der Pfarreien verwaist.

Mit Spannung verfolgte man im Volk die aufregenden Debatten im Reichstag und in den verschiedenen Einzellandtagen, vor allem dem preußischen. Große weltgeschichtliche Fragen wurden hier mit Geist und Kraft erörtert und die verschiedenen Standpunkte mit Leidenschaft und Erbitterung verfochten. So auf geistiger Höhe ist der Parlamentarismus in Deutschland — abgesehen vom Frankfurter Parlament — weder vorher noch nachher je gewesen, wenn es auch den Rednern auf staatlicher Seite zuweilen an den für diesen Kampf notwendigen Kenntnissen fehlte; etliche Kirchenhistoriker hätten damals dem Parlament wohl angestanden. Und den Redeschlachten sekundierte die Presse: in Tageszeitungen, in Wochen- und Monatsschriften, in Flugschriften und großen gelehrten Werken wurde das pro und contra eifrig erörtert und immer neue Gründe und Gesichtspunkte beigebracht. Von den Parteien standen sich am klarsten gegenüber das Zentrum als Träger der katholischen Ansprüche und der Abwehr gegen die staatliche Kirchengesetzgebung; und auf der andern Seite die nationalliberale Partei, mit deren Hilfe vornämlich Bismarck und Falk im Reich und in Preußen, Jolly in Baden jene Gesetze durchbrachten. Die Konservativen waren zwiespältig in sich selber — als Regierungspartei zur Heeresfolge auch hier bereit, als streng kirchlich-konfessionelle Partei für den Widerstand des Zentrums nicht ohne Mitgefühl und betroffen und besorgt über die Wirkung, die einzelne dieser Gesetze auch auf die protestantische Kirche ausüben mußten: die Zivilehe als obligatorische und das Schulaufsichtsgesetz liefen auch der orthodox-protestantischen Anschauung entgegen, und die Simultanschule war ihnen ebenso ein Greuel wie den Ultramontanen. Umgekehrt erkannten die linksstehenden Parteien das Kulturinteresse des Kampfes gegen eine herrschsüchtige und rückschrittliche Kirche, von deren Oberhaupt Syllabus und Enzyklika ausgegangen waren, wohl an — von Virchow stammt ja das Wort vom „großen Kulturkampf der Menschheit" —, aber die dadurch herbeigeführte Stärkung der Staatsgewalt und der Triumph des ihnen verhaßten Staatsmanns auch in dieser großen Sache war ihnen unerwünscht; ihr Doktrinarismus mit seinem laissez aller laissez faire verbot jedes Hinausrücken der „Grenzen der Wirksamkeit des Staates"; und die Lehre von der Trennung von Kirche und Staat, die Cavour in die handliche Formel „Chiesa libera in libero stato" gebracht hatte, ließ sie an dem Recht des staatlichen Vorgehens gegen die Kirche und deren Organe überhaupt zweifeln.

Aber auch in den Reihen derer, die das Recht des Staates, sein Verhältnis zu der Kirche in seinem Interesse selbständig zu ordnen, durchaus zugaben, konnte man sich gewissen Bedenken gegen die Richtigkeit und Opportunität des eingeschlagenen Weges nicht ganz verschließen, zumal die Folgen sich doch bedenklich genug herausstellten. Ein nationales Unglück war schon unter allen Um-

ständen die Entfesselung der konfessionellen Leidenschaft und die Zuspitzung der konfessionellen Gegensätze in dem eben erst äußerlich geeinigten Reich. Dem katholischen Volk mußte es als „Kirchenverfolgung" erscheinen, wenn seine „Priester in das Gefängnis geschleppt wurden, weil sie getauft, weil sie das Sakrament der Buße gespendet, weil sie in Gegenwart von Gemeindegliedern das Meßopfer dargebracht, weil sie die Kommunion ausgeteilt, weil sie Sterbenden die Wegzehrung und die letzte Ölung gespendet hatten", und diese „Verfolgung" ließ es mit guter deutscher Treue nur um so fester um seine geistlichen Führer sich scharen; zu dem allgemeinen Nimbus des katholischen Priestertums hatten diese ja nun noch die höhere Weihe des Martyriums hinzugewonnen. Umgekehrt scheute man auf katholischer Seite kein Mittel, um die Volksleidenschaft zu schüren und zu erhitzen: der Name „Hetzkaplan" stammt aus dieser Zeit; selbst die Kanzeln wurden zu solchem unchristlichen und unkirchlichen Treiben vielfach mißbraucht, die Presse führte eine maßlose Sprache; Vorkommnisse wie die Marpinger Wundererscheinungen zeigten, daß man auch den dicksten Aberglauben jesuitisch geschickt in den Dienst dieses kirchlichen Widerstandes zu stellen wußte. Und wenn die „Germania" das Kullmannsche Attentat auf Bismarck am 13. Juli 1874 die „Verdichtung des katholischen Zorns über die Bismarcksche Kirchenpolitik" nannte, so bewies das die Siedehitze des Kampfes und gab — trotz des Pfui! des Herrn von Balleſtrem — Bismarck recht, wenn er dem Zentrum zurief, daß es diesen Böttchergesellen nicht von seinen Rockschößen schütteln könne. Auch von Rom her wurde geschürt. Pius IX., ohnedies ein Virtuose im Fluchen und Verdammen, brauchte die stärksten Ausdrücke, und das Jesuitenorgan, die Civiltà cattolica führte eine Sprache von unerhörter Heftigkeit. Den anmaßlichen Anspruch des Papstes in seinem Schreiben an den Kaiser Wilhelm auf die Oberherrlichkeit über jeden, der getauft sei, wies dieser selbst aufs würdigste zurück. Aber auch auf kulturkämpferischer Seite ließen taktlose Reden von einem protestantischen oder evangelischen Kaisertum vergessen, daß der moderne Staat absolut konfessionslos sein und jeden nach seiner Fasson selig werden lassen muß, daß also die Konfession des Oberhaupts den Staat selbst nicht berühren darf. Dergleichen machte manchen stutzig, zumal wenn er sah, daß dieser Kampf auf die katholischen Außenglieder des Reiches, die polnischen und die neuerworbenen elsässischen Reichsteile, aber auch auf das immer noch stark partikularistische Bayern ungünstig einwirkte. Dazu kam das prinzipielle Bedenken, ob nicht der Staat mit diesen neuen Gesetzen jenen Friderizianischen Grundsatz verletze und nun doch in das innere kirchliche und religiöse Leben des Katholizismus eingreife und dessen Selbständigkeit antaste; wenn ja, so wurde durch solche Mißgriffe die katholische Kirche zur Verteidigerin der Gewissensfreiheit, und wirk-

lich konnte man das allezeit brauchbare Wort, daß „man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen", auf katholischer Seite in allen Tonarten variieren hören.

Damit verband sich aber nun die Hauptfrage, ob es auf dem eingeschlagenen Wege möglich sei, die Macht der Kirche zu brechen. Denn darüber konnte man sich doch keiner Illusion hingeben: es war eine Machtfrage, das Vatikanum hatte die im mittelalterlichen Katholizismus lebendige Idee der Weltbeherrschung aufs neue als Leitmotiv der Kirche mit aller Deutlichkeit erklingen lassen und gezeigt, daß diese nach wie vor in ihr lebe. Oder wie Bismarck es formulierte: „Die therapeutische Behandlung der katholischen Kirche in einem weltlichen Staate ist dadurch erschwert, daß die katholische Geistlichkeit, wenn sie ihren theoretischen Beruf voll erfüllen will, über das kirchliche Gebiet hinaus den Anspruch auf Beteiligung an weltlicher Herrschaft zu erheben hat, unter kirchlichen Formen eine politische Institution ist und auf ihre Mitarbeiter die eigene Überzeugung überträgt, daß ihre Freiheit in ihrer Herrschaft besteht, und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht, berechtigt ist, über Diokletianische Verfolgung zu klagen." In diesem Sinn ist eine katholische Partei wie das Zentrum freilich immer eine politische Partei, weil die katholische Kirche selbst auch eine politische Macht ist, und der Streit darüber ist lediglich ein Streit um den Bart des Kaisers. Und nun kam dieser kämpfenden Kirche in Deutschland auch die alte Wahrheit zugute, daß einer Bewegung nichts so sehr hilft und nützt wie das Martyrium. Es handelte sich freilich nicht annähernd um Verfolgungen und Strafen, wie sie einst im Mittelalter die Kirche durch den Arm des Staates so erbarmungslos über die Ketzer verhängt hatte; jenes Wort des Bischofs Martin von Paderborn von einer wahrhaft „diokletianischen Verfolgung" war eine lächerliche Übertreibung und eine durch die Albigenserkriege und die Scheiterhaufen eines Hus oder Giordano Bruno längst überholte Reminiszenz. Aber unsere Zeit ist für das Leiden empfänglicher und empfindlicher, ist feinfühliger und — materieller, und so genügten die Anklagen und Verurteilungen, die Absetzungen und Gefängnisstrafen von Bischöfen, die Temporaliensperre gegen renitente Geistliche die Bestrafung der politisierenden Kapläne wegen Vergehen gegen das Preßgesetz, um doch das Gefühl wirklicher Verfolgung und eines echten Martyriums zu erzeugen; und die ihrer Seelsorger beraubten Gemeinden in Preußen oder in Baden warfen die Schuld daran natürlich nicht auf die Widersetzlichkeit ihrer Geistlichen, sondern auf die Verfolgungssucht des Staates. Die Folge von alledem war notwendigerweise ein starkes Anwachsen der Widerstandskraft auf katholischer Seite. Die Zahl der Zentrumsmitglieder im Reichstag wuchs auf 100 und mehr, das heißt: in jedem Wahlkreis, in dem das

nach der konfessionellen Verteilung der Bevölkerung überhaupt möglich war, wurden vom katholischen Volk Kandidaten der entschiedensten Opposition gewählt. Innerhalb der Partei selbst aber schlossen sich die verschiedenen Elemente — welfische, partikularistische, demokratische, aristokratische, — immer enger zusammen; und so nahm nicht nur die Leidenschaft und der Fanatismus, es nahm auch die sittliche Kraft zu; die im Katholizismus steckende und durch die Romantik neubelebte Religiosität und der starke Glaube an die seligmachende Kirche wurde durch diese Vorgänge hervorgelockt und erwies sich als wirkliche Macht.

Der Gang nach Kanossa

Angesichts dessen erhob sich für den Staat die Frage, ob er diesem so energisch herangewachsenen Widerstand gegenüber standhalten und sich durchsetzen könne, und ob er dazu auch wirklich den Willen habe? Hierbei galt, was von jedem Streit um die Macht zu sagen ist: entweder mußte man zum äußersten Widerstand entschlossen sein und darin ausharren — mindestens, wie Sell richtig sagt, „ein Menschenalter lang, über diejenigen hinaus, mit denen er begonnen war"; denn diese sind, durch den Kampf verbittert, nicht zu gewinnen; oder man durfte ihn überhaupt nicht anfangen. Es ist heute Sitte geworden, den Kulturkampf für einen Fehler zu erklären und dafür entweder Bismarck oder noch lieber den „Juristen" Falk verantwortlich zu machen, jeder möchte ihn sich von den Rockschößen schütteln; und der Mißerfolg scheint diesen Anklägern und Verleugnern recht zu geben. Nun ist von staatlicher Seite der Bogen zweifellos sehr straff gespannt und in den parlamentarischen Kämpfen sind sehr starke Worte gebraucht worden; auch vergaß man oft, daß nicht alle jene Gesetze bleibend gültig sein sollten, sondern daß manche von ihnen wirklich nur Kampfmittel waren und als solche nur zeitlichen Wert hatten. Das bedenklichste Übersehen aber war das des idealen Faktors, der in dem Widerstand der deutschen Katholiken steckte. Diesem Idealismus war weder Bismarcks Realismus noch Falks juridischer Formalismus gewachsen. Bismarck sah nur die sein Werk gefährdende Macht der Kirche, zu Beginn überhaupt mehr nur die politische und die polnische Seite des Kampfes, und da hatte er natürlich recht; nicht dagegen sah er das deutsche Gewissen, das sich auch in sein katholisches Christentum nicht greifen und nicht daran rühren lassen wollte; deshalb fehlten dem Kampf auf seiten des Staates die gewinnenden und die positiven Züge. Allein der größte Fehler lag doch nicht darin, wie der Kampf geführt wurde, sondern daß er überhaupt geführt wurde, wenn man nicht entschlossen war, unter allen Umständen auszuhalten: er lag entweder im Anfang oder im vorzeitigen Ende, nicht in der

Mitte. Allzu optimistisch ist freilich die Meinung: wenn der Staat nur noch ein paar Augenblicke länger stand gehalten hätte, würde er gesiegt haben, die Anzeichen für die Nachgiebigkeit der Kirche und für die Erlahmung des Widerstandes seien schon vorhanden gewesen. Die Kirche kann warten: darin offenbart sich ihr Glaube an ihre eigene Ewigkeit, und darin lag zu allen Zeiten ihre Stärke und in allen Kämpfen ihre Aussicht auf Sieg. Auch im Kulturkampf verstand sie das Warten besser als der Staat.

Und so bekamen bald genug diejenigen recht, die von Anfang an vermutet hatten, daß dem Staat für diesen Krieg die nachhaltige Kraft fehle und ihm darin die Kirche schließlich doch überlegen sein werde. Bismarck schloß diesmal nicht als Sieger Frieden — oder war es nur ein Waffenstillstand? — mit der Kirche und betrat den Weg nach Kanossa, den er am 14. Mai 1872 zu gehen sich verschworen hatte. Es war eine Überraschung für die ganze Welt, am meisten für die Ultramontanen selbst; Reichensperger rief: „novus oritur rerum ordo", und so war es auch.

Die Geschichte dieses Friedensschlusses ist noch nicht geschrieben. Daß Bismarck von Anfang an in dem Kampfe sich nicht recht wohl gefühlt habe, ist sicher zu viel gesagt, auch wenn es ihm in retrospektiver Betrachtung zuweilen selbst so vorkam: dazu war sein Kampfeseifer und seine Kampfesfreudigkeit in der ganzen Zeit zu echt und zu groß; bald wie von Berserkerzorn eingegeben, bald sieghaft und siegessicher fielen die Worte von seinen Lippen. In den „Gedanken und Erinnerungen" sagt er darum wohl richtiger: „Durch die Praxis überzeugte ich mich, daß die juristischen Einzelheiten psychologisch nicht richtig gegriffen waren"; und einem französischen Priester gegenüber soll er es so formuliert haben: „Man kann nicht gegen das Gewissen von zwei Fünfteln der Bevölkerung regieren." Von Anfang an nicht ganz wohl bei diesem Kampf mit der Kirche war es dagegen dem Kaiser: seiner Natur, auch seiner religiösen, widerstand derselbe, und das schneidige Vorgehen Bismarcks und Falks erregte auf diesem Gebiet sein entschiedenes Mißfallen. Wie alle Fürsten so hat auch er an die Zusammengehörigkeit von Thron und Altar geglaubt und daher ihr Auseinandergehen als ein Unglück empfunden. Und da die Hauptträger des Kulturkampfes die Liberalen waren und mit dem politischen sich in dieser Frage auch der kirchliche Liberalismus verband, so sah er bei seiner konservativen und mit dem Alter stark nachdunkelnden religiösen Gesinnung auch darin ein Peinliches und Unerfreuliches. Diese Stimmung wurde dann von kirchlich-orthodoxer Seite benützt, der Hof der Kaiserin Augusta namentlich, die um jene Zeit immer entschiedener „katholisierte", bereitete Bismarck und Falk die schwersten Friktionen. In Baden-Baden konnte man von ihren Hofherren und Hofdamen die abfälligsten Urteile über die beiden hören,

selbst an der Tafel bereiteten sie damit den eingeladenen Gästen schweres Ärgernis; und solche Stimmen gelangten dann durch seine Gemahlin natürlich an das Ohr des Kaisers. Allein die Hauptsache lag doch auf anderem Gebiet. In der Behandlung wirtschaftlicher Fragen schien Bismarck ein Umschwung — vom Freihandel zum Schutzzoll — notwendig, namentlich verlangte er das Tabakmonopol im Interesse der Finanzen des Reichs, und für beides versagten sich die Nationalliberalen, die ihm als ausschlaggebende Partei auch sonst lästig geworden waren. Als sie Lust zeigten am Regieren teilzunehmen und den Eintritt mehrerer ihrer Mitglieder ins Ministerium zur Bedingung ihres ferneren Mittuns machten, da erschien ihm das wie ein Rückfall in die Doktrin eines die Rechte der Krone beeinträchtigenden „Parlamentarismus". So wandte er sich von ihnen ab und schloß über ihre Köpfe weg und gegen sie den Pakt mit dem Zentrum. Erleichtert wurde dies dadurch, daß am 7. Februar 1878 Pius IX. starb und mit seinem Nachfolger Leo XIII. leichter zum Frieden zu kommen war: er fluchte nicht so viel wie sein Vorgänger, war also jedenfalls in der Form traktabler und wünschte wirklich „nach Entfernung der Hindernisse einen wahren, soliden und dauerhaften Frieden zu schließen". Tatsächlich war es freilich nur eine feinere Nummer, die er spann, das Garn war dasselbe, in seiner Feinheit vielleicht sogar gefährlicher. Allein einen anderen Weg zu einem raschen Friedensschluß zu kommen, als den über Kanossa gab es nicht, und so wurde er beschritten. Der Kampfminister Falk wurde im Sommer 1879 entlassen und in langsamem Abbruch die Maigesetzgebung Stück für Stück beseitigt, am einen Ort rascher, so in Bayern, bei weitem langsamer und bei weitem nicht so radikal und vollständig in Baden. In Preußen hielt man wenigstens an der Aufhebung der Verfassungsartikel 15, 16 und 18 über die Selbständigkeit der Kirche fest, und auch im Reich blieb zweierlei bestehen — die obligatorische Zivilehe und der Ausschluß der Jesuiten. Die erstere hatte sich inzwischen so eingelebt und eingebürgert, daß die katholische Kirche, die in dem Geltungsbereich des Code Napoléon ohnedies einigermaßen daran gewöhnt war, vom Widerstand dagegen mehr oder weniger absah, und ihn als einen aussichtslosen lieber der konservativen Partei und den orthodoxen Pastoren der evangelischen Kirche überließ. Dagegen bekämpfte sie um so leidenschaftlicher, mit Nach- und Anklängen an die Kulturkampfdebatten und deren Stimmung, den zweiten übriggebliebenen Rest — das Jesuitengesetz, soweit es nach Aufhebung des besonders anstößigen § 2 überhaupt noch besteht. Auf den Katholikenversammlungen war das bis zuletzt ein nie versagendes Zug- und Spektakelstück. Ob es von diesem Rest heißt: „auch dieser schon geborsten kann stürzen über Nacht", bleibt der Zukunft vorbehalten. Angesichts des sich längst schon mit dem jesuitischen Geiste identifizierenden Wesens der katholischen Kirche

könnte man sagen, der Unterschied sei heute sachlich nicht mehr groß, ob die Mitglieder des Ordens offen unter uns umherwandeln oder nicht tatsächlich haben wir sie doch. Andererseits würden die Protestanten darin so sehr das Eingeständnis staatlicher Niederlage und Unterwerfung sehen, daß es — *symbolisch betrachtet* — doch eine recht ernsthafte Sache, etwas wie ein kaudinisches Joch wäre, das dem Staat am Schluß seines traurigen Kanossaganges damit auferlegt würde. Die Reichstagsmehrheit, die das Zentrum schon wiederholt für den Antrag auf Rückberufung der Jesuiten zu gewinnen wußte, hatte für diese Seite der Sache offenbar kein volles Verständnis; die Linksliberalen sahen darin nur die Beseitigung eines „Ausnahmegesetzes" und bedachten nicht, daß es von jeher, selbst in den liberalsten Staaten, collegia illicita gegeben hat; auch für die Gefährlichkeit des extrem internationalen Charakters der Jesuiten hatten sie kein Auge: gerade das wird nach dem Weltkrieg doch noch einmal neu zu bedenken sein. Endlich ob den Katholiken selbst mit der Wiederkehr der Jesuiten eine sonderliche Freude bereitet würde, wird man wenigstens fragen dürfen, freilich ohne eine Antwort darauf zu erwarten.

Eine Niederlage haben die deutschen Staaten und das Deutsche Reich und hat mit ihnen und durch sie auch der Protestantismus in diesem Kulturkampf jedenfalls erlitten. Die katholische Kirche ist im wesentlichen siegreich und, was noch viel mehr bedeuten will, innerlich gestärkt daraus hervorgegangen. „Katholisch war Trumpf" geworden im Deutschen Reich, und die in den Landtagen von Preußen oder Bayern, von Baden oder Elsaß-Lothringen alljährlich sich wiederholenden Klagen über mangelnde Parität erinnerten nur noch an die Gracchi de seditione querentes. Die Annahme der Franckensteinschen Klausel, die den Einzelstaaten den die Summe von 130 Millionen Mark in einem Jahre übersteigenden Betrag der Zölle und der Tabaksteuer überwies, leitete die neue Machtstellung des Zentrums im Jahre 1879 ein, und diese ist dann mehr und mehr befestigt worden. Im Jahr 1899 erwies sich die Partei bei der Annahme einer Vorlage zur Verstärkung des Landheeres, 1898 und 1900 bei dem Kampf um die beiden rasch aufeinander folgenden Gesetze zur Vermehrung der Kriegsflotte durchaus als ausschlaggebend. Die Spaltung, die dabei eintrat und diesen starken Turm zum erstenmal nach außen hin geborsten zeigte — 26 Mitglieder stimmten 1898 aus „etatsrechtlichen Bedenken" gegen den Lieberschen Kompromiß —, ließ zwar auf tiefere Gegensätze schließen; aber sie sind rasch wieder überwunden oder doch verdeckt worden, immer wieder stand die Partei einheitlich und geschlossen auf dem Plan, der Regierung war sie in solchen Fragen eine unersetzliche Stütze. Auch der Bruch, den diese am 13. Dezember 1906 mit dem Zentrum vollzog, äußerlich wegen des Versagens in einer Kolonialangelegenheit, in Wahrheit wegen der auf die Dauer unerträglichen Nebenregierung der

Zentrumsführer, war pro nihilo. Die Partei kehrte aus den Reichstagswahlen nicht um einen Mann vermindert zurück, und die Gründung des „Blocks" durch den Reichskanzler Fürsten von Bülow erwies sich als ein Ding der Unmöglichkeit: ostelbische Junker und süddeutsche Demokraten lassen sich nicht an einen Wagen spannen. In jedem Staat sind konservativ und liberal die normalen Gegensätze, die miteinander zu ringen haben. Bei uns schiebt sich das Zentrum als unorganisches Gebilde dazwischen und verdirbt uns so die Politik. So wartete es auch jetzt wieder seine Zeit ab. Den ersten Fehler machten dann die Liberalen, als sie gleich zu Beginn jener unnatürlichen Paarung, auf die sich ihre Führer nun einmal eingelassen hatten, die Wahlrechtsfrage in Preußen in den Vordergrund rückten und dadurch die Konservativen kopfscheu machten. Umgekehrt lehnten, als zur Heilung unserer Reichsfinanzen die Regierung eine Erbschaftssteuer vorschlug, die Konservativen in ihrem harten agrarischen Egoismus diese ab und zogen es vor, im Bunde mit dem Zentrum eine für sie vorteilhaftere „Reichsfinanzreform" zu machen, worüber Fürst Bülow als Vater des Blocks fallen und dieser selbst in die Brüche gehen mußte. Und so war das Zentrum wieder oben auf, katholisch wieder Trumpf. Auch im Weltkrieg stand die Partei seit der Spaltung der sozialdemokratischen Fraktion im Frühjahr 1916 als die stärkste allen anderen voran, und die einflußreichste war sie ohnedies. Auch der Streit, der 1909 in ihren eigenen Reihen ausgebrochen war, ob es eine konfessionelle oder interkonfessionelle, eine politische oder kirchliche Partei sei, änderte daran nichts.

Erfolge und Folgen des Sieges

Daß freilich die Bäume nicht in den Himmel zu wachsen brauchen, das hat das Scheitern des konservativ-klerikalen Schulgesetzes unter dem Grafen von Zedlitz-Trützschler als Kultusminister im Jahre 1892, die Ablehnung der ultramontan amendierten Umsturzvorlage im Jahre 1895 und der mißlungene Ansturm gegen die deutsche Kunst und Literatur bei der lex Heinze im Jahr 1900 deutlich gezeigt. In allen diesen Fällen handelte es sich um Angriffe auf geistige Mächte — auf die Schule, auf die Freiheit der Wissenschaft, auf die Freiheit von Kunst und Poesie. Die öffentliche Meinung des gebildeten Deutschland erwies sich dabei stärker als der Ultramontanismus und der ihm Heeres-

folge leistende orthodox-pietistische Protestantismus zusammen: das war an diesen Kämpfen das Tröstliche und das Herzerfreuende. Und dasselbe beweist die Art, wie der Konfessionalismus in Preußen unter dem Ministerium Studt nachträglich doch noch für die Schule festgelegt und die Simultanschule vollends erdrosselt worden ist: nur durch die Spaltung der Intellektuellen und den Anschluß der Nationalliberalen wurde jetzt möglich, was 14 Jahre vorher abgelehnt worden war; dasselbe auch die Heimlichkeit, mit der man bei der Konfessionalisierung einer historischen und einer philosophischen Professur an der Straßburger Universität verfahren ist: nur hinter dem Rücken der Intellektuellen und der öffentlichen Meinung konnte diese Vergewaltigung einer deutschen Hochschule gewagt werden. Aus allen diesen Vorgängen kann man daher vielleicht rückwärts schließen, daß der Staat im Kulturkampf vor allem deshalb unterlegen ist, weil er ihn in der Person Falks in der Tat zu „juridisch" geführt und weil er in der Art Bismarcks allzu realistisch mit Machtmitteln um Macht gestritten und nicht bedacht hat, daß ein „Kulturkampf" schließlich mit den Waffen des Geistes und der Kraft ausgefochten werden muß und nur durch sie siegreich beendet werden kann; wie umgekehrt die Kirche nur deshalb den Sieg davongetragen hat, weil durch diesen Kampf die Macht der religiösen Idee entbunden und zur Hilfe aufgerufen wurde. Das wird bei der Beurteilung des Kulturkampfes und seines für den Staat so unrühmlichen Ausgangs auf protestantischer und liberaler Seite meist allzusehr übersehen. Und doch hatte schon 1855 Bunsen mit Bezug auf den badischen Kirchenstreit richtig erkannt, daß, „sobald sich ein religiös-kirchlicher Geist regt, die Regierung den Kürzeren zieht".

Allein wenn wir auch diese innere Kräftigung des Katholizismus als Folge des Kulturkampfes anerkennen, dürfen wir sie doch nicht in den Vordergrund rücken, sie uns nicht allzu intensiv innerlich vorstellen. Jedenfalls überwiegt die Kehrseite. Niemals ist der Katholizismus im ganzen politischer und streitbarer, also dem Geist und Wesen des Christentums ferner gewesen als in den siebziger Jahren. Seine Bischöfe wurden Diplomaten oder Heerführer, seine Pfarrer Fraktionspolitiker und seine Kapläne Agitatoren und Journalisten — „Hetzkapläne" —, selbst die Kanzeln wurden immer aufs neue zu Wahlreden und demagogischen Aufreizungen mißbraucht; die sittlich religiöse Aufgabe der Kirche kam darüber am meisten bei der Geistlichkeit selber und durch sie zu kurz. Und diese weltlich politische Auffassung ihres Berufes ist bei den katholischen Geistlichen, der dumpfe Groll und das Mißtrauen gegen einen Staat, der die Kirche jahrelang „verfolgt" haben sollte, ist in dem katholischen Volk bis zum Ausbruch des Krieges nie ganz verschwunden. Gewiß ist nach dem Aufhören des Kampfes und vollends nach dem Tode Windthorsts die star-

feindliche Gesinnung der Ultramontanen erheblich abgeschwächt und gemildert worden; und auf der andern Seite ist die gehässige Bezeichnung „Reichsfeind" aus der Parteisprache erfreulicherweise verschwunden und wird nach der patriotischen Haltung der deutschen Katholiken im Krieg nie wieder hervorgeholt werden dürfen. Auch ist das Zentrum schon vor 1914 „regierungsfähig" gewesen und hat an den nationalen Aufgaben des Reiches, an der Stärkung unserer Land- und Seemacht, an der Hebung unserer Finanzen und an der Fortführung der sozialen Gesetzgebung wacker mitgearbeitet; und im nationalen Interesse hatten wir allen Grund, uns dessen zu freuen. Wenn freilich der Geschichtschreiber des deutschen Zentrums sein Büchlein mit den Worten schließt: „das Streben des Zentrums ging allezeit darauf, die Kräfte, die in der Gesamtheit unserer arbeitenden Stände lebendig sind, für die Entwicklung des Reiches fruchtbar heranzuziehen; seine Fahnen flattern überall, wo deutscher Sinn und deutsches Recht hochgehalten wird, ohne Unterschied des Gaues und der Klasse", so ist das für die Zeit vor dem Krieg ein Überschwang, den sich der in Elsaß-Lothringen lebende Verfasser am allerwenigsten erlauben durfte. Aber auch außerhalb des Reichslandes, wo gerade in der Zentrumspartei die schlimmsten Feinde des Deutschtums Unterschlupf gesucht und gefunden haben, — ein rechtes Herz zum deutschen Staat konnten sich die Ultramontanen nur schwer fassen. Und das hing schließlich doch wieder zusammen mit dem unseligen Vatikanum, das den Papst zum unumschränkten Herrn der Kirche und diese damit zu einer internationalen Korporation gemacht hat, die durch alle nationalen Staaten hindurchgreift und den deutschen Katholiken immer vor die konfliktvolle Wahl stellte, ob er dem Kaiser zu Haus oder dem Papst jenseits der Berge zu gehorchen habe.

Aber auch der konfessionelle Gegensatz ist durch den Kulturkampf verschärft und vergiftet worden. Dieser war kein Kampf zwischen Katholiken und Protestanten, sondern zwischen Kirche und Staat; aber der deutsche Staat hatte ein evangelisches Oberhaupt und protestantische Minister, und die Mehrzahl der kulturkämpferischen Abgeordneten waren Protestanten. Dazu kam jener taktlose Brief von Pius IX. an Kaiser Wilhelm vom 7. August 1873, worin es hieß: „Jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört in irgendeiner Beziehung oder auf irgendeine Weise, welche hier näher darzulegen nicht am Orte ist, gehört sage ich dem Papste an." Das mußte die Protestanten in diesem Augenblick aufs äußerste reizen und erbittern; selten hat man deshalb einem Wort des Kaisers Wilhelm begeisterter zugejubelt als der stolzen Zurückweisung dieser Anmaßung auf Grund des „evangelischen Glaubens, zu dem Ich Mich wie Eure Heiligkeit bekannt sein muß, gleich Meinen Vorfahren und mit der Wahrheit Meiner Untertanen bekenne". Und klagten die Katholiken bis 1879

über Verfolgung und später wenigstens über mangelnde Parität, so klagten umgekehrt in einer Reihe von deutschen Staaten die Protestanten über zu große Nachgiebigkeit, über eine oft geradezu unglaubliche Schwäche der Regierungen, über allerlei bedenkliche Konzessionen an die katholische Kirche und über mancherlei persönliche Begünstigung ihrer Bekenner. In allem aber trennte man sich konfessionell, Studentenverbindungen und Tanzkränzchen, Strandklubs und Nähschulen, alles hieß sich „katholisch".

Eine Spitze erreichte diese konfessionelle Unduldsamkeit und Zerspaltung in dem geradezu ungeheuerlichen Vorgehen des Bischofs Benzler von Metz, der den Kirchhof von Fameck mit dem Interdikt belegte, weil ein Protestant darauf beerdigt worden war: so riß ein fanatischer Mönch, der von den Bedürfnissen des deutschen Volkes nichts versteht und nichts wissen will, die Lebenden und die Toten auseinander und verhinderte systematisch das Zustandekommen eines modus vivendi, dessen wir so dringend bedürfen. Vor 70 Jahren hat man solche bischöflichen Störenfriede auf die Festung abgeführt, seit Friedrich Wilhelm IV. lädt man sie zur Hoftafel ein; und selbst den seine Deutschfeindlichkeit so offen zur Schau tragenden belgischen Kardinal Mercier behandelte man als katholischen Kirchenfürsten über Verdienst glimpflich. So ist der Zustand zwischen den Konfessionen bis zum Ausbruch des Krieges hin labil geblieben, im Kleinen wie im Großen brach immer wieder züngelnd und zündend die Flamme des konfessionellen Haders hervor, oft selbst an Stellen, an denen bis dahin der Friede im wesentlichen erhalten worden war, wie in Württemberg, wo ihn die Zentrumsfraktion unter Gröbers streitbarer Führung geradezu mutwillig gebrochen, in der Schulfrage sich dafür freilich auch eine wohlverdiente Niederlage geholt hat Während des Krieges hat sich nun freilich zwischen Katholiken und Protestanten auf dem Boden des Nationalen eine Annäherung vollzogen und hat umgekehrt der internationale Zug im Katholizismus eine Abschwächung erfahren, die auch für die Zeit nachher Gutes hoffen läßt: man hat sich hin und her besser kennen gelernt und wird daher künftig duldsamer einander gegenüberstehen und Reibungen und Anstöße auf beiden Seiten zu vermeiden suchen. Im katholischen Volk hat auch die offenkundige Ohnmacht des Papstes als Friedensstifters Eindruck gemacht und nachdenklich gestimmt.

Der Riß zwischen den beiden Konfessionen geht aber insofern tiefer, als auch ihr Bildungsstand ein verschiedener ist: das zeigt am deutlichsten die Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Der Anteil der deutschen Katholiken an der Entwicklung der deutschen Poesie ist namentlich in den letzten Jahrzehnten verschwindend klein gewesen, auch der Kulturkampf hat keinen nennenswerten Dichter unter ihnen erstehen lassen; die Tendenzromane Konrad von Bolandens sind vielfach „Zerrbilder" und wirklich „der echten Poesie wenig

förderlich". Und wenn katholische Kritiker Ferdinande von Brackel den „führenden katholischen Romancier" nennen und als „wahrhaft klassisch" rühmen, so macht dazu einer ihrer Einsichtigsten, der ehrliche Karl Muth (Veremundus) selbst ein erstauntes Ausrufezeichen. Erst neuerdings ist in Enrica von Handel-Mazzeti eine katholische Romanschriftstellerin von seltener Kraft erstanden, die freilich über ihre eigene Objektivität erschrocken zu sein scheint und schleunigst wieder zur Tendenzdichtung zurückgekehrt ist. Nach Muths Zeugnis liegt übrigens der Fehler an „dem ganzen engherzigen, philiströsen Verhältnis zur Literatur", liegt daran, daß die Katholiken „den Glauben an die Wirkungen der Kunst und Dichtung" verloren haben. „Gewiß, auch wir glauben noch an diese Wirkungen," ruft er, „aber erst dann, wenn wir die Kunst und Dichtung ihrer eigentlichen Aufgabe mehr oder minder entfremdet, wenn wir sie zum Vorspann der verschiedensten außer ihrem stillen Bereich gelegenen Interessen und Bestrebungen gemacht haben". Noch schlimmer steht es um die Bildung der großen Masse des katholischen Volkes, namentlich auf dem Lande. Aberglauben gibt es auch unter den Protestanten nur zu viel; selbst im „aufgeklärten" Berliner Milieu gedeihen Schatzgräber, Zauberer, Teufelsbanner, Verfertiger von Liebestränken und Gesundheitsbeterinnen und finden zahlreiche Dumme, die ihre Schwindeleien teuer bezahlen. Aber systematisch großgezogen wurde er doch nur in der katholischen Kirche, wenn sie Wundererscheinungen wie die in Marpingen unwidersprochen ließ und in majorem ecclesiae gloriam begünstigte oder immer aufs neue den heiligen Rock in Trier ausstellte und die von ihm ausgehenden Wunderheilungen „aktenmäßig" konstatierte oder Kranke in Extrazügen nach Lourdes beförderte und deutsche Ärzte gewann, um falsche Heilungs atteste auszustellen. In einen wahren Abgrund von abergläubischen Vorstellungen über Satansreich und Teufelskult ließ endlich der schon erwähnte Miß-Vaughan-Schwindel blicken, auf den ein großer Teil auch der offiziellen katholischen Welt mitsamt dem unfehlbaren Papst hereingefallen ist. Das alles hängt mit dem katholischen Prinzip der völligen Unterordnung der Laien unter das unfehlbare Lehramt der Kirche und des Papstes zusammen: selbst zu sehen und selbst zu prüfen ist ihnen ja verboten. Daher hat die Kirche kein Interesse an der Erhöhung und Erweiterung der Volksbildung und hat kein Herz für die allgemeine Volksschule; daß diese, ein Geschöpf und ein Glied des Staates, sich von ihr frei und unabhängig entwickeln und entfalten soll, ist ihr ein Dorn im Auge und soll um jeden Preis verhindert werden. Um sie und ihre Selbständigkeit der Kirche gegenüber wird man daher auch nach dem Kriege wieder und noch lange zu kämpfen haben.

Noch weniger aber kann die katholische Kirche, nachdem sie sich bis zur Unterwerfung unter die päpstliche Unfehlbarkeit entwickelt hat. die Wissenschaft

in ihrer Freiheit anerkennen und sie ihres Amtes, Wahrheit zu suchen, ungestört walten lassen. Wenn der Papst unfehlbar ist, gibt es in der katholischen Welt keine freie Wissenschaft; hatte doch schon 1863 eine Versammlung katholischer Gelehrter in München, damals noch unter Döllingers Assistenz den Satz angenommen: „Es ist Gewissenspflicht, in allen wissenschaftlichen Untersuchungen sich den dogmatischen Aussprüchen der unfehlbaren Autorität der Kirche (d. h. also jetzt: des Papstes) zu unterwerfen." Und Leo XIII. hat davon auch tatsächlich Gebrauch gemacht, indem er durch seine Enzyklika Aeterni patris vom 4. August 1879 die Theologie und Philosophie des heiligen Thomas von Aquino als maßgebend für alle gelehrte Arbeit in der katholischen Christenheit erklärte. Daß diese Disziplinen damit auf den Standpunkt der mittelalterlich-scholastischen Wissenschaft zurückgeworfen sind und ihnen jeder selbständige Fortschritt unmöglich gemacht oder als Frevel angerechnet wird, liegt auf der Hand. Die Folgen sind denn auch spürbar. Ein beflissener und forcierter Thomismus und Aristotelismus, der um alles Dazwischenliegende sich nicht kümmert oder es als Fehlgang und Irrtum verwerflich findet, lastet wie ein Alp auf den theologischen und philosophischen Studien der Katholiken und macht ihre Arbeit unter allen Umständen unfruchtbar, vielfach aber auch unwahr und ungerecht. Typisch dafür ist der 1897 erschienene dritte Band der „Geschichte des Idealismus" von Otto Willmann, den Paulsen ganz richtig als „das jüngste Ketzergericht über die moderne Philosophie" bezeichnet hat. Gemessen an dem „Realismus" des heiligen Thomas erscheint hier die ganze deutsche Philosophie, auf die wir stolz sind, als verwerflicher „Nominalismus", ihr Idealismus erhält günstigstenfalls das Prädikat des „unechten", Spinoza und Kant müssen sich von diesem Pamphletisten einmal um das andere „Sophisten" schelten und der erstere dazu noch als „Fälscher", der letztere als „Prädikant des Umsturzes von Glaube, Sitte und Wissenschaft" denunzieren lassen. Demgegenüber werden allerlei dunkle Ehrenmänner, von denen die Wissenschaft nichts weiß und keinerlei Förderung erwartet und erfährt, als Wegweiser zum „echten" Idealismus und als seine Erneuerer auf den Schild gehoben, und schließlich die päpstliche Thomasenzyklika gleich sehr als „eine Tat der lehrenden Weisheit, wie als reife Frucht der spontanen Regenerationsbestrebungen der christlichen Wissenschaft" gepriesen. Greller ist der Riß zwischen katholischer und protestantischer Wissenschaft kaum je zutage getreten. Aber auch kaum je tragischer. Denn wie unglückselig muß sich ein Gelehrter fühlen, der alles, was sein Volk Großes und Ernsthaftes aufzuweisen hat an De[illegible]arbeit und genialer Ideenkonzeption, alles Ringen und Mühen der neue[illegible] Philosophie um eine Weltanschauung für einen großen Irrgang erklärt, i[illegible] den man nur schelten und Wehe rufen kann, und der voll verbitterten H[illegible]

trauens und in dem schlechten Gewissen der eigenen Gebundenheit und Unfreiheit überall da bösen Willen sieht, wo redliches und mutiges Forschen sich seinen eigenen Weg sucht und im ehrlichen Streben nach Wahrheit auch zu zweifeln und kirchlich Überliefertem und offiziell Geglaubtem gegenüber nach bestem Wissen und Gewissen nein zu sagen sich herausnimmt.

Angesichts dieses Geistes der Ungerechtigkeit und dieser Neigung alles anders Gedachte zu karikieren und zu verketzern, muß dann trotz alles Eifers, den gerade unter Leos XIII. Einfluß die katholische Theologie und Philosophie entwickelt hat, um den Vorsprung des Protestantismus einzuholen, der Liebe Müh' dennoch umsonst bleiben. Die Philosophie braucht Freiheit, unter Vormundschaft und mit gebundener Marschroute, mit Scheuklappen rechts und links kann sie nicht gedeihen und vorwärtsschreiten; und auch die Theologie kann ihres Amtes, Glauben und Wissen zu vermitteln, nicht walten, wenn ihr das Wissenwollen von vornherein untersagt und zum Verbrechen angerechnet wird. So gilt von diesen zwei Disziplinen das harte Wort von der „wissenschaftlichen Inferiorität" des Katholizismus unzweifelhaft mit Recht. Eine katholische Philosophie ist ein hölzernes Schüreisen, und in der durch die historische Kommission der Münchener Akademie herausgegebenen „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" nimmt sich gerade Werners Darstellung der katholischen Theologie und ihrer Geschichte ganz besonders armselig und dürftig aus. Dasselbe ist auch von der spezifisch katholischen Geschichtschreibung zu sagen, zumal seitdem sich die katholische Kirche um die Ehre, Döllinger den ihrigen zu nennen, gebracht hat. Typisch ist dafür Janssens Geschichte des deutschen Volkes seit dem Mittelalter und ihre Fortsetzung durch Pastor. Gewiß ist hier viel neues kulturgeschichtliches Material ans Licht gefördert worden und hat zur Ergänzung des Bildes beigetragen: dieses Verdienst teilt das Werk mit einer Reihe von anderen Veröffentlichungen auch aus dem Kreise der Jesuiten. Aber die Ausbeutung und Verwertung der Quellen ist eine durch und durch tendenziöse, mittels absichtlicher Weglassungen, willkürlicher Aneinanderreihung und kluger Zusammenstellung wird das Bild gefälscht, und zwar immer im Sinn der Kirche, immer zu ungunsten des Protestantismus gefälscht, so daß auch hier die major ecclesiae gloria die Geschichte meistert und der wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit übeln Eintrag tut. Und Janssen hat in dieser Kunst viele Nachahmer gefunden, wenn auch wenige so geschickt und so skrupellos waren wie er.

Wenn so der wissenschaftliche Geist, sei es nun gedämpft und geknebelt oder in der Wurzel verfälscht wird, so wird es bei dem Vorwurf der wissenschaftlichen Inferiorität sein Bewenden haben müssen, und damit richten sich auch alle Klagen über Imparität von selber. Die vor allem für Staatsanstellung geforderte Parität hat die volle wissenschaftliche Gleichwertigkeit zur unumgäng-

lichen Voraussetzung. Daß aber jener Vorwurf nicht etwa nur ein Ausfluß protestantischer Voreingenommenheit und Gehässigkeit sei, das zeigt die Statistik über die Beteiligung der Konfessionen an den höheren Studien, und das geben Katholiken wie Graf v. Hertling selber zu. Gerade der skandalöse Miß-Vaughan-Humbug trieb den soliden katholischen Gelehrten, deren es in Deutschland doch nicht wenige gibt, die Schamröte auf die Wangen. In der Kölnischen Volkszeitung erhob sich im Interesse des gesunden Menschenverstandes und der deutschen Wissenschaftlichkeit gegen diesen heillosen romanischen Unfug ein kräftiger Widerstand. Und noch ernsthafter lautete die Einsprache des Würzburger Professors Hermann Schell in seiner 1897 erschienenen Broschüre „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts". Jenem Schwindel gegenüber bezeichnete er es als eine Schande, daß „solcher unchristlicher Aberglaube und mythologischer Unsinn" überhaupt eine Enthüllung und Entlarvung nötig gehabt habe, und gestand angesichts dessen die wissenschaftliche Rückständigkeit des Katholizismus unumwunden zu. Als Gründe dafür machte er sich zu eigen, was Kardinal Manning, Erzbischof von Westminster, 1890 in einer Art von geistigem Testament in acht Punkten zusammengefaßt hat. Es sei 1. der Mangel eines Klerus, der wissenschaftlich und bürgerlich vollgebildet sei; 2. die Seichtigkeit der Predigt; 3. die immer mehr im Zunehmen begriffene Neigung der katholischen Kreise, den Gebrauch der Heiligen Schrift nach Umfang und Energie zurückzudrängen; 4. die Unterschätzung des Protestantismus und seiner Tätigkeit auf dem Gebiet der Humanität und Nächstenliebe, und doch seien die größten Bewegungen zur sittlichen Besserung und Hebung der bestehenden Übelstände und zur Durchführung der christlichen Nächstenliebe im großen Stil von protestantischer Seite ausgegangen; 5. ein dem biblischen Geist zuwiderlaufender Sakramentalismus; 6. der Offizialismus, d. h. die Überschätzung des geistlichen Amts, das decken und ersetzen soll, was der Person des Priesters an Geist und Bildung, an Gründen und an Umgangsformen, an Geduld und Liebe mangle; 7. die Vorliebe für Polemik und Kontroverse, für Hervorhebung des Unterscheidenden und Geschöpflichen, das die Gebildeten abstoße und geradezu als Ärgernis von ihnen empfunden werde; und 8. der Jesuitenorden. Ihn und den von ihm gepflegten Romanismus machte Schell vor allem verantwortlich für das Aufkommen des derben und unchristlichen Aberglaubens und für das Mißtrauen gegen alles, was von seiten der deutschen Theologie zur rationalen und ethischen Vertiefung der katholischen Glaubenslehre aufgeboten werde. Dagegen rief er den germanischen Geist auf, der vielmehr als der romanische zur innerlichen, vernunftmäßigen und sittlichen Auffassung der Religion angelegt sei und deshalb dazu berufen erscheine, ein Gegengewicht gegen die weltlich-formale Richtung des engherzigen romanischen Nationalgeistes zu bilden. Dar-

in enthüllt sich zugleich der letzte und tiefste Grund dieses Protestes. Wieder einmal und noch einmal bäumte sich hier der deutsche Geist auf gegen die jesuitische und romanische Leitung des Katholizismus, die ihn im neunzehnten Jahrhundert so schnöde mißhandelt, jede freie und selbständige Regung unterdrückt hat und nun am Anfang des zwanzigsten als Triumphator dazustehen schien.

Aber gerade in Deutschland wurde der Geist Mannings auch zuerst wieder beschworen. Die Werke Schells wurden auf den Index gesetzt, und nach einem seltsamen Schwanken unterwarf sich der erst so freimütige Würzburger Professor dieser Entscheidung ebenso ruhmlos und schwächlich, wie eine Reihe seiner Vorgänger im Laufe des Jahrhunderts. Die Konferenz der bayrischen Bischöfe in Freising aber erklärte mit Beziehung auf ihn: „was katholische Wahrheit sei oder was derselben widersprechend sei, darüber habe die Kirche und ihr von Gott bestelltes Lehramt, nicht aber ein einzelner Gelehrter zu entscheiden", und verwarf „die zügellose Freiheit, die sogar die ewigen Wahrheiten unter dem Vorwand des Fortschritts entstellen oder korrigieren möchte". Und auch seine Gesinnungsgenossen, deren er in Deutschland viele zählte, sind inzwischen fast alle zum Schweigen gebracht worden. Pius X., ein Mann ohne wissenschaftliche Bildung, und sein spanischer Kardinalstaatssekretär Merry del Val haben dem „Modernismus", d. h. der historisch-kritischen Richtung in der katholischen Theologie und der selbständigen Philosophie und damit der modernen Wissenschaft überhaupt den Krieg erklärt und im Syllabus und der Enzyklika von 1907, ganz besonders aber in dem Motu proprio von 1910 würdige Seitenstücke zu den Schriftstücken des neunten Pius geliefert. Von ihrem Standpunkt aus mit Recht; denn man ist nicht ungestraft unfehlbar. Die Stellung eines Unfehlbaren ist labiler als die jedes andern Sterblichen: er kann nicht die leiseste Ritze bei sich zulassen, sonst zerstiebt seine Unfehlbarkeit in ihr Nichts. Trostlos aber ist, daß gerade von den deutschen Modernisten außer Schnitzer und Koch keiner den Mut und die Kraft gefunden hat, den römischen Machtsprüchen gegenüber an dem, was sie einmal gesagt haben, festzuhalten. Außer der Genannten haben sich alle zum Schweigen bringen lassen und schließlich den geforderten Eid wider den Modernismus geschworen, oder aber, wie die theologischen Fakultäten, noch kläglicher erklärt, daß sie ihn sachlich ganz wohl würden schwören können, aber mit Rücksicht auf „ihre eigenartige Lage" davon dispensiert sein möchten. Nur außerhalb Deutschlands hat eine größere Anzahl von Modernisten Mut gezeigt und Treue gehalten.

Die Völker aber konnten gerade zum Schluß des Jahrhunderts am Schicksal Spaniens sehen, wohin die blinde Unterwerfung unter den unfehlbaren Papst ein Volk schließlich führen muß. Der Bischof Ketteler freilich hat schon 1855, fast als ob er zum voraus dem Gegner diese Waffe hätte entwinden wollen,

auch für den unleugbaren Verfall der in der katholischen Einheit gebliebenen Nationen — das deutsche Volk und seine Reformation verantwortlich zu machen versucht! Aber wer möchte ihm das glauben? Nein, durch Katholizismus und Jesuitismus ist Spanien seit den Tagen Philipps II. in seiner Kulturentwicklung gehemmt und zu geistigem Tode verurteilt worden. Die Folge davon war sein Herabsinken von der Großmachtstellung zu einem Staat dritten oder gar vierten Ranges; das Land ist wirtschaftlich verkommen und hat nun auch seinen Kolonialbesitz in Amerika eingebüßt, weil es ihn durch Mißwirtschaft verwirkt hat; als es sich aufraffte, um die letzten Reste desselben gegen die Nordamerikaner mit bewaffneter Hand zu verteidigen, verlor es alles, auch die Ehre. Denn ruhmloser ist nie ein Krieg geführt worden. Umgekehrt zeigt das Beispiel Frankreichs, daß der Staat auch politisch mit Rom fertig werden kann: die Trennung von Kirche und Staat hat sich dort verhältnismäßig ruhig vollzogen. Daß damit freilich noch bei weitem nicht alles getan ist, versteht sich von selbst; und ob nicht die im Krieg einsetzende Rückkehr zur katholischen Frömmigkeit die Franzosen das Experiment bedauern und ihre Zuflucht zu einer kirchlichen Reaktion nehmen läßt, wer kann darüber etwas voraussagen? Bis zum Krieg aber schien es mit dem stolzen „Katholisch ist Trumpf" in der Welt draußen doch nicht so gar weit her zu sein: Spanien hatte der Katholizismus zugrunde gerichtet und Frankreich hatte offiziell mit ihm gebrochen. Nur in dem überwiegend protestantischen Deutschland galt das Wort jahrzehntelang uneingeschränkt. Daher auch die Anstrengung, hier wenigstens festzuhalten, was man hatte und immer neue Triumphe zu erringen. Und doch ist jeder „Erfolg" Roms auf deutschem Boden ein Hemmschuh für unsere nationale Entwicklung, das lehrt die Geschichte; und da das Zentrum solange die Partei Roms war, konnten uns auch dessen Erfolge nicht „zum Segen und glücklichen Fortschritt" gereichen.

Die protestantische Abwehr

Wie verhielt sich nun aber zu alledem der Protestantismus? Seine Stärke liegt trotz des Irrlehrengesetzes prinzipiell in der Freiheit, und diese steht mit der Bindung durch die Autorität eines Unfehlbaren im diametralen Gegensatz; so mußte durch das Vatikanum die Kluft zwischen den beiden Kirchen erweitert werden und der Kulturkampf sie bis zur Borromäusenzyklika nur immer mehr vertiefen. Allein im Wesen der Freiheit liegt auch die Gefahr der Zersplitterung, und ihr ist der Protestantismus im neunzehnten Jahrhundert mehr als je zuvor anheimgefallen: er macht den Eindruck arger Zerrissenheit und völliger Auflösung, wenn man in ihm nicht nicht nur von einer k-

lichen Rechten und Linken, sondern sogar gleich auch von mehreren Mittelparteien redet. Das lähmte schon während des Kulturkampfes nicht nur seine, sondern auch die Kraft des Staates. Die orthodoxen Protestanten, darin mit den Konservativen eins, mit denen sie sich ja während der Reaktionszeit immer mehr identifiziert hatten, waren ihm gegenüber von zwiespältigen Gefühlen bewegt: als Protestanten mußten sie den Staat in seinem Kampf gegen die Weltbeherrschungstendenzen der römischen Kirche und als Konservative mußten sie die konservative Regierung Kaiser Wilhelms I. gegen die ultramontane Opposition energisch unterstützen; dagegen wurden sie als orthodox-konfessionelle Partei von den Maigesetzen über die Zivilehe im Reich, die Schulaufsicht in Preußen, die Simultanschule in Baden und Hessen mitbetroffen, und deshalb haben sie auch ihrerseits dagegen protestiert oder noch lieber durch Hofprediger und hohe Damen dagegen intrigiert. Darüber ist Falk zu Fall gekommen.

Dagegen war der beste Bundesgenosse des Staates in diesem Kampf der liberale Protestantismus. Ein Vorspiel zu seinem Eingreifen bildete in den fünfziger Jahren das erste Bändchen von Bunsens schon genannten „Zeichen der Zeit". Dieser Freund Friedrich Wilhelms IV. hatte in England nicht verlernen können, „was Toleranz und Religionsfreiheit und was daheim Protestantismus und protestantische Kirche und Union heißt"; und so wallte ihm zornig sein Blut, als er den Hirtenbrief des Bischofs Ketteler in Mainz zur Bonifatiusfeier im Juni 1855 und darin die Anklage las, das deutsche Volk habe durch die Reformation seinen Beruf für das Reich Gottes verscherzt, wie das jüdische seinen Beruf als Volk Gottes, da es den Messias kreuzigte; es habe durch sie das Gewissen verloren! Zu solch unerhörter Rede, die „eher eines rohen Junkers und eines übermütigen Priesters würdig schien, als eines so hochgebildeten deutschen Mannes und eines christlichen Bischofs", mochte Bunsen nicht schweigen: „Die Ehre unseres Volkes ist ein Heiligtum, um welches zu kämpfen, soweit es die Wahrheit zuläßt, eine heilige Pflicht erscheint". Bei dieser Abwehr gegen katholische Unduldsamkeit stieß er auf protestantische Verbündete des streitbaren Bischofs, auf den Historiker Leo in Halle und — wir wissen es bereits — auf den damaligen Führer der Konservativen in Preußen, auf Stahl; diesem galt daher Bunsens Abwehr und Angriff im zweiten Bändchen. Daß aber jene bischöflichen Invektiven und Ansprüche nicht bloß Worte waren, das zeigte gerade damals das österreichische Konkordat und der badische Kirchenstreit im großen und der „sich wie aus dem Abgrund erhebende Dämon hierarchischer Verfolgung" in einer Reihe von Einzelfällen.

Bunsen war nur einer. Das Aufsehen und der Beifall, den sein mannhaftes A treten in weiten Kreisen fand, bewies jedoch, daß er nicht allein stand; es w wie ein erstes Augenaufschlagen des gesunden Menschenverstandes und des

deutschen Gewissens. Das Erwachen selber folgte in den sechziger Jahren Die liberalen Protestanten schlossen sich zum deutschen Protestantenverein zusammen und nahmen nun auch ihrerseits den Kampf gegen katholische Anmaßung nach außen und gegen hierarchische Gelüste und zelotische Unduldsamkeit in der eigenen protestantischen Kirche mit aller Energie auf. Schon 1869 wiesen sie in einer Versammlung in Worms die in einem apostolischen Schreiben des Papstes Pius IX. an die Protestanten gerichtete Zumutung, in „den einigen Schafstall Christi" zurückzukehren, energisch zurück und bezeichneten die in der Enzyklika und dem Syllabus ausgesprochenen Grundsätze als „staatsverderblich und kulturwidrig". Nach erklärter Unfehlbarkeit sprach der Ausschuß des Vereins als seine Überzeugung aus, „daß jener Wahn der Unfehlbarkeit eines Menschen mit beschränkten Kräften und von beschränktem Wissen, wenn demselben praktische Wirkung verstattet wird, die Existenz und die Autorität des Staates bedrohe, daß er die Geltung der Gesetze und den Gehorsam gegen die verfassungsgemäßen Anordnungen der Obrigkeit in Frage stelle, daß er den konfessionellen Frieden, die Grundbedingung der deutschen Einheit, breche und jede Verständigung der verschiedenen Kirchen unmöglich mache, daß er die Wirksamkeit der Schule lähme und die Erziehung der Jugend verderbe, daß er jede freie Forschung aufhebe, die Liebe zur Wahrheit ertöte und daher die deutsche Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit zerstöre". 1872 erließ der Ausschuß einen Aufruf, worin er auf die Staatsgefährlichkeit der Jesuiten hinwies und an das Wort des Papstes Clemens XIV. erinnerte, daß der Friede auch in der Kirche „gar nicht möglich sei, solange die Gesellschaft Jesu bestehe". Viel zu optimistisch freilich klang dieses Schreiben in die Worte aus: „Es wird hoffentlich der letzte Kampf sein wider die künstliche Erneuerung des Mittelalters. Die Zeichen der Zeit sind uns günstig. Der Deutsche Kaiser und das Deutsche Reich werden auch diesen Kampf siegreich durchführen. Wenn der Jesuitenorden wieder begraben sein wird, dann wird die Luft reiner und das Licht heller werden in der Welt". Dagegen lautete es schon 1874 wie Klage und fast wie Warnung, wenn es in dem neuen Aufruf hieß: „Dem deutschen Staat im Kampf mit den römischen Übergriffen mit ganzer Kraft zu helfen, ist eine kirchliche Ehrenpflicht, die unser Verein freudig übt und mit tiefer Betrübnis von vielen berufenen Trägern des protestantischen Kirchentums in Deutschland vernachlässigt sieht. Aber mit den Arbeiten der Gesetzgebung allein ist die Macht Roms in Deutschland ebensowenig zu brechen, als mit der verstandesmäßigen Aufklärung des Volkes. Wie in den Zeiten der Reformation weder die Vertreter der Wissenschaft und Bildung noch die Helden des nationalen Gedankens allein, sondern im Bunde mit beiden das religiöse Gewissen Luthers die deutsche Nation von den römischen Fesseln befreite, so kann auch heute unser Volk [illegible]

römische Joch erst dann abschütteln, wenn es zugleich mit dem deutschen Recht und der deutschen Wissenschaft die religiösen Mächte des unverfälschten Christentums gegen den Koloß der römischen Papstkirche ins Feld führt." Überhaupt trat seit 1872 in den Erklärungen des Vereins allmählich eine Frontveränderung ein; auch hier folgte wie bei Bunsen auf den Kampf gegen die Ultramontanen die Auseinandersetzung mit dem innern Gegner. „Ist es notwendig, daß zu dem Kampfe gegen den Ultramontanismus eine neue Zerklüftung der evangelischen Kirche hinzukomme?" fragt der Aufruf dieses Jahres; und 1882 wird noch deutlicher gesagt: „der Feind vor den Mauern ist nicht die einzige Gefahr, vor der wir Protestanten uns zu wehren haben. Er wäre uns viel weniger gefährlich, wenn nicht unter uns selbst offen und versteckt Parteibestrebungen, welche dem Geist der Reformation widerstreiten, die Alleinherrschaft in unserer Kirche zu erzwingen trachteten". In diesen inneren Kämpfen ging hinfort die Kraft des Vereins auf und erlahmte darum, wie die des Staates, im Widerstand nach außen.

Am 11. November 1883 hat das protestantische Deutschland den 400jährigen Geburtstag Luthers gefeiert. Luther ist Deutschlands größter Sohn. Daß ein Drittel der Deutschen aus konfessioneller Befangenheit das verkennt und sich darum jenem Feste versagte, ist für diesen Teil selbst am meisten zu beklagen, er bringt sich damit um ein gutes Stück Freude am eigenen Volkstum und macht sich geistig arm. Auf der andern Seite aber erhielt dadurch die Festfreude der Feiernden eine oppositionelle Spitze, die ja freilich der historischen Bedeutung des streitbaren Reformators durchaus entsprach. In den Rheinlanden kam es durch die wenig taktvolle Polemik eines Festredners und durch den Zelotismus der darob entrüsteten Pastoren sogar zu einem Skandal und Konflikt innerhalb des Protestantismus selbst. Daß aber die katholische Presse es sich nicht versagen konnte, das Andenken des großen Mannes bei dieser Gelegenheit und von da an immer aufs neue zu schmähen, sein Charakterbild zur Karikatur zu verzerren und das törichte Gerede von seinem Selbstmord zu kolportieren, war ein häßlicher Zug konfessioneller Gehässigkeit und trug zur gegenseitigen Verbitterung nicht wenig bei.

Ein Zeichen der wachsenden Vertiefung des Gegensatzes war auch die am 5. Oktober 1886 auf Anregung Beyschlags erfolgte Stiftung des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen und zur Abwehr der seit Beendigung des Kulturkampfes zunehmenden Anmaßung der römischen Kirche und ihrer Vertreter in Deutschland. In diesem Sinn war die Gründung durchaus berechtigt, ebenso wie früher die des Gustav-Adolf-Vereins: der Bund trat für diese Aufgabe an die Stelle des allmählich alt werdenden Protestantenvereins und nahm sich der Abwehr und Sammlung vielfach mit erfreulicher

Energie an. Allein auf der anderen Seite ist nicht zu verkennen, daß er den Streit verschärft, die Gegensätze weiterhin zugespitzt, die konfessionelle Zerklüftung unseres Volkes in verhängnisvoller Weise vermehrt und auch seinerseits den unerquicklichen Kleinkrieg vielfach recht gehässig geführt hat. Es gab hinfort auch protestantische Hetzkapläne, und sie sind um keinen Deut besser als die katholischen. Wenn Prozesse, wie der gegen den elsässischen Pfarrer Müller, der wegen seiner Kritik des Unfehlbarkeitsdogmas verurteilt wurde, im Gegensatz zu der fast privilegierten Straflosigkeit aller Verunglimpfungen Luthers, in protestantischen Kreisen mit Recht peinlich empfunden werden, so erscheinen uns dagegen die Thümmelschen Religionsprozesse in den Rheinlanden oder der Streithandel des Lothringischen Pfarrers Gerbert als Zeichen zunehmender Streitsucht auch in den evangelischen Kreisen. Freilich enthüllte in dem Prozeß Gerbert die Rede eines allerdings kaum ganz zurechnungsfähigen Advokaten der Gegenpartei nach einem bekannten Sprichwort auch dem Blindesten die maßlosen Ansprüche und die erschreckende Unduldsamkeit dieses streitbaren und machthungrigen Katholizismus. Dagegen war es dem ganzen protestantischen Volke aus der Seele gesprochen, als sich gegen die Schmähungen Luthers und die Verunglimpfungen der Reformation als eines „unheilvollen Giftes" in der päpstlichen Canisiusenzyklika vom 1. August 1897 Kirchenbehörden und Synoden in verschiedenen Ländern Deutschlands zu entschiedener Abwehr aufrafften; man sah darin zugleich auch einen Protest gegen die wachsende Schlappheit deutscher Regierungen und gegen das romantische Kokettieren protestantischer Fürsten mit katholischen Würdenträgern, deren Gewänder nur zu oft „den Fußboden eines königlichen Gemaches berührten". Auch die Gepflogenheit deutscher Fürstentöchter, bei ihrer Verheiratung um eines Thrones oder Thrönchens willen ihren protestantischen Glauben abzuschwören, gibt zu solchem Protestieren immer aufs neue gerechten Anlaß: sie haben nicht den staatsmännischen Entschuldigungsgrund Heinrichs IV. für ihre religiöse Untreue, daß „Paris eine Messe wert sei". Man ahnt in jenen oberen Regionen offenbar nicht, wie anachronistisch uns derartiges anmutet und wie verächtlich uns jene schwächliche Nachgiebigkeit vorkommt.

Innere Zustände des Protestantismus

Warum aber für gewöhnlich auch auf kirchlicher Seite die Abwehr im ganzen so matt und der Widerspruch so kraftlos und wirkungslos ist, das hängt damit zusammen, daß im Protestantismus selbst noch zu viel Unprotestantisches und Hierarchisches steckt und deshalb die freien Elemente ihre Kräfte im Kampf dagegen aufbrauchen müssen. Hierin lag deshalb auch in erster Linie der Paß

zur Gründung des deutschen Protestantenvereins. In der Reaktionsperiode war die protestantische Kirche reaktionär, verfolgungssüchtig und hierarchisch geworden, noch einmal nenne ich die Namen Hengstenberg und Hoffmann in Preußen, Kliefoth in Mecklenburg, Vilmar in Hessen, Kapff in Württemberg. Mit dem Aufhören der Reaktion und dem Eintritt der neuen Ära in Preußen regte es sich hoffnungsvoll auch in kirchlich-liberalen Kreisen, ein Gesangbuchstreit in der Pfalz zu Ende der fünfziger, der Kampf der Hannoveraner gegen einen veralteten Katechismus zu Anfang der sechziger Jahre bildeten die Vorspiele. Und nun folgte die Begründung des Vereins selbst, der sich nach seinem Statut namentlich auch „den Ausbau der deutschen evangelischen Kirchen auf der Grundlage des Gemeindeprinzips und die Bekämpfung alles unprotestantischen, hierarchischen Wesens innerhalb der einzelnen Landeskirchen" zum Zweck setzte. Was das erstere betrifft, so handelte es sich vor allem um eine der politischen nachgebildete kirchliche Repräsentativverfassung. An die Stelle der ausschließlichen Konsistorialregierung sollten, wie in den reformierten Gebieten, so auch in den ursprünglich lutherischen Landeskirchen aus Geistlichen und Laien zusammengesetzte Synoden treten und die Kirche mitregieren helfen. Diesem Ziel war man in Preußen schon 1846 durch die Einberufung der ersten Generalsynode einen Augenblick nahe gewesen. Durch Falk ist es dann erreicht worden, seit 1875 besteht neben den einzelnen Provinzialsynoden auch eine Gesamtvertretung in der Generalsynode; ähnlich ist es auch in anderen deutschen Ländern, Baden hat sogar schon 1861 eine sehr liberale Kirchenverfassung erhalten. Allein was sich der Protestantenverein von solchen kirchlichen Repräsentationen versprochen hatte, eine allgemeine Beteiligung der Laien an kirchlichen Angelegenheiten und eine Zurückdrängung orthodoxer und konfessionalistischer Unduldsamkeit im Kirchenregiment, ist nicht in Erfüllung gegangen. Fast überall, vor allem in Preußen, aber zu Anfang auch in Württemberg, sind die Synoden in die Hände der rechtsstehenden Parteien gefallen und haben „jede freie Richtung der Geistlichen wie der Gemeinden rechtlos zu machen und zu ersticken unternommen", und so mußte ihnen und dem mit ihnen verbündeten Kirchenregiment gegenüber der Protestantenverein um seine Existenz und um die Anerkennung der Freidenkenden als berechtigter und gleichberechtigter Glieder der protestantischen Kirche kämpfen. Diese Anerkennung durchzusetzen ist ihm jedoch gerade in den Hauptländern des deutschen Protestantismus nicht gelungen, so nahe man dem auch in der Falkschen Ära gewesen war. Nur Baden, Hessen und Weimar machten eine rühmliche Ausnahme.

Damit sind wir schon bei dem weiteren Zweck des Protestantenvereins angekommen, der von ihm auch so formuliert wurde: „der deutsche Protestantenverein arbeitet an der großen und schweren Aufgabe einer Erneuerung der

Kirche im Geist evangelischer Freiheit und im Einklange mit der gesamten Kulturentwicklung unserer Zeit". Gerade diese moderne Kulturentwicklung verwarfen die strenggläubigen Kreise als sündhaft und unchristlich. Deshalb betrachteten sie den Protestantenverein und seine Mitglieder als „ungläubig" und sagten ihnen die kirchliche Gemeinschaft mehr oder weniger direkt auf. So erhielt einmal ein dem Protestantenverein angehöriger Berliner Geistlicher von einem liebenswürdigen Kollegen der strengen Richtung einen Brief, der mit den Worten begann: „Euer Hochwürden teile ich hierdurch mit, daß wir grundsätzlich so viel als möglich alle kirchliche Gemeinschaft mit denen meiden, welche die Grundlehren unserer Kirche, die Gottheit Christi, die heilige Dreieinigkeit, die Versöhnung durch das Blut Christi leugnen." Im Eifer dieses Kampfes gegen „den Unglauben, den Rationalismus und den Protestantenverein" bestritt sogar ein Berliner Pastor Knak noch im Jahre 1868 das Kopernikanische System und die Bewegung der Erde um die Sonne, weil das mit dem Buch Josua im Widerspruch stehe; mit Recht redeten da die liberalen Blätter, allen voran der Kladderadatsch, mit Hohn von diesen neuen protestantischen „Dunkelmännern". Und was einzelne an Zelotismus leisteten, wurde, durch die Masse vermehrt und durch das Echo vieler Stimmen verstärkt, auf Pfarrversammlungen und später auf den Synoden wiederholt, — „Zeugnis ablegen" nennt man das. Namentlich den liberalen Theologieprofessoren auf den Universitäten galten diese Erklärungen und Proteste, und nicht überall glückte es, den Sturm durch einen Gegensturm so gründlich abzuschlagen, wie in den sechziger Jahren in Baden den gegen Schenkels „Charakterbild Jesu" in Szene gesetzten Entrüstungsspektakel.

Schlimm war, daß auf diesen unprotestantischen Geist der Unduldsamkeit die deutschen Kirchenbehörden sich immer wieder einließen und eine Reihe von Glaubensgerichten über evangelische Prediger ergingen, die im Namen der Ordnung abgehalten doch nur von dem Streben diktiert waren, auch in protestantischen Gebieten „eine hierarchische Macht aufzurichten und ihr inneres Leben unter die Botmäßigkeit bekenntnismäßiger Lehrsatzung zu zwingen" Besonders verfolgungssüchtig zeigte sich schon in den sechziger Jahren der lutherische Konfessionalismus der hannoveranischen Kirche, und noch 1899 bewies er durch die Absetzung des Pastors Weingart in Osnabrück, daß er inzwischen nichts gelernt und nichts vergessen habe. In einer Osterpredigt hatte dieser sich freudig zum lebenden Jesus bekannt: „Kern und Stern des Osterglaubens ist, daß er in unserer Mitte schwebt und ewig bei uns ist": dagegen hatte er allerdings die Anerkennung einer leiblichen Auferstehung in unmißverständlicher Weise abgelehnt. Deshalb und nur deshalb wurde der Mann, über dessen persönlichen Charakter und über dessen Amtsführung nur Gutes zu sagen war,

— kurzweg abgesetzt; denn es sei Pflicht eines jeden Geistlichen der evangelisch-lutherischen Kirche der Provinz Hannover, erklärte das Konsistorium, „sich ernstlich zu bemühen, von der Schriftgewißheit der kirchlichen Bekenntnisse sich innerlich zu überzeugen ... wem sein Gewissen das nicht erlaube und wer dazu nicht imstande sei, habe keinen berechtigten Anspruch darauf, ein Predigtamt in der Landeskirche zu übernehmen". Schlimmer verfährt auch die katholische Kirche gegen ihre Ketzer heutzutage nicht mehr, und anders vermag auch sie ihre Ketzergerichte nicht zu motivieren. Den protestantischen Laien wird man es aber nicht verargen können, wenn sie den Glauben an ihre Pastoren verlieren, die auf der Kanzel nicht ihrer Überzeugung und ihrer besseren wissenschaftlichen Erkenntnis folgen dürfen, sondern predigen sollen, was sie selbst nicht glauben. Das ist in der Tat nicht mehr der Geist protestantischer Gewissensfreiheit, sondern ist ein Geist der Unwahrhaftigkeit und der Lüge, wozu die Kirchenbehörde ihre Geistlichen geradezu zwingt.

Das Urteil wurde von der preußischen Regierung bestätigt, die freilich hier kaum duldsamer sein konnte, wenn sie sich an ähnliche Maßregelung von Geistlichen in den altpreußischen Provinzen, an Namen wie Sydow, Lisko und Hosbach erinnerte. Unter Falk hatte der frei- und feindenkende Präsident des Oberkirchenrats Herrmann solche Glaubensgerichte möglichst fernzuhalten gewußt; als er aber nach Falks Rücktritt auch seinerseits der rasch wieder sich breitmachenden Orthodoxie weichen mußte und die Hofpredigerpartei der positiven Union, teilweise durch die Hilfe der Kaiserin Augusta, immer mehr das Ohr des alternden Kaisers gewann, da sah es in den achtziger Jahren um die Stellung der liberalen Geistlichen in der preußischen Landeskirche bedenklich genug aus. Man sorgte schon auf den Universitäten dafür, dem theologischen Nachwuchs den Liberalismus als eine gefährliche, die Karriere schädigende Richtung erscheinen zu lassen und so eine kirchenpolitisch strebsame Orthodoxie heranzuziehen. Natürlich kam dadurch die übel angeschriebene Protestantenvereinsache immer mehr ins Hintertreffen, Versammlungen wie die am 15. Dezember 1899 zu Berlin, in der gegen die Amtsenthebung Weingarts protestiert werden sollte, gingen fast spurlos an der öffentlichen Meinung vorüber und fanden nur ein schwaches Echo. Gerade sie zeigten, daß der Verein am Ende des Jahrhunderts bloß noch ein kleines Häuflein von Offizieren war ohne Heer und die öffentliche Meinung nicht mehr für sich hatte.

Begründet war dieses schwindende Interesse freilich zum Teil auch im Wesen dieser kirchlich-liberalen Bewegung selbst, der es doch einigermaßen an Klarheit und Entschiedenheit fehlte. Indem sie für „die Berechtigung der individuellen Mannigfaltigkeit innerhalb derselben Kirchenverfassung" eintrat, konnten sich ihr Orthodoxe und Liberale anschließen. Wirklich gehörte dem Verein auch

ein so positiver Lutheraner wie der Mecklenburger Michael Baumgarten längere Zeit an; und selbst einem Mann wie dem Heidelberger Richard Rothe mußte, trotz seines „massiven" Supranaturalismus, seiner spekulativen Gedankeneinsamkeit und seiner stillen Frömmigkeit, eine Vereinigung sympathisch sein, die es sich zur Aufgabe machte, „die Kirche im Geist evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesamten Kulturentwicklung unserer Zeit zu erneuern"; gegenüber der Seichtigkeit eines Schenkel und Bluntschli, deren Bundesgenossenschaft er sich aber doch hat gefallen lassen müssen, haben seine Reden der ganzen Bewegung „eine höhere Weihe, einen tieferen Grund und einen idealen Schwung" gegeben. Allein in der Hauptsache waren es doch fast durchweg die dogmatisch Freidenkenden, die den Verein konstituierten; der von ihren Gegnern erhobene Vorwurf, daß sie die Gottheit Christi und die Dreieinigkeit leugnen, traf auf die meisten sicher zu. Weil sie aber nach links hin eine Grenze ziehen wollten, um den konservativeren Elementen rechts die Türe offen zu lassen, so kamen sie mit ihren öffentlichen Kundgebungen teilweise übel ins Gedränge. Man höre z. B. die gegen eine Berliner Pastoralkonferenz im Jahr 1868 veröffentlichte Erklärung: „Wir gestehen jenen Pastoren das Recht nicht zu, uns darüber zu verhören, ob wir glauben, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott sei. Noch weniger sind sie befugt, in unserem Namen die Frage zu beantworten. Aber wir wollen die unbestreitbare Tatsache nicht verheimlichen, daß die antike heidnische Welt der Griechen und Römer eher an Christus glauben lernte, wenn er ihr als Gott gepriesen wurde, und die heutige moderne Welt mit ihrem erweiterten Gottesbewußtsein und Naturbegriff weit eher für Christus gewonnen und erwärmt wird, wenn er ihr als Mensch menschlich dargestellt wird. Wir behaupten auch hier das volle Recht der heutigen protestantischen Welt, Christus geschichtlich zu erfassen und menschlich zu begreifen. Wer ihr dieses Recht abstreitet, der nötigt einen sehr großen Teil der Gebildeten entweder zu offenbarer Heuchelei oder zur Lossagung vom Christentum. Wir wollen umgekehrt daß sie aufrichtige Menschen und Christen bleiben." Das war mehr schön als klar gesprochen und war für die einen zu viel, für andere zu wenig. Daher konnte Strauß im Eifer des Gefechts die Vertreter dieser Anschauung als die „Halben" sogar für noch „absurder" erklären als die „Ganzen" von der Observanz Hengstenbergs. Daß sie ihm das nie verziehen haben, hat man noch bei seiner 100jährigen Geburtstagsfeier bemerken können. Aber auch er würde sich heute den Luxus einer so schaffen Polemik vielleicht nicht mehr gestatten. Der Kampf mit der immer kühner ihr Haupt erhebenden Orthodoxie und die eigene innere Arbeit hat die kleine Schar des Protestantenvereins doch immer entschiedener nach links gedrängt; und auf der andern Seite haben die noch jenseits von ihnen Stehenden alle Ursache, sich [illegible]

solcher „Halbheit" mit diesen tapferen Resten zusammenzuschließen und Schulter an Schulter mit ihnen die letzten schwer gefährdeten Positionen der Freiheit zu verteidigen, oder gelegentlich auch umgekehrt Anlaß, einer ganz extrem sich gebärdenden Richtung auf der linken Seite entgegenzutreten.

Dazu kommt aber noch etwas. Die Gründer und Führer des Protestantenvereins gehörten ursprünglich meist zur „Vermittlungstheologie". Doch die wissenschaftliche Arbeit hat ihren eigenen Weg und betätigt an ihren Werkzeugen ihre eigene Kraft; das zeigte sich auch an ihnen. Männer wie Weizsäcker und Holtzmann, die mit Gegensatz und Kampf gegen die Tübinger Schule ihre theologische Laufbahn begonnen hatten, durften sich in späteren Jahren als die würdigen Thronerben und echten Nachfolger Baurs betrachten, dessen kritische Untersuchungen über das Neue Testament oder über das apostolische Zeitalter und seine Lehranschauungen sie in tiefdringender gelehrter Forschung und in wissenschaftlich freiem, hohem und feinem Geiste unbekümmert um alle Anfechtungen rüstig weitergeführt haben. Dabei unterstehen dann freilich auch sie dem Los aller Theologie. In dem Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen übernimmt zuerst sie die Vermittlerrolle. Bestimmt, die religiösen Vorstellungen zu einem System zusammenzufügen, soll sie sie mit der fortschreitenden Wissenschaft und der beständig sich umbildenden Weltanschauung in Einklang bringen und versöhnen. Allein solange ihr das auch gelingt, schließlich wird sie selber Wissen, historische oder philologische oder philosophische Wissenschaft — auf alttestamentlichem Gebiet ist der Weg von Vatke zu Wellhausen und die Versetzung dieses letzteren aus der theologischen in die philosophische Fakultät dafür besonders bezeichnend gewesen —; und nun gerät diese theologische Wissenschaft selber in Konflikt mit den religiösen Vorstellungen, denen sie ihre Arbeit gewidmet, mit den Dogmen der Kirche, in deren Dienst sie sich ursprünglich gestellt hat. Daher sehen und erleben wir rings um uns her, wie diese wissenschaftlichen Theologen gerade von ihrer eigenen Kirche aufs heftigste angegriffen und ihr Wissen und Arbeiten von ihr als ein die Religion Schädigendes und den Glauben Beeinträchtigendes in seinem Werte verkannt und mannigfach angefochten und verketzert wird. Auf diese Weise erfüllt sich eben auch an ihnen die Tragik des großen Kampfes zwischen Glauben und Wissen, die keinem tiefer sinnenden und nach Wahrheit strebenden Menschen erspart bleibt: sie müssen erfahren, daß dieser Zwiespalt unlöslich und darum ewig ist.

Die Ritschlsche Schule

Während aber solche Männer sich immer entschiedener zu überlegenster wissenschaftlicher Geistesfreiheit emporarbeiteten und so allmählich auf den äußer-

sten linken Flügel der Theologie zu stehen kamen, schob sich zwischen sie und ihre orthodoxen Gegner noch einmal eine vermittelnde Richtung mitten inne, durch die der liberale Protestantismus wieder an Boden verlor und die eine Zeitlang auch in der wissenschaftlichen Theologie Führung und Vorherrschaft an sich reißen zu wollen schien, — es war das die Schule des Göttinger Theologen Albrecht Ritschl. Dieser war von Baur ausgegangen, hatte aber dann in einer recht wenig charaktervollen Form mit ihm gebrochen und im Gegensatz zu ihm, gewissermaßen als „Palinodie", seine Hypothese über „die Entstehung der altkatholischen Kirche" nach der positiven Seite hin umgestaltet; ebenso sagte er sich später ausdrücklich auch von Schleiermacher los durch ein böses Pamphlet gegen dessen Reden über die Religion. Von Baur schied ihn die durchaus antihegelsche und überhaupt aller Spekulation und Metaphysik abgeneigte Haltung seiner Theologie; er wollte historischer sein, als ob die Tübinger Schule das nicht längst schon geworden wäre und das einseitig Spekulative ihrer hegelschen Herkunft nicht auch ihrerseits gründlich überwunden hätte. Von Schleiermacher aber trennte den innerlich kühlen Mann seine Abneigung gegen alles Mystische in der Religion, wie wenn es eine Religion und wie wenn es Frömmigkeit ohne Mystik des Herzens geben könnte. Daß er die ungesunde Form pietistischer Frömmigkeit bekämpft und diese, freilich nur zum Teil richtig, als „Katholizismus in protestantischer Drapierung" gekennzeichnet hat, soll ihm darum doch unvergessen bleiben; dagegen ist es falsch, wenn ihn seine Anhänger damit verteidigen wollen, daß sie sagen, er habe nur eine ganz bestimmte Art von Mystik und deren „Heimatrecht auf dem Boden evangelischer Frömmigkeit" treffen wollen. Im übrigen würde es hier zu weit führen, Ritschls dogmatisches System darzustellen; es ist dies auch schwierig bei einem Mann, der in den verschiedenen Auflagen seines Hauptwerks über „die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung" bald nach einem theoretischen Beweis für das Dasein Gottes sucht, wodurch Theologie als Wissenschaft erst möglich werden soll, bald die Möglichkeit nicht nur der herkömmlichen Beweise mit Kant bestreitet, sondern sie überhaupt und schlechtweg leugnet. Immerhin zeigt sich uns hier der erste der Punkte, worin er sich geschickt den Strömungen seiner Zeit anzupassen wußte. 1862 war für die Philosophie die Losung ausgegeben worden: zurück zu Kant! Ihr schloß sich auch Ritschl an, indem er erkenntnistheoretische Untersuchungen mit seiner Theologie verband und scheinbar ganz kantisch alle natürliche Theologie und Religion ablehnte. Damit sollte aber nur für den Glauben im Unterschied vom theoretischen Wissen Platz geschaffen werden: dieses hat es mit Seinsurteilen, der Glaube dagegen mit Werturteilen zu tun. Indem aus dem Wert, den die Glaubenssätze für den Menschen haben, auf ihre Richtigkeit und auf die Existenz des ihnen zugrunde

Liegenden geschlossen wird, nähert sich die Ritschlsche Theologie der Lehre Feuerbachs, daß der Wunsch der Vater des Glaubens sei. Gerade in dieser Wendung besteht das Verhängnisvolle einer Theologie, die kritisch anhebt und schließlich einfach als wertvoll und damit als wahr statuiert, was sie wünscht. Das ist zwar sehr bequem, aber es ist weder kantisch noch aufrichtig. Man höre z. B., wie Ritschl die Gottheit Christi von diesem Standpunkt aus festhält und begründet: „Eine Autorität, welche alle andern Maßstäbe entweder ausschließt oder sich unterordnet, welche zugleich alles menschliche Vertrauen auf Gott in erschöpfender Weise regelt, hat den Wert der Gottheit". Das ist ein frivoles Spiel mit Worten: ist nun Christus wirklich Gott oder ist er nur wert für Gott gehalten zu werden? Er ist es „für den Glauben", seine Gottheit ist „ein Wertbegriff", ihre Anerkennung „ein Werturteil". Aber ob diesem Werturteil auch ein Seinsurteil entspricht, ob Christus nicht bloß für den Glaubenden den Wert eines Gottes hat, was ja auch Feuerbach und Strauß nicht bestritten haben, sondern ob er Gott wirklich ist, diese Frage hütet man sich wohl zu beantworten; und doch heißt es mit Hegel: „Hier ist die Rose, hier tanze!" Auch darin begegnet sich die Ritschlsche Theologie mit einer modernen Auffassung der Philosophie, wonach diese die Wissenschaft der Werte sein soll: — freilich nur dann, wenn das erkenntnistheoretisch gemeint und überspannt wird, nicht wenn darunter lediglich Menschheits- und Kulturwerte verstanden werden, die es philosophisch zu begreifen gelten soll. Denn diese sind Realitäten, und der Streit ist hier nur, ob ihr Wert ein allgemeingültiger sei; das Seinsurteil ist in diesem Fall immer schon vorausgesetzt. Umgekehrt wird das Sein der religiösen Objekte bei Feuerbach und Strauß negiert: aber sie schreiben auch keine christliche Dogmatik, sondern zerstören sie; und der Religionsphilosoph läßt jenes Sein in Kantischer Selbstbescheidung dahingestellt. Ritschl dagegen und seine Schüler müssen als christliche Dogmatiker, die sie sind, das Sein behaupten, aber sie bauen es lediglich auf seinen Wert. Daß aber der Wert ein Sein begründen könne, das ist die große Selbsttäuschung, die man immer wieder nur in die den Ritschlianern so übel in die Ohren klingenden Worte kleiden kann: sie glauben, was sie wünschen und weil sie es wünschen. Übrigens liegt in dieser Umdeutung des Glaubensinhalts in Werturteile auch eine Beziehung zu modernen Strömungen in der Psychologie: durch die Zurückdrängung des Intellektualistischen, die starke Betonung des persönlich Machtvollen in Gott und die Hervorhebung der Selbsttätigkeit der menschlichen Seele nähert sich diese Theologie der voluntaristischen Auffassung, die seit Schopenhauer im Vordergrund steht. Indem Ritschl endlich die christliche Weltanschauung, auf deren teleologischen Charakter er besonderes Gewicht legte, nicht aus dem Standpunkt Christi heraus, sondern aus dem seiner Gemeinde entwickelte, entging er einer Reihe histo-

rischer Schwierigkeiten und gewann durch diese Voranstellung der christlichen Gemeinde, die auch das eigentliche Objekt der Rechtfertigung ist, ein soziales Prinzip, das wiederum einem Zuge der Zeit sympathisch entgegenkam.

So war diese Theologie wirklich erstaunlich vielseitig und „zeitgemäß", und rasch bildete sich um den Meister her eine „Schule" von jungen Theologen, denen Ritschl, eine jener akademischen Größen mit weitreichendem Einfluß, auch auf den Lehrstühlen der protestantischen Theologie überall Plätze zu verschaffen wußte. Gerade die Talentvollsten schlossen sich ihm an, wir dürfen ja nur an die Leistungen des bedeutendsten Ritschlianers, an Adolf Harnacks Dogmengeschichte denken. Allein eine kirchliche Bewegung im großen Stil — daß es eine solche sein wollte, beweist die Gründung eines eigenen Organs, der „Christlichen Welt" durch M. Rade — war es darum doch nicht: es war eine theologische „Schule", ihre Mitglieder waren Offiziere, aber ein Heer, eine Gemeinde stand nicht hinter ihnen: auch „die Freunde der christlichen Welt" bilden eine solche nicht. Und schon im Begriff der Schule liegt, daß — nach dem Tode des Meisters — die Schüler, gerade weil es keine unbedeutenden Köpfe waren, selbständig weiter und damit rasch auch weit auseinander gingen: kurzlebiger als diese Ritschlsche Schule ist kaum je eine gewesen. Es hing aber auch mit dem Wesen der Theologie Ritschls, ihrer Unklarheit und absichtlichen Unbestimmtheit zusammen. Schon „seine erkenntnistheoretischen Voraussetzungen erwiesen sich", wie selbst einer seiner Anhänger urteilt, „als schwankend und unfertig, und seine Absperrung der vom Standpunkt der christlichen Gemeinde entworfenen Theologie gegen alle Gebiete des Geisteslebens erschien je länger desto mehr als theoretisch bedenklich und praktisch undurchführbar". Vollends unhaltbar aber war die klug und fein ersonnene Auskunft Ritschls mit den „Welturteilen". „Die alten apologetischen Hauptfragen, die er glaubte mundtot gemacht zu haben, werden sich wieder einstellen", meinte Harnack: sie haben sich inzwischen längst wieder eingestellt, und die „energischen Bemühungen der Schüler um eine bessere Apologetik" beweisen mit voller Deutlichkeit, daß Ritschl mit diesem ausgeklügelten Fündlein das große Problem von Glauben und Wissen nicht gelöst hat. Über all das mußten deshalb mit Notwendigkeit die Anschauungen der Schüler auseiander- und mußte die Schule in die Brüche gehen. Und außerhalb mußte man an solchem Spielen mit Worten, von links und noch mehr von rechts her, ohnedies Anstoß nehmen und es als ein Spiel mit doppelten Karten entlarven; von einer solchen „Renaissance des reinen Luthertums" wollten die Konfessionellen mit Recht nichts wissen. Was [illegible]r dazu beigetragen hat, jene innere Selbstzersetzung der Schule oder die Ang[illegible]fe von außen, Tatsache ist, daß es zwar noch Ritschlianer, aber keine Ritschl[illegible]he Schule mehr gibt; auch „die christliche Welt", als Parteiorgan der Schu[illegible]is

Leben gerufen, damit sie auf die weiten Kreise der Gebildeten wirke, ist über diesen engen Rahmen längst hinausgewachsen, nicht zum wenigsten durch die energisch soziale Wendung, die sie genommen hat und durch die opportunistische Anlehnung ihres Herausgebers an den politischen Liberalismus. Allein gerade für diese Doppelwendung ist ein anderer als Ritschl der Führer geworden. Dieser hat sich im Gegenteil durch seine Jubiläumsrede zur Feier des 150jährigen Bestehens der Universität Göttingen, in der er in übler theologischer Geschichtsklitterung den Liberalismus und die Sozialdemokratie mit dem Ultramontanismus zusammen als Frucht der mittelalterlichen Weltanschauung hinstellte, jenen Weg selber verbaut und die sozialen Theologen von seinen Rockschößen abgeschüttelt, damit aber auch die letzte Karte aus der Hand gegeben, die ihn das Spiel gewinnen lassen und es seiner Schule ermöglichen konnte, auch theologisch eine Wirkung auf weitere Kreise auszuüben.

Dagegen haben die heftigen Angriffe, die von orthodoxer Seite gegen Adolf Harnack wegen seiner kritischen Äußerungen über das apostolische Glaubensbekenntnis gerichtet wurden, in den neunziger Jahren zu einer Annäherung der Ritschlianer an die kirchlich Liberalen geführt und damit auch sie in rascher Entwicklung weiter nach links hinüber getrieben. Allein jener Streit steht in einem gewissen Zusammenhang mit einem andern, mit der durch Schrempf hervorgerufenen Bewegung und muß daher an anderer Stelle noch einmal erwähnt werden. Hier kommt er nur soweit in Betracht, als er die Stellung der kirchlichen Parteien verrückt und die Machtstellung der Ritschlianer auf den deutschen Hochschulen erschüttert hat. Die Orthodoxie betrachtete bald die Ritschlschen Professoren als ihre schlimmsten Gegner; und da es ihr vor allem in Preußen gelang, die Unterrichtsverwaltung ihrem Willen dienstbar zu machen, so war es für jene nun auch mit der Begünstigung von oben her zu Ende. Die sogenannten „Strafprofessoren" auf verschiedenen preußischen Hochschulen sind vor allem den Ritschlianern vor die Nase gesetzt worden; und nachdem man die jungen Theologen solange gelehrt hatte, daß sie glauben dürfen, was sie wünschen, fingen diese allmählich an, zu glauben, was gewünscht wurde. Im Jahr 1909 zeigte die Berufung Mahlings nach Berlin, daß bei der Besetzung theologischer Professuren in Preußen mehr auf Rechtgläubigkeit als auf Wissenschaftlichkeit gesehen werde; und der Notschrei Jülichers über „die Entmündigung einer preußisch-theologischen Fakultät in zeitgeschichtlichem Zusammenhang" ließ erkennen, wie sehr sich der Staat im Dienst der orthodoxen Parteirichtung aller Selbständigkeit begeben hat.

So hatte auf der ganzen Linie — im Katholizismus die ultramontan-jesuitische Richtung, im Protestantismus die Orthodoxie gesiegt, die im Norden mehr konfessionalistisch, im Süden immer noch mehr pietistisch gefärbt ist. Dort

wagte in Deutschland fast niemand mehr gegen den finsteren Geist von Rom her zu protestieren; hier standen noch manche aufrecht, aber das Häuflein der Freigesinnten schmolz doch sichtlich zusammen und der Nachwuchs, der darüber trösten könnte, ist nicht groß. Darum waren nach einem Worte Holtzmanns die Aussichten zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts für den Protestantismus „nicht eben erfreulich. Die Invasion einer inkompetenten Scheinwissenschaft, deren Segel nur durch den kirchenpolitischen Wind gebläht werden, macht bedrohliche Fortschritte, und auch da, wo der Rückschritt ausnahmsweise nicht mit der wissenschaftlichen Unmündigkeit Hand in Hand geht, begegnet man zuweilen einer seltsamen Liebhaberei, die fast darauf erpicht scheint, da gebückt zu gehen und für Sklaven Sklavenarbeit zu verrichten, wo jeder auf dem bescheidenen begrenzten Boden seines Könnens und Wissens füglich aufrecht stehen und als Freier auf Freie und für Freie wirken könnte." Ein ruere in servitium also auch hier, ein Liebäugeln mit allerlei rückläufiger Romantik, das teils auf kirchenpolitisch beeinflußtem Willen, teils auf der Unfähigkeit beruht, den Erwerb wissenschaftlicher Arbeit zu vermitteln mit den täglichen Anforderungen der Praxis und des kirchlichen Amtes. Als Mitglied des Evangelischen Bundes katzbalgt man sich mit den Katholiken und als Mitglied der evangelischen Geistlichkeit katholisiert man in Fragen des kirchlichen Amtes und in Fragen des kirchlichen Bekenntnisses lustig darauf los und geht in dem Kampf um die Simultanschule Hand in Hand und Arm in Arm mit den Bischöfen und Hetzkaplänen. Darum hieß es bis zum Ausbruch des Kriegs mit Recht:

Untröstlich ist's noch allerwärts.

Um so größer ist in anderer Beziehung der Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus: dort folgt das Volk in seiner großen Masse den bischöflichen und priesterlichen Führern, die 100 Zentrumsabgeordnete, die seit geraumer Zeit bei den Reichstagswahlen jedesmal wieder aus der Urne hervorgingen, bewiesen das immer aufs neue. Der protestantischen Kirche dagegen fehlt die Resonanz im Volke und die Macht über die Geister so gut wie ganz. In den sechziger und siebziger Jahren nahm noch eine größere Anzahl gebildeter Laien an den Kämpfen des Protestantenvereins eifrigen Anteil, ein Mann wie Bluntschli ist dafür typisch. Dreißig Jahre später kümmerte sich um die Tagung des Vereins in Berlin kaum noch ein Mensch; und an einer Versammlung desselben während des Krieges in Frankfurt a. M. hielt es kein einziger Geistlicher der Stadt für der Mühe wert teilzunehmen. Was Wunder, wenn daher eines seiner jüngeren Mitglieder kleinmütig riet, man solle den bisherigen Namen ablegen, da das Wort „Protestanten"verein in weiten Kreisen als zu negativ Anstoß erregе! Die Fragen der Ritschlschen Theologie aber sind Schulstreitigkeiten, die

für die weiten Kreise der Gebildeten ohnedies kein Interesse haben, höchstens daß der Apostolikumsstreit einen Augenblick eine mehr neugierige als teilnahmvolle Aufmerksamkeit hervorrief; eine Gemeinde haben die Ritschlschen Theologen nie hinter sich gehabt. Und auch die religiöse Tendenz, die sich in der Literatur um die Jahrhundertwende spüren ließ und auf ein neuerwachtes Interesse an solchen Fragen hinwies, stand durch ihren Mystizismus im vollsten Gegensatz zu Ritschls Anschauungen und war überhaupt von der Theologie und ihrer Entwicklung kaum beeinflußt. Wo aber blieben die protestantischen Massen? In Ostelbien war bei den Wahlen der Pastor zuweilen noch der Führer seiner Bauern, aber nicht in kirchlichem, sondern in rein politisch konservativem Interesse; im großen Ganzen aber wurde gerade das arbeitende Volk der Kirche mehr und mehr entfremdet, huldigte theoretisch dem Grundsatz: „Religion ist Privatsache" und bekannte sich praktisch zu einem oberflächlichen, bewußt-antikirchlichen Materialismus. Als das große Interesse der Zeit trat an die Stelle der Religion die soziale Frage. Ihr wenden jetzt auch wir uns zu.

Vierzehntes Kapitel:
Sozialismus und Sozialdemokratie

Vorgeschichte

Die sechziger Jahre waren erfüllt von politischen Kämpfen, durch sie sind wir Deutsche vollends ein politisches Volk geworden; und auch in den siebziger Jahren stand das politische Interesse für unser Volk noch durchaus im Vordergrund. Es galt der Freude über die errungene nationale Einheit, bei manchem auch dem Schmerz und die Verbitterung über den Verlust der politischen Sonderexistenz und über die Unterordnung unter das Ganze und speziell unter die preußische Vormacht. Die politische Arbeit aber richtete sich auf den Ausbau und die innere Ausgestaltung des neugegründeten Reichs — im freiheitlichen Sinn, wie die Hauptmitarbeiter triumphierend, die radikalen Parteien unbefriedigt zweifelnd und mehr fordernd als daran glaubend hinzufügten. Auch der Kulturkampf war zunächst ein politischer, ein Kampf um die Macht, das religiöse Moment ist erst allmählich stärker darin betont worden. Der Träger dieser politischen Ära ist Bismarck gewesen, der geniale Staatsmann und politische Führer des deutschen Volkes, in ihm hat sie sich in der Einheit einer Person zusammengefaßt. Eben deshalb wurde es auch den Menschen der siebziger Jahre so schwer, zu begreifen und zu ertragen, daß mitten um sie her und zwischen ihnen herauf andere als politische Interessen sich an die Öffentlichkeit drängten und die politische Epoche, nachdem sie kaum begonnen und in wunderbarer Raschheit auch sofort einen Höhepunkt erreicht hatte, bereits wieder im Ablaufen begriffen sein sollte, um einer ganz andersartigen, der sozialen und sozialistischen Platz zu machen. Sie empfanden das zunächst nur als ein Lästiges und Störendes, als ein Feindliches und Unberechtigtes. Darum hielt man es sich so lange als möglich vom Leibe und spielte der ganzen Bewegung gegenüber Vogel Strauß Als ich nach den Reichstagswahlen von 1874, die der Sozialdemokratie 352000 Stimmen und neun Mandate einbrachten, in einem Artikel auf dieses Anwachsen der sozialistischen Stimmen aufmerksam machen und hierin das Charakteristische dieser Wahl gesehen wissen wollte, wies ihn die Redaktion einer Berliner Wochenschrift, zu deren regelmäßigen Mitarbeitern ich damals gehörte, zurück und brachte an seiner statt einen Jubelhymnus auf den Sieg der nationalliberalen Partei. Allein bald hal s nichts mehr, die Augen zu verschließen, ein Neues kam, war da und wi ;, und schließlich wurden auch die Widerstrebendsten in den Bannkreis dieser r- n

Ideenwelt gezwungen, mochten sie ihr nun als Freunde und Anhänger zufallen oder als Gegner sie ablehnen und bekämpfen. Diese neuen Ideen waren die des Sozialismus.

Die französische Revolution von 1789 war die Tat des dritten Standes, der Bourgeoisie gewesen, ihre Bedeutung liegt darin, daß sie für ein Jahrhundert den Sieg und die Überlegenheit desselben festgestellt hat. Das gilt auch für Deutschland. Ihm hauptsächlich ist die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung zugute gekommen. Was damals für die Bauern geschah, war wohl Emanzipation und brachte ihnen Befreiung von der Erbuntertänigkeit, die nicht zu verwechseln ist mit den harmlosen Resten der westdeutschen „Leibeigenschaft", und von den damit zusammenhängenden Fronen und Gesindezwangsdiensten; aber es schuf nicht nur den Gutsherren schwere Verlegenheiten, sondern war auch für die dienstfrei gewordenen Bauern zunächst kaum ein Segen, wenigstens nicht für die kleineren, die in ihren bisherigen Herren auch ihre Beschützer verloren und nun dem Gutsherrn für seinen kapitalistischen Betrieb als unselbständige und proletarische Arbeiter preisgegeben wurden. Von ihnen galt das Wort Knapps: „wer die Freiheit aus Schwäche nicht gebrauchen kann, der wird durch Freilassung eigentlich nur verstoßen".

Eben darum fühlte sich nach 1815 die Bourgeoisie auch am meisten bedrückt durch die hereinbrechende Reaktion; deshalb trat der Kampf gegen die Zensur und der Ruf nach Preßfreiheit allem anderen voran. Die freiheitliche Bewegung im zweiten und dritten Jahrzehnt war von Studenten und Akademikern getragen, das junge Deutschland bestand aus Literaten und Journalisten. Auch die Revolution von 1848 war in Deutschland wesentlich eine Revolution der bürgerlichen Parteien, das zeigt die Zusammensetzung des Frankfurter Parlaments aus der geistigen Elite des Volkes, und es zeigt es der Inhalt der revolutionären Gedanken und Forderungen: das Bürgertum war der Träger des Einheits- und des Freiheitsstrebens im Volke. Und als seit Ende der fünfziger Jahre das politische Leben neu erwachte, da waren die Männer des Nationalvereins und die kirchlich-liberalen Mitglieder des Protestantenvereins wiederum vor allem Angehörige des gebildeten Mittelstandes. Auch Bismarck machte von 1866—1878 seine Politik vorwiegend mit Hilfe der aus diesem hervorgegangenen nationalliberalen Partei.

Alles das wird uns noch deutlicher werden, wenn wir unsern Blick auf die sozialistische Unterströmung richten, die dieser bürgerlich-politischen Hochflut noch nicht ganz fehlte. Die sozialistischen Ideen sind auch in Deutschland so alt, wie das Jahrhundert ist, wir müssen daher zum Teil schon Erwähntes rekapitulieren. Pestalozzi und Fichte sind hier in erster Linie zu nennen: jener mit seinen 1797 erschienenen „Nachforschungen über den Gang der Natur in der

Entwicklung des Menschengeschlechts", dieser mit dem „geschlossenen Handelsstaat" von 1800. Aber die soziale Pädagogik, die jener wollte und meinte, ist erst ein Jahrhundert später als soziale erkannt und verstanden, als eine zu verwirklichende Aufgabe erfaßt worden; und die sozialistischen Ideen Fichtes wurden, als sie ans Licht traten, geradezu für Schrullen gehalten, selbst heute noch wird ihr Urheber von den Nationalökonomen kaum als Vorläufer gekannt und genannt. In den dreißiger Jahren war es dann Heine, der die Deutschen mit dem französischen Sozialismus bekannt zu machen suchte, deutsche Flüchtlinge und Handwerksburschen lernten den Sozialismus an der Quelle, in Frankreich oder in der Schweiz kennen und brachten seine Ideen in die Heimat zurück; vor allem suchte der Schneider Wilhelm Weitling als energischer Agitator dafür Propaganda zu machen. So war es fast durchweg fremde Ware, die in Deutschland noch nicht viele Abnehmer fand und als Schmuggelware von Polizei und Zensur mit besonderer Härte an der Grenze zurückgehalten oder im Binnenland hinter Schloß und Riegel gebracht wurde. Lorenz von Steins Schrift über den Sozialismus und Kommunismus in Frankreich klang in den vierziger Jahren nach Roschers Ausdruck „dem deutschen Publikum wie ein Märchen aus weiter Ferne", und kaum viel anders auch Karl Grüns Buch über „die soziale Bewegung in Frankreich und Belgien": Ebenso überhörte man in Bettinas „Dies Buch gehört dem König" über den klingenden Sätzen von der Freiheit aller, die den einzelnen freimache, die erschütternden „Erfahrungen eines jungen Schweizers im Vogtlande"; solcher Not gegenüber, wie sie hier geschildert wurde, sagte man resigniert: „es geht nicht zu helfen"; und wenn die warmherzige Frau meinte: „es geht doch" und es sich zur Aufgabe setzte, „der Elenden Ansprüche ans Leben zu vertreten" und „keine Familiengruft zu bauen den Ahnen, wo Lebende kein Obdach haben", so verstand man sie nicht.

So hatte der Kommunismus der vierziger Jahre etwas Esoterisches, seine Träger waren Geheimbünde — der „Geächteten", der „Gerechten" —, die noch ganz verschwommen und unklar die Verwirklichung der Menschenrechte, die Erlösung der Menschheit und die Begründung gleicher Rechte und gleicher Pflichten für alle auf ihre Fahne schrieben. Nur in der Rheinischen Zeitung kamen gelegentlich kommunistische Mitarbeiter wie Moses Heß oder Karl Grün offen zu Wort. Darum wissen wir auch so wenig über die meist im Dunkel sich haltende kommunistische und sozialistische Propaganda jener Jahre; im Streit zwischen Stirner und Heß über den „Einzigen und sein Eigentum" tritt sie uns als ein Vorhandenes und ernsthaft zu Nehmendes entgegen. Ein deutlicheres Bild von der Bewegung in Deutschland vermögen wir nur aus Romanen zu gewinnen — aus den schon genannten „Wandlungen" von Fanny Lewald vor der Revolution und den „Rittern vom Geist" von Gutzkow unmittelbar nach

der Revolution; aber auch hier wird ausdrücklich auf Paris als den Ausgangs- und Sammelpunkt solcher deutschen Sozialisten hingewiesen. Faßbarer waren die sozialistischen Anklagen und Forderungen, die sich 1844 an den Weberaufstand im schlesischen Eulengebirge anknüpften oder die Freiligrath in seinen Gedichten vortrug. Daß auch auf konservativer Seite in Viktor Aimé Huber den sozialistischen Ideen ein Wortführer erstand, freilich ohne daß er bei seiner eigenen Partei Verständnis dafür gefunden hätte, ist ebenfalls schon erwähnt.

Die wissenschaftliche Nationalökonomie dagegen stand als „klassische" bis auf Rodbertus ganz unter dem Einfluß Adam Smiths, den man fälschlich im Sinn eines extremen laissez aller laissez faire deutete. Hier hat die Naturrechtslehre am längsten nachgewirkt. Auch für die Volkswirtschaft nahm man wie für den Staat eine von natürlichen Trieben abhängige natürliche Ordnung an, in der sich nach den Gesetzen der freien Konkurrenz alles von selbst reguliere. Deshalb wollte man von einem Eingreifen des Staates in den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung nichts wissen; der Staat hat nur das Eigentum und seine freie Bewegung zu schützen, jeder Versuch, diese lenken und durch Gesetze, Verbote oder Schutzzölle nach innen oder nach außen beeinflussen zu wollen, richtet Schaden an: so klang es noch immer, wie es fünfzig Jahre früher in Humboldts Jugendschrift über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates geklungen hatte. Auf diesem Standpunkt stand trotz Friedrich List die ganze liberalistische und optimistische Gesellschaftslehre, und sie hat, trotz Rodbertus und Marlo-Winkelblech, bis 1860 nicht nur die Theorie, sondern praktisch auch die Wirtschaftspolitik beherrscht.

Und doch wurde im Revolutionsjahr 1848 der sozialistische Hintergrund für einen Augenblick blitzartig erleuchtet durch gelegentliche Bauernaufstände, durch die Teilnahme der Fabrikarbeiter an den Barrikadenkämpfen, durch kommunistisch klingende Forderungen und Programme und durch allerlei wilde Reden einzelner. Von Feuerbach wissen wir schon, daß sein philosophischer Radikalismus damals eine sozialistische Färbung annahm und er dies in dem Wort: „was der Mensch ißt, das ist er" zum Ausdruck brachte. Die überzeugten Kommunisten kamen aus dem Dunkel hervor und entwickelten eine hoffnungsvolle Geschäftigkeit; es war unter ihnen ein eifriges Kommen und Gehen; Weitling witterte Morgenluft, Marx eilte von England herüber und machte für sein kommunistisches Manifest offene und heimliche Propaganda. In der Neuen Rheinischen Zeitung, die er zusammen mit Freiligrath und Engels in Köln redigierte, erhielt der Sozialismus ein eigenes Organ, durch sie sollte der politischen Bewegung ein proletarisch-kommunistisches Gepräge gegeben werden. Aber weder über diesen Anteil der Kommunisten an der Revolution von 1848 noch über einen nachher sich bildenden Geheimbund hat der Kölner Kom-

munistenprozeß von 1852, dem der rote Becker zum Opfer fiel, viel Greifbares zutage gefördert. Es gab wohl Sozialisten, die allerlei hofften und wollten, allerlei planten und vorbereiteten, es gab auch schon Arbeitervereine, mit denen gerechnet werden mußte, aber eine kommunistische Partei gab es noch nicht.

So scheiterten alle Versuche, die bürgerliche Revolution ins sozialistische Fahrwasser hinüberzuleiten oder ihr nachträglich dadurch wieder aufzuhelfen, nicht nur an der rasch sich wieder zusammenraffenden Macht der preußischen Regierung, sondern sie kamen auch tatsächlich noch zu früh. Das Jahr 1849 bedeutet in der deutschen Wirtschaftsgeschichte einen Knotenpunkt. Bis dahin hatte sich die Industrie nur langsam entwickelt, sie mußte erst erzogen werden für die Kämpfe auf dem Weltmarkt; Deutschland war noch überwiegend nur „mit einem, dem landwirtschaftlichen Arme tätig", war wirklich noch kein Industriestaat, das zeigt das tragische Schicksal Lists; und so war auch die Arbeiterschaft, das Proletariat noch nicht zahlreich und konzentriert, auch geistig noch nicht entwickelt genug, um sich auf sich selbst und seine Lage zu besinnen und seinen Anteil an den Gütern der Kultur zu fordern oder diese Forderungen gar praktisch mit Gewalt durchzusetzen.

Ferdinand Lassalle

Und vielleicht war es auch zu Anfang der sechziger Jahre noch reichlich früh, trotz der gewaltigen volkswirtschaftlichen und sozialen Umbildung, die sich seit 1849 vollzog. Denn inzwischen hatte sich Deutschland nun doch entschlossen, Lists Rat zu folgen und „sich auch einen industriellen Arm wachsen zu lassen"; in fast „fieberhaftem Tempo" suchte es hereinzuholen, was es bisher versäumt hatte. Und dabei waren die totale Änderung der Verkehrsverhältnisse und die riesigen Fortschritte der Technik fast noch bedeutsamer als die Entwicklung der Großindustrie. Wie anderswo, stellten sich aber auch hier alsbald weniger erfreuliche Begleiterscheinungen ein: die ganze Produktionsweise, ja selbst die Gruppierung der Bevölkerung und dadurch auch die Wirtschaft der Familien erfuhr eine völlige Umgestaltung; darunter litt das Kleingewerbe, und neben der Handwerkernot trat die ungünstige Lage der Fabrikbevölkerung in den großen Zentren der Industrie immer schärfer hervor. Und das alles kam den Menschen auch intensiver als bisher zum Bewußtsein: man sah und hörte, man las und dachte darüber nach. Die Lebenshaltung der Reichen wurde eine luxuriösere, ihnen gegenüber kamen sich die Besitzlosen um so ärmer und dürftiger vor. Neid und Unzufriedenheit hat es immer gegeben, aber jetzt forderte das Auftreten der Börsenmänner und einzelner Fabrikanten förmlich dazu

aus; in den Großstädten entstanden die Villenviertel, neben denen sich die Arbeiterquartiere um so elender ausnahmen.

So mußte kommen, was kam. Aber es wäre ohne die Macht einer großen Persönlichkeit wohl etwas später gekommen; denn noch einmal, 1862 war es noch reichlich früh. Und auch daß wir das Ursprungsjahr der Bewegung so genau angeben können, verdanken wir diesem einzelnen, verdanken wir Ferdinand Lassalle. Einer der merkwürdigsten Menschen, ist er in unserer deutschen Geschichte nur mit einem zu vergleichen, mit dem großen Agitator des sechzehnten Jahrhunderts, Ulrich von Hutten, wenn man nicht neben diesem seinen Zeitgenossen Luther und neben Lassalle Bismarck als die noch größeren Agitatoren ihrer Epoche bezeichnen will. Der fränkische Ritter und der Breslauer Judenjunge — eine seltsame Zusammenstellung, und doch jeder durch den andern zu verstehen. Daß Lassalle diese seine Verwandtschaft mit den stürmischen und dämonischen Geistern des sechzehnten Jahrhunderts selber gefühlt hat, beweist seine historische Tragödie „Franz von Sickingen", in der er Ulrich von Hutten sagen läßt:

Sieh, Franz, nur kleine Seelen bleiben hinter dem
Vermögen, doch der große Mann erfüllt
Das ganze Können in der großen Sache.
Und wenn in ungewisser Wage schwankt
Dem ernsten Prüfungsblick die eigne Kraft
Gemessen mit der Seele großen Zwecken, —
Dann schwingt er sich getrost zum Halbgott auf,
Läßt hinter sich des Staubs Bedenklichkeiten,
Verbrennt in heiliger Begeist'rung Feuer
Sein irdisch Teil und stürmt titanenhaft
Selbst den Olymp! — — — — —
Es ist die Macht das höchste Gut des Himmels,
Wenn man sie nützt für einen großen Zweck;
Ein elend Spielzeug, wenn zum Flitterstaate
Sie mir die Hand beschwert, in der sie ruht.

Und geradezu wie Selbstcharakteristik und — Selbstbespiegelung lautet es, wenn er Hutten schließlich versprechen läßt:

Und kann ich auch nicht Reisige und Mannen
Dir in dein Lager führen, will ich Größ'res tun.
Zur Werbetrommel soll die Feder werden,
Hinreißen in Bewunderung mein Volk,
Halb Deutschland soll sie in dein Lager führen,
Wenn du dem Kaiser gegenüber stehst,
Zum Riesenfittich will ich aus sie breiten,
Der dich begeistert auf zum Ziele trägt!

Lassalle hatte schon eine wildbewegte Vergangenheit hinter sich, als er 1862 auf die politische Arena trat. Bekannt gemacht hatten ihn vor allem seine wiederum an Huttens Reden gegen den Herzog Ulrich von Württemberg erinnernden Kämpfe für die Gräfin Hatzfeldt und die Anklage, die er sich 1849 als Mitarbeiter der Neuen Rheinischen Zeitung zugezogen hatte und der mit glänzender, flammender Beredsamkeit entgegengetreten war. Und ebenso war er schon ein hervorragender philosophischer und nationalökonomischer Schriftsteller: das System Heraklits hatte er in Hegelschem Sinn geistvoll aus- und umgedeutet, angezogen von dem ihm kongenialen πάντα ῥεῖ (Alles fließt) dieses alles Feste in dem Strom des Werdens auflösenden griechischen Philosophen und von seiner Ethik, als deren Grundgedanken er ganz richtig „die Hingabe an das Allgemeine" erkannt hat; vielleicht noch mehr aber war es die lohende Feuerflamme, die ihm aus dem System dieses griechischen Feuerphilosophen revolutionär entgegenschlug. Als scharfsinnigen Fachgelehrten erwies er sich sodann in seinem 1861 erschienenen „System der erworbenen Rechte", das schon den Übergang von der Philosophie zur politischen Praxis ahnen ließ und der Hegelschen Dialektik den auch für die Agitation überaus fruchtbaren Gedanken von der Relativität aller rechtlichen Institutionen entnahm. Dabei zeigte sich Lassalle freilich ebenso wie in seinem nationalökonomischen Hauptwerk „Bastiat-Schulze" von 1864 stärker in der Kritik als in schöpferischen Gedanken. Trotzdem erkennen Fachmänner an, daß mit diesem seinem Auftreten auch für die wissenschaftliche Nationalökonomie in Deutschland eine neue Zeit begonnen habe. Vollends aber vor seiner Polemik hatten die Gegner, ob es nun ein Literarhistoriker wie Julian Schmidt oder die manchesterlichen Nationalökonomen und fortschrittlichen Arbeiterfreunde waren, allen Grund, sich zu fürchten: so gewaltig trafen wie Keulenschläge seine Hiebe, so tödlich verwundeten wie giftige Pfeile seine spitzen Witze. Allein der Ruf, den er sich durch seine Schriften bei Gelehrten und Gebildeten erwarb, befriedigte seine Eitelkeit nicht, die in ihrer Maßlosigkeit doch an echte Größe und Machtgefühl heranreicht und auch von Bismarck als „Ehrgeiz im hohen Stil" eingeschätzt worden ist; und so wandte sich seine Agitation nun an weitere Kreise. Das alles erinnert an die Menschen der Renaissance und erinnert an den Übergang Huttens von der lateinischen Gelehrtensprache zu dem allen verständlichen deutschen Idiom. Allein schriftstellerisch sich zu betätigen genügte dem zum Redner und Agitator Geborenen überhaupt nicht mehr. Schiller hatte für seine gewaltige Rhetorik nur die Bühne zur Verfügung gehabt, die die Welt bedeutet, nicht wirklich ist. Für Lassalles Beredsamkeit hatte die neue Ära in Preußen 1859 die Bahn frei gemacht, und so warf er sich als kühner Schwimmer in den Strudel der Politik, in der er sich 1848 nur vorübergehend hatte versuchen können. 1859 erschien

seine Broschüre über „den italienischen Krieg und die Aufgabe Preußens". Danach schien seine Stellung naturgemäß in den Reihen des Nationalvereins und, als der Konflikt in Preußen ausbrach, auf der Seite der Fortschrittspartei zu sein. Allein vielen von diesen persönlich ehrenwerten und bürgerlich soliden Liberalen war der Mann zu vulkanisch und dämonisch, auch nahmen sie wohl an seinem, noch in die Gegenwart hereinreichenden „moralinfreien" Vorleben sittlichen Anstoß; und auch für ihn lagen innere Gründe zur Trennung von dieser manchesterlichen, allem Eingreifen des Staates in die soziale Entwicklung abgeneigten Partei vor. Zu Bismarck aber mochte er, der wie Cäsar lieber im kleinen Kreise der erste sein als dienen und sich unterordnen wollte, nicht gehen, und so richtete er seine Blicke auf den vierten Stand, die Welt der industriellen Arbeiter, die eben damals langsam in Gärung geriet.

Diese Arbeiterwelt sah die Fortschrittspartei für ihre Domäne an, hatte sie doch seit 1789 der Bourgeoisie in allen ihren Revolutionen Heeresfolge geleistet und 1848 auf den Barrikaden namentlich in Berlin für sie und ihre politischen Wünsche gefochten und ihr Blut verspritzt. Allein ihr eine selbständige Stellung bei sich einzuräumen und sie als gleichberechtigten Faktor anzuerkennen, das fiel dem Liberalismus nicht ein. Als sich die Arbeitervereine zum Eintritt in den Nationalverein meldeten, geriet dieser in Verlegenheit und beschloß endlich — es klingt wie Hohn und schlechter Witz —, sie zu seinen Ehrenmitgliedern zu ernennen: so wurden ihnen unter dem schlauen und doch durchsichtigen Schein besonderer Ehrung in protzenhaftem Hochmut die Vollrechte der Mitgliedschaft und der gleichberechtigte Anteil an der politischen Arbeit vorenthalten. Auch vom allgemeinen Stimmrecht wollte die Fortschrittspartei damals nichts wissen; und wenn sie sich auch mehr aus Furcht vor den ländlichen Wahlkreisen des ostelbischen Junkertums dagegen sträubte, so war es tatsächlich doch zugleich die Ablehnung politischer Gleichberechtigung und gemeinsamer Arbeit mit dem vierten Stand. Endlich stand sie entschieden auf dem Boden der englisch-manchesterlichen Freihandelstheorie: das laissez aller laissez faire sollte der Industrie und den Arbeiterverhältnissen gegenüber der Weisheit letzter Schluß sein; staatliches Eingreifen galt trotz List noch immer, ebenso wie Schutzzoll, als unvereinbar mit den Gedanken des politischen Liberalismus und wurde daher von diesem rundweg abgewiesen. Nur einer von ihnen, Schulze-Delitzsch, dachte freundlicher; allein was er durch seine verdienstlichen, aus gutem warmem Herzen hervorgehenden Gründungen von Rohstoff-, Lebensmittel- und Vorschußvereinen leisten wollte und leistete, kam doch nur den Kleinbürgern und Handwerkern, nicht den Fabrikarbeitern zugut; und da auch er über den Gedanken der Selbsthilfe nicht hinwegkam, so galt er Lassalle vielleicht als braver Mensch, aber als schlechter Musikant und zurückgebliebener Bourgeois.

So mußte Lassalle zuvörderst mit der Fortschrittspartei brechen und abrechnen: das tat er in seiner rücksichtslosen Weise zur Freude und unter den jubelnden Zurufen der konservativen Kreuzzeitung. Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie in diesem Augenblick die drei Freunde Lassalle, Lothar Bucher und Franz Ziegler vom gleichen Punkt aus nach drei verschiedenen Richtungen auseinandergehen: Ziegler bleibt, was er in der Konfliktsperiode vollends geworden war, radikaler Fortschrittsmann; Lothar Bucher, der 1850 wegen Beteiligung an dem Steuerverweigerungsbeschluß der Nationalversammlung verurteilt worden und ins Exil gegangen war, wurde Bismarcks rechte Hand, und Lassalle der Gründer der deutschen Sozialdemokratie. So nahe lagen damals noch die Wege, die die Menschen gingen, beisammen.

Nach seinem Bruch mit dem Liberalismus handelte es sich für Lassalle darum, ein Neues zu schaffen. Den Anfang dazu machte er in seinem offenen Antwortschreiben an ein Leipziger Zentralkomitee zur Berufung eines allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses vom 1. März 1863. Hier entwickelte er in glänzender Form und durchsichtigster Klarheit seine drei agitatorischen Grundgedanken — die Lehre vom ehernen Lohngesetz, unter dessen Druck angeblich 89—96 % der preußischen Bevölkerung seufzen und hungern, das Verlangen eines Staatskredits — er setzte ihn später auf 100 Millionen Taler fest — zur Gründung von Produktivgenossenschaften, als deren Mitglieder die Arbeiter Teil bekommen sollten am Gewinn ihrer Arbeit, und endlich als Mittel dazu das allgemeine gleiche und direkte Stimmrecht. Die Schrift zündete wie „ein Feuerbrand im Pulverfaß"; aber einen praktisch durchschlagenden Erfolg von seiner damit beginnenden beispiellosen Agitation hat Lassalle selbst doch nicht erlebt, den dröhnenden Schritt der Arbeiterbataillone hat er nur in seiner lebhaften Phantasie und in seinem sie leidenschaftlich herbeisehnenden Geiste ahnungsvoll gehört, in Wirklichkeit sammelten sich die Bataillone nur langsam. Ab und zu das Aufjubeln einer von seiner stürmischen Beredsamkeit mit fortgerissenen Volksversammlung, die Präsidentschaft über den allgemeinen deutschen Arbeiterverein, der es aber bei seinen Lebzeiten zu nicht mehr als 4610 Mitgliedern gebracht hat, die Zustimmung Herweghs, dessen Arbeiterlied „Bet' und arbeit', ruft die Welt" Hans von Bülow komponierte: sonst viel Feind, viel Ehr' — das war alles, was er erreichte. Schon am 31. August 1864 machte die irrationale Kugel des walachischen Bojaren Racowitza im Duell um eine adelige Dame seinem in die Welt Hineinstürmen ein jähes und vorzeitiges Ende.

Und auch seine sozialen Ideen und Pläne sind heute beiseite gestellt und überholt. So vor allem das eherne Lohngesetz, das er so formuliert hat: „Das eherne ökonomische Gesetz, welches unter den heutigen Verhältnissen, unter der Herr

schaft von Angebot und Nachfrage nach Arbeit den Arbeitslohn bestimmt, ist dieses: daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den notwendigen Lebensunterhalt reduziert bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist. Das ist der Punkt, um welchen der wirkliche Tageslohn in Pendelschwingungen jederzeit herumgravitiert, ohne sich jemals lange weder über denselben erheben noch unter denselben herunterfallen zu können. Er kann sich nicht dauernd über diesen Durchschnitt erheben, denn sonst entstünde durch die leichtere, bessere Lage der Arbeiter eine Vermehrung der Arbeiterehen und der Arbeiterfortpflanzung, eine Vermehrung der Arbeiterbevölkerung und somit des Angebots von Händen, welche den Arbeitslohn wieder auf und unter seinen früheren Stand drücken würden. Der Arbeitslohn kann auch nicht dauernd tief unter diesen notwendigen Lebensunterhalt fallen. Denn dann entstehen Auswanderungen, Ehelosigkeit, Enthaltung von der Kindererzeugung und endlich eine durch Elend erzeugte Verminderung der Arbeiterzahl, welche somit das Angebot von Arbeiterhänden noch verringert und den Arbeitslohn daher wieder auf den früheren Stand zurückbringt." Dieses Gesetz, das übrigens auch ein so politisch gemäßigter Sozialist wie Rodbertus als ein natürliches und richtiges anerkannte, wurde die schärfste Waffe im Kampf der nächsten fünfundzwanzig Jahre und galt auch auf der Gegenseite vielfach als unwiderleglich; heute ist es von der Sozialdemokratie selbst längst schon für unrichtig erklärt und zum alten Eisen geworfen. Ebenso hat sie zwar eine Zeitlang die Lassallesche Forderung der Staatshilfe zur Gründung von Produktivgenossenschaften ihrem Programm einverleibt, rasch aber auch das wieder als unpraktisch und mit ihren letzten Zielen und Gedanken unvereinbar fallen lassen. Am ersten vollends ist der Gedanke an ein soziales „Volkskönigtum" aus Kopf und Herz der Sozialdemokratie verschwunden; und auch das positive Verhältnis zum Staat, den Lassalle als „das uralte Vestafeuer aller Zivilisation" gegen die liberalen Manchester-Männer als die „modernen Barbaren" verteidigte, und das nationale Pathos, das ihn Beziehungen mit Bismarck anknüpfen ließ, schien in der Partei völlig verloren gegangen zu sein, bis 1914 auch sie sich vom allgemeinen Sturm der nationalen Begeisterung fortreißen und emportragen ließ; freilich, wie wir sehen werden, nicht ohne Widerstand zu finden und Spaltung hervorzurufen in den eigenen Reihen.

Allein Lassalles Bedeutung liegt nicht in jenen einzelnen Gedanken, die er ohnedies meist von anderen entlehnt hat, sondern in dem, was er praktisch erreichte. Er hat die arbeitenden Klassen in Deutschland aus ihrem dumpfen stumpfen Schlafzustand aufgeweckt, aufgerüttelt, aufgeschrien und sie so mitten durch Neid und Unzufriedenheit und Haß hindurch Anteil fordern und nehmen

gelehrt am politischen Leben ihres Volkes und ihnen das Verlangen eingeflößt nach dem ihnen zukommenden Teil an den Gütern unserer Kultur. Was er so geschaffen hat, das blieb bestehen und wuchs aus jenen kleinen Anfängen heraus zu gewaltiger Macht, so wie er es im ahnungsvollen Geist vorausgesehen und herbeigesehnt hat: dieses Werk Lassalles, es heißt — die deutsche Sozialdemokratie. Und auch über das Mittel, das ihr zu Macht und Größe verhelfen sollte, hat er sich nicht getäuscht. In seiner Schrift gegen Bastiat-Schulze ruft er: „schon zuckt auf den Höhen der Blitz des direkten und allgemeinen Wahlrechts auf diesem oder jenem Wege, bald fährt er zischend hernieder"; und noch bestimmter in einer Rede von 1864: „so verkündige ich Ihnen denn an diesem feierlichen Orte, es wird vielleicht kein Jahr mehr vergehen, und Herr von Bismarck hat die Rolle Robert Peels gespielt, und das allgemeine und direkte Wahlrecht ist oktroyiert". Ganz anders als die Doktrinäre der Fortschrittspartei erkannte er also die ihm freilich auch kongenialere, weil revolutionäre Größe Bismarcks und begriff, daß dieser auf kühnen Bahnen zum Ziele strebend gegen die Fortschrittspartei, um sie zu überbieten und zu übertrumpfen, das allgemeine Stimmrecht ausspielen müsse; vielleicht hat es ihm dieser auch selber gesagt. Jedenfalls tat Bismarck, auch seinerseits nicht ohne mannigfache Beeinflussung durch Lassallesche Ideen und im Hinblick auf dessen Schöpfung, 1866 wirklich den kecken Wurf, um den ihn damals viele hart gescholten haben und heute noch manche laut oder leise schelten und anklagen: er nahm das allgemeine direkte und geheime Wahlrecht in die Verfassung des norddeutschen Bundes und später in die des Deutschen Reiches auf. Nach rückwärts lag darin die Anerkennung des demokratischen Prinzips der großen Zahl und der fortschreitenden Demokratisierung der Welt im neunzehnten Jahrhund überhaupt; nach vorwärts hat es mächtig zur weiteren Erstarkung dieser demokratischen Tendenzen in Deutschland beigetragen, unser Volk zu einem „politisch atmenden Gesamtkörper" werden lassen und speziell der sozialistischen Partei die Möglichkeit eröffnet, auf gesetzlichem Wege zur Macht und damit ihrem Ziele näher zu kommen und schrittweise Teile ihres Programms zu verwirklichen. In diesem Sinn ist es nach einem Ausdruck Schmollers allerdings „eine sozialpolitische Tat ersten Ranges" gewesen, — die notwendige Ergänzung der allgemeinen Schul- und Wehrpflicht und das große Sicherheitsventil gegen eine im Dunkeln sich vorbereitende Revolution. Aus diesen beiden Gründen mußte es dauernd im Reich festgehalten und mußte für seine Erhaltung gestritten werden wie für eine Mauer, so unbequem es auch sein mochte und so viel Resigna m es den Gebildeten, so schwere Pflichten es den führenden Geistern des Vo s auferlegte. Es abschaffen hieß wirklich „aller deutschen Geschichtsentwickl g hohnsprechen", den Kitt aus dem Bau des Deutschen Reiches wegnehmen, s

wäre für dieses ein gefährliches Experiment, geradezu der Anfang des Endes gewesen.

So sind also in der Tat an diesem entscheidenden Punkte der sozialistische Agitator und der konservative Staatsmann zusammengetroffen — in dem klaren Verständnis für das, was ihre Zeit bewegte, und in der kühnen Forderung und Gewährung dessen, was ihr notwendig war.

Karl Marx

Die Zeit nach Lassalles Tod war für die sozialistische Bewegung zunächst eine Periode allgemeinen Wirrwarrs. Kleine Diadochen stritten sich um die Reichsverweserschaft in der Partei; immerhin hielten 1867 zwei Lassalliten in den ersten Reichstag des norddeutschen Bundes ihren Einzug, und schließlich hat Herr von Schweitzer einige Jahre hindurch die Partei mit großem Geschick geleitet.

Inzwischen begann aber eine andere Richtung sich zwischen die von Lassalle hervorgerufene ein- und ihr voranzudrängen — die internationale von Karl Marx. Auch dieser war Jude und Hegelianer wie Lassalle, aber ein ganz anderer Mensch. Lassalle war ein Redner und volkstümlicher Agitator wie Hutten, feurig und sprühend, voll Temperament und unter der Herrschaft von Impulsen, die nicht bloß sinnlicher Natur waren, sondern auch als nationale und ideale Instinkte in ihm wirkten; darum war er so voll Anerkennung für Bismarcks Person und Größe, weil er das Dämonische an ihm als ein ihm Wahlverwandtes erkannte, und voll Hoffnung auf Preußen, dessen Beruf zur Führung Deutschlands er 1859 entschieden verkündigt hatte. Karl Marx dagegen war der Mann des kühlsten Verstandes, kritisch bis zur Erbarmungslosigkeit, ohne Ideale, weil ganz ohne Illusionen, auch ein Agitator, aber nicht im Stil Huttens, sondern wie Mazzini oder, wenn das Bild erlaubt ist, wie die Kreuzspinne, die still ihre Netze spinnt und ihre Opfer mit tödlicher Sicherheit in sie einfängt. Was er aber so im stillen sann und spann, das war die sozialistische Theorie, sein Werk „Das Kapital" noch heute die große Rüstkammer, aus der die Partei und ihre Führer sich die geistigen Waffen geholt haben und holen.

Marx war schon halb international aufgewachsen; als Redakteur der Rheinischen Zeitung hatte er die Interessen des aufstrebenden Handels in den Rheinlanden zu vertreten, von da aus konnte er für den Zollverein und Preußens Hegemonie Partei ergreifen. Da aber viele seiner Mitarbeiter wie er selbst zu den radikalsten Elementen der Hegelschen Linken angehörten — neben anderen „Freien bei Hippel" waren auch Max Stirner und Bruno Bauer darunter —, so geriet das Blatt immer mehr in das extremste Fahrwasser. Obgleich von

der Allgemeinen Zeitung schon jetzt als „kommunistisch" angeklagt, hielt es sich doch dem französischen Sozialismus gegenüber zunächst noch vorsichtig zurück und behielt sich ein eingehendes Studium desselben vor. Aber als es den Notstand der Moselbauern und seine Ursachen untersuchen und besprechen wollte, wurde das Fortbestehen der Zeitung verboten; daher verließ Marx Preußen und wandte sich nach Paris. So wurde er durch die Verfolgungssucht der Reaktion aus Deutschland fortgetrieben und hat — mit kurzer Unterbrechung im Jahre 1848 — als Emigrant ohne Heimat und Heimatgefühl im Ausland gelebt: er wurde Kosmopolit, ohne doch je aufzuhören als Deutscher zu denken. Draußen aber hat er dann in Frankreich die ausgebildeten Theorien des Sozialismus, in England mit seinem Freunde Engels die schon viel höher als in den Rheinlanden entwickelten Formen des Industriestaats und Industrievolks kennen gerlernt. Und nun setzte er sich zuerst mit der Hegelschen Philosophie auseinander, von der er durchaus erfüllt und beherrscht gewesen ist, die er aber im Sinne Feuerbachs verstanden wissen wollte und deshalb auch durch ihn und mit ihm überwand; auch er wurde Positivist. Allein bald erscheint ihm auch Feuerbachs Tuismus und Humanismus zu abstrakt, er sucht „die Wissenschaft des wirklichen Menschen und seiner historischen Entwicklung". Und ebenso ist es mit seinem Kommunismus. Auch der stammt von Feuerbach; allein während dieser nur „im vernünftigen und allgemeinen Sinn des Wortes" Sozialist sein wollte, wird für Marx der „Gesellschaftsmensch" zur Hauptsache und der Kommunismus zur wirklichen „Lebensfrage". Von diesem Standpunkt aus kritisiert er volkswirtschaftlich und philosophisch zugleich Proudhons „Philosophie des Elends" und wirft ihm mit schonungsloser Härte seine kleinbürgerlichen Gesichtspunkte und sein besständes Hin und Her zwischen Kapital und Arbeit, zwischen politischer Ökonomie und Kommunismus vor. Im Jahr 1847 ist er mit seiner Gedankenentwicklung soweit fertig, und nun kommt der Hauptschlag. Gemeinsam mit Engels veröffentlicht er das kommunistische Manifest, die Doktrin eines internationalen Bundes aller Kommunisten, der aus dem „Bund der Gerechten" hervorgegangen war. Dieses Manifest war international und revolutionär zugleich, das zeigt der lapidare Schluß: „Die Kommunisten verschmähen es, ihre Ansichten und Absichten zu verheimlichen. Sie erklären offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung. Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern! Die Proletarier haben nichts in ihr zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen. Proletarier aller Länder, vereinigt euch!"

Schon hier hat Marx die Grundlinien seiner Geschichts- und Sozialphilosophie gezogen, wie er sie dann in seinem Hauptwerk „Das Kapital" in schwerer wis-

senschaftlicher Rüstung eingehend entwickelt und begründet hat. Denn auch als Nationalökonom und Kommunist bleibt er Philosoph, sein System ist ein philosophisches, seine Lehre vom Kapital eine umfassende Weltanschauung. Und auch Hegelianer hört er nicht auf zu sein: seine Methode ist die dialektische Methode Hegels, und inhaltlich merkt man die Herkunft von dessen Historismus gar wohl. Die geschichtliche Betrachtung steht für Marx im Mittelpunkt. Aber entsprechend seiner Hinwendung zum Positivismus und Materialismus ist es die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung, die Lehre von der Priorität der ökonomischen Verhältnisse vor den politischen und geistigen Strömungen des geschichtlichen Lebens, das in Wahrheit eine Geschichte der Klassenkämpfe zwischen Ausbeutenden und Ausgebeuteten, Herrschenden und Beherrschten darstellt, während alles andere nur Folgeerscheinung, der „Überbau" zu diesen fundamentalen wirtschaftlichen Vorgängen sein soll. Dabei ist sich Marx freilich nicht immer konsequent geblieben. Ursprünglich hat er alle „Ideologie" für Illusion, nur für den Reflex der vorhandenen Produktionsverhältnisse erklärt und sehr gering bewertet; später haben er und Engels diesen ideologischen Formen größere Selbständigkeit und Wirksamkeit zugesprochen.

In dem geschichtlichen Prozeß, der ein naturgesetzlicher und ein logisch dialektischer zugleich ist und sich jedenfalls völlig unabhängig von menschlicher Willkür abspielt, hat die Bourgeoisie das große Verdienst, den mittelalterlichen Feudalismus beseitigt zu haben. Aber bald richten sich die Waffen, mit denen sie gekämpft und gesiegt hat, gegen sie selbst: die immer wiederkehrenden Handelskrisen, eine Folge der planlosen Produktion und Überproduktion, stellen die auf dem Privateigentum des Einzelkapitalisten aufgerichtete Gesellschaftsordnung in Frage, diese ist dem Tod verfallen. An die Stelle der Bourgeoisie tritt das Proletariat, wie jene ein notwendiges Produkt der historischen Entwicklung. Sobald es im Besitz der öffentlichen Gewalt ist, beginnt die Umgestaltung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Um was es sich dabei handelt, ist die Expropriation der wenigen Kapitalisten und die Zentralisierung aller Produktionsmittel in den Händen der Gesellschaft: die neue Gesellschaft wird kommunistisch sein. Damit verschwindet die verderbliche Anarchie der gesellschaftlichen Produktion und verschwindet der politische Charakter des sozialen Lebens, Klassenherrschaft und Staat hören auf; was übrig bleibt, ist die Assoziation, in der die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung ist für die freie Entwicklung aller.

Das alles dem Proletariat zum Bewußtsein zu bringen, es über sich und seine weltgeschichtliche Rolle aufzuklären, darin besteht der „wissenschaftliche" Sozialismus, wie ihn Marx geschaffen hat; darin aber zugleich auch das Programm für sein praktisches Verhalten und Vorgehen. Denn Marx will das

Proletariat nicht bloß aufklären, sondern auch organisieren, will die Welt nicht bloß begreifen, sondern sie auch tatsächlich verändern. Der Träger der sozialen Vorwärtsbewegung ist das Proletariat; ihr Ziel ist negativ die Abschaffung der bisherigen Aneignungsweise, des Privateigentums und der Privatproduktion, positiv der Kommunismus und Kollektivismus, d. h. die Vergesellschaftung der Produktionsmittel auf demokratischer Basis. Das Mittel zur Erreichung dieses Zieles ist der Klassenkampf, der Sturz der Bourgeoisie und des Kapitalismus, die Herrschaft des Proletariats. Eigentlich bedürfte es nun, da ja alles das nicht willkürlich ist, sondern der ganze Prozeß durch immanente Kräfte in Bewegung gesetzt wird, keiner Revolution im gewöhnlichen Sinn des Worts; das alles muß kommen, nicht durch Gewalt, sondern durch naturgesetzliche Evolution. Im kommunistischen Programm aber erklärt Marx, daß die kommunistischen Zwecke „nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung", und in der Hauptsache hat er an dieser Vorliebe und an dieser Hoffnung auf Kampf und Revolution festgehalten. So konnten später zwei einander entgegengesetzte Richtungen, eine revolutionär-radikale und eine opportunistisch-evolutionistische oder revisionistische sich auf ihn (und ebenso auf Engels) berufen. Die Konsequenz des Systems spricht für die letztere, die persönliche Stimmung von Marx trieb ihn auf die Pfade des Revolutionismus.

Näher kann hier natürlich auf seine wissenschaftlichen Theorien über die Arbeit als Wertsubstanz und Wertmaß, über Mehrwert und kapitalistische Akkumulation nicht eingegangen werden. Die tiefdringenden kritischen Studien von Masaryk über „die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus" haben uns das Wesentliche desselben, das Sombart gewiß mit Recht von dem bloß Akzidentiellen unterschieden wissen möchte, erst recht verstehen und würdigen gelehrt. Wenn wir noch einmal darauf hinweisen, daß diese ganze Klitterung ihrer Anlage nach eine Hegelsche Konstruktion ist, ausgeführt mit dem Hegelschen Begriff der Entwicklung und mit den Mitteln der dialektischen Methode, so ist das an und für sich nicht als Tadel gemeint, da doch auch bei Marx wie bei Hegel dieser konstruktiven Darstellung reiches Erfahrungsmaterial aus Geschichte und lebendiger Gegenwart zugrunde liegt. Was dagegen fehlt, ist die psychologische Begründung, die freilich auch in der ganzen übrigen deutschen Philosophie von Kant bis auf Hegel gefehlt hat. Darin waren ihm die Engländer weit überlegen, allen voran Adam Smith, der seinem Werke über den Reichtum der Nationen eine Theorie der moralischen Gefühle vorangeschickt hatte. Aber was der Marxistischen Theorie in dieser Beziehung abging, das wurde durch die Praxis reichlich ersetzt. Indem sich die Theorie agitatorisch an konkrete Menschen mit Fleisch und Blut wandte, setzte sie sich

Karl Marx

in Leidenschaft und Temperament, in Gefühl und Willen um. Darin liegt ihre Stärke, aber daran findet sie auch ihre Grenzen, namentlich mit der Behauptung, daß das Politische und Intellektuelle, das Religiöse und das Ethische nur Illusion, Reflex und Überbau der Produktionsverhältnisse sei. Gerade die materialistische Geschichtsauffassung ist in ihrer Einseitigkeit und Ausschließlichkeit der anfechtbarste Teil der ganzen Lehre. Und hat doch das Verdienst, die Historiker mit allem Nachdruck auf den Einfluß der wirtschaftlichen Verhältnisse hingewiesen zu haben.

Der Marxismus in Deutschland

Dieser konsequente internationale Kommunismus war bereits 1847 in der Theorie fertig. Allein zunächst kam gleich darauf eine Revolution, deren proletarischer Teil in Frankreich blutig niedergeschlagen wurde und die in Deutschland einen ausschließlich bürgerlich-politischen Charakter trug. Zwar bekamen Marx und Engels, wie bereits erwähnt, die Neue Rheinische Zeitung wieder in die Hand und suchten in ihr für die kommunistischen Ideen Propaganda zu machen. Auch sollten die Mitglieder eines von ihnen gegründeten deutschen kommunistischen Vereins innerhalb der bürgerlichen Revolutionsbewegung als Sauerteig wirken, und der Kölner Kommunistenprozeß im Jahr 1852 bewies, daß man auch oben auf diese Unterströmung aufmerksam geworden war. Allein wie schon gesagt, Deutschland war damals ökonomisch noch viel zu rückständig, die Revolution wurde von den Bourgeois gemacht und die Arbeiter kämpften auf den Barrikaden für sie. Das war keine Widerlegung des Marxschen Manifestes; er hatte das sogar 1847 genau so vorausgesehen und vorausgesagt: „In Deutschland kämpft die kommunistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär auftritt, gemeinsam mit der Bourgeoisie gegen die absolute Monarchie, das feudale Grundeigentum und die Kleinbürgerei. Sie unterläßt aber keinen Augenblick bei den Arbeitern ein möglichst klares Bewußtsein über den feindlichen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat herauszuarbeiten, damit die deutschen Arbeiter sogleich die gesellschaftlichen und politischen Bedingungen, welche die Bourgeoisie mit ihrer Herrschaft herbeiführen muß, als ebensoviele Waffen gegen die Bourgeoisie kehren können, damit nach dem Sturz der reaktionären Klassen in Deutschland sofort der Kampf gegen die Bourgeoisie selbst beginnt. Auf Deutschland richten die Kommunisten ihre Hauptaufmerksamkeit, weil Deutschland *am Vorabend einer bürgerlichen Revolution* steht, und weil es diese Umwälzung unter fortgeschritteneren Bedingungen der europäischen Zivilisation überhaupt und mit einem viel weiter entwickelten Proletariat vollbringt, als England im siebzehnten

und Frankreich im achtzehnten Jahrhundert, die deutsche Revolution also nur das unmittelbare Vorspiel einer proletarischen Revolution sein kann."

Aber so „unmittelbar" kam diese doch nicht hinterdrein; denn einmal hatte die bürgerliche Revolution nicht gesiegt, wie Marx vorausgesetzt hatte, und dann war das Proletariat in Deutschland doch noch nicht so weit fortgeschritten und entwickelt: er und Engels haben die deutschen Verhältnisse aus persönlicher Anschauung immer weniger gekannt und sie allzusehr nach ihrer Umgebung in Frankreich, in Belgien und vor allem in England beurteilt; daraus erklären sich so manche Einseitigkeiten auch in der Theorie, wie sich daraus zum Teil auch der unausgeglichene Widerspruch zwischen Evolutionismus und Revolutionismus bei ihnen psychologisch verstehen läßt. So blieb das Manifest, das für England und Frankreich zu theoretisch, zu deutsch war auch für Deutschland zunächst ein unbekanntes und wirkungsloses Stück Papier. Erst mußte die reaktionäre Periode ablaufen und Deutschland sich materiell weiter entwickeln und in die Reihe der europäischen Industriestaaten eintreten. Deshalb ist auch nicht schon auf der ersten, sondern erst auf der zweiten Londoner Weltausstellung von 1862 durch Marx aufs neue eine internationale Arbeiterassoziation ins Leben gerufen worden; aber auch jetzt hatte sie noch kein rechtes Gedeihen und keine ganz klaren Ziele. Da kam 1862 Wilhelm Liebknecht, der dem Marxistischen Kreise angehört und sich mit den Ideen von Marx erfüllt hatte, nach Deutschland zurück und griff seinerseits in die nach Lassalles Tod eingetretene Verwirrung innerhalb der Arbeiterbewegung ein. Er fand zwei Verbände vor — den von Lassalle gestifteten allgemeinen deutschen Arbeiterverein und den im fortschrittlichen Fahrwasser steuernden Verband deutscher Arbeitervereine. Aber beide waren ihm zu national und zu politisch; auch er hatte von 1849 an Emigrantenbrot essen müssen und wurde nun nach seiner Rückkehr von der Polizei töricht mißhandelt: das erfüllte ihn mit Haß gegen Preußen, den er hinfort nicht mehr los wurde, wie er denn überhaupt ein schwarzgalliger und fanatischer Mann gewesen ist, dem sein Fanatismus in jesuitischer Weise jedes Mittel erlaubt erscheinen ließ, das zum Ziele führen konnte, und den sein Haß doch recht eng und bös gemacht hat. Für diesen Haß gegen das damalige Preußen fand er in dem Sachsen der sechziger Jahre einen wohlvorbereiteten Boden, er bildete wohl auch das erste Band, das ihn mit Bebel als einem gelehrigen Schüler der Marxistischen Ideen verknüpfte. Dieser gehörte — neben Albert Lange, Max Hirsch, Sonnemann u. a. — dem ständigen Ausschuß des Verbandes deutscher Arbeitervereine an und war zunächst radikaler Fortschrittsmann und Gegner der Lassalliten, im übrigen ein durch und durch ehrlicher, idealistisch angelegter, strebsamer und namentlich rednerisch

hoch begabter Mann mit großem Einfluß auf die Arbeiter, denen er als Drechslermeister mit seinen Anschauungen und seiner Empfindungsweise näher stand, als alle die anderen von Haus aus gebildeteren Führer. Er gab dem Verband eine ihn von den fortschrittlichen Tendenzen rasch weitabführende Richtung, löste ihn von Schulze-Delitzsch und dessen harmloseren Bestrebungen los und führte ihn von diesem hinüber zu Marx. Auch von der süddeutschen Volkspartei trennte man sich, 1868 erfolgte der Anschluß des Verbandes an die Internationale Arbeiterassoziation. Damit war die sozialdemokratische Partei in Deutschland gegründet und waren die Pläne Liebknechts verwirklicht, er und Bebel wurden auch bereits in den ersten norddeutschen Reichstag gewählt. Im August 1869 hielt die Partei ihre erste Heerschau ab, wobei sich die 262 Delegierten als die Vertreter von 150000 Arbeitern bezeichnen konnten; auch das erste Programm wurde hier festgestellt. Nur eines gelang nicht, die Vereinigung dieser internationalen Marxisten mit den nationalen Lassalliten, die beiden Parteien haben sich vielmehr etliche Jahre hindurch aufs leidenschaftlichste befehdet und gegenseitig übel zerzaust und beschimpft. Allein das war damals eine fast gar natürliche Kinderkrankheit, die überwunden werden mußte. Die Evolution, die Schwerkraft der Sache selbst und nicht zum wenigsten auch die Drangsalierung durch Polizei und Gericht — Tessendorff als Staatsanwalt und Stieber als „Polizeispitzel" haben dabei ihr Bestes getan — drängten zur Vereinigung der beiden Parteien, die sich denn auch im Mai 1875 in Gotha wirklich vollzog und durch ein neues Parteiprogramm besiegelt wurde. Dieses Programm ist ein seltsames Gemisch von Marxistischen und Lassalleschen Grundsätzen. Der internationale Charakter der Arbeiterbewegung und der Entschluß, alle Pflichten, die dieser den Arbeitern auferlegt, zu erfüllen, um die Verbrüderung aller Menschen zur Wahrheit zu machen, wird betont, aber den Lassalleanern zulieb hinzugefügt: „obgleich zunächst im nationalen Rahmen wirkend". Der Tenor ist durchaus kommunistisch: der Gesellschaft gehört das gesamte Arbeitsprodukt, und gefordert wird die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft; aber um die Lösung der sozialen Frage anzubahnen, sollen im Sinne Lassalles sozialistische Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe unter der demokratischen Kontrolle des arbeitenden Volkes errichtet werden. Auch vom ehernen Lohngesetz ist die Rede, es soll durch Abschaffung des Systems der Lohnarbeit, Aufhebung der Ausbeutung in jeder Gestalt, Beseitigung aller sozialen und politischen Ungleichheit zerbrochen werden. Ebenso ist sich die Partei natürlich der großen Bedeutung des allgemeinen gleichen und direkten Wahl- und Stimmrechts mit geheimer und obligatorischer Stimmabgabe für ihre Ziele wohl bewußt.

1870/71 hatte sie durch die nationale Bewegung während des Krieges, durch

den schreckhaften Eindruck des Kommuneaufstandes in Paris und durch ein törichtes Parteimanifest, das Deutschland auf seinem Siegeslauf in die Arme fallen wollte, einen erheblichen Rückschlag erlitten: das nationale Bewußtsein hatte doch noch damals wie 1914 eine gewaltig werbende Kraft, mehr als die verschwommene Idee einer allgemeinen Menschenverbrüderung, aus der sich noch nicht einmal der Gedanke der Solidarität der Interessen der Arbeiter in den westeuropäischen Industriestaaten in voller Klarheit herausgeschält hatte. Aber unter dem Einfluß der französischen Milliarden, die nach Deutschland herüberwanderten, kam alsbald hinter der nationalen Erhebung der wirtschaftliche Aufschwung in Deutschland, der auf ein dafür wenig vorbereitetes Geschlecht traf. Wie ein Taumel erfaßte es die Besitzenden, der Kapitalismus feierte wahre Orgien, die ungesundesten Gründungen suchten und fanden für ihre Prospekte unter den „Edelsten der Nation" vollklingende Namen, das Fieber der Spekulation ergriff wie eine Epidemie alle Kreise — Adlige, hohe Beamte, Offiziere, Gelehrte, Geistliche —, die Presse zeigte sich fast durchweg käuflich, kurz alles machte den Tanz um das goldene Kalb lustig und ehrlos mit, die Massenpsychologie war um eine recht unerfreuliche Erfahrung reicher. Es wird immer Lasker zu ganz besonderer Ehre angerechnet werden müssen, daß er damals im preußischen Abgeordnetenhause mutig den Finger in die schwärende Wunde legte und die ganze Heillosigkeit dieses infamen Gründerunwesens aufdeckte; dies eine „unbeschreiblich freche Komödie" zu nennen und ihm allerlei unlautere Motive unterzuschieben, hätte der Geschichtschreiber der deutschen Sozialdemokratie füglich den Antisemiten überlassen sollen: das „ethische Pathos" Laskers an jenem Tage war echt. Aber auch die Arbeiterwelt war von dem allgemeinen Rausch erfaßt worden. Geld war billig, deshalb wurden die Preise auch für die notwendigsten Existenzmittel teuer. Die Folge davon war zwar eine Erhöhung der Löhne, die sich die Arbeiter teilweise durch Streik erzwangen; wenn aber die Erhöhung hinter der Preissteigerung zurückblieb, so wurde ihre Lage nur schlimmer statt besser, und der Gegensatz zu dem auf Gummirädern daherfahrenden und in luxuriösen Diners schwelgenden Gründertum nur um so greller. Umgekehrt konnten diejenigen Arbeiter, bei denen die Lohnerhöhung eine wirkliche, keine nur relative Erhöhung bedeutete, ihre Lebenshaltung besser gestalten. Aber da sie dem bösen Beispiel des protzenhaften Gründertums ausgesetzt waren, so erlagen auch unter ihnen viele der Versuchung und mißbrauchten den höheren Lohn ebenso wie die Gründer den im Börsenspiel errafften Gewinn zu wüstem Genuß. Ich habe damals in Zürich an Montagen junge Arbeiter in Droschken johlend und Champagner flaschen schwingend durch die Straßen fahren sehen.

Und nun kam, was kommen mußte, die Sturmflut, der große Krach

Jahres 1873, und zog in seine Wirbel nicht nur die Schuldigen mit hinein. In erster Linie mußten die Kapitalisten ernten, was sie an Sturm gesät hatten. Dann aber trafen die an die Krisis sich anschließenden Arbeiterentlassungen und die plötzliche Herabsetzung der Löhne Tausende von Arbeitern und Arbeiterfamilien, die bisher lediglich aus der Ferne und mit Neid den Orgien des Gründertums zugesehen hatten und nun für sie und mit ihnen büßen mußten. Das ist die schwere Schuld, die in diesen Gründerjahren die deutsche Bourgeoisie der Arbeiterwelt gegenüber auf sich geladen hat. Und überdies haben sie mit ihrer Überproduktion und der darauffolgenden Kette von Krisen für die Theorie von Marx Illustration und praktische Bestätigung geliefert und den Arbeitern durch das Elend, das sie ihnen brachten, seine Lehre erst recht verständlich und einleuchtend werden lassen. So hatte schließlich doch die Sozialdemokratie allein einen realen Gewinn von diesem Tanz um das goldene Kalb. Sofort wuchsen ihre Stimmen, die 1871 auf 102000 herabgegangen waren, 1874 wieder auf 352000, die Zahl ihrer Abgeordneten stieg von zwei auf neun. Damit war der Gedanke, auf gesetzlichem Wege ans Ziel zu gelangen, zwar noch in weite Ferne gerückt, aber eine leere Utopie war er nicht mehr. Daher wurde die Agitation auf die Wahlen hin und die Vertretung der sozialistischen Ideen im Parlament vor allem ins Auge gefaßt. Allein beides mußte erst gelernt werden. Dort ging es noch gar stürmisch zu, Tölcke mit seinem Knüppel war für sozialistische Versammlungen eine Zeitlang typisch, und der „Sauherdenton" war nur zu lange in ihnen üblich; im Reichstag aber dachte man mehr an laute Worte, die zum Fenster hinaus tönen sollten, als daran, die Gegner zu überzeugen oder gar für positive Vorschläge zu gewinnen und an ihrer Arbeit sich zu beteiligen; es waren gewissermaßen die Flegeljahre des deutschen Sozialismus. Das zeigte sich auch bei den Streiks, die oft recht unüberlegt und frivol in Szene gesetzt und recht lärmend und terroristisch durchgeführt wurden, so daß der Bourgeois hinter diesem berechtigten und natürlichen Kampfmittel bald etwas wie eine diabolische sozialdemokratische Erfindung witterte. Auch die sozialdemokratischen Parteiorgane und Agitatoren führten eine überaus herausfordernde und beleidigende Sprache, verhöhnten auch die gebildetsten und wohlmeinendsten Männer der Gegenparteien als „Maskbürger", warfen die ehrlich Liberalen mit den schlimmsten Reaktionären als „reaktionäre Masse" in einen Topf, erklärten Vaterland und Vaterlandsliebe für Phrase und Heuchelei und die Religion für Humbug, hetzten die Massen gegen alle staatlichen Einrichtungen, insbesondere gegen die Monarchie auf, nannten die Bourgeois-Ehe eine staatlich konzessionierte Prostitution, die Stellung der Frau offene oder verhüllte Hausſklaverei und beschimpften die Organe des Staates und die Anhänger der alten Ordnung als Spitzel und Reptile, als servile und feile

Dummköpfe oder Schurken. Natürlich fehlte es dann auch auf der Gegenseite nicht an starken Worten, Tessendorffs Vorgehen auf gerichtlichem Wege erschütterte sogar weithin den Glauben an das Recht. So ging ein Strom der Verhetzung und der gegenseitigen Verbitterung durch das deutsche Volk, wenige Jahre nachdem es sich national geeinigt und in den Tagen des Kampfes sich auch innerlich einig und sittlich gesund gezeigt hatte. Und diese sozialdemokratische Aufregung fiel zusammen mit der konfessionellen Verbitterung durch den nach anderer Richtung hin unser Volk zerklüftenden Kulturkampf.

Das Sozialistengesetz und die Ära der sozialen Reformen

Da kam das Unglücksjahr 1878 mit seinen beiden fluchwürdigen Attentaten auf das greise Haupt Kaiser Wilhelms I. Das von Hödel konnte man als Folge jener aufreizenden sozialdemokratischen Agitation ansehen, das von Nobiling hatte damit sicherlich nichts zu tun. Aber im ersten Schrecken glaubten wir damals alle bei beiden an einen solchen Zusammenhang; und so ergriff die einen bleiche Furcht vor einer Bewegung, die zu solchen Schandtaten führe, die andern zornige Empörung, zumal wenn sie der blutüberströmten Gestalt des ehrwürdigen Kaisers gedachten; das monarchische Gefühl war seit 1870 eine Macht geworden und ließ sich nicht ungestraft verletzen. Unter solchen Eindrücken fanden die Reichstagswahlen des Jahres 1878 statt, und sie ergaben eine Mehrheit, die bereit war, dem kurz zuvor abgelehnten Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokraten nunmehr zuzustimmen.

So folgte auf die Ära des seinem Ende sich zuneigenden Kulturkampfes die Herrschaft des Sozialistengesetzes von 1878—1890. Schon 1863 hatte Bismarck die Wichtigkeit der Arbeiterfrage erkannt und sich dann immer energischer über die feudale sowohl wie über die liberalistisch-manchesterliche Auffassung hinausgearbeitet. 1871 hatte er dem Handelsminister Grafen Itzenplitz die beiden Grundgedanken seines späteren sozialpolitischen Programms entwickelt: „denjenigen Wünschen der arbeitenden Klassen, welche in den Wandlungen der Produktions-, Verkehrs- und Preisverhältnisse eine Berechtigung haben, durch Gesetzgebung und Verwaltung entgegenzukommen", daneben aber die „staatsgefährliche Agitation durch Verbots- und Strafgesetze zu hemmen"; und 1875 sagte er zu Schmoller, er sei eigentlich auch Kathedersozialist, habe nur noch keine Zeit dazu. Allein wenn ihm auch damals schon „eine große staatliche Sozialreform zugunsten der Arbeiter vorschwebte", so bedeutete ihm doch die gelegentlich ausgesprochene Anerkennung des Rechts auf Arbeit, wie Schmoller meint, „im ganzen nicht mehr als die Zusage von staatlichen Notstandsarbeiten in Jahren der Krise und sonstiger allgemeiner Not"; weitergehende Forde-

rungen der Arbeiterschutzgesetzgebung hat er nach demselben Gewährsmann schon seit 1878 abgelehnt. Jedenfalls aber kamen in diesem Jahre die sozialen Reformen nicht pari passu mit dem Sozialistengesetz, kamen überhaupt nicht rasch genug, und so trat zunächst nur die „Repression", die Bekämpfung der gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie in die Erscheinung. Dabei hatte diese Bekämpfung durch die unbestimmte Fassung des Gesetzes und der davon betroffenen Bestrebungen etwas Willkürliches, die Ausweisung, die verhängt werden durfte, vernichtete die Existenz zahlreicher Familien und war von einer unleugbaren Härte, die Beschränkung der Preß- und Koalitonsfreiheit, die Zerstörung aller Arbeiterorganisationen und das Verbot oder die Auflösung aller Arbeiterversammlungen wurde wirklich als Ausnahmemaßregel und als Eingriff in die bürgerliche Freiheit und Gleichberechtigung empfunden; auch wurde die Maßregelung einzelner durch untergeordnete Polizeiorgane oft sehr ungeschickt und brutal gehandhabt. Die alljährlich im Reichstag darüber stattfindenden Verhandlungen, bei denen den sozialdemokratischen Abgeordneten allein noch ein offenes Wort zu reden möglich war, brachten ein auch ihre Gegner erschreckendes Material zutage, und die Leidenschaftlichkeit und Sophistik mit der die Regierungsvertreter diese Dinge zu verteidigen suchten, machten keinen erfreulichen Eindruck.

Infolgedessen wirkte das Sozialistengesetz ähnlich, wie etliche Jahre zuvor die Maigesetze auf die Katholiken gewirkt hatten, — verbitternd und die Gegensätze verschärfend. Daß Bismarck bis zu seinem Tod und noch über diesen hinaus den Sozialdemokraten verhaßt geblieben ist bis aufs Blut und sein und Kaiser Wilhelms I. Andenken von ihnen verflucht wird, und daß so gerade in unseren besten und liebsten nationalen Empfindungen und Erinnerungen ein Riß durch unser deutsches Volk geht, daß Vaterland und alles, was national heißt, von vielen Sozialdemokraten verlacht und mit Füßen getreten wurde und jede Spur von dem nationalen Sozialismus Lassalles für lange Zeit aus ihren Reihen völlig verschwunden zu sein schien, das alles findet im Sozialistengesetz und in den persönlichen Erfahrungen der bedeutendsten Sozialdemokraten seine Erklärung und, müssen wir zugeben, bis auf einen gewissen Grad leider auch seine Rechtfertigung. Positiv aber wirkte diese Verfolgungs- und Leidensperiode auf die Sozialdemokratie zunächst einigend: daß die alten Gegensätze zwischen den beiden Richtungen so rasch verschwanden und die Partei trotz aller persönlichen Streitigkeiten und Reibungen, die die Oberfläche ihrer Kongresse kräuselten und nach außen einen so kläglichen und kleinlichen Eindruck machten, lange Zeit so einig und festgeschlossen dastand wie keine andere, kommt daher. Auf der andern Seite war es für sie eine Zeit der Läuterung und Reinigung: zu Radau und Spektakel waren diese Jahre zu ernst, man lernte an sich

halten, in Wort und Schrift sich vorsichtiger und damit auch gebildeter ausdrücken, und man benützte die Zeit zu stiller Arbeit. Es waren für die Partei die Lehrjahre, an deren Ende sie viele gereifte Männer und viele auch wissenschaftlich durchgebildete Redner und Schriftsteller in ihren Reihen zählte. Vor allem aber — Ziele, um deren willen man Verfolgung leidet, werden zu sittlichen Idealen; Charaktere, die trotz der Ungunst der Machthaber und trotz der über sie verhängten Verurteilungen und Strafen an diesen Idealen festhalten, werden zu selbstlosen, tapferen Männern, Streber wachsen auf diesem Boden und in solchen Zeiten nicht leicht. Die Situation erinnerte wirklich an die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche: kleine Leute, Verfolgungen, Standhaftigkeit und ein Gefühl des Martyriums hier wie dort. Man sah es aber auch seit der Beseitigung des Drucks am Gegenteil, an der Zunahme des persönlichen Haders und dem Wiederaufleben der Gegensätze und an dem Nachlassen des Idealismus, der, eine Wirkung des Sozialistengesetzes, bei der Sozialdemokratie zeitweise eher zu finden war als bei uns Bourgeois oder gar in den Kreisen der oberen Zehntausend.

Angesichts dieser Kampfstellung und der im geheimen oder vom Ausland her nur um so gefährlicher fortgesetzten Agitation und wachsenden Verbitterung konnte die soziale Friedensbotschaft Kaiser Wilhelms I., die endlich am 17. November 1881 nachgehinkt kam, trotz aller guten Absichten ihren nächsten Zweck der Beruhigung und Versöhnung nicht erreichen. Diese Botschaft hing zusammen mit der großen Gesamtwendung der inneren deutschen Politik vom Jahre 1879. Der Kulturkampf wurde beendigt, nicht zum wenigsten auch deshalb, um nach dieser Seite hin zum Frieden zu gelangen und der Zuchtlosigkeit der siebziger Jahre gegenüber in der Kirche ein Organ der Ordnung und Sammlung zu gewinnen. Die Landwirtschaft, namentlich die ostelbische, litt unter der Schrankenlosigkeit des modernen Verkehrs, und ihrem Ruf nach Schutz schloß sich auch ein Teil der von Krisen heimgesuchten oder noch nicht genügend erstarkten Industrie an. Auch das Reich bedurfte ihrer, um aus eigenen Mitteln existieren zu können, und bedurfte den Einzelstaaten gegenüber finanzieller Selbständigkeit; diese aber konnte nur durch Vermehrung der Zölle und Verbrauchssteuern geschaffen werden. Und endlich heischte die sozialistische Gefährdung des Staates neben Maßregeln der Abwehr auch solche der Hilfe und des Schutzes. Mag man auch die dadurch bedingte Abkehr Bismarcks vom Liberalismus bedauern, es gehört jedenfalls zu seinen größten Taten, daß er umlernte, alles das in seinem Geiste zusammenschaute, es über die Köpfe seiner Kollegen und der Geheimräte hinweg aufgriff und den alten Kaiser, dem allerdings diese vom Liberalismus und vom Kulturkampf abführende Wendung nicht so gar schwer fallen mochte, dafür gewann. Um die Bedeutsamkeit

Jahres 1879 zu begreifen, muß man aber auch noch die große Schwenkung in der europäischen Politik hinzunehmen: ein Großes gelang, mit Österreich kam eine Bundesgenossenschaft zustande, die das seit 1866 zerschnittene Band wieder knüpfte und dem großdeutschen Gedanken nachträglich eine gewisse Genugtuung und die einzig mögliche Form der Verwirklichung gab; damals freilich kehrte sie ihre Spitze vor allem gegen Rußland. Schließlich aber war es doch die Sühne für den freilich unvermeidlichen Bruderkrieg und die Heilung einer noch immer nicht ganz verharschten Wunde.

Und nun ging es an die soziale Reformarbeit. Schon in der Thronrede vom 15. Februar 1881 und noch deutlicher in der Botschaft vom 17. November desselben Jahres wurde sie angekündigt. In dieser hieß es: „Schon im Februar dieses Jahres haben wir Unsere Überzeugung aussprechen lassen, daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde. Wir halten es für Unsere Kaiserliche Pflicht, dem Reichstag diese Aufgabe von neuem ans Herz zu legen, und würden mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen." Und in der Botschaft vom 14. April 1883 wurde dann noch einmal der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß „die Gesetzgebung sich nicht auf die polizeilichen und strafrechtlichen Maßregeln zur Unterdrückung und Abwehr staatsgefährlicher Umtriebe beschränken dürfe, sondern suchen müsse, zur Heilung oder doch zur Milderung des in dem Strafgesetz bekämpften Übels Reformen einzuführen, welche das Wohl der Arbeiter zu fördern und die Lage derselben zu bessern und zu sichern geeignet sind". Angesichts seines hohen Alters mahnte der Kaiser ausdrücklich zur Eile: solange Gott ihm Frist gebe, wolle er „kein in seiner Macht stehendes Mittel versäumen, um die Besserung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklassen untereinander zu fördern".

Dieses wiederholte und in feierlichster Form verkündigte Programm schien bestimmt, den ersten deutschen Kaiser zum Träger einer neuen sozialen Ära zu machen. Auch leitete es eine neue Auffassung vom Staat und seinen Aufgaben ein, die der liberalistischen schnurstracks zuwiderlief, aber noch weniger konservativ genannt werden konnte: es ist vielmehr der Humboldtschen gegenüber die realistische und staatssozialistische Grenzbestimmung für die Wirksamkeit des Staats. Dieser ist für das Wohl der arbeitenden Klassen verantwortlich, darf

die Besitzenden zwingen, zugunsten der Arbeiter Opfer zu bringen, und wird als monarchischer (aber wohlgemerkt der Staat, nicht die Person des Monarchen!) der Hort und Beschützer der wirtschaftlich Schwachen. Und wirklich tauchte auch der alte Streit über die Grenzen der Wirksamkeit des Staat wieder auf, der sich freilich nie prinzipiell entscheiden, sondern immer nur von Fall zu Fall schlichten läßt. In diesem Augenblick war jedenfalls für die „manchesterliche" Grenzbestimmung kein Raum mehr. Sie galt es vielmehr aus den Köpfen der Beamten und aus der Praxis der Staatsverwaltung zu verdrängen; und noch mehr kam es darauf an, ob es gelinge, für diese Reformgedanken die öffentliche Meinung und noch vorher bei den Beteiligten selbst Verständnis und Vertrauen zu gewinnen. Darin lag die doppelte Aufgabe, sie den Besitzenden, die das diätenlose Parlament beherrschten und somit die Klinke der Gesetzgebung in der Hand hatten, plausibel zu machen, und auf der andern Seite durch sie die unteren Klassen mit den Besitzenden und, was noch wichtiger war, mit dem Staat wieder auszusöhnen, dem sie doch nur deshalb den Rücken gewendet hatten, weil er bis dahin so gar stiefmütterlich für sie gesorgt hatte.

In welchem Umfang das erstere vor allem wieder dem einen Bismarck gelungen ist, beweist die Reihe der sozialpolitischen Gesetze in den achtziger Jahren, ich nenne nur die drei größten über Kranken- und Unfallversicherung und das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz. Nur die freisinnige Partei versagte in starrem Festhalten an der liberalistischen Auffassung vom Wesen und den Aufgaben des Staates dieser großartigen Reformarbeit fast durchweg ihre Zustimmung. Gewiß hat das „Klebegesetz" im einzelnen manche Mängel; darum hat aber Schmoller doch recht, wenn er den in ihm gipfelnden Sieg des Versicherungswesens auf allen denkbaren Gebieten für „einen der größten sozialen Fortschritte unsers Jahrhunderts" erklärt und Bismarck als den Moses feiert, der „mit seinem Stabe auf den harten dürren Stein schlug und das lebendige Wasser der sozialen Versicherung hervorquellen machte". Um so ärmlicher nimmt sich dagegen die Art aus, wie Mehring in seiner „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie" über dieses „plumpe Verlegenheitsmanöver" Bismarcks und über die ganzen „Bettelreformen" der achtziger Jahre höhnt und geifert. So blind darf nicht einmal der Haß den Renegaten machen, nicht einmal er so absichtlich ungerecht Weiß in Schwarz verwandeln. Dagegen scheiterte allerdings das Zweite, der Versuch die Arbeiter durch diese Reformgesetze zu versöhnen und ihnen den Glauben an den Staat wieder zurückzugeben, damals durchaus: und daran war doch vor allem das Sozialistengesetz schuld.

Die Aufhebung des Sozialistengesetzes und ihre Folgen

Deshalb war es ein Glück und ein Segen, daß das Gesetz, als es im Jahr 1890 ablief, nicht wieder erneuert wurde. Es war wie eine Luftreinigung und wie ein Aufatmen von schwerem Bann — auf alle Gefahr hin. Der Sozialismus ist eine Weltanschauung, ist Wissenschaft und Glaube zugleich; deshalb kann er nur mit Waffen des Geistes überwunden werden, oder er ist überhaupt nicht zu überwinden.

Die nächste Folge der Aufhebung war bei den Sozialdemokraten die Abänderung des Gothaer Programms: an seine Stelle trat die Erfurter Fassung von 1891. Die Lassalleschen Einschiebsel wurden jetzt endgültig ausgemerzt: vom ehernen Lohngesetz, das zur Agitation in all der Zeit so gute Dienste geleistet hatte, ist nicht mehr die Rede, ebensowenig von Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe. Freilich trat dafür an die Stelle des ersteren die Lehre von der Reservearmee der Ungelernten und Arbeitslosen, die praktisch dieselben Dienste tut und das echte auch heute noch nicht gelöste Problem der Arbeitslosenversicherung aufrollte. Diese Änderungen zeigten, daß der Marxismus inzwischen vollständig durchgedrungen war und die deutsche Sozialdemokratie sich mit ihm identifiziert hatte. Und so wurde denn auch ihr internationaler Charakter hinfort immer aufs neue feierlich verkündigt und auf den internationalen Arbeiterkongressen bis auf einen gewissen Grad auch betätigt; dagegen ist es nicht gelungen, als Symbol der Verbrüderung und Solidarität aller Arbeiter und ihrer Interessen den Weltfeiertag des 1. Mai wirklich allgemein durchzuführen.

Frei von der eisernen Umklammerung durch das Sozialistengesetz zeigte die Bewegung aber bald auch Tendenzen einer inneren Wandlung oder, wie man es fast technisch genannt hat, der „Mauserung"; heute redet man lieber von „Revisionismus" und „Revisionisten". Eine gewisse Unklarheit und Zwiespältigkeit bestand hinsichtlich der Ziele. Sobald man fragt, was die von der Sozialdemokratie geforderte Umwandlung des Privateigentums in gesellschaftliches Eigentum der Produktionsmittel leisten und bringen würde, beginnt das Utopische derselben. Freund und Feind lockt es immer wieder das auszumalen und Zukunftsbilder von der so umgestalteten Gesellschaft zu entwerfen, — ich nenne nur Schäffle und Eugen Richter, Hertzka und vor allem Bellamy mit seinem so großes Aufsehen machenden „Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887"; aber auch Bebel in seinem Buch „Die Frau und der Sozialismus", das als die populäre Gesamtdarstellung des Sozialismus gelten kann, hat uns solche Blicke in die Zukunft und auf die neue Gesellschaft tun lassen: er war ja immer ein unverbesserlicher Optimist und Utopist. Doch gibt er zu, daß „kein Mensch

heute schon zu übersehen vermöge, wie künftige Generationen ihre Einrichtungen treffen, ihre Bedürfnisse am vollkommensten befriedigen werden"; daher „könne es sich selbstverständlich nicht um die Feststellung unumstößlicher Grenzlinien und unabänderlicher Maßregeln handeln, sondern höchstens darum, wie nach der Expropriation aller Arbeitsmittel die Dinge auf den verschiedenen Hauptgebieten der menschlichen Tätigkeit wahrscheinlich sich gestalten werden". Kühlere und weniger phantasiereiche Führer der Sozialdemokratie wollten nicht einmal so weit gehen und erklärten es geradezu für kindisch, „zu fragen, wie es in einem sozialdemokratischen Zukunftsstaate aussehe; das könne nur ein Narr verlangen"! Und schließlich hat es dann einer ihrer begabtesten Schriftsteller, Eduard Bernstein, offen ausgesprochen: „die letzten Ziele der Sozialdemokratie kümmern ihn nicht, dafür habe er sich auch nie interessiert." Über diesen Opportunismus und Possibilismus, der die Revolution verwirft und Kompromissen das Wort redet, kam es innerhalb der Partei zu heftigen Auseinandersetzungen, zumal da Bernstein auch die Grundlage des Marxismus, den historischen Materialismus, energisch angriff: dieser „helfe über die Tatsache nicht hinweg, daß es die Menschen sind, die ihre Geschichte machen, daß die Menschen Köpfe haben, und daß die Disposition der Köpfe keine so mechanische Sache ist, um lediglich durch die Wirtschaftslage regiert zu werden". Diese Gegensätze platzten schon auf dem Parteitag in Stuttgart 1898 heftig aufeinander. Im Gegensatz zu den Bernsteinianern meinte Rosa Luxemburg: „das Endziel ist alles, die Bewegung ist nichts"; und in gewissem Sinn hatte sie recht: die utopistische Richtung hatte von Anfang an die Führung und die werbende Kraft bei den Massen, gerade wie sich das Urchristentum an den Parusieerwartungen begeistert und erhitzt hat. Aber wie sich dieses allmählich in die Welt einlebte und ihm dann die Zukunft bald genug in eine unbestimmte Ferne verschwand und verschwamm, so wandte sich auch die Sozialdemokratie immer realistischer und realpolitischer den Aufgaben der Gegenwart zu und ließ die Zukunft — Zukunft sein. Wort haben wollte und durfte sie das freilich noch nicht. Auch der Parteitag von 1899 in Hannover beschäftigte sich mit Bernstein und seiner Schrift „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie". Für ihn waren die Opportunisten v. Vollmar, Auer, Schippel und Heine, gegen ihn trat mit gewohnter Lebhaftigkeit Bebel auf. Noch einmal gelang es eine vermittelnde Formel zu finden, der schließlich beide Teile zustimmten. Sie lautete: „Die bisherige Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft gibt der Partei keine Veranlassung, ihre Grundanschauung über dieselbe aufzugeben oder zu ändern. Die Partei steht nach wie vor auf dem Boden des Klassenkampfes, wonach die Befreiung der Arbeiterklasse nur ihr eigenes Werk sein kann, und betrachtet es demzufolge als geschichtliche Aufgabe der Arbei-

terklasse, die politische Macht zu erobern, um mit Hilfe derselben durch Vergesellschaftung der Produktionsmittel und Einführung der sozialistischen Produktions- und Austauschweise die größtmögliche Wohlfahrt aller zu begründen. Um dieses Ziel zu erreichen, benutzt die Partei jedes mit ihren Grundanschauungen vereinbare Mittel, das ihr Erfolg verspricht. Ohne sich über das Wesen und den Charakter der bürgerlichen Parteien als Vertreter und Verfechter der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung zu täuschen, lehnt sie ein Zusammengehen mit solchen von Fall zu Fall nicht ab, sobald es sich um Stärkung der Partei bei Wahlen oder um Eroberung der politischen Rechte und Freiheiten des Volkes oder um eine ernsthafte Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiterklasse und der Förderung von Kulturaufgaben oder um eine Bekämpfung arbeiter- und volksfeindlicher Bestrebungen handelt. Aber die Partei bewahrt sich überall in ihrer Tätigkeit volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit und betrachtet jeden Erfolg, den sie erringt, nur als einen Schritt, der sie ihrem Endziel nahebringt." Das „Endziel "war also noch einmal gerettet, der radikale Flügel hatte gesiegt. Aber wer „gehofft hatte, der Beschluß des Hannoverschen Parteitags werde den Diskussionen mit Bernstein in der deutschen Presse wenigstens für einige Zeit ein Ende machen", hatte sich getäuscht, der Krieg ging fröhlich weiter, die Revisionisten fühlten sich weder besiegt noch entmutigt. Einige Male schien es allerdings, als seien sie völlig unterlegen und zum Schweigen gebracht; aber der Parteitag in Leipzig von 1909 brachte ihnen plötzlich einen ungeahnt großen Triumph und bewies damit das Fortschreiten dieser gemäßigten Richtung innerhalb der Partei, das auch der Rückschlag von Magdeburg (1910) nicht aufgehalten hat.

Dasselbe zeigte sich viel mehr noch in einer anderen Frage. Die deutsche Sozialdemokratie ist international; aber indem sie anerkennt, daß zur Verwirklichung ihrer Ziele einzig nur die Gewinnung politischer Macht und die Benützung des allgemeinen Stimmrechts führen kann, ist sie auf die Beteiligung an der politischen Arbeit im Parlament und in den Einzellandtagen hingewiesen; und das ist ein spezifisch Nationales. Da stellte sich nun frühe schon heraus, daß die Lassalleschen nationalen Ideen bei der Sozialdemokratie doch nicht so ganz ausgestorben waren, wie es dem Wortlaut ihres Programms nach scheinen konnte, sondern daß auch hierüber innerhalb der Partei manche praktischer dachten als die alten Führer oder die doktrinären Programme. Die Hauptvertreter dieser praktischeren Richtung waren auch hier wieder die Bayern, Herr von Vollmar und Auer, deren Streit mit Bebel im Jahre 1895 nur durch die Vorlage des Umsturzgesetzes so rasch verstummte und die dann auch in Stuttgart und Hannover recht vernünftig und gemäßigt gesprochen haben. Die nach heftigen Debatten erfolgte Entscheidung zugunsten einer wenigstens fakulta-

tiven Beteiligung der Partei an den Wahlen zum preußischen Landtag für 1898 und die Beziehung darauf in der Resolution von Hannover bewies das Wachsen auch dieser Strömung. Der Entschluß mitzutun war übrigens um so mehr anzuerkennen, als in manchen deutschen Einzelstaaten die Landesvertretungen so gestaltet sind, daß das Industrievolk durch das Wahlsystem möglichst von ihnen ferngehalten wird. Und er hat ja nun auch seine Früchte getragen: in den meisten deutschen Landtagen, selbst in dem besonders schwer zu erobernden preußischen haben Sozialdemokraten Sitze gewonnen und in der positiven Mitarbeit an den die Arbeiter besonders nahe angehenden Kultur- und Reformaufgaben gelernt mit den andern sich zu vertragen. Nur darüber war noch Streit, ob sozialdemokratische Abgeordnete als Präsidenten etwa die üblichen Repräsentationspflichten auf sich nehmen, „zu Hof gehen" dürfen und ob sie unentwegt das Budget abzulehnen haben. Über all das denken die Süddeutschen revisionistischer, d. h. vernünftiger als die Genossen aus dem Norden, die auf den Parteitagen wahre Ketzergerichte über die Süddeutschen abhielten, aber doch nicht stark genug waren sie zu verbrennen. Das an Roms Unduldsamkeit erinnernde Wort: „wer nicht pariert, fliegt" konnte glücklicherweise nicht mehr exekutiert werden, der nicht Parierenden waren schon zu viele. Doch zeigte die brutale Art, wie man einzelnen Mißliebigen das Wasser abgräbt und sie mißhandelt, wozu dieser „Terror" fähig ist. Schlimmer aber ist, daß durch solches törichtes Regieren die Partei parlamentarisch weit einflußloser ist, als es z. B. im deutschen Reichstag der Zahl ihrer Vertreter entspricht. Wenn 82 Abgeordnete, hinter denen mehr als 3 Millionen Wähler stehen, so gar nichts ausrichten, wie die sozialdemokratische Fraktion im deutschen Reichstag von 1903 oder ihre 1912 von 4238919 gewählten 110 Vertreter, so sind sie daran durch eine verfehlte Taktik fraglos selber schuld.

Auch der Gedanke, daß das sozialistische Ideal sich in der ganzen Welt auf einmal sicherer und leichter verwirklichen lasse als sukzessiv in einzelnen Staaten und Völkergruppen, und der Wunsch nach Beseitigung aller nationalen Differenzierung schien bei der Sozialdemokratie schon vor dem Krieg immer mehr im Schwinden begriffen zu sein. Prinzipiell wagte es freilich wieder nur Bernstein in dem vornehmsten Organ der Partei, der „Neuen Zeit", auszusprechen, daß auch die Zukunftsgesellschaft sich stets gruppenweise gliedern und verwalten müsse; Gesellschaft sei ein uferloser Begriff; auch nach dem Sieg des Sozialismus seien Gesetze, Beamte und große Territorialgemeinschaften unentbehrlich; warum das nicht die Nationen sein könnten? ein volles Aufgehen derselben ineinander sei weder zu erwarten noch zu wünschen; Verträge und Ausbildung des internationalen Rechts genügen für absehbare Zeit. Und ein anderer dieser Gemäßigten, Schönlank, hat dem wie überall so auch hier sana-

tisch bornierten Liebknecht geradezu aggressiv vorgeworfen, er lobe mit Vorliebe das Ausland und setze Deutschland, die Heimat der wichtigsten Arbeiterpartei herab; und doch vergebe man sich nichts, wenn man als Glied einer großen Staats-, Volks- und Wirtschaftseinheit, wie sie aus dem Nationalstaat hervorwachse, auch ihre dringenden nationalen Kulturaufgaben auf dem Gebiet der Politik und der sozialen Reform mit Tatkraft durchführen helfe. Aber auch Bebel verwarf den „Antinationalismus", und von dem Antimilitarismus des Franzosen Hervé wollten die deutschen Sozialdemokraten in ihrer überwiegenden Mehrheit ebenfalls nichts wissen.

Das alles galt wie gesagt schon vor dem Ausbruch des Krieges, schon da war die Hoffnung auf die Umwandlung der Sozialdemokratie in eine radikal-demokratische Reformpartei nicht so aussichtslos und töricht, wie es die orthodoxen Fanatiker und die rabiaten Organe der Partei selber, oder andere auch nur, um die Zwiespältigkeit der Richtungen zu verdecken, und wie es ebenso die unversöhnlichen gegnerischen Blätter glauben machen wollten. Möglich war übrigens eine solche Wandlung nur von innen heraus, auf dem Boden einer nicht zügellosen, aber an allen Rechten des Staatsbürgers gleichmäßig teilhabenden Freiheit. Daher konnten sich die Anfänge dazu erst nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes entwickeln und zeigen, und sie drohten jedesmal dann wieder zu verkümmern und zu verschwinden, wenn dieses, sei es in der Form des sogenannten Umsturzgesetzes oder einer gegen die Aufforderung zum Streiken sich richtenden „Zuchthausvorlage" zum Schutz der Arbeitswilligen wieder aufleben sollte. Daher ist es nur zu begrüßen, daß der Reichstag diese Vorlagen, von denen das Zentrum die erste nebenbei noch zur Knebelung der freien Wissenschaft mißbrauchen wollte, verworfen hat. Für die Staatsgewalt bedeuten solche Niederlagen allerdings eine Schwächung; aber faktisch war es doch ein Glück, wenn der Gesundungs- und Umwandlungsprozeß der Sozialdemokratie möglichst ungestört seinen Fortgang nehmen konnte.

Seit der Aufhebung des Sozialistengesetzes, das nach zwölfjähriger Geltung am 1. Oktober 1890 ablief, ist die Partei an Zahl bei weitem die stärkste, 1893 wurden 1786000 Stimmen für sie abgegeben, wobei man freilich nicht alle, die für sie stimmen, als zu ihr gehörig ansehen darf, viele wollen eben nur als „Mitläufer" ihrer Oppositionsstimmung den schärfsten Ausdruck geben; gewählt wurden 44 sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete, die sich durch Nachwahlen noch um etliche vermehrt haben. Von dem Zuwachs bei der Reichstagswahl von 1898, die der Partei 2100000 Stimmen und 56 Abgeordnete gebracht hat, zeigten sich die Sozialdemokraten selbst nicht befriedigt. Dafür brachten ihnen die nächsten Wahlen mehr als 3 Millionen Wähler und 82 Abgeordnete, wogegen ein Rückschlag wie der von 1907 wenig zu bedeuten hatte,

da er ja schon durch die üble Reichsfinanzreform von 1909 und die daran sich anschließende Hetze bei den Wahlen von 1912 reichlich wieder ausgeglichen wurde: denn hier brachte es die Sozialdemokratie auf über 4 Millionen Wähler und auf 110 Abgeordnete. Wie aber dann die Fraktion im Krieg gerade über die nationale Frage sich spaltete und ihre Einheit in die Brüche ging, werden wir später noch hören.

Der Kathedersozialismus

Ebenso groß als die äußerlich sichtbaren Erfolge sind die inneren moralischen, die Sättigung und Durchtränkung unseres ganzen Geisteslebens mit sozialen Ideen. Schon damit hat die Sozialdemokratie nicht unrecht, daß sie sich der geistigen und moralischen Urheberschaft aller der inzwischen erlassenen sozialen Gesetze rühmt und sie für sich in Anspruch nimmt — selbst da, wo ihre Vertreter im Reichstag schließlich dagegen gestimmt haben. Ohne ihre Existenz und ihre Aufwühlung der Massen, aus purer Gutherzigkeit hätten sich Bourgeois und Arbeitgeber und hätten sich Parlament und Regierungen zu dieser sozialen Reformarbeit niemals oder doch sicher nicht so früh und nicht in so weitem Umfang entschlossen. So hoch wir auch den Einfluß des Gerechtigkeitsgefühls einschätzen mögen, — die weitverbreitete Anschauung des laissez aller laissez faire wird durch dasselbe für sich allein niemals überwunden; daß uns überhaupt die früheren Zustände und das frühere Los der Arbeiter als etwas Ungerechtes und Vernunftwidriges, als ein Unsittliches und Menschenunwürdiges zum Bewußtsein gekommen sind, das hat in weiteren Kreisen — einzelne billigdenkende und patriarchalisch gutherzige Arbeitgeber hat es immer gegeben — doch erst der Sozialismus und seine freilich vielfach auch wieder ungerechte und maßlose Kritik an den bestehenden Zuständen bewirkt; mußte er diese doch den Arbeitern selbst erst zum Bewußtsein bringen und sie mit ihrer Lage unzufrieden machen.

Voran aber ging in diesem Umlernen ehrlich und tapfer die Wissenschaft. Auch hier macht, wie schon gesagt, das Auftreten Lassalles Epoche, wenngleich die Wendung schon vor ihm durch andere vorbereitet war. So hat schon Friedrich List in seinem 1841 erschienenen Werk „Das nationale System der politischen Ökonomie", in dem er „sein Augenmerk von den Interessen der Konsumtion auf die der Produktion hinwendete", den nationalen Charakter des Zollvereins, „die Befreiung der nationalen Gewerbsarbeit von der Fremdherrschaft der englischen Industrie und die Sicherung des nationalen Marktes f die nationale Gewerbsarbeit" in den Mittelpunkt aller seiner Erörterung gestellt und durch sein Eintreten für Schutzzölle und seine der Smithschen Theor

der Tauschwerte gegenübergestellte Theorie der Produktionskräfte die manchesterliche Freihandelslehre gründlich erschüttert. 1853 gab sodann Knies der politischen Ökonomie jene Wendung zum historischen, die die Überwindung der auf dem Boden des Naturrechts gewachsenen klassischen Nationalökonomie erst möglich machte; und um dieselbe Zeit haben Rodbertus und Marlo im Gegensatz zu dieser letzteren den Sozialismus zum erstenmal in Deutschland wissenschaftlich begründet. Aber sie alle waren damals weiße Raben und wurden kaum beachtet; selbst der Streit zwischen Rodbertus und von Kirchmann über die Ursachen des Pauperismus und der Handelskrisen machte wenig Aufsehen und Eindruck. Darum spürt man Rodbertus auch ordentlich an, wie er bei Lassalles Auftreten Morgenluft witterte, wiewohl er eine Mitwirkung an dessen agitorischer Tätigkeit für sich entschieden ablehnte und vor einer politischen Organisation der Arbeiter ausdrücklich warnte.

So waren es in den sechziger Jahren doch zunächst nur die Sozialisten selber, die den Kampf gegen die herrschende Theorie des liberalistischen Individualismus auch wissenschaftlich aufnahmen: negativ kritisch Lassalle im „Bastiat-Schulze", seinem polemischen Meisterwerk, und kritisch und positiv zugleich Marx im ersten Band seines „Kapital", der sich ebenso durch die ungeheure Masse sorgfältig ermittelter Tatsachen wie durch die Fülle neuer Ideen und die Schärfe der Dialektik auszeichnete. Dagegen wurden Dühring und Lange, als nicht zur Zunft gehörig, von dieser auch nicht für voll genommen, der letztere galt einfach als Lassallit; und doch war in seiner „Arbeiterfrage" die Anwendung darwinistischer Ideen auf die Volkswirtschaft und der hohe sittliche Ton, in dem diese den Gebildeten damals vielfach noch ganz gleichgültigen und unverständlichen Probleme besprochen wurden, durchaus neu und zukunftsvoll. Dieselbe Bedeutung hatte auch Schöffles „Quintessenz des Sozialismus", worin dieser Wandlungsreiche dem Sozialismus sehr weit entgegenkam.

Dieses Büchlein erschien zu Anfang der siebziger Jahre. Aber schon vorher war die große Wendung eingetreten. Fast gleichzeitig hatte Brentano auf die englischen Arbeitergilden hingewiesen und als Folge der Selbsthilfe solcher Gewerkvereine eine Gesundung der sozialen Verhältnisse und eine fortschreitende Hebung der Arbeiterklasse in Aussicht gestellt, und hatten Adolf Wagner und Schönberg „sich im Gegensatz zu der individualistischen und sozialistischen Richtung für eine maßvolle Staatsintervention ausgesprochen", zur praktischen Lösung der Arbeiterfrage soziale Reformen verlangt und geraten, Selbsthilfe und Staatshilfe zu kombinieren. Nasse, Held und vor allem Schmoller, der sich durch seine epochemachenden Untersuchungen über die deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert bekannt gemacht hatte, bewegten sich auf derselben Linie; und sie alle vereinigten sich dann im Jahre 1872 unter Zuziehung von Ab-

geordneten, Journaliſten, Induſtriellen und Beamten zu dem „Verein für Sozialpolitik", der es ſich nach Schmollers Eröffnungsrede im Jahre 1897 während dieſer 25 Jahre ſeines Beſtehens, und darüber hinaus, unbekümmert um die politiſche Parteiſtellung ſeiner Mitglieder zur Aufgabe gemacht hat, „durch ſeine Tätigkeit aufzuklären, die Wahrheit ins Licht zu ſtellen, durch ſeine Reden und Schriften, ſeine Verſammlungen und Publikationen in alle Parteien und Klaſſen eine größere Erkenntnis der ſozialen Dinge hineinzubringen und den berechtigten praktiſchen Idealen einer durchführbaren ſozialen Reform die Wege zu bahnen". Wie ſehr ihm das gelungen iſt, zeigt nicht nur die ſtattliche Reihe der von ihm hervorgerufenen Schriften und Beiträge „zur Erkenntnis der ſozialen Wirklichkeit", ſondern auch der tatſächliche Einfluß, den er, trotz aller Anfechtungen, ſeit der großen Schwenkung Bismarcks auf die deutſche Geſetzgebung gewonnen hat. „Wir wollten," ruft Schmoller in der eben genannten Rede, „nie die Volkswirtſchaft von Grund aus umgeſtalten, nie den Plan einer vollendeten ſozialen Zukunft vorlegen. Wir wollten nur mit der Leuchte der Wiſſenſchaft den Wegen der Praxis vorangehen, uns ſelbſt und womöglich das Vaterland über das einzelne und Konkrete der ſozialen Tatſachen und der Reformen belehren, in den Kämpfen des Tages, der Intereſſen und Leidenſchaften der Stimme der Billigkeit, der Vernunft, der Wiſſenſchaft Gehör verſchaffen"; und daß dieſe Tätigkeit des Vereins nicht umſonſt geweſen iſt, daß er Gutes und Nützliches gewirkt hat, durfte Schmoller wirklich mit Recht und mit Stolz von ihm rühmen.

Aber auch außerhalb des Vereins wurde von dieſen „Kathederſozialiſten", wie man ſie wohl zuerſt ſpottend, dann im Ernſt und mit Recht genannt hat, eine überaus rührige Tätigkeit entfaltet; und was ſie durch ihre wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen zutage förderten, kam vielfach auch der Praxis zugut. Eine deſkriptive Richtung der Nationalökonomie erforſchte nicht nur die Vergangenheit im Intereſſe der Gegenwart, ſondern ſuchte ſich auch über dieſe direkt zu orientieren, indem ſie unbekümmert um das Unbehagen der Arbeitgeber die tatſächliche Lage einzelner Arbeitergruppen und Induſtriezweige zum Gegenſtand ihrer Unterſuchung machte und den teilweiſe noch kümmerlichen Enquêten der Regierung ergänzend zur Seite trat. Was ſo namentlich die Schule Brentanos für die Induſtrie, das leiſtete Knapp durch ſein eigenes großes Werk über „die Bauernbefreiung und den Urſprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens" und durch Einzelunterſuchungen von Mitgliedern ſeines Straßburger Seminars für die Kenntnis der ländlichen Arbeitsverhältniſſe. Schmoller aber betonte neben der hiſtoriſchen namentlich auch die ethiſche Seite der ſozialen Frage, ihre Beziehung zur Sitte, und ſo fand er ſchließlich „den letzten Grund aller ſozialen Gefahr nicht in der Diſſonanz der Beſitz-,

sondern der Bildungsgegensätze" und verlangte deshalb, daß alle Reform an diesem Punkt einsetze und nicht nur die Lebenshaltung, sondern auch der sittliche Charakter, die Kenntnisse und Fähigkeiten der unteren Klassen gehoben werden.

Auch dieser Umschwung in der Wissenschaft von der individualistischen zu der staatssozialistischen Auffassung war, wie wir gesehen haben, eine Folge der von Lassalle eingeleiteten Bewegung. Knapp hat diese Beeinflussung, die mit der Zeit eine gegenseitige wurde, einmal scharf und witzig so formuliert: es habe eine Zeit gegeben, wo die deutsche Wissenschaft von der Sozialdemokratie gelernt habe, es sei aber dann bald die Zeit gekommen, wo diese umgekehrt von der Wissenschaft zu lernen habe. Natürlich sahen nicht nur die Vertreter der alten Wissenschaft, sondern rasch genug auch die der bestehenden Gesellschaftsordnung in dieser jungen Schule eine Gefahr. Diesem Gefühl der Beängstigung gab wohl zuerst Treitschke, empfänglich wie er war für alles, was um ihn her die Geister erregte und namentlich über die von ihm festgehaltene nationalpolitische Grenzlinie hinauszuführen drohte, schon 1874 energischen Ausdruck, indem er die Kathedersozialisten vor der Öffentlichkeit als die Gönner des Sozialismus und der Sozialdemokratie denunzierte. Er hatte ja durchaus Recht und schien es dadurch noch mehr zu bekommen, daß einzelne von ihnen, wie Schäffle in seiner oben genannten Schrift, der sozialistischen Lehre nahe genug kamen und manche Teilnehmer an den wissenschaftlichen Seminarien dieser Universitätssozialisten nachher direkt ins sozialdemokratische Lager übergingen. Allein er bewies auf der anderen Seite doch nur, daß er seine Zeit, d. h. die nächste Zukunft und was sie uns brachte, nicht mehr verstand, wenn er sich in seinem Urteil über die sozialen Zustände ganz einseitig auf den Boden der veralteten Manchesterlehre stellte und den sozialistischen Anschauungen gegenüber schroff an der individualistischen und liberalistischen Theorie festhielt. „Keine Kultur ohne Dienstboten"; „die Klassenherrschaft ergibt sich notwendig aus der Natur der Gesellschaft"; „unabänderlich gilt das Gesetz: nur einer Minderzahl ist beschieden, die idealen Güter der Kultur ganz (?!) zu genießen, die große Mehrheit schafft im Schweiße ihres Angesichts"; „die Masse wird immerdar Masse bleiben"; „diese Ordnung ist gerecht (!) und sie ist notwendig"; „das Wachstum der Bevölkerung und ihrer Bedürfnisse hält unwandelbar die alte Regel aufrecht, daß die Mehrzahl der Menschen in beschränkten Verhältnissen leben muß und die durchschnittliche Arbeitszeit sich nicht erheblich verringern kann": so hat Treitschke zu einer Zeit, wo er noch liberal war, „in besonders klassischer Form", wie Höffding meint, d. h. in ebenso oberflächlicher als brutaler Deutlichkeit die Gedanken des individualistischen Liberalismus formuliert; und seit der Herausgabe seiner „Politik" sehen wir, daß er daran

auch noch als Konservativer bis an sein Ende festgehalten hat. Diese Theorie „von der mangelnden Gesittungsfähigkeit der unteren Klassen und der Notwendigkeit, einen ungebildeten Arbeiterstand zu erhalten, wenn die Bildung der höheren Klassen nicht unmöglich werden soll", wird natürlich nie aussterben, denn sie entspricht ja durchaus den Wünschen und Ansichten aller satten, mit dem Bestehenden zufriedenen Bourgeois. Treitschke selber freilich betrachtete sich dem „matten Eudämonismus" der Kathedersozialisten gegenüber als den Vertreter der deutschen Gesittung und des deutschen Idealismus, womit er doch nur bewies, daß er diesen in seiner Tiefe nie verstanden hat: so brutal wie er haben die Kant und Fichte, die Humboldt und Schleiermacher nicht gedacht. Übrigens sprach damals aus ihm auch schon der Reaktionär, der er von da an immer mehr geworden ist. Wenn aber etwas von Zukunft in diesen Anschauungen zu finden war, so war es die Vorwegnahme gewisser Gedanken Nietzsches, der nach seinem eigenen Zugeständnis antiliberal war bis zur Bosheit. Dagegen vertrat den Angriffen Treitschkes gegenüber Schmoller in seinem offenen Sendschreiben „über einige Grundfragen des Rechtes und der Volkswirtschaft" mit Glück und Geschick den Standpunkt, dem zunächst die Zukunft gehören sollte, d. h. den sozialreformatorischen. Mit Recht und nicht ohne ironischen Beigeschmack konnte er fünfzehn Jahre später mit Beziehung auf diese Fehde sagen: „ich glaube in jener Zeit besser in die Zukunft gesehen zu haben als mein verehrter Kollege, der mich damals eben darum vom Standpunkt der angeblich bedrohten höheren geistigen und ästhetischen Kultur aus als törichten Sozialisten abkanzelte".

Und auch tatsächlich hat der Kathedersozialismus insofern gesiegt, als er, der zuerst Mühe hatte sich durchzusetzen, heute die deutsche Nationalökonomie ist. Mit vereinzelten Ausnahmen wurden allmählich alle Lehrstühle für Volkswirtschaft von seinen Jüngern besetzt, wobei es natürlich an verschiedenen Nuancen und allerlei Gegensätzen auch bei ihnen nicht fehlte; so gleich in Berlin, wo Schmoller ein so eigenartiger Kollege wie Adolf Wagner zur Seite stand. Diese fast unumschränkte Beherrschung der Katheder durch den Staatssozialismus galt so sehr als anerkannt, daß Schmoller in seiner Rektoratsrede von 1897 dieses Wirkliche zugleich auch als das Vernünftige feiern zu dürfen glaubte: „Weder strikte Smithianer noch strikte Marxianer können heute den Anspruch darauf machen, für vollwertig gehalten zu werden; wer nicht auf dem Boden der heutigen (!) Forschung, der heutigen (!) gelehrten Bildung und Methode steht, ist kein brauchbarer Lehrer". Doch das hieß den Bogen zu straff spannen. Nicht nur im Interesse der akademischen Lehrfreiheit wurde von d n verschiedensten Standpunkten aus dagegen Einsprache erhoben, sondern au h tatsächlich folgte dieser triumphierenden Hybris die Nemesis auf dem Fu

Wie wir noch hören werden, erhob der Individualismus in den neunziger Jahren aufs neue sein Haupt und fand namentlich in konservativen Kreisen starken Anhang; auch auf eine rückläufige Strömung in den Anschauungen Bismarcks konnte er sich berufen, dem „doch häufig die Förderung der augenblicklichen Unternehmerinteressen als die Quintessenz der Sozialpolitik erschien, weil hierdurch den Arbeitern Brot geschafft werde", und der sich nach seiner Entlassung in den „Hamburger Nachrichten" oft recht wenig freundlich gegen die reformfreundlichen Kathedersozialisten vernehmen ließ. Im Reichstag war der einflußreiche Freiherr von Stumm, der große Arbeitgeber im Saargebiet, der Wortführer dieser Richtung. Namentlich in seiner Herrenhausrede vom 28. Mai 1897 richtete er gegen die Kathedersozialisten ganz im Sinne Treitschkes die schwersten Vorwürfe als gegen die Gönner der Sozialdemokratie, die ihr Flankendeckung bieten. Daher verlangte er, „die Wissenschaft müsse haltmachen wie vor Religion und Sitte, so vor dem Umsturz", und suchte den Kultusminister gegen sie scharf zu machen. Und eine Zeitlang schwenkte dann auch die neue Ära, die erst mit einer internationalen Arbeiterschutzkonferenz und einer deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung so verheißungsvoll begonnen hatte, in die Stummsche Richtung ein, sistierte oder verlangsamte die Sozialreform und entzog dem Kathedersozialismus ihre Gunst. Die gegen den Willen der Fakultät erfolgte Berufung von Julius Wolf, einem „von Illusion freien Realisten" in der Nationalökonomie, nach Breslau, die Ernennung Reinholds zum Professor der Staatswissenschaften in Berlin und die Bedenken der badischen Regierung gegen die Berufung des dem Sozialismus wohlwollend gegenüberstehenden Werner Sombart auf Herkners Stelle nach Karlsruhe waren Zeichen dieser rückläufigen und dem Kathedersozialismus abgünstigen Bewegung. Ob dagegen der „Fall Bernhard" in Berlin im Jahr 1908 ein Schulbeispiel war für jene Hybris, auf die 1909 in der Unterwerfung der Fakultät die Nemesis folgte, läßt sich von außen her schwer feststellen. Umgekehrt beweist die Entwicklung Posadowskys, der sich als Staatssekretär des Innern immer mehr von der Notwendigkeit der Sozialreform überzeugt und sich bis zu seiner Entlassung (1907) mit erfreulicher Energie dafür eingesetzt hatte, wie die Macht der Ideen auch Widerstrebende in ihren Bannkreis zwingt und schließlich doch den Sieg davon trägt.

Der Umschwung der öffentlichen Meinung

Fast noch größer als der Umschwung der Anschauung bei den Vertretern der Wissenschaft war die Wandlung in der Stellung der bürgerlichen Parteien zur sozialen Frage und in dem Verhältnis der öffentlichen Meinung

der Gebildeten zum Sozialismus und seinen Forderungen. In den siebziger Jahren war die Stimmung der Bewegung im wesentlichen nicht günstig, doch wurde sie von den meisten unterschätzt. Das zeigte sich vor allem darin, daß die Gründe, mit denen man z. B. in öffentlichen Versammlungen ihren Rednern gegenüberzutreten pflegte, so gar fadenscheinig und kindlich waren; das Gruseln mit dem „Teilen" war ein beliebtes Mittel und entfesselte immer aufs neue das Hohngelächter der Sozialdemokraten. Man gab sich nicht die Mühe, die Gegner zu verstehen, und verstand sie auch wirklich nicht, die sozialistischen Redner waren ihren Gegnern an nationalökonomischer Bildung bei weitem überlegen. Etwas später trat dann an die Stelle der Gleichgültigkeit die Erbitterung über die Störenfriede der nationalen und optimistischen Stimmung und die Angst vor dem beständigen Anwachsen dieser „Reichsfeinde", zu denen ja damals die Klerikalen mitgezählt wurden; die Attentate auf Kaiser Wilhelm I., die ihnen direkt oder doch der durch sie hervorgerufenen Verhetzung und Verwilderung in die Schuhe geschoben wurden, vermehrten beides, Schrecken und Haß. Und dann kam das Sozialistengesetz. Damit war der Höhepunkt der ihnen abgeneigten Stimmung erreicht, es bedeutete aber zugleich wie im Drama die Peripetie: es schuf Märtyrer, und damit stellte sich das Mitleid ein; man sah so viele vor Gericht, verurteilt, ausgewiesen, in der Verbannung, im Elend, und man mußte sich sagen, daß sie für ihre Sache, für ein Ideal leiden und verfolgt werden, man hörte ihre Klagen und Anklagen und mußte ihnen recht geben, daß hierbei auch von den Richtern vielfach über das Notwendige hinausgegangen werde und die Polizei teilweise zu recht unmoralischen Mitteln greife; man brauchte ja nicht alles zu glauben, aber daß es agents provocateurs, Spitzel und Denunzianten gab, das war doch wahr und war recht beschämend und häßlich; besser als diese Organe der Ordnung und der Autorität waren ihre Opfer jedenfalls. Und man mußte wahrnehmen, wie die Zahl der sozialdemokratischen Wähler auch unter dem Druck des Gesetzes zunahm, also war es wirkungslos, es half nichts, das Gift fraß im stillen weiter und war nur um so gefährlicher, vom Ausland her ertönten die Stimmen der Ausgewiesenen um so greller und wilder; indem man die Sozialisten expatriierte, hatten sie ja das Recht, international zu sein, sie konnten gar nicht anders. So war man in weiten Kreisen froh, es war wie eine Gewissensberuhigung, als zu den negativen Repressivmaßregeln die positiven sozialen Reformen zunächst einmal durch die kaiserliche Botschaft angekündigt wurden und dann der Reihe nach kamen. Und dabei erkannte man nun auch, wieviel hier wirklich zu reformieren war, wie vielfach recht also der Sozialismus mit seinen Klagen über die Zustände und seinen Anschuldigungen gegen die Menschen und die Verhältnisse hatte, ein „berechtigter Kern" schälte sich tatsächlich heraus, ein wirk-

liches Verdienst hatte die Bewegung also doch. Und in der Arbeit an diesen Gesetzen und in den Debatten darüber lernte man den Sozialismus selbst auch besser kennen, die Diskussion zwischen den sozialistischen Rednern und ihren Gegnern wurde in den achtziger Jahren sachlicher und gerechter; hierbei hat sich Schäffles schon genannte handliche Broschüre ein großes Verdienst erworben. Auch der Verein für Sozialpolitik und seine alljährlich wiederkehrenden Verhandlungen, die Katheder-sozialisten und ihr Einfluß auf die Studenten in ihren Vorlesungen und Seminarien und auf weitere Kreise durch ihre Schriften und Aufsätze trugen dazu nicht wenig bei: der Staatssozialismus machte Schule, und als ihn Bismarck in die Praxis einführte, fanden sich auch unter den Beamten wenigstens einzelne, die mit Verständnis, mit Eifer und gutem Willen auf seine sozialreformatorischen Gedanken eingingen und diese — vielleicht teilweise sogar über seine eigenen Intentionen hinaus — verwirklichen halfen und förderten. Und wie im Staat, so ging es in den Städten: Sozialdemokraten drangen in die Gemeinderäte ein, übten Kritik am Bestehenden und beteiligten sich an der Einführung sozialpolitischer Maßregeln zugunsten der Arbeiter. Anfangs widerstrebend und zögernd, dann immer bereitwilliger und rascher gingen die Korporationen und die Bürgermeister namentlich der größeren Städte darauf ein.

Liberalismus und Sozialismus

Hier lag auch der tiefste Grund, warum es 1879 mit der liberalen Hälfte der Bismarckschen Ära zu Ende gegangen ist. Der Liberalismus versagte sich dieser staatssozialistischen Wendung am längsten, weil er individualistisch und kapitalistisch, nicht sozialistisch war. Das Mittelalter bedeutet auf der ganzen Linie des menschlichen Lebens Gebundenheit — Gebundenheit des einzelnen an die Kirche, des Vasallen an seinen Lehnsherren, des Leibeigenen an den Grundbesitzer, des Gewerbetreibenden an die Zunft, der Wissenschaft an das Dogma, schließlich sogar Gebundenheit des Dichters an die Tabulatur. Dieser durchgängigen Unfreiheit gegenüber hat seit dem fünfzehnten Jahrhundert für die Kulturvölker Europas der große Befreiungsprozeß begonnen. Die erste Sturzwelle dieser freiheitlichen Bewegung, der erste große Akt in diesem welthistorischen Drama war die Renaissance und Reformation, der zweite die Philosophie der Aufklärung, der dritte die französische Revolution. An der ersten und zweiten Aktion hatte Deutschland einen hervorragenden Anteil. Was in der dritten Frankreich in raschem Ansturm, aber unter beständigen Rückläufen und Zuckun-

gen sich erobert hatte, das mußte der deutsche Liberalismus im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts in langsamem Ringen für den dritten Stand erkämpfen. Nun ist der Liberalismus durch seine geschichtlichen Voraussetzungen von Haus aus Individualismus: das lag nicht in seinem Belieben und war nicht seine Schuld, sondern das ist eine historische Notwendigkeit, ist sein gutes Recht und mehr noch, ist geradezu sein Ruhmestitel. Weil er auf allen Gebieten eine unberechtigte Vergewaltigung des Individuums und seiner persönlichen Freiheit vorfand, so galt sein Kampf der Befreiung der Individuen. Das zeigte sich zuerst in der Renaissance, jener ästhetisch aristokratischen Revolution der höheren europäischen Gesellschaft, wo unter Zurückgreifen auf die Antike das Recht der schönen Persönlichkeit und des uomo singolare in all seiner natürlichen, welt- und sinnenfreudigen Unmittelbarkeit für Kunst und Leben, für Geselligkeit, Bildung und Erziehung zurückgefordert wurde. Und es zeigte sich ebenso in der demokratischen Bewegung der Reformation, die das Gewissen und den Glauben des einzelnen Menschen unabhängig stellte vom Machtspruch und Bann der Kirche — „ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan", sagt Luther —, und die neben den Pflichten und Rechten dieses Christenmenschen zugleich auch die lange verschüttete Quelle aller religiösen und sittlichen Kraft im Subjekt neu entdeckte. Es zeigt sich dreihundert Jahre später im Neuhumanismus, der die Tendenzen der Renaissance wieder aufnimmt und die ästhetische Bildung der Einzelpersönlichkeit sich zum Ziele setzt; und nicht minder in dem Entwicklungsgang der neueren Philosophie, die gleich anfangs mit Descartes das Ich zum selbständigen Ausgangspunkt aller Gewißheit machte, in Leibniz auf die Individualität den Nachdruck legte, in Kant sogar die Gesetze der Natur aus dem Ich ableitete, ihm bei Fichte eine geradezu weltschöpferische Souveränetät zuwies und es schließlich zum Ganzen und Absoluten erweiterte. Und es zeigt sich endlich im Verhältnis des einzelnen zum Staat: auf die mittelalterliche Idee einer europäischen Universalmonarchie folgt die Zeit des selbständigen und eigenartigen Nationalstaats, der in Deutschland noch einmal in eine Vielheit kleiner und kleinster Staatensplitter zerfiel. Und auch hier ist das erste wieder der individualistische Absolutismus mit seinem persönlichen l'état c'est moi, darauf kommt die Umkehrung dieses Wortes in les moi sont l'état, die Atomistik der den Staat bildenden souveränen Individuen in der Theorie des Rousseauschen Contrat social und in der Tatgeschichtlichkeit der französischen Revolution. Von dieser Auffassung des Staates ist der Liberalismus ausgegangen, an ihr hat er bis gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts im Prinzip wenigstens festgehalte

Diesen liberalistischen Individualismus können wir wegen seines Atom' mus als eine mechanische Weltanschauung bezeichnen. Nicht als ob jeder J

dividualismus mechanisch sein müßte, im Gegenteil. Im Kern seines Kerns, in der Seele seiner Seele erhebt ja — man denke an Leibniz oder an Herder — gerade das Individuelle den stärksten Protest gegen den alle Individualität ertötenden Mechanismus, in der Innerlichkeit liegt seine Stärke, die Quelle seines unveräußerlichen Rechts. Daß er das nicht verstanden hat, ist der innere Widerspruch des Liberalismus, an dem er in dieser Form wenigstens zugrunde gehen mußte, das ist die große Unterlassungssünde, die er, namentlich in seiner Anwendung auf Staat und Gesellschaft, niemals wieder hat gutmachen können. Denn wie faßt er doch die Menschheit auf? Als eine Summe von Individuen, die vielmehr bloß Atome sind, deren jedes, von Haus aus dem andern im wesentlichen gleich, gleiches Recht besitzt wie alle übrigen und selbständig und spröde diesen andern gegenübersteht. Und auch wo sie sich zu Gruppen vereinigen, geschieht dies immer nur vorübergehend und zufällig, willkürlich und künstlich, auf Grund von freigeschlossenen Verträgen; darum sind alle Vereinigungen nicht nur nicht notwendig und unauflöslich, sondern sie sind lediglich im Dienst und Interesse der einzelnen gebildet, sind nur um ihretwillen da und stehen deshalb nicht über ihnen, sondern in irgendeiner Form — als Mehrheit, als Vielheit bleiben die einzelnen auch ihnen gegenüber souverän.

Auf politischem Gebiet hat diese individualistische Anschauung den Absolutismus der Fürstengewalt und die feudalistische Unterdrückung ganzer Klassen und Stände überwunden, das „Notrecht" der Revolution verkündigt und jene Lehre vom Staat und seinen Aufgaben entstehen lassen, der Wilhelm von Humboldt in seiner mehrfach genannten Jugendschrift den denkbar schärfsten Ausdruck gegeben hat. Auf sittlichem Gebiet balanciert der Individualismus das menschliche Handeln auf der Nadelspitze der Subjektivität und des Gewissens und erklärt für tugendhaft den, der diesem individuellen Führer folgt. Nicht auf den Erfolg der Handlung kommt es bei ihrer sittlichen Würdigung irgendwie an, sondern lediglich auf den guten Willen, auf die Motive, auf das innerliche „du sollst"! Hier ist der Mensch absolut frei, gebunden nur an sich; denn das Sittengesetz ist das Gesetz seiner eigenen vernünftigen Natur, ist ist Autonomie, nicht Heteronomie, Selbstbestimmung, nicht Unterwerfung unter ein fremdes Gesetz. Nun liegt aber im Wesen des Staates äußerlich, in dem des Sittlichen innerlich schon an sich ein antiindividualistisches Element (selbst Kant konnte darum neuerdings für den Sozialismus in Anspruch genommen werden!), das von Haus aus ein Korrektiv bildet gegen die schrankenlose Geltendmachung jenes atomistischen Standpunkts; deshalb ist die liberalistische Theorie auf diesen beiden Gebieten während des ganzen Jahrhunderts auch nie völlig durchgedrungen, nie unwidersprochen geblieben. Gleich auf der Schwelle desselben traten ihr Schleiermachers Güterlehre und Hegels Anschauung von den

substantinellen Mächten der Sittlichkeit siegreich entgegen; und im Staat hat nach dem Unglück von Jena derselbe Wilhelm von Humboldt an einer ganz andersartigen Wirklichkeit bauen helfen und die Grenzen seiner Wirksamkeit tatsächlich weit in „die Sorgfalt für den positiven Wohlstand der Bürger" hinein vorgeschoben; auch seine Verbindung mit Pestalozzi, dem Verkündiger einer sozialen Pädagogik, zeugt für diese Wandlung.

Ganz anders war der Gang der Dinge auf dem Boden des gesellschaftlichen, des wirtschaftlichen Verkehrslebens. Hier steht in der Tat jeder zunächst als einzelner den andern einzelnen gegenüber, weder nach der Theorie, noch in der Praxis als ein sittlich handelnder irgendwie sittlich verbunden und verpflichtet, sondern lediglich als ein güterproduzierendes, gütertauschendes, güterkonsumierendes Wesen. Und als ein solches jeder für sich und aus eigener Kraft, jeder für sich und im eigenen Interesse, im übrigen — vogue la galère! Auf daß jedoch das Schiff flott werde, dazu müssen, sagt die individualistische Volkswirtschaftslehre, alle Hindernisse weggeräumt oder wenigstens weggedacht werden. Wegzuräumen sind die staatlichen Hindernisse, die noch aus dem Mittelalter und der Zeit fürstlicher Allgewalt stammen: Leibeigenschaft und Hörigkeit, Frondienst und Erbuntertänigkeit, Zunft- und Innungszwang, Verkehrsschranken von Ort zu Ort und von Land zu Land, gesetzliche Beschränkung des Niederlassungs- und Heimatrechts, der Eheschließung und Familiengründung, die staatliche oder kommunale Festsetzung der Preise und Löhne, die gesetzliche Regulierung der Dienst- und Arbeitsverträge. Und wegzudenken wenigstens ist — Adam Smith hatte das freilich nicht gewollt und gemeint — die sittliche Natur jenes gesellschaftlichen Atoms, mit ihr hat die Volkswirtschafts- und Gesellschaftslehre nicht zu rechnen. Wenn faktisch derjenige am weitesten kommen und sich am besten stellen sollte, der am rücksichtslosesten vorwärts hastet, skrupellos egoistisch sein Ich und dessen Interesse zur Geltung zu bringen sucht, so ist es nicht Sache einer individualistischen Wirtschaftslehre, ihn davon zurückzuhalten; sie kennt nur eines: die freie Konkurrenz und als Triebfeder des ganzen Handels und Wandels — volkswirtschaftlich ausgedrückt den Profit, die Rente, ethisch gedacht den Egoismus.

Was dabei herauskommt? Wir haben es im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts gesehen: im Wettbewerb aller gegen alle ein immer steigender Wohlstand, eine immer sich mehrende Güterproduktion, immer größerer Reichtum an Kapital, Vervollkommnung der Technik, Fortschreiten von Handel und Wandel, von Verkehr und Industrie, allgemeines Prosperieren der Geschäfte, ein selbst die kühnste Phantasie übersteigendes Blühen und Gedeihen der einzelnen und der Nationen. Doch wo das Bild im lichtesten Glanze strahlt, verbergen sich die dunkelsten Schatten. Wer sind denn „die einzelnen"? und was

heißt „die Nationen"? Die einzelnen sind immer nur wenige einzelne, und die ganze Nation — damit ist es ohnedies nichts. Im Wettbewerb der freien Konkurrenz geht es zu wie auf dem Schlachtfeld oder noch schlimmer: der glücklichen Sieger sind nur wenige, der Unterliegenden, der Toten und Verwundeten unendlich viele. Die Wirkung der Konkurrenz ist nämlich eine ihrem Ausgangspunkt schnurstracks entgegengesetzte: dieser war der schöne Gedanke, daß alle Menschen von Natur gleichgestellt seien und somit auch gleiches Recht zum Wettbewerb, gleichen Anspruch auf Geltendmachung ihrer Interessen haben; und das Ende ist: Kapital und Eigentum, Mittel und Kraft zu produzieren, die Freiheit und Gelegenheit zu konsumieren, die Teilnahme an der vollbesetzten Tafel des Kulturlebens — alles das ist Sache einiger weniger wirtschaftlich Starken, und die überwiegende Mehrzahl der wirtschaftlich Schwachen befindet sich als Arbeiter in vielfacher Not und — was dem Gedanken und Prinzip des liberalen Individualismus noch viel mehr zuwiderläuft — in vielfacher schlimmster Abhängigkeit von jenen wenigen als Arbeitgebern. Und wenn diese ihre Übermacht benützen und an der Maschine ihre Arbeiter zu bloßen „Händen" werden lassen, so geht das niemand etwas an; die Hände gegen die Ausbeutung ihrer Herren zu schützen hat vor allem der Staat kein Recht, er hat sich jeder Einmischung in dieses Verhältnis zu enthalten.

Wenn es in Deutschland vielfach doch nicht so schlimm gewesen und nicht bis zu diesen äußersten Konsequenzen gekommen ist, so sind daran andere Faktoren schuld, vor allem der Umstand, daß bei uns der Individualismus an Staat und Sitte und Sittlichkeit doch immer noch einigen Widerstand und gewisse letzte Schranken gefunden hat und sich darum niemals vollständig hat durchsetzen können. Wenigstens die Kinderarbeit war in Preußen seit 1839 beschränkt und in den fünfziger Jahren sogar schon das Institut der Fabrikinspektoren eingeführt worden; und an patriarchalischen Sitten und gutgemeinten Wohlfahrtseinrichtungen fehlte es in einzelnen Fabrikbetrieben ohnedies nicht. Aber charakteristisch für den liberalistischen Individualismus auf diesem Gebiete sind nicht solche anfangs sehr wenig wirksame Einschränkungen durch eine wohlmeinende Bureaukratie von oben oder jene Ausnahmen einzelner richtig empfindenden und sich ihrer Verantwortung bewußten Arbeitgeber, sondern charakteristisch ist, wie es im Wesen dieser Gesellschaftsordnung liegt, daß die prinzipiell verkündigte Freiheit und Gleichheit aller einzelnen Individuen in ihr Gegenteil umschlägt, in Ungleichheit, Unfreiheit und Abhängigkeit hineinführen kann, nach Treitschke sogar hineinführen muß. Das Schlimmste aber ist die unsittliche Basis dieser Ordnung: statt Individuen und freier Persönlichkeiten schließlich nur „Hände", statt Menschen nur „Dienstboten", ein Glied und eine Seite nur statt des ganzen Menschen, und so das Ganze kein Ganzes mehr,

sondern verkümmert gerade in seinen höchsten und reichsten Funktionen; und statt einer organisierten Gesellschaft eine unorganische, ungegliederte Masse, der vor allem eines fehlt, die volle Teilnahme an den Gütern unseres Volkstums, an den Errungenschaften unserer Kultur, an ihren Genüssen und ihren Segnungen, an Schönheit und Glück, an Wahrheit und Bildung, an sittlicher Freiheit und menschenwürdigem Dasein.

Dem tritt nun der Sozialismus gegenüber als eine sittliche Lebensanschauung höherer Art. Ist der Individualismus mechanisch, so kann man ihn im Gegensatz dazu organisch nennen, der dissoziierenden Tendenz desselben stellt er, wie schon sein Name sagt, das assoziierende Prinzip entgegen. Der einzelne ist hier nicht etwas für sich, sondern etwas nur als Glied und Teil eines Ganzen, im Dienste dieses Ganzen und verpflichtet zu tätiger Mitarbeit an seinem Auf- und Ausbau; und diese soziale Anschauung muß gerade auch auf die von ihr noch am wenigsten berührte und durchdrungene Arbeit im Dienste der materiellen Kultur übertragen werden. Auch beim Produzieren und Konsumieren soll die Gesellschaft nicht länger mehr als ein zusammengewirbelter Haufe gleichgültig durcheinander sich schiebender Atome betrachtet werden und handeln, sondern nach dem freilich gefährlichen und in der Einzelausführung immer schiefer werdenden Bild Schäffles eher als ein organischer Körper: die Gütererzeugung und Güterverteilung sozusagen der Stoffwechsel dieses Körpers, den zu erhalten auch im Bewußtsein des einzelnen als die höhere Pflicht neben der der individuellen Selbsterhaltung anerkannt werden muß. Oder wie der Bischof Westcott von Durham es ausdrückte: „der Sozialismus betrachtet die Menschheit als ein organisches Ganzes, eine lebensvolle Einheit, die durch die Verbindung von in wechselseitiger Abhängigkeit zusammenwirkenden Mitgliedern gebildet wird; seine Methode ist Kooperation, sein Ziel die Erfüllung einer Dienstpflicht. Er will das Leben so organisieren, daß es einem jeden die vollständigste Entwicklung seiner Kräfte sichert". Gerade der Individualismus hat es versäumt zu gliedern, zu differenzieren, Individualitäten zu schaffen, er hat jene Massen zusammengeballt, die uns so unpersönlich und individuallos und deswegen so unheimlich wie alles chaotisch Elementare gegenüberstehen, er hat mit seiner die Gesellschaft atomisierenden Tendenz direkt antiindividualistisch und dissoziierend gewirkt, darum tritt ihm der Sozialismus als eine höhere sittliche Weltanschauung gegenüber, indem er ernstlich gliedern und differenzieren und so wahrhaft assoziativ und genossenschaftlich tätig sein will: die soziale Frage ist wirklich eine sittliche Frage.

Aber es ist doch kein bloßer Gegensatz, ein recht eigenartiges Doppelspiel zwischen den beiden unverkennbar. Ohne den Liberalismus kein Sozialism auch dieser ist liberal, der Geist befreiender Kritik ist seine Voraussetzung.

jene Hindernisse, die der Liberalismus weggeschafft hat oder noch bekämpft, gelten auch ihm als Hindernisse, darin geht er mit dem Liberalismus auf weite Strecken Hand in Hand. Ja er ist streng genommen noch liberaler, indem er eine neue Befreiung anstrebt, die des Arbeiters von der Übermacht des Kapitals, und für ihn größere politische Rechte verlangt, vor allem das der freien Koalition; und er setzt den Differenzierungs- und Individualisierungsprozeß nur weiter fort, indem er ihn von den Bourgeois, für deren Emanzipation der Liberalismus gekämpft hat, auf den vierten Stand ausdehnen will. Auch er ist somit in Wahrheit ein Kampf um den einzelnen, auch ihm fehlt das Pathos der Distanz nicht, wenn auch die Distanz zwischen den einzelnen eine kleinere ist und sein soll.

Der Sozialismus und die Parteien

Dabei hüte man sich aber, Sozialismus und Sozialdemokratie miteinander zu identifizieren. Jener ist eine umfassende Weltanschauung, diese ist eine Partei mit allen einer Partei anhaftenden Untugenden. Sie kämpft nur für den vierten Stand und kämpft um seine Herrschaft, also bedroht sie die anderen Stände und Klassen ihrerseits mit Abhängigkeit und Unfreiheit; und sie verkennt in ihrer Parteiunduldsamkeit, was der Liberalismus auch für sie geleistet und an Differenzierung errungen hat. So wirft sie, wie schon gesagt, alles, was nicht sozialdemokratisch ist und heißen will, als „reaktionäre Masse" in einen Topf zusammen und will namentlich den Geistesarbeiter entweder überhaupt nicht als Arbeiter anerkennen oder doch die Eigenart seiner Aufgaben und Leistungen nicht gelten lassen. Ihr Zukunftsideal gleicht der Fabrik mit ihrer Zwangsarbeit und ihrer nivellierenden Einförmigkeit. Hier liegen Gründe zu ernstlichen Befürchtungen und das gute Recht zu energischer Abwehr für die andern. Und endlich war das Spielen mit dem Begriff des „Revolutionären" zum mindesten unehrlich und bedenklich: bald bedeutete es die große Wandlung und Veränderung überhaupt, die allerdings gefordert und angestrebt werden muß; bald den „Kladderadatsch", den plötzlichen Sprung, der gewaltsam herbeigeführt werden soll, im Gegensatz zu dem allmählichen Kommen eines neuen Geistes und zu den Reformen, die dieses Kommen ermöglichen oder doch beschleunigen und fördern sollen, also einfach: die Durchsetzung des sozialistischen Endziels mit Gewalt. Das widerspricht den Lehren der Geschichte, die zeigt, daß für einen solchen Wandel der Dinge erst das Geschlecht innerlich vorbereitet und erzogen sein muß, sonst bleibt doch alles beim alten. Schafft eine neue Welt, und die neue Menschheit ist da! sagt der Revolutionär; aber das wäre ein Schöpfungswunder, und wir glauben an keine Wunder, sagen wir. Und auch in ihren eigenen Reihen glaubten viele nicht an solche Wunder; auf dem

Parteitag in Stuttgart hat v. Vollmar frei herausgesagt: „uns könnte nichts Unglücklicheres geschehen, als wenn uns plötzlich die politische Macht in die Hände fiele, weil uns die politische Reife fehlt, sie festzuhalten". So war die Sozialdemokratie auch nach dieser Seite hin in einer „Mauserung", einer innerlichen Wandlung vom Revolutionären hinüber zum Sozialreformatorischen begriffen. Mit dieser hatte es freilich, wie wir gesehen haben, noch gute Wege: der Ungeduld der Lebenden zuliebe, die wie die ersten Christen das Neue selbst noch erleben möchten, bekannte man sich doch immer wieder zu den „Endzielen" und häufig genug auch zur Revolution im übeln Sinn; aber die Kugel war im Rollen, und darum war es auch von der Gegenseite her weder nötig noch taktisch klug, den Teufel der Revolution beständig an die Wand zu malen und mit dem hauenden Säbel und der schießenden Flinte zu drohen.

Aus dem allem ergaben sich auch in der Stellungnahme der anderen Parteien und der öffentlichen Meinung zu dem Sozialismus eigenartige Verschiebungen. Daß zwischen Bismarck und Lassalle zur Zeit, als jener im heftigsten Konflikt mit der Fortschrittspartei stand, Beziehungen angeknüpft wurden, ist schon erwähnt; und ebenso, daß die Kreuzzeitung das Auftreten Lassalles wie das eines Bundesgenossen begrüßt hat. Überhaupt zeigten einzelne Mitglieder der konservativen Partei früher ein Verständnis für die sozialistischen Ideen als die auf das laissez aller laissez faire eingeschworenen Liberalen: neben Huber und Rodbertus wären hier namentlich noch Lothar Bucher und Wagener zu nennen. Aber der großen Masse der Konservativen fehlte es daran doch ebenso wie allen anderen; deshalb zogen sich die beiden ersten von der Partei zurück, und Wagener, der Begründer der Kreuzzeitung, mußte über die Verständnislosigkeit seiner Parteigenossen häufig genug Klage führen: sie begriffen den Übergang Deutschlands vom Ackerbau- zum Industriestaat nicht und hatten nur für ihre agrarischen Interessen ein Herz, nicht aber für das Industrievolk und seine Bedürfnisse. Dazu kamen die liberalen Forderungen der Sozialdemokratie, ihre negativ kritische Stellung zum bestehenden Staat und ihre antimonarchische und demokratische Gesinnung, die sie den Konservativen geradezu verhaßt machte. Immer mehr konnten sie sich dafür auch auf den späteren Bismarck berufen. Als daher nach dessen Sturz antisoziale Arbeitgeber, allen voran der Freiherr von Stumm, wachsenden Einfluß gewannen und die Abwendung des neuen Kurses von sozialpolitischen Reformen durchsetzten, verschärfte sich der Gegensatz aufs neue, und so standen noch 1914 gerade die Konservativen den Sozialisten am schroffsten gegenüber: die Art, wie sich die paar sozialdemokratischen Eindringlinge und die Majorität der Rechten im preußischen Landtag hin und her behandelten, ist dafür typisch. Daß freilich auch im

Ruf der Landwirtschaft nach Staatshilfe ein gutes Stück Staatssozialismus steckte, bemerkten die Konservativen nicht oder wollten es doch nicht Wort haben; und es war auch nicht sozialistisch gemeint, es sollte nur für ihre agrarische Interessenpolitik, die schon Stahl richtig gekennzeichnet hat, das „große Mittel" sein.

Den spezifisch sozialen Gedanken des Sozialismus stand auch der Liberalismus von Anfang an fern; nur aus Unkenntnis, Mißverständnis und Opportunität hatte er in der Reaktionszeit die Sozialisten als Bundesgenossen in seinem Kampf gegen die Regierungen benützt und in ihnen etwas wie seinen eigenen linken Flügel gesehen: doch galt diese Freundschaft nur den liberalen, nicht den sozialen Elementen. Daher erschraken die Liberalen schon 1848 in Berlin und Frankfurt, in Sachsen und Baden über das Wenige von sozialistischem Einschlag in der revolutionären Bewegung und schüttelten es unwillig von sich ab. Ebenso hat der Nationalverein und die Fortschrittspartei in den Arbeitern nur radikalliberale Elemente gesehen und sie als solche für ihre Zwecke benützt. Deshalb war der Liberalismus auf der ganzen Linie aufs äußerste betroffen und empört, als zuerst Lassalle, dann Liebknecht und Bebel die Arbeiter von ihm wegriefen und in selbständiger Parteibildung organisierten. So war er anfangs der eigentliche Antipode der neuen Partei, wenn auch aus verschiedenen Motiven. Die Fortschrittspartei war von Haus aus Gegnerin alles Staatssozialismus und Hauptvertreterin der Manchesterdoktrin und sah sich namentlich in Berlin in dem bis dahin unbestrittenen Besitzstand ihrer Reichstagsmandate durch sie zuerst ernstlich bedroht, dann derselben wirklich beraubt und so auf den Kampf mit ihr hingewiesen. Eugen Richter hat diesen auch literarisch mit Geist und Witz geführt; seine Nachfolger in der Leitung der freisinnigen Volkspartei setzten ihn ohne Geist in mehr gehässiger als sachlicher Weise fort und katzbalgten sich mit ihr mehr um Sitze als um Prinzipien. Die Nationalliberalen bekämpften die Sozialdemokratie vor allem wegen ihrer seit 1871 immer stärker sich akzentuierenden antinationalen Haltung, später waren sie im Gefolge Bismarcks in erster Linie mitbeteiligt am Sozialistengesetz. Allein als dieser seit 1881 und 1883 selber in die sozialreformatorische Bahn einlenkte, folgte ihm auch hierin die Partei und beteiligte sich an der sozialen Gesetzgebung der achtziger Jahre; ja in einzelnen ihrer Vertreter fand diese ganz besonderes Verständnis und eifrige Förderung. Doch stellte sich nach dem Sturze Bismarcks heraus, daß bei vielen, um nicht zu sagen bei den meisten Nationalliberalen die Arbeiterfreundlichkeit keine wirklich von Herzen kommende gewesen war: sie waren vielmehr recht eigentlich die Partei der gebildeten und besitzenden Bourgeois und des Kapitals, namentlich am Rhein waren die Fabrikanten ihre Hauptstützen und Führer; und so wurde zuerst die Parole ausge-

geben, das Volk sei der Gesetzmacherei müde und müsse die neuen sozialen Gesetze erst verdauen, ehe man auf diesem Wege weitergehen könne; dann wurde der Gegensatz gegen die Sozialdemokratie eher verschärft als abgeschwächt, indem man das Revolutionäre an ihnen stark betonte und für die „Mauserung" kein Auge hatte oder haben wollte; und endlich griff man auch gegen die Kathedersozialisten den Treitschkeschen Vorwurf auf, daß sie die Gönner der Sozialdemokratie seien, und verleugnete dabei mit Gröber um die Wette die liberale Vergangenheit soweit, daß man gegen sie das Einschreiten der Staatsgewalt aufrief und die Lehrfreiheit in Frage stellte. Berufen konnte sich diese Abneigung freilich auf die Dankbarkeit, womit von den Arbeitern vielfach das Große und Gute hingenommen wurde, das vor allem der Staat, aber auch einzelne Arbeitgeber wie Krupp in Essen oder Stumm im Saargebiet für sie taten. So war, was Freisinnige Volkspartei und Nationalliberale anlangt, der Gedanke einer großen liberalen Partei „von Bassermann bis Bebel" ein Traum: ihn zu verwirklichen hatte einstweilen weder der Führer der Nationalliberalen noch Bebel irgendwelche Lust, „Unsinn" nannten es beide wenn jene sich auch z. B. in Baden die Hilfe der Sozialdemokraten gelegentlich wohl gefallen ließen.

Anders stand es bei den zwei kleinen Fraktionen des Liberalismus, der Freisinnigen Vereinigung und der Deutschen Volkspartei. Diese letztere, die sich hauptsächlich aus dem Süden rekrutierte, nahm frühe schon sozialreformatorische Gedanken im weitesten Umfang in ihr Programm auf und erwies sich den Forderungen der sozialistischen Arbeiterschaft besonders freundlich. Es hing dies ohne Zweifel zusammen mit der historischen Tatsache, daß sie bis tief herein in die sechziger Jahre die Verbindung mit den Arbeitervereinen aufrecht zu erhalten gesucht hatte, und weiter mit dem starken Betonen demokratischer Forderungen und der scharfen Kritik am Staat und seinen Organen, worin beide Teile Hand in Hand gehen konnten; auch im Haß gegen Bismarck trafen sie zusammen. In der Freisinnigen Vereinigung haben Männer wie Mommsen und Theodor Barth, der aus einem Saulus ein Paulus, aus einem steifdoktrinären Manchestermann ein „Gönner" des Sozialismus geworden ist und darüber schließlich sogar aus der Partei hinausgedrängt wurde, sich vor allem bemüht, ein besseres Verhältnis zur Sozialdemokratie herbeizuführen. Sie haben die von den anderen Parteien meist verneinend beantwortete Frage, ob die Sozialdemokratie als eine Partei wie jede andere anerkannt und behandelt werden solle, also bündnisfähig sei, entschieden bejaht; ganz abgesehen von dem Vorteil für den Liberalismus, wie ich glaube, auch deswegen durchaus n
Recht, weil die Sozialdemokratie sich nur so dem Staatsganzen einfügen, z
Arbeit an Gemeinde- und Staatsverwaltung mit herangezogen werden und

durch den Übergang zur radikalen Reformpartei vollziehen konnte. Solchen Anschauungen kamen dann gemeinsame Aktionen zu Hilfe, wie bei der Abwehr der Angriffe auf Kunst und Wissenschaft anläßlich der lex Heinze: hier kämpften im Reichstag und draußen im Land bei den Versammlungen des Goethebundes Sozialdemokraten und Liberale vielfach Schulter an Schulter im Reichstag hatten jene sogar die Führung. Ähnlich war es bei der „Reichsfinanzreform" von 1909, wo die Sozialdemokraten mit den Liberalen zusammen gegen den schwarz-blauen Block für eine Erbschaftssteuer eintraten, oder in Württemberg, wo sie im Bund mit den Liberalen die Schulgesetznovelle trotz ihres Kompromißcharakters als einen gemäßigten Schritt nach vorwärts akzeptierten. Das törichte Gerede von der einen reaktionären Masse strafte sich damit ganz von selbst Lügen. Bei alledem handelte es sich natürlich nur um ein gelegentliches „getrennt marschieren und vereint schlagen". Denn von einem Bündnis wollte, wie schon gesagt, die Sozialdemokratie nichts wissen; eher geneigt dazu war der seit 1910 zur Fortschrittlichen Volkspartei geeinigte Linksliberalismus mit seinen drei verschiedenartigen Elementen, die aber gerade über diese Beziehung teilweise doch noch verschieden dachten.

Sozialdemokratie und Kirche. Nationalsoziale

Endlich das Zentrum. — Doch ehe wir dessen Stellung zu der sozialistischen Bewegung darlegen können, ist vorher ein Wort über die Stellung der Sozialdemokratie zur Religion zu sagen. „Religion ist Privatsache", so heißt es kurz und bündig in ihrem Programm; tatsächlich aber nimmt sie eine ganz andere, eine entschieden ablehnende und feindselige Haltung ein, sie ist unkirchlich und irreligiös, atheistisch und materialistisch. Wie das gekommen ist, habe ich früher schon ausgeführt. Thron und Altar haben sich während der Reaktionszeit eng verbündet, die revolutionäre Opposition gegen den monarchischen Staat traf daher auch die Kirche mit. Und im Kampf gegen das ancien régime schien wie bei den Enzyklopädisten des achtzehnten Jahrhunderts die radikalste Weltanschauung die beste Waffe zu sein: das war wie damals so jetzt wieder der Materialismus. Überdies hat er in seiner Oberflächlichkeit etwas Leichtverständliches, den Massen besonders Zugängliches und hat als naturwissenschaftliche Anschauungsweise etwas Modernes an sich, was ja der Halbbildung immer besonders imponiert. Auch ist er wirklich spezifisch geeignet für Handarbeiter: sie haben es mit der Materie zu tun, ihre Gesetze und die Überwindung der ihnen von ihr kommenden Hemmungen und Hindernisse interessieren sie am meisten, und darauf eben gibt der Materialismus die „nächste beste" Antwort. So sind die deutschen Arbeiter materialistisch und atheistisch geworden. Endlich

wirkte auch das Mißtrauen mit, daß die Religion ihnen von den Gebildeten als eine Art Zügel und Zaum auferlegt und aufräsonniert werden solle, während diese für sich selbst an ihre Dogmen nicht mehr glaubten; und in den siebziger und achtziger Jahren traf das auch vielfach zu.

Wie stellte sich aber nun die Kirche zum Sozialismus? Im Wesen des Christentums liegt ein entschieden sozialistisches Element; man lese nur das Lukasevangelium, das in der Armut eine Tugend und in den Reichen Sünder und die natürlichen Feinde der Frommen sieht; und die Apostelgeschichte weiß sogar von Kommunismus bei den Judenchristen in Jerusalem zu berichten; jedenfalls war das Urchristentum eine Religion der armen und kleinen Leute lange, ehe es zur Religion der Reichen und der Machthaber wurde. Daher hat sich auch im Mittelalter gegen den Verweltlichungsprozeß der Kirche eine sozialistische Unterströmung erhalten, Sekten mit kommunistischen Ideen, Reformatoren mit sozialistischen Forderungen und Verheißungen traten immer wieder auf. Als die Reformation Luthers das Christentum auf seine Quellen zurückführte, da erhofften die geplagten Bauern neben kirchlichen und politischen Reformen auch eine Erleichterung ihrer sozialen Lage vom Evangelium, im Kommunismus Thomas Münzers und in den phantastisch-häßlichen Szenen zu Münster fand das seinen verzerrten Ausdruck. Schon historisch hatte also Liebknecht recht, wenn er in Halle sagte: „der Kampf der Heißsporne gegen die (christliche) Religion sei schwerlich die rechte Methode"; auch stieß sich die Landbevölkerung gerade daran am meisten. Die Kirche hätte demnach keinen Grund gehabt, sich der Bewegung von vornherein feindselig gegenüberzustellen: in England oder in der Schweiz tut sie es auch nicht. Bei uns aber war ihr der Kampf durch die Hinneigung der Genossen zum atheistischen Materialismus und die daraus folgenden Angriffe förmlich aufgezwungen, sie befand sich dagegen wirklich im Stande der Notwehr. Allein auch ohne das führte sie, verweltlicht wie sie war, die eigene Neigung auf die Seite der Besitzenden und Mächtigen; wenn sie die bestehende Ordnung verteidigte, so konnte sie sich diesen empfehlen, und sich überdies dem revolutionären und aggressiven Wesen der Sozialdemokratie gegenuber auf das Wort des Apostels Paulus berufen: jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.

Diese Kampfstellung der Kirche war aber nicht nur nicht in ihrem Wesen begründet, sie war auch taktisch unklug; denn sie brachte sie in Gefahr, die Massen und den Einfluß auf die Massen zu verlieren. Daher begannen, zuerst in der katholischen Kirche, auch andere Stimmen laut zu werden. Diese hatte sich in den Rheinlanden und in Westfalen inmitten einer mächtig aufstrebenden Industrie zu behaupten und durchzusetzen, deswegen konnte sie hier auch leichter zum Verständnis der sozialen Frage gelangen. Und so hat der Bischof Ket-

teler von Mainz schon 1848 als einer der ersten die Wichtigkeit der „großen sozialen Fragen der Gegenwart" erkannt, bestimmter aber doch erst 1864 in seiner Schrift „Die Arbeiterfrage und das Christentum" im Anschluß an Lassalle sich der Arbeiter und ihrer Forderungen angenommen. Auch die katholischen Gesellenvereine, wie sie der wackere Kölner Domvikar Kolping im großen Stil gegründet hat, tragen einen weit sozialeren Charakter als die protestantisch-pietistischen Jünglingsvereine. Und nun brach der Faden zwischen Arbeiterfrage und katholischem Christentum nicht mehr ab. Schmoller hat in seiner Rede beim fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Vereins für Sozialpolitik ausdrücklich anerkannt, daß dieser mit den sozialpolitischen Tendenzen des Zentrums stets viel Gemeinsames gehabt habe, nur sei das in den Tagen des Kulturkampfes nicht hervorgetreten, da doch die meisten Mitglieder des Vereins Liberale waren; aber seit den achtziger Jahren habe eine Annäherung stattgefunden, „da der Verein für Sozialpolitik und das Zentrum aus ähnlichen ethischen, religiösen und humanen Tendenzen arbeiterfreundlich waren und sind". 1877 stellte das Zentrum ein sozialpolitisches Programm auf, das freilich nur zu viel versprach; an der sozialen Gesetzgebung der achtziger Jahre nahm es hervorragenden Anteil, sachkundige Männer wie Hitze traten namentlich für Arbeiterschutz energisch ein. 1880 tat sich unter dem Namen „Arbeiterwohl" ein Verband katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde in München-Gladbach zusammen, und unter demselben Namen wurde unter Hitzes Redaktion eine Monatsschrift in diesem Sinn gegründet. Hitze selbst wurde 1893 Professor für „christliche Gesellschaftswissenschaft" in Münster, und Kurse zur Ausbildung in diesem christlichen Sozialismus fanden zahlreiche Teilnehmer. Auch die großen katholischen Augustversammlungen setzten mit Vorliebe sozialpolitische Themata mit auf ihre Tagesordnung und ließen bei der großen Heerschau möglichst viele Arbeitervereine mit aufmarschieren; und praktisch nimmt die katholische Kirche an der Lösung sozialer Aufgaben durch sozial-wissenschaftliche Belehrungen weiterer Kreise, durch Pflege der Caritas und streng konfessionelle Organisationen aller Art ohnehies eifrigen Anteil; auch die christlichen Gewerkvereine sind vielfach spezifisch katholisch. Mit dieser strammen Vereinsorganisation, wie sie die katholische Kirche seit 1848 trieb, hängt es zusammen, daß sich ein erheblicher Bruchteil der katholischen Arbeiter der Sozialdemokratie fern gehalten hat. Dagegen hat das Eingreifen des Papstes in diese Frage eher geschadet als genützt. Die Enzyklika Rerum novarum vom 15. Mai 1891 bewies, daß der Italiener Leo XIII. von der modernen Arbeiterfrage nichts verstand; man kann daher dem Engländer Blatchford nur beistimmen, wenn er darüber sagt: „Als der Papst seine Enzyklika schrieb, ist er anscheinend in rechter Verlegenheit gewesen. Er hätte offenbar

gern den Armen geholfen; aber es widerſtrebte ihm ſichtlich ebenſoſehr, den Reichen vor den Kopf zu ſtoßen. Er geht von der Beſtimmung der gegenſeitigen Rechte von Arbeit und Kapital aus und iſt deshalb von Anfang an zur Erfolgloſigkeit verurteilt. Er hat uns nichts Neues und nichts Wahres zu ſagen. Er vertraut noch auf das alte, längſt wurmſtichig gewordene Mittel, den Reichen Güte und den Armen Geduld zu predigen. Seine Methode iſt nun neunzehnhundert Jahre lang ohne Erfolg verſucht worden ... Der Papſt iſt wohlmeinend, aber furchtſam und verſteht das Thema nicht. Deshalb iſt ſeine Enzyklika eine tragikomiſche Miſchung von Inkonſequenzen und Irrtümern .. Der Papſt ſcheint mehr Wert darauf gelegt zu haben, den Sozialismus anzugreifen als die Armen zu verteidigen. Seine Andeutungen über die Anpaſſung der Anſprüche von Kapital und Arbeit ſind abgedroſchen und eindruckslos. Das, was er verficht, iſt das Syſtem der individualiſtiſchen Konkurrenz, durch Religion abgeſchwächt. Dieſes Syſtem haben wir ſeit vielen Jahrhunderten gehabt, ſeine Reſultate ſind unbefriedigend geweſen." Bedeutſam war jene päpſtliche Kundgebung nur dadurch, daß ſie offenbar auf den ſozialpolitiſchen Eifer vieler Geiſtlichen einen Dämpfer ſetzen und es ausſprechen wollte, daß die katholiſche Kirche der Sozialdemokratie immer feindlich gegenüberſtehen werde. Den Ehrentitel eines „ſozialen Papſtes" hat ſich Leo durch ſie jedenfalls nicht verdient. Und mit ſeinem Nachfolger war es nicht anders: von unſeren deutſchen Verhältniſſen verſtand auch er nichts.

Anders liegen die Dinge im Proteſtantismus. Er iſt ſpäter an die Frage herangetreten, als die katholiſche Kirche; unter dem Einfluß von Rodbertus und Adolf Wagner vertrat zuerſt ein Paſtor Todt ſtaatsſozialiſtiſche Anſchauungen auf chriſtlich-bibliſcher Grundlage. Dann nahm ſich der Hofprediger Stöcker mit Energie der Sache an, vor allem in der Abſicht, Berlin, das von der Fortſchrittspartei an die Sozialdemokratie verloren gegangen war, durch Begründung einer chriſtlich-ſozialen Arbeiterpartei wieder zurückzugewinnen. Dabei knüpfte er ausdrücklich an die innere Miſſion an, die als Berliner Stadtmiſſion durch ihn ein ſpezifiſch ſoziales Gepräge erhalten und wirklich viel Gutes getan hat. Die chriſtlich-ſoziale Arbeiterpartei, die er 1878 ins Leben rief, ſollte konſervativ und chriſtlich ſein, ſie „ſteht auf dem Boden des chriſtlichen Glaubens und der Liebe zu König und Vaterland" und verwirft deshalb die Sozialdemokratie „als unpraktiſch, unchriſtlich und unpatriotiſch" Dabei betonte ſie jedoch ſehr ſtark die Notwendigkeit der Staatshilfe für Arbeiterorganiſationen und eines ausreichenden Arbeiterſchutzes; und in ſeinen Reden ging Stöcker noch weiter als in ſeinem Programm.

An dieſe Gründung knüpften ſich anfangs die überſchwenglichſten Hoffnungen. Allein der Jubel war verfrüht. Indem Stöcker dieſe ſozialen Beſtr

bungen mit seiner dogmatischen Unduldsamkeit abstempelte und mit antisemitischen Hetzereien verquickte und sich selbst, zuerst im kirchlichen Intrigenspiel, dann in seinem politischen Auftreten schwere Blößen gab — man denke nur an seinen infamen „Scheiterhaufenbrief" gegen Bismarck —, und es weder mit der christlichen Liebe noch mit der sittlichen Pflicht der Wahrhaftigkeit ernst und genau nahm, konnte die Bewegung keinen rechten Fortgang gewinnen, namentlich scheiterte der Versuch, Berlin zurückzuerobern, völlig. Damit brachte sich Stöcker und seine Sache um die Gunst von oben, die nur durch Massenerfolge zu behaupten gewesen wäre; und diese blieben aus. Nur in den Rheinlanden gewann der Lic. Weber in München-Gladbach, ein Mann von volkstümlicher Beredsamkeit, aber dogmatisch ebenso befangen wie Stöcker, größeren Einfluß auf die protestantischen Arbeiter, und so gelang es ihm, den sozialdemokratischen eine Anzahl von evangelischen Arbeitervereinen entgegenzustellen.

Kaum minder bedeutsam als diese christlich-soziale Bewegung war die viel geräuschlosere und unscheinbarere Begründung des evangelisch-sozialen Kongresses, der ebenfalls von Stöcker im Jahre 1890 ins Leben gerufen worden ist. Er sollte „der Erörterung sozialwissenschaftlicher Fragen und der Gewinnung weiterer Kreise der Gebildeten für die christlich-soziale Bewegung" dienen. Anfangs glaubte man in dem Kongreß einen neutralen Boden geschaffen zu haben, auf dem sich Männer aller kirchlichen Parteien zu gemeinsamer sozialer Aufklärung und Arbeit zusammenfinden könnten; aber allmählich gewannen die Mittelparteien, denen Stöcker kirchlich und dogmatisch zu weit rechts stand, die Oberhand, die orthodoxen Kreise ebenso wie die energisch vorwärtsdrängenden jüngeren Sozialreformer wurden abgeschoben und eine respektable Mittellinie eingenommen, auf der man sich ohne allzuviel Anstoß, aber auch ohne allzuviel Wirkung über soziale Fragen und Aufgaben unterhalten kann. Die Kongresse wurden zum großen Rendezvous der gebildeten Männer und Frauen der „christlichen Welt", soweit sie sich um soziale Fragen kümmerten. Dabei hatte die gelegentliche Mitarbeit von Schmoller oder Wagner oder Posadowsky natürlich sachlich weit mehr Wert als die wohlmeinende Beteiligung von Laien wie Hans Delbrück oder Adolf Harnack, dessen Mittun und Präsidieren den Versammlungen allerdings ein besonderes Relief verlieh. Doch gehörte die Blütezeit für die Wirksamkeit und den Einfluß des Kongresses schon vor Ausbruch des Krieges der Vergangenheit an. Sein Hauptverdienst bestand darin, daß durch ihn viele, besonders Geistliche, für sozialpolitische Fragen interessiert und darüber belehrt worden sind.

Angesichts der vorsichtigen Haltung und prinziplosen Mittelstellung dieses evangelisch-sozialen Kongresses war es unvermeidlich, daß die energischeren Reformer ihre eigenen entschiedeneren Wege gingen. Hier übernahm Pfarrer

Naumann die Führung, ein glänzender Redner mit warmem Herzen und ein ideenreicher Kopf mit viel Phantasie, der mehr noch als auf Massen durch das Ästhetische seines Auftretens auf gebildete Hörer wirkt. Er ging von Stöcker aus, ließ aber allmählich die antisemitischen und konservativen, schließlich auch die christlichen und kirchlichen Bestandteile seines Programms fallen und begründete eine neue Richtung und Parteibewegung, die nationalsoziale, in der das Christentum anfänglich noch als „Stimmung" mitschwingen sollte. Allmählich aber erkannte er, daß dieses mit der Politik als einem Kampf um die Macht nichts zu tun habe, und fühlte sich nur noch als Politiker: er hörte auf christlich-sozial zu sein und wurde national-sozial. Als er aber auch damit keinen Erfolg hatte, schloß er sich, ohne doch das Nationalsoziale daran geben zu wollen, der Freisinnigen Vereinigung an und suchte mit Theodor Barth zusammen in ihr und durch sie den Gedanken einer Annäherung zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie zu verwirklichen. Barth schied aus, weil ihm die Fraktion auf diesem Wege nicht folgen wollte; Naumann blieb und machte sogar das Abenteuer des Blockes mit, um dann, als dieser in die Brüche ging, sich für eine große Partei „von Bassermann bis Bebel" zu begeistern. Schließlich trat er mit seiner Fraktion der dreiteiligen Fortschrittlichen Volkspartei bei, um deren Zustandekommen er sich besonders bemüht hatte.

Die Nationalsozialen, die eine Zeitlang eine Partei für sich bildeten, standen der Sozialdemokratie von allen Parteien am nächsten. Auch sie waren entschieden demokratisch, übten an den bestehenden wirtschaftlichen Zuständen rücksichtslos Kritik, griffen die Arbeitgeber aufs heftigste an und machten sich ausdrücklich die Vertretung der Arbeiterinteressen zur Aufgabe. Worin sie sich von der Sozialdemokratie unterschieden, war nicht das Soziale und Sozialistische, sondern das Politische, indem sie für Nationalität und Kaisertum, für Heer und Flotte, für Kolonialpolitik und Weltmachtstellung mit aller Entschiedenheit eintraten. In seinem Buch „Demokratie und Kaisertum" wollte Naumann zeigen, „daß man Nationalismus und Sozialismus als politische Einheit verschmelzen könne, indem man beiden voll gerecht wird". Dafür suchte er die Arbeiter zu gewinnen und sie zu überreden, daß sie mit Kaiser Wilhelm II., diesem „Flotten- und Industriekaiser", großdeutsche Welthandels- und Weltmachtspolitik machen müssen. In Frankfurt, wo er bis zur Niederlegung seines Amtes als Pfarrer lebte, ist es ihm gelungen, unter den Arbeitern einigen Anhang zu gewinnen. Allein sein Eintreten für ein starkes Heer und eine große Kriegsflotte mit der Aussicht auf einen Weltkrieg, um Deutschland auf dem Weltmarkt den ersten Platz zu erobern, hatte bei den Massen keine werbende Kraft; und so hat dieser Agitator im großen Stil seine Anhänger in der Hauptsache nicht bei dem industriellen Arbeitsvolk, sondern fast ausschließlich im klei-

nen Kreise der Gebildeten gefunden: Universitätsprofessoren und Studenten, Oberlehrer und Amtsrichter, vor allem aber jüngere Geistliche sind ihm in größerer Zahl zugefallen. Das Volk dagegen fehlte: bei den Reichstagswahlen von 1898 haben es die Nationalsozialen im ganzen nur auf 27000 Stimmen gebracht und keinen ihrer Kandidaten durchgesetzt. Ihr Organ, die täglich erscheinende „Zeit" ist nach kurzem Bestehen aus Mangel an Abonnenten wieder eingegangen, man mußte sich mit dem Wochenblatt „Die Hilfe" begnügen, das von den Naumannianern damals fast wie ein Evangelium verehrt wurde und um das sie sich als „Freunde der Hilfe" begeistert scharten. Naumann selbst ist es nach wiederholten vergeblichen Versuchen bei den Reichstagswahlen von 1907 endlich gelungen, als Vertreter eines süddeutschen Wahlkreises in den Reichstag zu kommen. Hier bei der Werktagsarbeit der Politiker hat er aber allgemein enttäuscht: wohl hörte man seinen formvollendeten Reden gerne zu; aber weder im Plenum noch in Kommissionen hat er irgend etwas geleistet, seine Reden sind keine Taten und es folgten ihnen keine Taten nach. Und auch darin ließ er alles echt Staatsmännische vermissen, daß er nicht wie Bismarck auf neuen und immer neuen Wegen unbeirrt dem einen klargedachten und festgewollten Ziele zustrebte, sondern wenn das scheiterte, wofür er sich eingesetzt hatte, so gab er auf, was er eben noch gewollt hatte und wandte sich mit seinem phantasiereichen Kopf neuen Zielen und neuen Utopien zu. Gerade er durfte sich niemals auf den Block einlassen: er hat es dennoch getan, hat ihn aber sofort gefährdet und schließlich ruiniert, indem er durch das Aufwerfen der Wahlrechtsfrage in Preußen als erster die Konservativen gegen die neuen Bundesgenossen mißtrauisch machte. Eine weitere Wandlung war dann seine Absage an den Kaiser wegen dessen Königsberger Rede und romantischen Bekenntnisses zum Gottesgnadentum. So hat Naumann etwas vom großen „Heerverderber" an sich wie Gallas im Wallenstein. Dieses Unstaatsmännische aber hat gezeigt, daß er, so seltsam das klingen mag, überhaupt kein Politiker war; freilich auch kein Agitator gewöhnlichen Schlags, sondern — Ästhet, der sich unglücklicherweise in die Politik verirrt hat und sie durch dieses Ästhetisieren des Machtgedankens anderen ebenso unpolitischen Menschen scheinbar mundgerecht machte, in Wirklichkeit aber nicht nur nichts ausrichtete, sondern vielfach positiv schadete. Auch sein späteres Schwärmen für „Mitteleuropa" war bei ihm sicher nur eine unklare Mischung von großdeutscher Romantik und allerlei volkswirtschaftlichen Utopien; es beweist wieder, wie er, der frühere Schwärmer für den Flottenkaiser und für eine deutsche Weltmachtspolitik, in einem gewissen Kleinglauben auf sein altes Ziel verzichtete, vergaß, daß Deutschlands Zukunft nach wie vor auf dem Wasser und über See läge, und sich nun — als eine Art Notbehelf — mit dem Orient und mit mitteleuropäischer Macht und Machtstellung begnügen wollte.

Vor allem aber war die nationalsoziale Parteibildung ein Zeichen dafür, daß der Sozialismus immer mehr auch unter den Gebildeten Anhänger gewonnen und Propaganda gemacht hatte; und das Erfreuliche daran war, daß damit der schlimmsten Wirkung der sozialistischen Bewegung, der Scheidung der Nation in die zwei Klassen der Gebildeten und der Ungebildeten, energisch entgegengewirkt wurde. Die nationalen Sozialisten erkannten die Sozialdemokraten als „Brüder" zur Linken, als eine in ihrer Eigenart durchaus berechtigte Partei an und sympathisierten mit ihnen, wo sie ihnen im Recht zu sein schienen. Das Wort Göhres, der selbst drei Monate als Fabrikarbeiter lebte und dabei die Anschauungen und Bedürfnisse des vierten Standes näher kennen lernte: „es muß der Grundsatz durch uns zur Tatsache gemacht werden, daß auch ein Sozialdemokrat Christ und ein Christ Sozialdemokrat sein kann", ist für diese Bestrebungen namentlich in den Reihen der jüngeren protestantischen Geistlichkeit charakteristisch; Göhre selbst freilich ist lieber Sozialdemokrat geworden, als daß er sich mit Naumann der Fortschrittlichen Volkspartei angeschlossen hätte. Aber schon daß über jene Frage debattiert wurde, trug zur Annäherung und gegenseitigen Verständigung bei; und auf eine solche hinzuarbeiten war doch für alle diejenigen Pflicht, welche eine friedliche Lösung und die Ausgleichung dieses schroffsten Gegensatzes wünschten.

Weil aber vielfach evangelische Geistliche, wie Stöcker, Naumann, Göhre, Wenck und Traub die Träger dieser christlich- und nationalsozialen Bewegung waren, mußten auch die geistlichen Behörden dazu Stellung nehmen. Sie taten es mit ebensowenig Glück, wie auf katholischer Seite der Papst. 1890 hatte der evangelische Oberkirchenrat in Berlin einen Erlaß an die preußischen Geistlichen ausgehen lassen, in dem er diese unter dem Einfluß der sozialen und reformfreundlichen Strömung jener Tage an ihre sozialen Pflichten mahnte und zur Beteiligung an der sozialen Arbeit aufforderte; auch die Kirche müsse es sich angelegen sein lassen, den berechtigten Bedürfnissen der Arbeiterwelt Abhilfe zu schaffen und der Ausbeutung ihrer Arbeitskraft vorzubeugen. Wie nun aber durch die um Naumann die schärfere Tonart obenauf kam und Pastoren namentlich auch auf die großen sozialen Mißstände in den ländlichen Bezirken Ostelbiens hinwiesen und dagegen von der einen Seite „König Stumm", von der anderen das konservativ-agrarische Junkertum gegen alles, was sozial hieß, mobil machte und die Kanzel- wie die Katheder-sozialisten aufs heftigste angriff, nahm ein neuer oberkirchenrätlicher Erlaß im Dezember 1895 das früher Gesagte zurück und warnte die Geistlichen ernstlich davor, auf den sozialen Kampfplatz herabzusteigen. Er begründete dies damit, daß hinter diesen weltlichen Aufgaben nicht selten die pfarramtliche Tätigkeit hintangesetzt, die Vertrauensstellung der Geistlichen in den Gemeinden dadurch gefährdet und die

Würde des geistlichen Amts kompromittiert werde; die Kirche habe kein Recht, Schiedsrichterin in weltlichen Sachen zu sein. Gleichzeitig suchte man durch Versetzungen und Entsetzungen agitatorisch auftretender Geistlicher die christlich-sozialen Pastoren einzuschüchtern und mundtot zu machen; in Hamburg nötigte sogar eine liberale Kirchengemeinde den Pastor Hillmann wegen einer sozialen Predigt zur Niederlegung seines Amtes. Als auf der preußischen Generalsynode im Dezember 1897 Stöcker auf den Unterschied jener beiden oberkirchenrätlichen Erlasse hinwies und sich gegen den zweiten wandte, ließen ihn seine früheren orthodoxen und konservativen Freunde im Stich und billigten die Retraktation des Oberkirchenrats. Und dieser Standpunkt behielt die Oberhand. Auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Heilbronn wurde 1909 über die Zurückhaltung der deutschen Kirchenbehörden allgemein Klage geführt, und der Vertreter des württembergischen Konsistoriums legte es durch seine kühle Begrüßungsrede den Versammelten in der Tat nahe, an dem sozialen Herzen und Gewissen dieser Behörde zu zweifeln.

Auf der andern Seite aber läßt dieses Schwanken und diese Zaghaftigkeit doch ganz richtig erkennen, wie gefährlich die Beteiligung der Kirche an der sozialistischen Bewegung für diese wurde. Sie begab sich damit auf eine schiefe Ebene und wußte nicht, wo und wann sie am unteren Ende derselben ankam. Der Übertritt einzelner Pfarrer zur Sozialdemokratie wie in der Schweiz, so auch in Deutschland, des radikalen Kalthoff in Bremen, des nationalsozialen Göhre in Sachsen oder des chiliastischen Pietisten Blumhardt in Schwaben gab nach dieser Richtung hin zu denken. Auf der andern Seite aber hatte die Kirche zu befürchten, daß das Volk ihr vollends den Rücken kehre, wenn sie sich nicht auch um seine berechtigten irdischen Bedürfnisse kümmere und die wirtschaftlich Schwachen nach dieser Seite hin stärke und schütze. Daher läßt sich das schilfartige Hin- und Herschwanken des preußischen Oberkirchenrats wohl begreifen; nur zur Hebung des kirchlichen Ansehens hat es nicht beigetragen. Umgekehrt ist nicht zu verkennen, daß nicht nur das Volk die soziale Mitarbeit der Kirche sich gerne gefallen läßt, sondern daß auch die Gebildeten vor dieser Betätigung eines praktischen Christentums mehr Respekt haben als vor Lehrstreitigkeiten über die Jungfrauengeburt oder über die Geltung des Apostolikums. Jenes fördert und führt zusammen, diese trennen und geben der Abneigung gegen die Kirche nur immer neue Nahrung.

Doch abgesehen von den Widerständen, die der nationalsozialen Partei von oben und von außen her entgegengesetzt wurden, ist die Parteibildung auch an ihren eigenen inneren Widersprüchen und Unklarheiten gescheitert. Schon die Stellung zum Christentum ist keine eindeutige mehr: Naumann war Politiker ohne christlichen Zusatz, diese Seite besorgte in der „Hilfe" Traub, der damit auf

einem Standpunkt stand, den Naumann selbst längst verlassen hatte. Geradezu an Unehrlichkeit aber streifte es, als Naumann und andere hervorragende Mitglieder der Partei im Januar 1897 einen Aufruf zu Sammlungen für die streikenden Hafenarbeiter in Hamburg erließen und gleichzeitig versicherten, daß sie jede Parteinahme und jede Absicht, den Streikenden zu einem Triumphe zu verhelfen, ablehnen. Wer in einem Kampf um die Macht der einen Partei Machtmittel zur Fortsetzung des Kampfes zuführt, ist nicht neutral: das mußten Männer wie Naumann und Herkner wissen. Und so traten denn nach den Wahlen von 1898 in der eigenen Parteipresse und auf dem Darmstadter Vertretertag scharfe innere Gegensätze zu Tag, ein konservativer rechter Flügel unter der Führung Sohms stand einer radikalen Richtung, die vor allem Göhre repräsentierte, schroff gegenüber. Während jener das nationale und monarchische Prinzip und deshalb den Gegensatz gegen die Sozialdemokratie entschieden betonte, stand für diese das Soziale und damit die Gemeinsamkeit mit dieser im Vordergrund. Die Verschmelzung von Nationalismus und Sozialismus, wie sie Naumann anstrebte und für möglich hielt, erwies sich also schon bei seinen eigenen Anhängern schwierig. Und ebenso trennte diese auch die agrarische Frage. Schwerlich waren alle mit Göhres Angriffen auf die ostelbischen Gutsherren oder mit Schulze-Gävernitz' Verwerfung hoher Getreidezölle einverstanden; auch Naumanns entschiedenes Eintreten gegen das Agrariertum für den Individualismus, den also der Widerspruchsvolle mit seinem Sozialismus vereinigen zu können glaubte, erregte bei einzelnen seiner Anhänger Anstoß. Er hat dadurch für sich mit seiner konservativen Vergangenheit gebrochen, in der Partei als solcher war diese Vergangenheit geraume Zeit noch eine Macht. Wie daher nach links hin Göhre aus der Partei ausschied und sich der Sozialdemokratie anschloß, so konnten natürlich auf der Rechten die um Sohm den Übertritt Naumanns zur Freisinnigen Vereinigung nicht mitmachen. So blieb nur die Mitte um Naumann her übrig, nicht mehr als besondere Partei, aber eine Zeitlang gelegentlich doch noch mit den Allüren einer solchen.

Vielleicht war es überhaupt ein Fehler, daß die National-Sozialen sich als politische Partei hatten konstituieren wollen. Allein das liegt nun einmal den Deutschen im Blut, Fraktionen, Parteien, Korporationen zu bilden, speziell die Akademiker sind von der Hochschule her an ihre Korps und Verbindungen gewöhnt und können nicht anders. Darin zeigten sich die Engländer praktischer. Auch bei ihnen gab es Sozialisten, die sich „vorwiegend aus den Mittelklassen, besonders aus dem gebildeten Proletariat rekrutierten, als Lehrer und Journalisten tätig waren oder höhere Ämter in der Lokalverwaltung inne hatten. Auch sie haben sich zu einem Verein zusammengetan — The Fabian Society; aber diese Fabier sind keine politische Partei geworden, sondern wollten nur

die schon bestehenden Parteien und Vereine „mit fabischen Gedanken durchtränken". Solche Fabier gibt es auch in Deutschland, nur ohne diesen besonderen Namen. Im Gegensatz zu den Sozialdemokraten „glauben sie nicht, daß einmal ein Augenblick kommen wird, wo es über den Sozialismus als ein Ganzes zur Entscheidung durch eine Wahl oder durch eine einzelne parlamentarische Abstimmung kommen wird, daß das Geschick des Proletariats einerseits, das der besitzenden Klassen andererseits eines Tages auf eine Karte werde gesetzt werden, sondern daß jede Errungenschaft des Sozialismus nur eine von vielen Maßregeln sein werde und durch eine tatkräftige sozialistische Partei das Interesse dafür im Vordergrund gehalten werden müsse". Den Arbeitgebern gegenüber sind sie der Meinung, daß das Privateigentum, soweit es bestehen bleibt, ein Amt und eine Verpflichtung in sich schließt und daß nicht bloß in alter patriarchalischer Weise Wohltaten von ihnen erwartet werden, sondern der Verzicht auf die einseitig ausgeübten Herrschaftsrechte und die Betätigung sozialer Gerechtigkeit ihnen anzusinnen ist. Vor allem aber verlangen sie, was freilich im Beamten- und Militärstaat besonders schwer zu erlangen ist, daß die Sozialisten, also auch die Sozialdemokraten solange als gleichberechtigt angesehen werden, als sie ihre Ziele auf gesetzlichem Wege zu erreichen suchen. Daß man das bei uns nicht anerkennen wollte, war einer der schlimmsten und verhängnisvollsten Fehler in der Geschichte der an Fehlern überhaupt so reichen Behandlung der Sozialdemokratie durch Staat und Gesellschaft; es war ein Fehler der letzten Endes zu einer Revolution führen mußte, die dann gründlich Wandel geschafft hat.

Im Sinn des Ausgleichs und der Versöhnung war einst der von Fichte beeinflußte Carlyle in England tätig, der uns freilich auch als Individualist begegnen wird und überhaupt ein „genialer Wirrkopf" war, weshalb Treitschke nicht mit Unrecht von dem „zweifelhaften Ruhme" dieses bei uns stark überschätzten Mannes redet. Und in demselben Sinne sind seit Albert Lange auch in Deutschland viele bemüht, den Weg „zum sozialen Frieden" zu finden, ihn ebnen zu helfen und anderen zu zeigen. Vielleicht darf ich dabei auch meiner Schrift „die soziale Frage eine sittliche Frage" Erwähnung tun. Ebenso kann man den Bund der deutschen Bodenreformer, der sich an den Amerikaner Henry George anschloß und an dessen Spitze Damaschke steht, hierher rechnen, namentlich seitdem er seine eigentliche Absicht einer Rückverwandlung des Grundbesitzes in Gemeingut vorsichtig zurücktreten läßt und dafür ganz allgemein darauf hinarbeitet, daß „der Grund und Boden, diese Grundlage aller nationalen Existenz, unter ein Recht gestellt werde, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte befördert, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt und das die Wertsteigerung, die er ohne die Arbeit der einzelnen erhält, möglichst dem

Volksganzen nutzbar macht". Die Wertzuwachssteuer sollte der Verwirklichung dieses Gedankens dienen: sie ist 1911 Gesetz geworden.

Bei allen diesen Bestrebungen lief natürlich viel Laienhaftes und Dilettantisches, viel Gutgemeintes und Unbrauchbares mit unter. Es war oft mehr guter Wille und Stimmung als Sachkenntnis und praktisches Verständnis vorhanden. Um so erfreulicher war, daß auf den deutschen Universitäten der Besuch der nationalökonomischen Vorlesungen stark in Aufschwung kam, eine Zeitlang auch sozialwissenschaftliche Studentenvereinigungen sich gebildet haben, in denen über sozialpolitische Fragen Belehrung gesucht und gegeben wurde, daß immer wieder sozialwissenschaftliche Ferienkurse abgehalten werden und daß so ein Strom nationalökonomischen Wissens sich über weite Kreise der deutschen Gesellschaft ergießt. Auch die Beteiligung von Dozenten und Studenten am Unterricht von Arbeitern gehört hierher. Das alles sollte zur Versöhnung unseres durch die sozialistische Bewegung stark zerklüfteten Volkes beitragen. Auf Grund solcher Strömungen glaubte man geradezu sagen zu können: die Gefahr des gewaltsamen Zusammenstoßes und großen „Kladderadatsches", die uns eine Zeitlang nahe, fast unvermeidlich schien, sei in weite Ferne gerückt und erscheine als beseitigt, wenn sie nicht gewaltsam oder gar absichtlich heraufbeschworen werde, das Endziel habe wirklich nur noch den Wert einer Utopie oder einer „Idee". Was natürlich nicht soviel heißen sollte, als ob die soziale Frage vom neunzehnten Jahrhundert gelöst worden sei. Nur den Weg zur Lösung glaubte man irrtümlich damit gefunden zu haben, und damit eine Neuordnung der Gesellschaft durch soziale Reformen und Förderung „der Einsicht in die Beziehungen zwischen dem Individuum und der Gesellschaft auf den Gebiete des wirtschaftlichen, sittlichen und politischen Lebens" herbeiführen zu können. Im übrigen hatte die soziale Frage, nach einem Ausdruck Treitschkes, angefangen „sich in eine lange Reihenfolge praktischer Einzelfragen zu zerlegen". In deren Lösung haben wir es bis 1914 überall nur zu vereinzelten Anfängen gebracht; die eigentliche Arbeit bleibt nach wie vor der Zukunft vorbehalten, die eine soziale sein und werden muß.

Mit allem dem habe ich mich in der Hauptsache auf den Teil der sozialistischen Bewegung beschränkt, der sich auf die Arbeiterfrage im engeren Sinn bezieht. Aber wir brauchen heute das Wort „sozial" auch in einer weiteren Bedeutung und hängen es fast wie eine Etikette allem möglichen Inhalt vor, wobei dieser Inhalt oft ganz unberührt davon der alte bleibt und das Wort zur bloßen Phrase wird. Solches sich Berauschen an großen Worten und sich Begnügen mit bloßen Worten gehört zu der Signatur unserer Zeit; im übrigen hat es keine Bedeutung. Dagegen fasse ich das Gesagte noch einmal kurz zusammen, um das Bild abzuschließen und eine Gesamtanschauung zu ermöglichen. Als der Sozialis-

mus in den sechziger Jahren kam und wuchs, da begriff man ihn erst nicht und ignorierte ihn wie eine Singularität und törichte Utopie; dann haßte man ihn wie die Sünde, weil er die Kreise der nationalen Parteien störte; darauf ergriff Furcht und bleiche Angst die Bourgeoisie, weil er so mächtig um sich griff und sich so jugendlich wild und ungebärdig aufführte und auch wirklich recht bedrohliche Allüren annahm. Nun aber kam die Wissenschaft und kam das Gefühl; und unter ihrem Einfluß sahen wir in ihm gar viel Berechtigtes — sowohl in seiner Kritik unserer vielgepriesenen Kultur als in seinen positiven Forderungen. Aber auch er selbst fing bald genug an, sich aus einer anfänglich noch recht unreifen und wirklich revolutionären in eine evolutionistische Fortschrittsbewegung und Reformpartei umzuwandeln. Als er unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes das Wort „auf gesetzlichem Wege" aus seinem Programm wegstrich, war das Notwehr; er wurde die radikaldemokratische Partei in Volk und Parlament, und nicht einmal mehr die radikalste: der ihm diametral entgegengesetzte Anarchismus flankierte ihn zur Linken. So sah man am Ausgang des Jahrhunderts in weiten Kreisen die Bewegung wachsen und sich beruhigen und sich klären — ohne Furcht und ohne Haß, als eine Partei berechtigt wie die andern auch, wenn auch vielfach unbequemer als sie.

Neben der inneren „Mauserung", mit der es sonach trotz allerlei Rückschlägen und Widerständen in den eigenen Reihen der Partei vorwärtsging, wuchs aber auch noch von einer anderen Seite her unter der Arbeiterschaft selbst eine Bewegung heran, die das spezifisch Sozialdemokratische zurücktreten läßt und sich den sozialpolitischen Utopismus energisch vom Leibe hält — die Gewerkschaftsbewegung, wie sie sich seit Aufhebung des Sozialistengesetzes nach englischem Muster in Deutschland entwickelt hat. Nicht daß in ihr neben 2530390 sozialdemokratischen auch 109225 freisinnige, 344687 christliche und 815416 anderweitige Genossen zur Erreichung derselben Ziele sich vereinigten, war nach außen hin das Bedeutsamste; sondern daß sich schließlich doch sie alle, auch die Mitglieder der sozialdemokratischen Gewerkschaften, auf den kapitalistischen Boden stellten und innerhalb der gegenwärtigen Organisation des Wirtschaftslebens einen „industriellen Konstitutionalismus anbahnen" wollten, darin erkannte Sombart, wie mir scheint mit Recht, ihre große historische Mission sie waren notwendig Revisionisten denn sie standen auf der Gegenwartserde und wollten in ihr die Forderungen durchsetzen, ihre Lage verbessern, Rechte erringen und Reformen einführen. So konnte man damals schon sagen, daß wir unwillkürlich „in den Zukunftsstaat hineinwachsen und schon heute mitten drin stehen". Kein Wunder daher, daß sich zwischen den sozialdemokratischen Gewerkschaften und der Partei oft Gegensätze herausbildeten und die orthodoxen Utopisten dieser letzteren jenen bedenklich gegenüberstanden, während Bebel ge-

scheit und klug genug war, diese praktische Arbeiterpolitik zu verstehen und einer öden Parteipolitik zum Trotz zu begünstigen.

Betrat damit die Sozialdemokratie die richtigen Pfade eines „sozialpolitischen Realismus", so blieb sie dagegen auf einem andern Punkt noch durchaus unklar und unfertig in sich selbst — in der Agrarfrage. Der Sozialismus ist historisch entstanden als Folge- und Begleiterscheinung des Großbetriebs der Industrie, an ihm als an einem die Kultur Fördernden muß er durchaus festhalten. Aber ist der Großbetrieb auch für den Ackerbau das Richtige? und wenn nicht, ist hier der sozialistische Gedanke anwendbar? Das ist für die Sozialdemokraten eine ungelöste Zukunftsfrage, es ist die Frage des vielverhandelten agrarischen Programms; hoffentlich lassen auch sie sich durch den Krieg darüber neu belehren und scheuen sich nicht mit so vielen von uns gründlich umzulernen.

Auch mit dem religiösen Problem hat sich der Sozialismus übel verrannt. „Religion ist Privatsache" ist ein wahres, aber doch nur halbwahres Wort. Die Religion ist auch ein Soziales und Sozialisierendes, im Gottesbegriff stecken soziale Voraussetzungen und Postulate, im Christentum ohnedies. Das verkannte der Sozialismus, und so hat er sich in eine Religions- und Kirchenfeindschaft hineinreißen lassen, die weder sachlich notwendig noch taktisch klug ist: er hat sich durch seine materialistische Weltanschauung geistig arm und — trotz Büchner und Haeckel — wissenschaftlich rückständig gemacht und sich weite Kreise verschlossen, sich um manche Anhänger und um wertvolle Bundesgenossen gebracht und so nicht „sozialisierend", sondern zerklüftend gewirkt. Vielleicht nimmt er auch in der religiösen Frage künftighin eine etwas vorsichtigere Haltung an.

Endlich ist er durch Marx international geworden. Emigrantenstimmung und Preußenhaß wirkten dabei mit; das Sozialistengesetz hat den deutschen Arbeitern mehr als ein Jahrzehnt den Staat gründlich verleidet; auch entspricht dem internationalen Wesen des Kapitals, der Industrie und des Verkehrs tatsächlich eine gewisse Solidarität der Arbeit und des Proletariats, wobei sich übrigens das Internationale auf die westeuropäischen Völker beschränkte. mit den russischen Sozialisten zu sympathisieren, haben diese niemand leicht gemacht. Aber im allgemeinen trug der Sozialismus doch überall spezifisch nationale, bei uns also spezifisch deutsche Züge; er ist, wie das Sombart nachgewiesen hat, in Deutschland ein anderer als in Frankreich oder in England. Und daß man Sozialist und national zugleich sein kann, das zeigten nicht nur die Nationalsozialen, sondern auch Lassalle früher und unter den späteren von Vollmar, Schippel oder Scheidem[illegible], sowie auch das Verhalten der Arbeitermassen zu Beginn des Krieges. Freilich, n zentrifugaler Zug wird dem Sozialismus der Industriearbeiter immer anhaf[illegible], wie er auch dem Kapital und der Industrie eigen ist. Aber muß er darum [illegible]

schließlich zur Geltung kommen? Als die meisten Führer der sozialistischen Partei anfingen, die nationalen Forderungen des deutschen Volkes zu den ihrigen zu machen, schieden sich die Geister innerhalb der Partei und die Einheit ging in die Brüche. Selbst der demokratische Charakter des Sozialismus wurde in Frage gestellt; es muß sich noch zeigen ob die Sozial-„Demokratie" immer demokratisch bleiben und sich so als echtes Kind des demokratischen neunzehnten Jahrhunderts überhaupt und als der Ausdruck der Massenexistenz des neudeutschen Industrievolks erweisen wird.

Fünfzehntes Kapitel: Jahrhundertwende

Die allgemeine Struktur der Zeit

Jede Zeit ist Übergangszeit. Aber niemals ist es am Ende einer Periode einer Generation so klar gewesen wie den Menschen um das Jahr 1900, daß das nächste Jahrhundert einen andern, vor allem einen bestimmteren, ausgesprocheneren Charakter tragen werde und tragen müsse als das letzte Jahrzehnt des zu Ende gehenden neunzehnten. Und so lebten sie nicht nur tatsächlich in einer Übergangsperiode, sondern — das ist der tiefere Sinn von „Fin de siècle" — sie fühlten sich auch als Menschen dieses Übergangs. Übergangszeit aber ist böse Zeit, vor allem weil in ihr die Gedanken und Gefühle auf allen Punkten zwiespältig geworden sind. Zwiespältig gegenübet von Staat und Politik: auf der einen Seite eine Anspannung des nationalen Gedankens, der sich oft bis zum Chauvinismus steigerte und einengte, und auf der andern Seite ein Wiederaufleben humanitärer und ein Erstarken sozialer Bestrebungen, die als anti- und international, als pazifistisch und antimilitaristisch geradezu staatsverneinend und staatsgefährlich zu werden drohten; ein Heroenkultus hier, der da, wo der Heros fehlt, zum Byzantinismus wird, und eine Demokratisierung der Gesellschaft dort, die auch die alten unhistorischen Gedanken von absoluter menschlicher Gleichheit wieder aufleben ließ und den Wert der Autorität verkannte. Zwiespältig waren und sind wir weiter noch immer gegen Kirche und Religion: ein neuerwachendes Interesse für religiöse Dinge machte sich eben um die Jahrhundertwende deutlich spürbar, und daneben doch immer noch und radikaler als je zuvor das alte Sichabkehren von allem Kirchentum und Christentum. Zwiespältig in Sitte und Sittlichkeit: der soziale Geist, der von allen die gleiche Hingabe an das Wohl des Ganzen verlangt, hat mehr und mehr Herzen und Köpfe erobert, und daneben hat die Nietzschesche Individualitätslehre, die das schrankenlose Recht des Sichauslebens für die geniale Persönlichkeit in Anspruch nimmt und zu dem Zweck alle sittlichen Werte umwerten möchte, gerade damals begeisterte Anhänger gefunden; von einer „neuen Ethik" in mehr als einem Sinn ist vielfach die Rede. Zwiespältig war man auch auf dem Gebiet der Kunst und Poesie: noch immer wurde das Klassische als Bildungsmittel benützt und verehrt oder doch historisch respektiert, und daneben die Abwendung vom klassischen Ideal als einem innerlich Unwahren und der realistische Werdedrang einer die Wahrheit auf Kosten der Schönheit pflegenden Kunstweise. Und zwiespältig endlich gegen die Grundlagen der Gesellschaft und der sie durchdringenden Kultur überhaupt: ein Fest-

halten und Sichanklammern an das Bestehende, als wäre es durchweg ein Vernünftiges und bleibend Wertvolles, und auf der andern Seite ein Anstürmen gegen dieses Bestehende, als wäre es bereits von allen guten Geistern der Vernunft und der Sittlichkeit verlassen und könnte nicht eilig genug bis zum letzten Baustein abgetragen und in Trümmer geschlagen werden; dem historischen Sinn des Jahrhunderts trat an dessen Ende ein alles Geschichtliche beiseite werfender revolutionärer Sturm und Drang gegenüber. So hat es rings um uns her gegärt und gebrodelt und uns alle in seine Strudel mit hineingerissen; und festen Boden unter den Füßen haben uns auch die ersten Lustra des neuen Jahrhunderts noch nirgends gebracht, wir haben uns nur an diesen allgemeinen Fluß der Dinge gewöhnt.

So war es eine Welt voll Gegensätze, dieses „Fin de siècle", in der alles chaotisch durcheinander quirlte und wogte, Karneval und Aschermittwoch zugleich, kraftvoll aufstrebende Renaissance und pessimistisch müde Dekadence; imperialistisches Machtverlangen und Sehnsucht nach Frieden um jeden Preis; eine Zeit der „Ruhelosigkeit und Reizbedürftigkeit", aber auch der Ruhebedürftigkeit und Reizübersättigung; des sich Verlierens an das Zerstreuende der Außenwelt und des sich Sehnens nach Wiedergewinnung eines Innerlichen und Einheitlichen. Und die Menschen dieser Zeit auf der einen Seite voll Überschätzung des Intellektuellen, von des Gedankens Bläße von früher Jugend auf angekränkelt und deshalb in ihrer Nervosität von unausgesprochenen und unaussprechlichen Stimmungen bewegt, und daneben doch praktisch, utilitaristisch, voll Willen und Tatkraft nach außen und innen; pessimistisch und blasiert, müde und weichlich auf der einen Seite und auf der andern vom Willen zum Leben, von Lebensdrang und Lebensfreudigkeit emporgerissen und emporgepeitscht, tatkräftig vorwärts, ehrgeizig aufwärts strebend; frei von Vorurteilen, ungläubig und kritisch, kühl bis ans Herz hinan, und daneben ergriffen von allerlei Mystik oder doch anempfinderisch damit spielend, voll Neugier und Interesse für alles Rätselhafte und Geheimnisvolle, für alles Tiefe und Hinterweltliche, und die Wissenschaft selbst in den Dienst des Aberglaubens herabziehend oder diesen anspruchsvoll in die Form okkultistischer Wissenschaft kleidend.

Aber wir dürfen dem Jahrhundertende auch nicht unrecht tun. Es war doch, gerade auch zum Schluß, ein „achtungswertes Jahrhundert ernster realer Arbeit, geschichtlicher Tatkraft und frischer Unternehmungslust": das gab der Zeit die solide Unterlage, in der Erscheinungen hastiger Flucht den erfreulich festen Pol und Mittelpunkt. Ich denke dabei nicht nur an die staatlichen und sozialen Leistungen, wovon ja ausführlich die Rede war, sondern vor allem auch an die Arbeit auf dem Gebiet der Industrie und der Technik und an Männer wie Werner Siemens oder Krupp, die ihre führende Stellung der eigenen

Arbeit verdankten und an der Spitze großer technischer Geschäftshäuser „ihre ganze Kraft dafür einsetzten, daß die Industrie ihres Landes im großen Wettkampfe der zivilisierten Welt die leitende Spitze oder wenigstens den ihr nach Natur und Lage ihres Landes zustehenden Platz einnimmt". In ihnen sehen wir wie in einem Brennpunkt alle die großen und tüchtigen Tendenzen dieser Art von Arbeit vereinigt: den Bund von Naturwissenschaft, Technik und Industrie, die Rücksicht auf den allgemeinen Nutzen und die Förderung des Gemeinwohls durch solche Unternehmungen, bei denen doch auch der einzelne schließlich seine Rechnung findet, und das soziale Bewußtsein, Tausenden von fleißigen Arbeitern ihr Brot zu geben und sie durch Beteiligung am Gewinn zu freudigem, selbsttätigem Zusammenwirken anzuspornen.

An jenen Bund von Wissenschaft und Technik knüpft sich aber noch ein anderes, die völlige Umgestaltung unserer Existenz. Daß die Lebenshaltung im ganzen eine höhere geworden ist, ist schon gesagt. Das wirkt auch auf das Geistige zurück, hat eine Verfeinerung des Lebens zur Folge, macht aber gleichzeitig auch empfindlicher gegen Entbehrungen und begehrlicher nach Genuß und Reiz. Ganz besonders aber verdanken wir jenem Bund die Überwindung von Raum und Zeit durch Dampf und Elektrizität und zuletzt noch die Eroberung der Luft durch den in den ersten Kriegsjahren zum Volksheros gewordenen Grafen Zeppelin. Dadurch vollzog sich ein Umschwung, der dem 19. Jahrhundert an seiner Wende geradezu das Gepräge gibt: Dampfmaschine, Fabrik, Arbeiterbevölkerung und soziale Frage; Lokomotive, Eisenbahnen, Produktenverkehr und Bevölkerungsverschiebungen; Telegraph und Telephon, Automobil und Luftschiff, Welthandel und Weltverkehr, Zeitungswesen und Presse — das alles gehört aufs engste zusammen. Die Menschen sind sich dadurch näher gerückt, viele trennende Schranken sind gefallen; aber auch die Reibungen werden häufiger, das Leben hastiger, man ist nicht mehr bei sich zu Hause, wird nicht heimisch und kommt nicht zu sich selbst; deshalb hat die Eisenbahnzeit über die Ortszeit gesiegt. Daß die Welt unter dem Zeichen des Verkehrs steht, ist zwar ein Triumph der Technik und ein Beweis des Fortschritts, kommt aber dem Innenleben nicht in gleichem Maße zugut; die Zeitungen tragen Bildungskeime in die abgelegensten Dörfer, aber sie schädigen auch die Bildung und machen sie flach und individuallos, einseitig und parteimäßig eng und unduldsam.

Wie nach oben, so haben wir auch nach unten hin den Raum „überwunden": neben dem Teleskop steht das Mikroskop und enthüllt uns eine ganz neue, die Welt des unendlich Kleinen. Das hat durch die Erkenntnis der Bakterien nicht nur die Medizin umgestaltet, es weckt den Sinn für das Kleine überhaupt in der Naturwissenschaft versteht sich das von selbst. Doch nicht nur sie, auch die Geisteswissenschaften, die Geschichte, die Psychologie sind mikroskopisch ge-

den: subtile Einzelforschung wird höher geschätzt als zusammenfassende Darstellung, die oft wie ein Unwissenschaftliches und Dilettantisches angesehen wird; man vergißt, daß jene doch nur Mittel und Kärrnerarbeit und z. B. in der Geschichte die Gesamtdarstellung das Höhere und überdies das künstlerisch Schwierigere ist. Selbst die Kunst kann sich diesem Mikroskopieren nicht entziehen: auch sie lernt auf das Kleine und Verborgene achten und setzt an die Stelle der auf der Oberfläche liegenden, dem unbewaffneten Auge sichtbaren Motive und Gefühle die zerfasernde psychologische Analyse und das Eindringen in die geheimsten Tiefen des Seelenlebens, in das, was unbewußt auf ihrem Grunde mitschwingt: sie wird symbolistisch und expressionistisch. So intim hängt hier das Äußere mit dem Inneren, das Mechanische mit dem Geistigen, die Wissenschaft mit der Praxis und diese mit dem Gefühlsleben zusammen.

Aber je gewaltiger und sichtbarer die Wandlung unseres äußeren und inneren Lebens und seiner feineren Struktur und je reicher an Gegensätzen und Widersprüchen dieses Leben ist, desto schwerer läßt es sich in Worte fassen und auch nur annähernd erschöpfen. Nur das Gröbste, nur das an die Oberfläche Emporgedrungene, das in Wort und Bild nach Ausdruck Ringende kann ich darstellen und mit Namen nennen wollen. Es ist ja die Luft, in der wir gelebt haben und leben, deren Gewicht und Anhauch wir deshalb nicht spüren, weil diese selbe Luft auch uns von innenher ausfüllt, so daß Druck und Gegendruck sich ausgleichen. Und noch eines ist voranzuschicken. „Fin de siècle" begann mit dem Rücktritt Bismarcks, aber das „jüngere Deutschland der Epoche nach 1890 hat sich in dem Jahrzehnt vorher überall schon vorbereitet, auch unter denen, die damals unter Kaiser Wilhelms" — und fügen wir hinzu: unter Bismarcks — „Banner fochten". Um dieses Neue zu verstehen, müssen wir darum auf die achtziger, teilweise sogar auf die siebziger Jahre zurückgehen und manches, was ausschließlich dieser früheren Epoche angehört, jetzt erst im Zusammenhang mit dem Neuen und Späteren nachholen und besprechen. Gerade das geistige Leben wandelt sich deutlicher erst in dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts und wird hier wieder reicher und mannigfaltiger; da klingt, oft in recht schrillen Dissonanzen, vieles zusammen, was erst in diesem Zusammenklang Bedeutung, freilich auch oft eine ganz andere Klangfarbe erhielt; deshalb reiht es sich ein in das Kapital von der Jahrhundertwende, obwohl es schon vorher selbständig für sich vorhanden war.

Zwei Thronwechsel

Das Politische hat noch einmal wie billig den Vortritt; denn in der Bismarckschen Ära sind wir Deutsche nicht nur wieder ein Volk, sondern immer

mehr auch ein politisches Volk geworden und haben uns mit politischem Interesse erfüllt. Unsere exponierte Weltstellung nach außen, unsere vielen gesetzgeberischen Aufgaben zum inneren Ausbau des neuen Reichs und vor allem das allgemeine Stimmrecht, das nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht ist und erzieherisch gewirkt hat und wirkt, haben das Volk der Träumer und Denker politisch werden lassen. Da macht nun zunächst ein äußeres Ereignis einen Einschnitt. Am 9. März 1888 ist Kaiser Wilhelm I., fast 91 Jahre alt, gestorben, der Nestor der europäischen Regenten, allverehrt von Millionen seines Volkes. Seine lange Regierung hatte dem Reich den Charakter der Einheitlichkeit und Stetigkeit aufgedrückt, seine ehrwürdige Persönlichkeit die Monarchie zu etwas Selbstverständlichen gemacht, dem man nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen zugetan war. Daß das Reich sich so rasch eingelebt hat im Volk und der Partikularismus sich verhältnismäßig leicht hat überwinden lassen, verdankt man neben Bismarcks Mäßigung und Bismarcks Persönlichkeit vor allem auch der Verkörperung des Reichsgedankens in der Gestalt unseres ersten Kaisers. Aber abgesehen von den Kämpfen um das Sozialistengesetz, die doch auch viel Verbitterung und Unzufriedenheit in das letzte Jahrzehnt seiner Regierung hineingetragen haben, es war das Regiment eines alten Mannes, der mit Einrichtungen und Personen nicht mehr gerne wechselte und fremden Einflüssen, vor allem dem Bismarcks, ohne viel eigene Initiative sich unterordnete; das Wort vom „Majordomus" konnte aufkommen, das zwar nicht mehr Wahrheit, aber weit mehr Grund hatte als das vom „Handlanger". Und auch Bismarck gehörte der alten Generation an, die Welt wurde damals regiert von Männern zwischen 70 und 90 Jahren. Darum dachte alles, was jung war und sich jung fühlte, über die Gegenwart hinaus an die Zukunft und rechnete mit ihr. Daß das nicht mit mehr Ungeduld geschah, daß man nicht energischer vorwärts drängte, bewirkte wiederum die ehrwürdige Gestalt des alten Herrn und Bismarcks alles überschattende Größe. Mit mehr Rücksicht hat nie ein Volk Wünsche, auch berechtigte Wünsche, zurückgestellt als das deutsche, solange sein erster Kaiser lebte; das dürfen die Fürsten, vor allem die aus dem Hohenzollernhause, ihrem Volke nicht vergessen. Eben deswegen ließ sich, als er starb, jenes Wort von Strauß auf König Wilhelm I. von Württemberg auch hier anwenden: „Wenn in einem mit Menschen angefüllten Raume die lange geschlossene Tür einmal aufgeht, so wird, ohne Rücksicht darauf, wer es ist, der hinausgeht oder hereinkommt, vor allem der eindringende frische Luftzug mit Erleichterung empfunden. Das ist naturgemäß die vorläufige Empfindung bei dem endlich eingetretenen Regierungswechsel, ganz abgesehen davon, wie man über den dahingeschiedenen Herrscher urteilen und was man von dem neuen erwarten mag. Jetzt muß doch manches anders wer-

den, denkt man, was allzulange so gewesen: ob besser, wissen wir freilich noch nicht; aber schon daß es anders wird, ist eine Befriedigung. Es müssen da und dort neue Persönlichkeiten ans Ruder kommen, wo schon die alten verschwinden zu sehen als Bürgschaft des Fortschritts erscheint." So zu fühlen rüstete man sich in den achtziger Jahren ohne Ungeduld und ohne Verletzung der Pietät.

Da kam das ganz Unerwartete und Irrationale. Der Kronprinz Friedrich, der eben die Mitte der fünfziger Jahre überschritten hatte, somit selbst ein Mann des Wartens war, wurde von einer tückischen Krankheit erfaßt und bestieg im März 1888 als ein dem nahen Tode Verfallener den Thron. Die neunundneunzig Tage seiner Regierung und ihre Geschichte gehören nicht zu den Ruhmesblättern des deutschen Volkes. Was er selbst als Fürst geleistet hätte und gewesen wäre, wissen wir nicht. Die politisch und fast noch mehr die kirchlich Liberalen setzten große Hoffnungen auf ihn und seine englische Gemahlin; und die lange vorbereitete, von humanster Gesinnung zeugende Proklamation bei Übernahme der Regierung schien ihnen recht zu geben. Andererseits schrieb man ihm auch wieder ein starkes fürstliches Selbstbewußtsein zu, das damit im Widerspruch zu stehen schien. Übrigens ist es in der Geschichte stets wertlos, über ein „wenn" und ein „vielleicht" zu streiten, wichtig ist allein das Tatsächliche, daß ihm jener Ruf des Liberalisierens die Konservativen entfremdete, deren Blicke sich dafür um so hoffnungsvoller auf seinen jungen Nachfolger richteten. Und überdies glaubte man Bismarck, der gerade damals der Fortschrittspartei besonders schroff gegenüberstand, wenn auch schwerlich mit Recht, in seiner Stellung bedroht, bedroht namentlich durch sein Verhältnis zu der Kaiserin Friedrich, die nie zu seinen Freunden gehört hatte und der er sich nun auch für gewisse Familienpläne schroff versagte. Tatsächlich war freilich auch sie klug genug, um zu wissen, daß „Bismarcks Beibehaltung bei dem Thronwechsel im Interesse der Dynastie liege", und daß sich englische Einrichtungen nicht ohne weiteres ins Deutsche übersetzen lassen. Immerhin kam dadurch in die nationalgesinnten Kreise Beunruhigung und Verwirrung. Dazu gesellte sich der unerquickliche Streit um die Krankheit des Fürsten. Diese war anfänglich nicht erkannt worden; dann hatte die Kronprinzessin einen englischen Arzt beigezogen, und dieser erklärte sie für heilbar, während die deutschen Ärzte Krebs diagnostizierten und eine Operation verlangten. Es spielten hier dynastische Interessen mit, der Kronprinz sollte um jeden Preis bis zum Tode seines Vaters erhalten bleiben, was ja Mackenzie auch wirklich erreicht hat; es war aber auch ein Akt der Menschlichkeit, dem Kranken selbst seinen Zustand in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Allein, was jedem Privatpatienten gegenüber als selbstverständliche Rücksicht angesehen wird, dem kranken Fürsten wurde es versagt: Ärzte und Zeitungen sprachen um die Wette offen

das Todesurteil über ihn aus und zeterten gegen alle, die das nicht glauben wollten oder sich doch in der Öffentlichkeit so anstellten, als ob sie es nicht glauben. Eine unsagbar rohe Hetze begann, der todkranke Kaiser und seine Frau „die Engländerin" wurden aufs maßloseste beschimpft, so daß Mangel an Ritterlichkeit ein sehr parlamentarischer Ausdruck ist für das, was sich damals die Stimmführer des deutschen Volkes zu schulden kommen ließen. Ja nicht einmal im Tod hatte der arme Dulder Ruhe. Als Geffcken in der deutschen Rundschau Tagebuchblätter des verstorbenen Kaisers veröffentlichte, erhob sich darüber die Debatte aufs neue, und selbst Bismarck, der einen gefährlicheren Urheber hinter dieser Veröffentlichung vermutete, griff mit gewohnter Rücksichtslosigkeit, aber auch seinerseits härter, als notwendig gewesen wäre, in diese ein; wenigstens habe ich die Notwendigkeit des Immediatberichts vom 23. September 1888 nie einsehen können. Geradezu schmählich aber war die Veröffentlichung Gustav Freytags über „den Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone" (1889), wodurch dieser ehemalige Freund des Kaisers nach dessen Tod das in ihn gesetzte Vertrauen so wenig rechtfertigte und aufs neue schwersten Anstoß gab. Pietätlos zerrte er Gedanken, die ihn der Kronprinz einst arglos in seiner Seele hatte lesen lassen, ans Licht und stellte dessen Eintreten für die Idee des Kaisertums im Jahre 1870 so dar, als ob fürstlicher Stolz das einzige Motiv dafür gewesen wäre, ohne zu bedenken, daß jener sich ihm gegenüber doch nur deshalb so rückhaltlos darüber ausgesprochen hatte, weil er mit Recht annehmen zu dürfen glaubte, daß ein Mann wie Freytag das Höhere und Ideale auch bei ihm als selbstverständlich voraussetzen werde. Übrigens entspricht nach Bismarcks „Erinnerungen" das von Freytag Mitgeteilte nicht einmal durchweg den Tatsachen.

Aber wenn sich auch die hochgehenden Wogen dieser traurigen Monate rasch beruhigten und man im berechtigten Gefühl der Beschämung schnell darüber hinwegzukommen suchte, eines blieb doch bestehen: in Kaiser Wilhelm I. war die ganz alte Generation am Ruder gewesen; mit Kaiser Friedrich sollten die Männer der dreißiger und vierziger Jahre zum Regieren und zu Einfluß kommen, diejenigen also, die das Jahr 1848 und die Reaktionszeit mit Bewußtsein durchlebt, Kaiser und Reich durch schwere äußere und innere Kämpfe errungen hatten und somit allerdings von den alten liberalen Ideen der Einheit und der Freiheit wie keine andere Generation berührt und erfüllt waren. Aber indem sich nach der politisch inhaltleeren Episode der 99 Tage an die Regierung des neunzigjährigen Großvaters die Herrschaft des noch nicht dreißigjährigen Enkels anschloß, folgte auf das Alter unmittelbar die Jugend, die mittlere Generation fiel aus. In einem so durch und durch monarchischen Lande wie Deutschland macht das etwas aus. Es konnte gar nicht anders sein, die Ge-

ration des jungen Kaisers fühlte mit ihm ihre Zeit gekommen, die der mittleren war unwiederbringlich vorbei. Das bedeutet aber einen wirklichen Ausfall und Verlust im Leben einer Nation, wenn die Stimmungen, Erfahrungen und Anschauungen einer ganzen Generation sich nicht zur Geltung bringen können; und es ist zugleich ein Unvermitteltes, ein Sprung, wenn an das höchste Greisenalter mit Umgehung des Mannesalters sofort der Jüngling sich anreiht. Alles Sprunghafte aber wirkt wie im Leben des einzelnen so auch in der geschichtlichen Entwicklung ganzer Völker beunruhigend und aufregend, es ist wie eine Revolution. Und ein Unglück war es jedenfalls, daß die übersprungene, im politischen und kirchlichen Liberalismus groß gewordene Generation zurückgedrängt wurde und dann natürlich unzufrieden und grollend beiseite trat und allzufrüh von dem Vorrecht des Alters, zu kritisieren, zu nörgeln und die bessere alte Zeit zu loben, Gebrauch machte. Daß so manche Älteren darüber klagten, daß sie zu alt seien, um ihre Zeit zu verstehen, hing damit zusammen. Und wie sich auf der anderen Seite die Jugend, die ja ohnedies nie an zuviel Bescheidenheit leidet, das zunutze machte, sich als Herrn der Situation fühlte und rücksichtslos vordrängte, das haben wir ja auf allen Gebieten leidig selbst erlebt.

Zum Abschluß aber und zum Bewußtsein kam das alles doch erst im März 1890 beim Sturze Bismarcks. In den Streit um seine Ursachen, der neuerdings durch die Vermutungen Hans Delbrücks über allerlei blutige und abenteuerliche Pläne des Alternden nicht geklärt und entschieden, sondern nur verworrener geworden ist, haben wir uns hier nicht zu mischen, auch der brüsken Form seiner Entlassung nur deshalb zu gedenken, weil sie bei vielen den Stachel noch tiefer eingedrückt hat. Uns interessiert nur die Wirkung auf das Volk. Im ersten Augenblick konnte es scheinen, als sei diese keine sonderlich große und tiefgehende. Das preußische Abgeordnetenhaus nahm die Sache hin, ohne ein Wort zu verlieren, sein Präsident, der konservative Herr von Köller schwieg; und im Reichstag hat der sonst so redegewandte Herr von Levetzow dafür jedenfalls nicht das richtige Wort gefunden. Allein schon der beispiellose Enthusiasmus der Menge bei Bismarcks Abreise aus Berlin mußte eines anderen belehren. Bismarck blieb auch nach seinem Sturz der, der er war, der große Mann, zu dem die Welt — in Liebe oder in Haß — Stellung nehmen mußte. Ob er in vulkanischem Zorn Unerhörtes sprach oder in elegischen Lauten das ungenützte Brachliegen seiner Riesenkraft beklagte, ob er mit tiefer politischer Weisheit als der getreue Eckart seines Volkes sich vernehmen ließ oder aus dem unerschöpflichen Schatz seiner Erinnerungen Heiteres und Ernstes hervorholte, immer lauschte auf ihn ein ganzes Volk, um nicht zu sagen, die ganze Welt. Auf der Reise nach Wien oder in Kissingen strömten Tausende und aber Tau-

sende zusammen, um ihn zu sehen und reden zu hören; jener Uriasbrief seines Nachfolgers an den Kaiserlichen Botschafter in Wien war ebenso wie der Erlaß vom Mai 1890 an sämtliche deutsche Gesandten ein Pfeil, der auf den Schützen zurücksprang und an Bismarck und an dem Vertrauen des Volkes zu ihm kraftlos abprallte. Als dem Achtzigjährigen am 1. April 1895 der deutsche Reichstag ein einfaches Zeichen menschlicher Teilnahme und patriotischer Anerkennung versagte, war das nur ein jammervolles Zeugnis „kläglicher Undankbarkeit und noch kläglicherer Unreife", das sich die Volksvertretung selber ausstellte: die nächste Folge war, daß das Zentrum an Stelle der Konservativen die Präsidialgeschäfte des Reichstags übernahm und dort hinfort „den stärksten Einfluß ausübte". Den Alten im Sachsenwalde aber umbrauste an jenem Tage doch lautester Jubel; daß die deutsche Jugend, unsere Studenten zumal es darin allen anderen zuvortaten, war für die Stimmung des Volkes bedeutsamer als jener Majoritätsbeschluß. Friedrichsruh war zum Wallfahrtsort für Unzählige geworden. Aber auch viel menschliche Kleinheit und Armseligkeit offenbarte sich beim Sturze des Gewaltigen. Daß bei Sozialdemokraten, Ultramontanen und Fortschrittsleuten der alte Haß gegen ihn blieb, war natürlich; es war zugleich eine Anerkennung dafür, daß er noch immer eine Macht sei, mit der man, ob lebendig oder tot, zu rechnen habe. Aber was sollte man zu jenen ängstlichen Gemütern sagen, die die Größe so wenig begriffen, daß sie ihn mit dem Maßstab des nächsten besten entlassenen Ministers maßen und von ihm begehrten, daß er sich wie ein solcher Nächster Bester ducke und schweige? Frühere Mitarbeiter redeten nur noch von „dem alten bösen Mann" in Friedrichsruh, höhere Beamte fragten ängstlich, ob sie sich an einer Bismarckadresse oder einer Bismarckfeier beteiligen dürfen, Zeitungen, die ihm vieles zu verdanken hatten, klagten, daß der Alte polternd und scheltend hinter dem Reichswagen drein laufe. Es war etwas wie eine Scheidung der Geister, die sich hier vollzog, und bei ihr wurden gar viele zu leicht erfunden.

Als er aber dann am 30. Juli 1898 seinem Volke für immer entrissen wurde, da war es auch wieder wie eine Sammlung. Jetzt senkten selbst die Gegner die Waffen und erkannten seine Größe an. In andächtiger Ehrfurcht und tiefem Schmerz richteten sich die Blicke seines Volkes auf den stille Gewordenen, der nach einem Leben voll Kampf und Arbeit, voll Sieg und Erfolg unter den deutschen Eichen seines schönen Waldes zur Ruhe gebracht wurde. Die Grabschrift, die er sich selbst gewünscht: „Fürst Bismarck, ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I." verstand man als die Summe seines Lebens und als den scharfen Trennungsstrich zwischen zwei Generationen. Aber ie

sagte doch nur die Hälfte. Uns war er mehr, war er die Verkörperung des deutschen Wesens selbst in seiner Kraft und Stärke, in seiner Männlichkeit und seinem frohen Kampfesmut. Noch einmal, neben Luther war er deshalb der größte Deutsche, weil er so ganz deutsch war. Darum steht er — dagegen kommt aller Haß nicht auf — er, der harte, eiserne Reichskanzler, dem Herzen seines Volkes so nahe und hat sich vor allem das Herz der deutschen Jugend im Sturme erobert: er ist geliebt worden, heiß wie seit 400 Jahren keiner mehr geliebt worden ist. Um so schmerzlicher, daß auch diesmal wieder der Riß durch unser deutsches Volk ging und auch diesem besten und größten seiner Söhne ein starker Bruchteil verständnislos und zornerfüllt den Rücken kehrte. Aber das hängt nun einmal notwendig zusammen mit der Kampfstellung, die solche gewaltige Willensmenschen für sich selber einnehmen und anderen aufzwingen: das ist das Los und das Schicksal der Größe.

Aber auch das darf nicht verschwiegen werden, daß in der Stunde des Verlierens alter Groll wieder aufwachte und man sich fragte, ob es denn habe sein müssen, daß solche Kraft acht Jahre lang ungenützt geblieben sei. Bismarck wollte in den Sielen sterben; daß ihm das versagt wurde, erhöhte auch unseren Schmerz. Und es ist nicht zu verkennen, daß sein Ausscheiden weder den Reichsgedanken, namentlich im Süden, noch die Autorität der Regierung gestärkt hat. Dazu trugen freilich auch die Zickzacklinien bei, die „der neue Kurs" nun alsbald beschrieb: ein Stoßweises und Plötzliches, Anläufe ohne Fortgang, Worte ohne Taten, impulsives Anfassen ohne Nachhaltigkeit, jäher Wechsel zwischen starkem Souveränitätsgefühl und schwächlichem Nachgeben, zwischen sozialem Reformeifer und Neigung zu strenger Repression, zwischen der Pflege von Handel und Verkehr und agrarischen Rückständigkeiten, zwischen dem Abschluß von Handelsverträgen und Konzessionen an die sie bekämpfenden Ostelbier, zwischen modernem Denken und romantischem Gottesgnadentum — so schwankte das Staatsschiff im Innern und ebenso auch in der äußeren Politik unstet hin und her. Unter Caprivi hieß es: zu Befehl!, unter dem altgewordenen Hohenlohe wurde das persönliche Regiment zur Regel, und Fürst Bülow mußte seine Diplomatenkünste vielfach darin zeigen, daß er das Dazwischengreifen seines Herrn nachträglich deckte. Dadurch verlor das Volk den Respekt vor der Autorität und das Vertrauen zu seiner Leitung und Regierung, und so war das Kapital rasch aufgezehrt, das Bismarck und sein lieber alter Herr beim deutschen Volk für Kaiser und Reich erworben hatten. Aber auch da war der 30. Juli 1898 noch einmal ein Ruf zur Sammlung, an vielen Stellen ist das Gelöbnis ausgesprochen worden, daß das deutsche Volk unbeirrt festhalten wolle, was es unter Bismarcks Führung an Einheit und Macht sich errungen habe. Und dazu mahnten auch seine „Gedanken und Erinnerungen", dieses Buch voll hoher

Weisheit und menschenverachtender Bosheit, das doch über alles hinweg noch einmal ein leuchtendes Denkmal ist von der Größe des Mannes. Wie Cäsar hat er darin der Welt vorgeschrieben, wie er sich und sein Werk von ihr angesehen wissen will: als Junker hatte er begonnen, als Staatsmann ist er auf der Höhe gestanden, als unvergleichlicher Journalist nimmt er in diesem Buche von uns Abschied. Es ist kein Quellenwerk für Historiker, sondern ein Lehrbuch für Staatsmänner und Politiker und ein Vermächtnis an sein deutsches Volk, das dankbar daraus erkennt, wie gewaltig er auf seiner einsamen Höhe hat kämpfen müssen und wieviel er in seiner stolzen Seele gelitten hat.

Zehn Jahre nachher, im November 1908, kam es dann aber doch noch zur Auseinandersetzung der Volksvertretung im Reichstag über die Art, wie in dieser bismarcklosen Zeit regiert worden war, wobei man, um den letztverantwortlichen Führer dieses neuen Kurses zu treffen, von der Gewohnheit abging, in der Debatte die Person des Kaisers aus dem Spiel zu lassen. Den Anlaß zu diesem Volksgericht gab eine Frage der äußeren Politik, in der wir freilich in all der Zeit auch eine ganz besonders unglückliche Hand gehabt hatten; der Inhalt war die allgemeine Klage über ein allzu persönliches Regiment; und der Erfolg die Zusage größerer Zurückhaltung für die Zukunft, um „die Stetigkeit der Politik des Reiches unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern". Daß diese Aussprache möglich war, war erfreulich; daß sie nötig war, recht traurig: es war die Abrechnung über die Höhe des aufgezehrten Kapitals.

Am 1. April 1915 aber, mitten im Weltkrieg, feierte das deutsche Volk nun doch den 100jährigen Geburtstag des großen Mannes in erhebender Einmütigkeit mit seinem Kaiser zusammen; denn um das Erbe Bismarcks ging ja der Kampf und sein Geist schritt den Streitern für Deutschlands Macht und Größe, wie er sie begründet und geschaffen hatte, sieghoffend voran. Nicht abgelaufen war die Ära Bismarcks, wie bisweilen verkündigt wurde, sondern jetzt erst galt es sich vollends ganz in seine Denkart einzuleben und von ihm zu lernen, daß man immer zuerst um den Staat sich sorgen und ihm zu dienen, wenn nötig, ihm sich zu opfern habe.

Deutsche Machtstellung und deutsches Machtbewußtsein

Durch Bismarck sind wir wieder ein Volk, durch ihn sind wir ein Staat, und das heißt: eine Macht geworden. Nicht bloß äußerlich: der große Realist

hat uns auch innerlich zu Realisten gemacht, der Mann voll Temperament und Willen hat uns den Willen gegeben, Volk und Staat und Macht zu sein. Dieses Machtbewußtsein ist freilich so plötzlich über uns gekommen, daß es sich nicht sofort in den Willen zur Macht umsetzte, wir haben vielmehr zu Anfang nicht recht daran glauben wollen und es sicher noch weniger über Gebühr gezeigt. Selten ist ein siegreiches Volk bescheidener gewesen als das deutsche in den siebziger Jahren. Auch dafür war Kaiser Wilhelm I. vorbildlich, dessen Größe ja gerade in seiner Bescheidenheit bestand: als einen der Großen der Erde hat er sich freilich stets gefühlt, aber Wilhelm der Große sein und heißen zu wollen wäre ihm nie eingefallen. Den Beweis für diese Bescheidenheit erbrachte die Friedenspolitik des neuen Reiches. Daß uns im Jahre 1875 Rußland davon habe zurückhalten müssen, über das rasch wieder erstarkende Frankreich herzufallen, ist eine von dem eiteln und auf Bismarck neidischen Fürsten Gortschakow in die Welt gesetzte Legende; selbst wenn es in Berlin eine zu Krieg und „rechtzeitigem Angriff" drängende Militärpartei gegeben haben sollte, so würde Bismarck, der darin ganz einig war mit Kaiser Wilhelm I., „eher zurückgetreten sein, als zu einem vom Zaune zu brechenden Kriege die Hand zu bieten". Allein gerade diese ausgesprochene Friedenspolitik, das Streben, als „ehrlicher Makler" z. B. auf dem Berliner Kongreß von 1878 die in Europa vorhandenen Gegensätze auszugleichen und drohende Konflikte zu beseitigen, und die in den Dienst dieser Politik sich stellende Gründung des Dreibunds, in dem Deutschland die führende Stellung einnahm und der auch über die Balkanwirren hinweg fast dreißig Jahre hindurch schwierige Belastungsproben ausgehalten hat, gaben uns eine nie dagewesene Machtstellung, niemals ist in größerem Stil „Weltpolitik" getrieben worden als in den letzten zehn Jahren der Bismarckschen Ära unter Kaiser Wilhelm I. Selbst wenn Deutschland einmal zurückwich, wie in der Karolinenfrage, hatte man nicht den Eindruck der Nachgiebigkeit aus Schwäche, sondern den der stolzen Gelassenheit des Starken, der Kleinigkeiten als Kleinigkeiten behandelt und auch die Ungezogenheiten des Schwächeren nicht als Beleidigungen ahndet, sondern sich damit begnügt, die dabei vorgekommenen „Sachbeschädigungen" mit gutem Humor reparieren zu lassen.

Doch was von Anfang an nicht da war, der Stolz auf die Macht und der Wille zur Macht, allmählich ist er doch gekommen, gewachsen und groß geworden. Es war natürlich, daß dem Heer, das sich wunderbar bewährt und im Krieg gegen Frankreich so Großes geleistet hatte, steigende Sympathie und Aufmerksamkeit zugewandt wurde. Im Reichstag gab es freilich um den Heeresetat und die Frage des Septennats oder Quinquennats jedesmal wieder Kämpfe, und mehr als einmal drohte der Konflikt; aber immer wieder wurde er durch Nachgiebigkeit von beiden Seiten vermieden, einmal hat der Kaiser selbst zuge-

geben: „der Reichstag ist im allgemeinen généreux für die Armee gewesen und hat, was ich anerkennen muß, Pietätsgefühle, wenn es ihm auch schwer wurde, gezeigt". Und wenn wie 1887 der Reichstag nicht nachgeben wollte, so sprach sich das Volk in den Neuwahlen für die von den Regierungen eingebrachte Militärvorlage aus und bewies ebensoviel Verständnis für die gespannte politische Lage als für die Notwendigkeit eines starken Heeres und einer steten Bereitschaft der deutschen Macht. Nationale Fragen sind in Deutschland immer eine schlechte Wahlparole für die Oppositionsparteien. Wie sehr man sich an die Grundzüge der einst so heftig befehdeten Armeeorganisation gewöhnt hatte, das zeigte das Mißtrauen, mit dem man 1893 bis tief hinein in die liberalen Kreise die Herabsetzung der Dienstzeit auf zwei Jahre hinnahm: die Erfüllung dieses alten liberalen Wunsches erschien wie ein Sprung ins Dunkle und man fragte sich, ob die Vermehrung der Quantität nicht durch eine Verschlechterung der Qualität allzu teuer erkauft sei: später sind freilich auch diese Bedenken wieder verstummt und man erkannte an, daß Caprivi damit doch das Richtige getroffen hat. Durch die immer vollständigere Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht nahmen natürlich die soldatischen und militaristischen Neigungen zu, der Mann war stolz darauf gedient zu haben, und bei Paraden und Manövern zeigte sich die Teilnahme des Volkes an seinen Söhnen in Waffen, die Militärfreudigkeit immer aufs neue. Ein Strom von Kraft und Gewandtheit ergoß sich von hier aus über das ganze Land, die Ansprüche, die in Leistungen und Disziplin an den Willen des Soldaten gestellt wurden, erhöhten auch im Frieden die Tüchtigkeit des Volkes und gaben ihm eine straffe männliche Haltung; die Wertschatzung der militärischen Tugenden, zu denen auch das Ehrgefühl und Aufsichhalten des Mannes gehört, wirkt auf das ganze Volk erziehend ein.

Allein über zweierlei durften wir uns dabei doch nicht täuschen. Einmal, es waren natürlich zunächst nur spezifisch soldatische Tugenden, zu denen im Heere erzogen wurde; die eigentlich sittliche Erziehung der jungen Männer während ihrer Dienstzeit ließ zu wünschen übrig, namentlich den Söhnen vom Lande tat der Aufenthalt in den Großstädten mit ihren anspruchsvollen Gewohnheiten und ihren verführungsreichen Gelegenheiten moralisch vielfach nicht gut; und dabei war der Heeresleitung der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie die Macht, die sie über Hunderttausende von jungen Menschen in der Hand hatte, nicht energischer zur sittlichen Hebung des Volkes ausnützte. Und fürs andere wurden militärische Anschauungen auf die bürgerlichen Verhältnisse übertragen, wo sie nicht hingehörten und nicht günstig wirkten. Die Kriegervereine namentlich, den Geist der Kameradschaft auch über die Dienstzeit hinaus lebendig erhal sollten, beförderten durch ihre vielen Feste und Vereinszusammenkünfte

gnügungssucht und Unmäßigkeit, der in ihnen gepflegte Patriotismus zog die Phrase und Phraseure groß, öffnete der Eitelkeit und Streberei Tür und Tor und erzeugte jene gedankenlose Hurrastimmung, die die ernsthafte politische Erziehung und Verselbständigung mehr hemmte als förderte. Ganz besonders aber breitete sich ein militaristischer Geist in den oberen Klassen aus. Wir hatten allen Grund, auf unser Offizierskorps, auf seine Bildung und seine Kenntnisse, auf seine Tüchtigkeit und seine Ehrenhaftigkeit stolz zu sein: das machte uns, wie Bismarck gesagt hat, so leicht keiner nach. Wenn nun dieser Geist des Willens und der Kraft durch den Reserveoffizier auch in die bürgerlichen Kreise drang, so war das und die damit verbundene Vermehrung der körperlichen Leistungsfähigkeit und Strammheit in weiten Kreisen nur zu begrüßen; und ebenso war die stärkere Betonung der feinen äußeren Formen und der anständigen Führung und Haltung bei uns formlosen Deutschen ein wirklicher Gewinn und für viele zugleich auch ein innerlicher Schutz und Halt. Aber auch da ließ sich die Kehrseite nicht übersehen. Der Offiziersstand galt als der erste, Reserveoffizier zu sein schätzten daher viele Beamte und Lehrer höher als ihren eigentlichen Beruf, den sie so selber nur immer weiter herabdrückten. Und überdies wurden dadurch auch solche Anschauungen und Sitten des Offiziersstandes in die bürgerlichen Verhältnisse hereingetragen und für diese zum Muster genommen, die nicht dafür paßten. So vor allem jene „Schneidigkeit", die auf dem Exerzierplatz ihr Recht hatte, obwohl auch da das Schreien und Anschreien, das Schnarren und Schimpfen keinen erfreulichen Eindruck machte und gewiß nicht notwendig mit dazu gehörte; denn Schreien macht brutal sowohl die, die schreien, als auch die, die angeschrien und schließlich dagegen abgestumpft werden. Im bürgerlichen Leben aber war sie jedenfalls nicht das Richtige, sie schädigte die Schule und entfremdete dem Beamten das Herz des Volkes. Namentlich im Süden unseres Vaterlandes hatte sie für viele etwas Anstößiges und Abstoßendes, sie trug dazu bei, eine Kluft zwischen Offizier und Bürgerstand aufzureißen, und dadurch lebte dann in Bayern oder in Schwaben sogar die alte partikularistische Abneigung gegen dieses „schneidige" preußische Wesen, der Preußenhaß" gelegentlich wieder auf. Und wenn dazu noch Soldatenmißhandlungen kamen, so wuchs die Verstimmung, und die Sozialdemokraten fanden daher mit ihren alljährlich beim Kriegsetat sich wiederholenden Reden über solche Vorkommnisse im stillen mehr Zustimmung, als man gewöhnlich zugab; Naumann hatte ganz recht, als er von Bebels Auftreten im Reichstag einmal sagte: „das ist eine v terländische Tat, so oft er sich auch im einzelnen vergreifen mag; für diese R ede danken ihm Millionen deutscher Mütter. Es muß eine Stelle geben, vor d r sich die Roheit fürchtet, die zu den Berufsgefahren des Kasernendienstes g hört." Und tatsächlich hat ja auch die öffentliche Besprechung die gute Wir-

kung gehabt, daß die Soldatenmißhandlungen auf ein Minimum herabgesetzt und immer seltener wurden. Beim Beamten aber würde jene Schneidigkeit noch eher imponiert haben, wenn sie sich nicht meist ganz einseitig nur nach unten hin gewendet hätte. Gerade im Zusammenhang mit dem militärischen Subordinationsgefühl hatte sich bei vielen unserer jüngeren Beamten ein Strebertum herausgebildet, das früher unbekannt war, und der Vorwurf, daß Servilismus und Byzantinismus sich immer weiter ausbreiten, war kein unberechtigter. Ebenso war die Übertragung der Art und Weise, wie der Offizier seine Ehre zu wahren hat, auf den Reserveoffizier und durch diesen auf die bürgerlichen Kreise überhaupt eine unerfreuliche Erscheinung. Das Schlimmste daran war nicht das Duell selbst, sondern die Unwahrhaftigkeit, daß dieselbe Handlung zugleich verboten und geboten ist, und die Ungleichheit in der Behandlung des Duellanten und des zum Messer greifenden Bauernburschen oder Arbeiters. Die allzu leichte Bestrafung dieses Unfugs und die häufigen Begnadigungen schädigten das Gerechtigkeitsgefühl des Volkes und wirkten weithin verwirrend und verbitternd. Da aber diese Seiten des deutschen „Militarismus" von der demokratischen und sozialdemokratischen Presse einseitig und ausschließlich betont wurden, so konnte es geschehen, daß die Elsässer bei dem „Zaberner Fall" für ihre antimilitaristische und antideutsche Haltung unter diesem Aushängeschild in Altdeutschland so vielfach Unterstützung fanden, und noch weit darüber hinaus geschehen, daß sich im Weltkrieg unsere Feinde als Zertrümmerer des deutschen „Militarismus" wie die Befreier der Welt von einem Alp aufspielen konnten und dabei sogar auf die Zustimmung eines Teils des deutschen Volkes hofften: darin dürften sie sich freilich getäuscht haben, und — den Militarismus haben sie uns im Verlaufe des Krieges selbst nachgemacht und mit größter Energie versucht, in wenigen Jahren das zu machen und einzuholen, was bei uns in zwei Jahrhunderten durch unablässige, ernste Arbeit und Schulung erreicht worden ist.

Nimmt man noch die schwere finanzielle Belastung hinzu, die die Rüstungen fürs Heer dem Volke auferlegten und die die Ausführung mancher Kulturaufgaben unmöglich machte oder verzögerte, so wird man sich nicht wundern, daß im Gegensatz dazu die Bewegung der „Friedensfreunde" auch bei uns an Boden gewonnen hatte; 1893 trat eine deutsche Friedensgesellschaft ins Leben, die sich recht rührig zeigte. Viele wollten sie freilich nicht allzu ernst nehmen, und die Art, wie von Österreich her Frau Berta von Suttner und bei uns manche Frauenrechtlerinnen diese Agitation betrieben, war den meisten Männern nicht sympathisch. Da erhielten diese Bestrebungen im August 1898 plötzlich eine ungeahnte Unterstützung, die zum Ernstnehmen zwang. Der Kaiser Nikolaus II. von Rußland ließ sämtliche Mächte zu einem Kongreß einladen, der „in einem

mächtigen Bündel die Bestrebungen aller Staaten vereinigen sollte, die aufrichtig darum bemüht sind, den großen Gedanken des Weltfriedens triumphieren zu lassen über alle Elemente des Unfriedens und der Zwietracht." Pessimisten wollten es freilich auffallend finden, daß dieser Erlaß just vier Wochen nach Bismarcks Tode erschien, und überdies zu einer Zeit, in der Rußland in Ostasien allerlei weitgehende Pläne verfolgte. Davon aber waren alle politisch denkenden Köpfe überzeugt, daß eine solche Konferenz in der Hauptsache resultatlos verlaufen müsse. Solange Frankreich wie hypnotisiert auf die Vogesen starrte und sich nicht entschließen konnte, die Abtretung von Elsaß-Lothringen an Deutschland als ein Definitivum anzuerkennen und solange England mit neidischen Augen auf unsere werdende und wachsende Weltstellung sah und seit König Eduard VII. seine Einkreisungspolitik betrieb, solange konnte von Abrüstung keine Rede sein, ganz abgesehen davon, daß die Art und Weise einer solchen und die Kontrolle darüber damals für eine unlösbare Aufgabe gelten mußte. Für uns sollte der beste Schutz des Friedens ebenso wie früher — eine starke Armee sein. Denn der Gedanke des ewigen Friedens ist nicht etwa eine Utopie, wie man so vielfach sagen hört, sondern „nur eine Idee" im Kantischen Sinn des Worts, d. h. ein regulatives Prinzip für Völker und Staatsmänner des Inhalts: handelt so, *als ob* die Herstellung eines ewigen Friedens für euch Aufgabe und Pflicht wäre. In diesem Sinn hat sich keiner werktätiger in den Dienst dieser Idee gestellt, als Bismarck beim Abschluß des Nikolsburger Friedens mit Österreich im Jahre 1866, wo er durch die Mäßigung der deutschen Forderungen die Möglichkeit späterer völliger Aussöhnung geschaffen und damit dem zur Wahrung des Weltfriedens abgeschlossenen Bündnis, das jahrzehntelang ihn wirklich gewahrt hat, zum voraus die Wege geebnet hat. Gegen solche Taten war das Gerede der Friedensfreunde in ihrem Organ eben nur Gerede und Wortgeklingel.

Trotzdem war der russische Abrüstungsvorschlag um seiner Motivierung willen interessant und wertvoll. Er wurde nämlich so begründet: „Da die finanziellen Lasten eine steigende Richtung verfolgen und die Volkswirtschaft an ihrer Wurzel treffen, so werden die geistigen und physischen Kräfte der Völker, die Arbeit und das Kapital zum größten Teil von ihrer natürlichen Bestimmung abgelenkt und unproduktiverweise aufgezehrt. Hunderte von Millionen werden aufgewendet, um furchtbare Zerstörungsmaschinen zu beschaffen, die heute als das letzte Wort der Wissenschaft betrachtet werden und schon morgen dazu verurteilt sind, jeden Wert zu verlieren infolge irgendeiner neuen Entdeckung auf diesem Gebiet. Die nationale Kultur, der wirtschaftliche Fortschritt, die Erzeugung von Werten sehen sich in ihrer Entwicklung gelähmt und irregeführt. Daher entsprechen in dem Maße, wie die Rüstungen einer jeden Macht

anwachsen, diese weniger und weniger dem Zweck, den sich die betreffende Regierung gesetzt hat. Die wirtschaftlichen Krisen sind zum großen Teil hervorgerufen durch das System der Rüstungen bis aufs äußerste, und die ständige Gefahr, welche in dieser Kriegsstoffansammlung ruht, macht die Armee unserer Tage zu einer erdrückenden Last, welche die Völker mehr und mehr nur mit Mühe tragen können. Es ist deshalb klar, daß, wenn diese Lage sich noch weiter so hinzieht, sie in verhängnisvoller Weise zu eben der Katastrophe führen würde, welche man zu vermeiden wünscht und deren Schrecken jeden Menschen schon beim bloßen Gedanken schaudern machen." Man durfte in dem Vorschlag ohne Zweifel den Einfluß Tolstois auf den Zaren sehen, und konnte sich, so einseitig schwarz in schwarz das Bild darin gemalt ist, schließlich doch freuen, daß von einem Kaiserthron herab auch einmal die der Kultur schädliche Seite des Militarismus anerkannt und der Macht eines idealen Gedankens rückhaltlos gehuldigt wurde. Die „Idee" des ewigen Friedens hat dadurch doch an Stärke gewonnen, und die Bemühungen der Friedensfreunde konnten sich hinfort auf den Kaiser eines großen Reiches berufen. Im übrigen verlief der Haager Friedenskongreß, auf dem die russischen Pläne beraten und in Taten umgesetzt werden sollten, wie zu erwarten war, ohne erhebliches praktisches Ergebnis. Der Krieg Englands gegen die Buren in Südafrika, der fast wie zum Hohn unmittelbar darauf folgte, die Kämpfe der europäischen Mächte gegen China am Schluß des Jahrhunderts, der russisch-japanische Krieg, unsere eigenen Kämpfe in Südwestafrika, die Wirren auf dem Balkan und in Marokko, und schließlich der größte von allen, der Weltkrieg von 1914, sie alle zeigen, daß wir vom ewigen Frieden tatsächlich noch recht weit entfernt waren und wie notwendig es war, daß wir unser Pulver trocken hielten. Den Ruf: „Die Waffen nieder" überließen wir unklaren Köpfen und Doktrinären, Frauen und Fanatikern wie dem Herausgeber der „Friedenswarte". Die meisten Männer sahen keine Möglichkeit, die „Idee" des ewigen Friedens für die praktische Politik nutzbar zu machen.

Wäre dem Friedens- und Abrüstungsgedanken ein tatsächlicher Erfolg beschieden gewesen, so wäre er mit dem neuerwachten Machtbewußtsein in Deutschland noch auf einem anderen Punkt in Konflikt gekommen. Unser Landheer sollte unsere errungene Weltstellung den Nachbarn gegenüber behaupten und unsere 1871 festgestellten Grenzen schützen. Diesem Erhaltungswillen zur Seite ging aber auch ein energisches Streben nach Erweiterung und Ausbreitung des deutschen Gebiets. 1866 war Österreich von Deutschland losgelöst und mit ihm mehr als zehn Millionen Deutscher von uns getrennt worden. Man hatte sich darüber getröstet; und als vollends seit 1879 das Deutsche Reich mit Öst-

reich-Ungarn eng verbündet war, konnte man den Schnitt und Riß als vernarbt ansehen. Allein je ungünstiger die Situation der Deutschen in Österreich — freilich nicht ohne ihre eigene schwere Schuld — sich gestaltete und je übermütiger die Tschechen sich ihnen gegenüber aufspielten, desto mehr richteten sich die Gedanken diesen deutschen Schmerzenskindern aufs neue zu, und der starken deutsch-nationalen Partei jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle kamen aus Deutschland oft recht weitgehende Sympathien entgegen. Man rechnete in gewissen Kreisen mit dem baldigen Zusammenbruch der habsburgischen Monarchie und hoffte auf eine nahe Vereinigung der Deutschen in Österreich mit dem neubegründeten Deutschen Reich. Dabei verstieg man sich gelegentlich sogar bis zu der Forderung eines Eingreifens in die dortigen Verhältnisse, nach dem Nietzscheschen Rezept: was fallen will, das soll man auch noch stoßen! Daß das alles nur um den Preis eines großen europäischen Krieges zu haben gewesen wäre, kam dabei entweder nicht zum Bewußtsein oder nicht in Betracht; und ebensowenig wurde die Frage aufgeworfen, ob denn die Erwerbung dieser deutsch-österreichischen Provinzen mit ihrer ausschließlich katholischen und vielfach aller Zucht und Strammheit entwöhnten Bevölkerung wirklich ein Gewinn für uns wäre. Einstweilen hatten wir mit Polen und Elsaß-Lothringen noch genug zu tun. Vor allem aber, um solche Pläne auszuführen, brauchte man nicht nur äußere Machtmittel, sondern auch geniale Staatsmänner, die leisten müßten, was Bismarck — nicht für erreichbar und nicht für wünschenswert gehalten hat. Hatten wir diese? So war glücklicherweise dafür gesorgt, daß auch hier die Bäume nicht in den Himmel wuchsen.

In diesem Zusammenhang ist auch des Alldeutschen Verbandes zu gedenken, der sich 1886 gebildet, aber erst seit 1894 einen entschiedenen Aufschwung genommen hat. Als seine Aufgaben bezeichnet er die Belebung des vaterländischen Bewußtseins, nationale Erziehung, Unterstützung völkischer Bestrebungen im In- und Ausland und die Förderung einer kräftigen deutschen Interessenpolitik in Europa und über See. Das klingt durchaus unverfänglich und vernünftig; in Wirklichkeit aber haben sich die Alldeutschen doch vielfach allzu draufgängerisch und chauvinistisch betätigt und sind in ihrer Kritik und mit ihren positiven Forderungen oft recht taktlos und unbequem, provozierend und maßlos geworden.

Mit solchen pangermanistischen Tendenzen und dem Schwärmen für ein „Großdeutschland" verknüpfte sich aber auch die weit praktischere und erfolgreichere Bewegung zugunsten deutscher Kolonien. England verdankt seine Weltstellung seinen Kolonien und seiner Flotte; Deutschland kam, so schien es, wie der Dichter, als die Welt längst schon weggegeben war, zu spät. Nur in Afrika war zunächst noch etwas zu holen: und siehe da, der Bremer Kaufmann Lüde-

ritz griff zu und legte zu der ersten deutschen Kolonie in Südwestafrika den Grund; Kamerun und Ostafrika folgten, und so ist der deutsche Kolonialbesitz in wenigen Jahren stattlich herangewachsen. Ursprünglich war es Bismarcks Absicht gewesen, dabei überall dem Kaufmann den Vortritt zu lassen und dem Staat nur die Rolle des Beschützers zuzuweisen. Allein der wachsenden Kolonialbegeisterung gegenüber, die sich in der Gründung von Kolonialvereinen einen sichtbaren Ausdruck und agitatorisch wirksame Organe schuf, konnte er daran nicht festhalten. Immerhin sah er die Nation im wesentlichen für „saturiert" an und suchte die Begeisterung eher zu dämpfen als zu schüren, eine Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt und einen Kolonialrat gibt es erst seit seinem Sturz. Wie stark aber das in jener Kolonialbegeisterung sich äußernde Nationalbewußtsein war, zeigte der Sturm des Unwillens über den Vertrag, den sein Nachfolger im Jahr 1890 mit England schloß und durch den wir für das kleine Helgoland den Löwenanteil in Ostafrika an England weggaben. Daß sich der Besitz Helgolands im Anfang des Weltkrieges als so überaus wichtig und wertvoll zu erweisen schien, konnten wir damals noch nicht voraussehen; um so mehr waren 1914 viele geneigt, in diesem Punkt Caprivi abzubitten.

Freilich fehlte es auch nicht an heftiger Opposition gegen alle Weltmachts- und Kolonialpolitik. Deren Haupteinwand war der anfänglich ausbleibende Gewinn, und dann die Zukunftssorge, ob die afrikanischen Kolonien entwicklungsfähig seien und als Ackerbaukolonien zur Abwendung einer etwaigen Übervölkerungsgefahr und zur Hebung von Export und Import ein Wesentliches beitragen werden. Die Diamantenfunde haben darüber inzwischen beruhigt. Viel verheißungsvoller freilich klingen die Zukunftspläne von Jentsch: „die Erwerbung von Kolonien in Kleinasien und Syrien mit dem Hintergedanken, nördlich über das Schwarze Meer überzugreifen, das russische Zartum entweder von innen aufzulösen oder in einem Krieg zu zertrümmern, die von unserem Volkskörper grausam amputierten deutschen Provinzen Österreichs wieder mit uns zu verbinden, so dem deutschen Volke die Herrschaft über ganz Mittel- und Osteuropa und Kleinasien zu sichern und ihm in der Ausbeutung eines jetzt wüstliegenden, aber höchst kulturfähigen großen Ländergebiets und in der Zivilisierung seiner halb barbarischen Bewohner eine große, schöne und lohnende Aufgabe zu stellen". Einstweilen durften wir froh sein, daß die verantwortlichen Leiter unserer auswärtigen Politik nichts wissen wollten von solchen uferlosen Abenteuern, zu denen uns unverantwortliche Phantasten locken möchten. Und ähnliche Vorsicht schien auch den im Wort „Mitteleuropa" sich zusammenfassenden Hoffnungen und Plänen gegenüber geboten.

Mehr vorübergehend war die Sorge, daß sich auch draußen in unseren Kolonien der Bureaukratismus breitmache und den kräftig sich regenden Handel

und Wandel, statt ihm freie Bahn zu lassen, in seine spanischen Stiefel schnüre; der Kaufmann, der eine Zeitlang an der Spitze des Kolonialamts stand, hatte das inzwischen auf sein richtiges Maß zurückzuführen gesucht. Schlimmer waren die Proben von „Schneidigkeit", wie sie die Leist und Wehlau und Arenberg in Afrika gegeben haben. Peters mochte man allenfalls mit jenen Renaissancemenschen und Konquistadoren des sechzehnten Jahrhunderts vergleichen und ihm darum mit Ernst von Wolzogen in seiner Komödie „Unjamwewe" als einem Kraftmenschen allerlei Brutalitäten verzeihen; aber für die Scheußlichkeiten und Bestialitäten jener schneidigen Assessoren gab es eine solche Entschuldigung überhaupt nicht, der „Tropenkoller" ist keine. Der dagegen sich richtende Unwille war deshalb durchaus berechtigt: solche Vorkommnisse brachten unsere Kolonien bei uns selbst in Mißkredit und zeigten überdies, wie viel tiefinnerliche Unsittlichkeit und Gemeinheit sich hinter jener „Schneidigkeit" unserer jungen Beamten verstecken kann.

Fast ungeteilt war dagegen, wenigstens zu Anfang, die Zustimmung zu dem Versuch unserer Regierung, im Osten festen Fuß zu fassen und dort „nicht Störenfried, aber auch nicht Aschenbrödel" zu sein. Durch den Krieg mit Japan schien China so tief erschüttert und seine Ohnmacht und Schwäche so offenkundig geworden zu sein, daß man bereits an Zertrümmerung und Aufteilung denken konnte. Da galt es auch für Deutschland, sich beizeiten einen Teil an dem allgemeinen Raub zu sichern. Das geschah durch die Besetzung von Kiautschous, von wo wir ebenso wie die Russen von Port Arthur und die Engländer von Wei-hai-wei aus den Zersetzungsprozeß beobachten, rechtzeitig weiter zugreifen und jetzt schon unsere Handelsbeziehungen zu China ausdehnen und das Hinterland ausbeuten zu können hofften. Daß diese Beutestücke von den Mächten unter der Form eines Pachtvertrags eingeheimst wurden, hatte soviel Komik und Humor, daß man darüber das Unmoralische und Gewalttätige der Sache zu vergessen geneigt war. Aber rascher, als die europäischen Diplomaten in Peking ahnten, riß uns dieses lustig begonnene Abenteuer in schwere Verwicklungen hinein, die mit der Ermordung unseres Gesandten in Peking begannen. Dem Prinzen Tuan, der etwas vom alten Geschlecht der Tamerlane abbekommen zu haben schien, war es gelungen, den Fanatismus der auch durch die Zudringlichkeit und Taktlosigkeit der europäischen Missionare schwer gereizten Chinesen gegen die „fremden Teufel" zu entfesseln und das Vierhundertmillionenreich in einen brodelnden Kessel wilder Empörung zu verwandeln. Zu rächen und zu sühnen, zu schützen und Ordnung zu schaffen mußte daher auch Deutschland Schiffe und Truppen in großer Zahl aussenden und schließlich gar den Oberbefehl über ein internationales Heer übernehmen. Der russisch-japa-

nische Krieg, der sich an diesen Boxeraufstand anschloß, zeigte, wie froh wir sein konnten, einstweilen ohne weitere Verwicklungen aus dem chinesischen Abenteuer zurückgekehrt zu sein. Wie er durch den Sieg und das Einrücken Japans in die Reihe der bündnisfähigen Großmächte das politische Weltbild umgestaltet hat, so hat er freilich auch unsere Position in Kiautschou nicht eben behaglicher gemacht. Die klägliche Niederlage der Russen bei Tsuschima war für die übrigen Mächte ein ernstes Memento, daß es auch für Ostasien mit der Zeit so etwas wie eine Monroedoktrin geben könnte. Und inzwischen hat uns ja der Verlust jener ostasiatischen, so ganz besonders hoffnungsreichen und uns ans Herz gewachsenen Kolonie gezeigt, daß unsere Stellung dort mehr als unbehaglich, daß sie unhaltbar gewesen ist. Aber nicht nur über Japan, sondern am Ende auch über China werden wir umzulernen haben und unsere Hoffnung für unsere Beziehungen zu Ostasien schließlich nur auf den Gegensatz dieser beiden Mächte zueinander und zu Amerika bauen können.

Jedenfalls aber bewiesen diese Vorgänge, wie sehr das Deutsche Reich inzwischen in den Weltverkehr und in das Weltmarktgetriebe hineingezogen worden war. Im Welthandel nahm Deutschland die zweite Stelle ein und wurde nur noch von England überflügelt; aber indem es auch diesem immer mehr Konkurrenz machte, hat sich ein Gegensatz zwischen den beiden Ländern herausgebildet, der sich zunächst in der gereizten Sprache der Presse, namentlich soweit diese von Handelsinteressen beeinflußt und abhängig ist, und in gegenseitiger Nervosität immer unerquicklicher spürbar machte. Daß die Sympathien Deutschlands in dem Transvaalkrieg auf Seiten der Buren waren, war angesichts der Frivolität und Heuchelei des englischen Vorgehens nur natürlich; deshalb freute man sich auch über die anfänglichen Niederlagen der Engländer und ihre dabei sich kundgebende militärische Unbeholfenheit. Aber die Art, wie diese Antipathie als Schadenfreude sich äußerte, ging über das Maß des Klugen und des politisch Zulässigen und Notwendigen hinaus. Und noch schlimmer wirkte die verletzende Form, in der namentlich in deutschen Witzblättern der englische König Eduard karikiert wurde. Sicher war er kein Freund von Deutschland, und die große politische Kunst, mit der er ein Netz von englischen Bündnissen um uns her zusammengesponnen hat, hatte für uns etwas Bedrohliches. Allein das berechtigte nicht, ihn und in ihm sein Volk persönlich zu beleidigen, und unklug war es auf alle Fälle. Zu einem Krieg zwischen den beiden Staaten aber lag trotz aller Konkurrenz kein vernünftiger Grund vor; daher waren alle Bestrebungen zu begrüßen, die auf gegenseitiges besseres Verständnis und gegenseitige Annäherung abzielten; und wenn besonne Stimmen, wie die des Historikers Marcks, die beiden germanischen Natio mahnten, „sich nicht zu verirren, sich nicht hineinhetzen zu lassen in Gegensät

die vielleicht im größten Augenblick nicht die entscheidenden sein werden", so konnte man ihnen wohl zustimmen, wenn nur die nationale Würde und Ehre nicht darunter zu leiden hatte und die Verständigungsversuche von unserer Seite nicht zu einem schwächlichen Nachlaufen wurden. Geholfen haben sie freilich gar nichts.

Hatten sich so durch den gewaltigen wirtschaftlichen und industriellen Aufschwung Deutschlands allerlei neue politische Konstellationen gebildet, und ist das Deutsche Reich dadurch ganz von selbst in die politischen Gegensätze, die den Erdball umspannen, hineingeraten, so folgte daraus alsbald ein Weiteres, was in England Anstoß erregen und Beängstigungen schwerster Art hervorrufen mußte. Zum Schutz unseres sich dehnenden Handels- und Absatzgebietes und unserer langsam sich mehrenden Kolonien und zur Behauptung unserer neugewonnenen Machtstellung inmitten rivalisierender Nachbarn bedurfte es auch einer starken Flotte. Schon Bismarck hatte unter Kaiser Wilhelm I. die Entwicklung einer solchen mächtig gefördert. Immerhin stand sie zunächst noch nicht nur hinter der von England, sondern auch hinter der Seemacht Rußlands und Frankreichs erheblich zurück. Das erschien vielen wie eine Demütigung und wie ein Zeichen von Schwäche und lag jedenfalls nicht im Interesse unseres Handels und unserer Kolonialpolitik. Auch besonnene und maßvolle Politiker wie Schmoller formulierten unsere Aufgaben und Absichten auf diesem Punkte so: „wir wollen und wir werden keine chauvinistische Weltmachtspolitik treiben, nicht zu uferlosen Flotten- und Seemachtsplänen kommen. Aber wir wollen unseren Handel und unsere Industrie so weit ausdehnen, daß wir leben und eine wachsende Bevölkerung unterhalten können; wir wollen unsere Kolonien verteidigen, womöglich irgendwo eine deutsche Ackerbaukolonie erwerben. Wir wollen dem überspannten Raubmerkantilismus allerwärts und einer solchen Teilung der Erde durch die drei Weltmächte England, Rußland und Nordamerika entgegentreten, welche alle anderen Staaten ausschließen und zugleich ihren Handel vernichten möchte". Dazu brauchen wir eine große Flotte. In diesem Sinn sind die Flottengesetze von 1898, 1900, 1906 und 1912 zur Vermehrung unserer Schlachtschiffe und Kreuzer von den Regierungen vorgelegt und vom Reichstag angenommen worden. Wie bei den Septennatswahlen von 1887 hat dabei die öffentliche Meinung lebhaft auf die Entscheidung des Reichstags eingewirkt und auf die anfänglich bedenklichen Mehrheiten den erforderlichen Druck ausgeübt; auf die Kraftprobe einer Auflösung und Neuwahl unter dieser nationalen Parole mochten es die Widerstrebenden nicht ankommen lassen. Hier lag auch die Bedeutung und die Aufgabe des Flottenvereins: gewiß ist künstliche Mache und berechnetes Strebertum dabei mit tätig gewesen, aber das Verständnis für die Notwendigkeit einer starken Flotte hat der Ver-

ein doch mächtig gefördert und gezeigt, wie populär dieser Gedanke allmählich geworden ist. Hierin ist Kaiser Wilhelm II. seinem Volk als Führer vorangegangen, und in Tirpitz, der seit 1897 als Staatssekretär an der Spitze des Reichsmarineamts stand, glaubte er dafür den rechten Mann auf den richtigen Platz gestellt zu haben. Er verstand es, den Reichstag für die jedesmaligen Flottenpläne zu gewinnen; und daß er nach einigem Zögern auch die Waffe der Unterseeboote in dieselben aufgenommen und uns so für die Kriegführung gegen England tüchtig machen wollte, das dankten ihm viele, die im Weltkrieg die Probe auf das Exempel zu machen hofften. Andere allerdings waren der Meinung, Tirpitz hätte noch viel mehr Unterseeboote und weniger Schlachtschiffe bauen sollen. Heute verstehen wir die chauvinistische Beklemmung der Engländer über die Vermehrung unserer Flotte und die nervöse Hast, in der sie ihrerseits die Zahl ihrer Schlachtschiffe vermehrten. Nicht nur, daß Wilhelm II. der Welt mit der eisengepanzerten Faust drohte und ihr zurief, daß auf dem Ozean ohne Deutschland und den deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen dürfe, die Völker alle und das englische insbesondere auch sahen, daß wir zur See von Jahr zu Jahr stärker und mächtiger wurden und so tatsächlich die Meerbeherrschung Englands in Frage stellten. Dagegen vermochten auch die gutgemeinten Versicherungen des Reichskanzlers und des Reichstags von unserer friedlichen und freundlichen Gesinnung gegen das englische Volk und die ausgeklügelten Rüstungs- und Abrüstungsvorschläge nichts auszurichten: Die damals in Deutschland häufig ausgesprochene Behauptung, daß wir eine starke Flotte nur zum Schutze des deutschen Handels brauchen, fand in England nirgends Glauben; dies um so weniger, als um die Jahrhundertwende zweimal auf Bündnisangebote der britischen Regierung von deutscher Seite nicht reagiert wurde. War doch auch bei uns gerade um diese Zeit das Mißtrauen gegen den Bundesgenossen von Belle-Alliance gewaltig im Steigen; auch glaubte man damals an die nahe Möglichkeit eines englisch-russischen Krieges und wollte Rußland nicht immer mehr in das französische Bündnis hineintreiben (was man allerdings schon 1890 durch die Kündigung des Bismarckschen Rückversicherungsvertrages genügend getan hatte). Die Bewunderung für England, die früher in Deutschland allgemein war, wich seit den Burenkriegen einer mehr oder minder offenen Abneigung. Es war eine Ironie des Schicksals, daß der sehr einflußreiche britische Kolonialminister Joseph Chamberlain, der im englischen Kabinett das deutsche Bündnis am eifrigsten befürwortete, in Deutschland besonders verhaßt war, weil er als einer der Anstifter des Burenkrieges galt. Da England auf alle Fälle aus seiner „splendid isolation" herauskommen wollte, so ergriff es die Partei unserer Feinde und bewährte damit seinen alten Grundsatz, stets die stärkste Macht des europäischen Festlandes zu bekämpfen.

Zeigte sich in unserem wachsenden Anteil am Weltverkehr und an der Weltpolitik, in der Erwerbung von Kolonien und in der Schaffung einer starken

Kriegsflotte das nationale Machtbewußtsein praktisch interessiert und tätig, so war es wohl am lebhaftesten in Treitschkes deutscher Geschichte zur Aussprache gekommen. Mit fortreißendem Pathos, mit dem vollen Brustton patriotischer Gesinnung, aber niemals sine ira et studio, sondern stets als Parteigänger der preußisch-hohenzollernschen Hegemonie hat er dem deutschen Volk seine neueste Geschichte erzählt — leider nur bis 1848, da er darüber weggestorben ist. Dabei stellt er überall tendenziös diejenigen Momente ins Licht, die die Freude am Erreichten zu wecken und das Recht des Geschehenen zu erweisen besonders geeignet sind, und beurteilt temperamentvoll und leidenschaftlich die Menschen immer nur nach ihrer Stellung zu der siegenden Sache. Daß er in diesem Eifer mehr überredet als überzeugt, die politischen Gegner ungerecht und zornig schmäht und schilt, dagegen das Bild Friedrich Wilhelms III. unhistorisch idealisiert und allerlei nationale Legenden aufrecht hält, wird von seinen Verehrern vergeblich bestritten. Das tat dem Wert seiner Geschichtsdarstellung und der Würde der Geschichtschreibung überhaupt übeln Eintrag; aber dafür war seine Wirkung um so größer, namentlich auf die deutsche Jugend. Sie fühlte, daß hinter diesem Buch ein ganzer Mann stehe, und das gewann sie bedingungslos auch für das, was er ihr erzählte, er wurde ihr zum politischen „Erzieher". Unter seinem Einfluß ist das patriotische Empfinden der Jugend bis zu einem uns Deutschen bis dahin fremden Höhegrad gestiegen; es ist nicht ohne seine Schuld viel „Rausch und Phrase" in dasselbe hineingekommen, man hat auch in Deutschland große Worte gebraucht und sie, selbst davon berauscht, für Taten genommen. Mit gutem Grund hat daher Kaiser Friedrich die Königsberger Studenten vor derartigen Übertreibungen gewarnt, und auch in seiner letzten Rede in dem Lichthof der Straßburger Universität hat er sich noch einmal gegen nationale „Selbstüberhebung" ausgesprochen. Doch würden wir Treitschke schweres Unrecht tun und seine Bedeutung bei weitem überschätzen, wenn wir das an Chauvinismus streifende oder geradezu darein übergehende nationale Empfinden des jungen Deutschland allein auf seine Rechnung setzen wollten. Er hat vielmehr nur dem, was auch ohne ihn kam und da war, was die Volksseele bewegte und die Jugend erfüllte, mit seiner starken Stimme Ausdruck und Nachdruck gegeben und es, vor allem dieser letzteren, erst recht zum Bewußtsein gebracht.

Als 1871 unser Sehnen nach Kaiser und Reich gestillt und diese Ideale unserer Jugend verwirklicht waren, da ergriff uns Ältere etwas wie Heimweh und Sehnsucht nach verlorengegangenen Idealen. Ganz anders bei der Generation, die in diese Wirklichkeit hineinwuchs. Ihr waren das keine Ideale, sondern Wirklichkeiten, daher stand sie ihnen realistisch gegenüber; sie verstand nicht, wie es jemand sich beikommen lassen konnte, daran zu rütteln. Darin

lag eine Sicherheit, wie sie die ältere Generation nie gefühlt hatte und sich auch nicht mehr erwerben konnte, darin aber auch die Gefahr nationaler Unduldsamkeit und Ausschließlichkeit. In Bismarck und Kaiser Wilhelm I. sah sie das alles verkörpert, daher schloß sie sich ihnen unbedingt als Führern an. Das war in den achtziger Jahren, zu einer Zeit also, in der die konservativen Mächte und Parteien, das ostelbische Junkertum und die Kirche auf Seite der Regierung standen. Im Liberalismus dagegen sah die so heranwachsende Jugend den Gegner; was er in langjährigen Kämpfen erstritten hatte, wurde danklos als vorhanden hingenommen, was er an Ausdehnung der Freiheit noch weiter erkämpfen wollte und woran er prinzipiell und ideal festhalten zu müssen glaubte, das schätzte man gering oder sah darin sogar ein Feindliches und Trennendes. So wurde die Jugend der achtziger Jahre konservativ. Auch darin wurde Treitschke zum Wortführer für viele. An der Verschiedenheit seines Urteils über D. Fr. Strauß aus den Jahren 1866 und 1889 kann man sehen, wie er in kirchlich-religiösen Fragen nachgedunkelt hat; und wenn er in seinen Vorlesungen über Politik nicht nur die Simultanschule, die er allerdings nicht einmal verstanden hat, sondern auch die obligatorische Zivilehe bekämpfte, so zeigt das, in welchem Maße er auch politisch konservativ geworden ist. Mit diesen konservativen Neigungen der gebildeten Jugend verband sich dann eine militaristische Schneidigkeit nach unten und ein gewisses Subordinationsbewußtsein nach oben, das aber doch noch andere tiefere Gründe hatte. Hier wirkte Bismarcks übergewaltige und übermächtige Persönlichkeit etwa ebenso, wie diejenige Luthers auf die unter seinem Einfluß herangewachsene Generation gewirkt hat: sie brach vielen das Rückgrat und gewöhnte durch ihr Vorangehen auf allen Gebieten Beamte und Politiker an eine Unselbständigkeit des Urteils und an eine Fügsamkeit des Handelns, die den Charakter schädigte. In derselben Richtung machte sich auch das stark entwickelte monarchische Gefühl geltend, das der ehrwürdigen Person Kaiser Wilhelms I. gegenüber etwas Innerliches und Herzliches hatte und dadurch versittlicht wurde. Als es nach seinem und nach Kaiser Friedrichs Tod ohne weiteres auf den Nachfolger und Träger der Krone übertragen wurde, nahm es zunächst ganz naturgemäß den Charakter des Äußerlichen und Konventionellen, oft sogar den des Künstlichen und Gemachten an. Die Ausbreitung der Majestätsbeleidigungsprozesse mit ihren häßlichen Begleiterscheinungen eines gemeinen Denunziantentums und streberischer Charakterlosigkeit hing damit zusammen, zeigte aber auch die Gefahr der Abstumpfung und der Abnahme des monarchischen Gefühls. Ein Nebeneffekt war die Rückkehr zu jenem Stil des Anspielens Andeutens, der die literarische Ehrlichkeit und Tapferkeit beeinträchtigt zu einer malitiösen und perniziösen Kritik führt, wie sie Maximilian Har

in der „Zukunft" mit ganz besonderer Virtuosität zu handhaben versteht. Wenn sie auch gelegentlich einmal luftreinigend gewirkt und die Liebenberger Tafelrunde gesprengt hat, so kann man sich ihrer selbst dann nicht freuen, da sie auf die Dauer doch nur ätzend zersetzt und selbst das dickflüssige Germanenblut in gärend Drachengift verwandelt. In unser monarchisches Bewußtsein aber kam durch alles das ein unerfreulicher Zug von Zwiespältigkeit und Unklarheit. Selbst viele überzeugte Monarchisten waren es nur noch mit dem Kopf, nicht mehr mit dem Herzen, an die Stelle des echten Gefühls trat bei nicht wenigen ein künstlich forcierter, liebedienerischer Byzantinismus, dem auf der andern Seite ebensoviel offen zur Schau getragene Gleichgültigkeit und Abneigung gegenüberstand. Die republikanische Sozialdemokratie aber hat Naumann, solange er noch für Wilhelm II. schwärmte, vergeblich dem Flotten- und Industriekaiser zuzuführen gesucht. Freilich ließ dessen stark ausgeprägte Persönlichkeit, die sich überall so energisch und so impulsiv geltend machte, das Volk nicht los, nötigte es, sich mit ihm zu beschäftigen, sei es auch nur, um an seinen Reden, leider völlig vergeblich, Kritik zu üben, und stellte ihn immer wieder in den Mittelpunkt des Interesses. Die zwei Seelen in seiner Brust, das ganz Moderne seines Wesens und daneben die vielen romantischen Züge, die uns so anachronistisch anmuten, erhöhen dasselbe und wirken in ihrer Unausgeglichenheit immer wieder überraschend und neu, aber sie vermehrten auch jene Zwiespältigkeit des Gefühls und machten überdies unsere Politik unklar und sprunghaft. Und trotzdem kam doch immer wieder an den Tag, wie monarchisch unser Volk im Grunde seines Wesens war, und wie leicht deutsche Fürsten es immer hatten, sich einen Platz in seinem Herzen zu gewinnen. Republik oder Monarchie? — das war trotz der Vorgänge im November 1908 und trotz der Reden darüber im Reichstag von 1910 kein Gegensatz mehr, der die Geister bewegte und schied.

Der Antisemitismus

Nur zerklüftend und zersetzend hat dagegen in einzelnen Gegenden unseres
terlandes die antisemitische Bewegung gewirkt. Der Antisemitismus ge-
t fraglos zu den allerunerfreulichsten Erscheinungen und Stimmungselemen-
um die Jahrhundertwende. Abneigung und Antipathien gegen die Juden
es zu allen Zeiten gegeben, das mag jeder einzelne mit sich ausmachen; und

auch das ist jedem zu überlassen, wie er sich persönlich und gesellschaftlich zu ihnen stellen will. Von Antisemitismus reden wir erst da, wo ganze Schichten und Parteien des Volkes gegen die Juden als solche Stellung nehmen, sie von sich ausschließen und aus ihrer Antipathie ein Prinzip, aus dem Subjektiven ein Programmatisches und objektiv Geltendes machen. Auch an solchen Formen und Kundgebungen hat es das ganze Jahrhundert hindurch nicht gefehlt. Am Anfang stehen freilich Schleiermachers Freundschaft mit Henriette Herz und Fr. Schlegels Beziehungen zu Dorothea Veit und damit eine Verbindung gerade der gebildetsten Männer aus dem romantischen Kreis mit jener jüdischen Berliner Gesellschaft, die den Bemühungen von Moses Mendelssohn ihre Erfüllung mit deutscher Kultur und Bildung verdankte und vor allem für Goethe schwärmte. Allein je mehr die Romantik christlich und kirchlich wurde, desto mehr wurde sie auch antisemitisch. Namentlich wird das in der deutschen Burschenschaft mit ihren christgermanischen Anschauungen und Lebensformen deutlich, schon damals konnte die Frage aufgeworfen werden, ob Juden in ihr Aufnahme finden können. In gelegentlichen Ausbrüchen des Mob in verschiedenen deutschen Städten machte sich der Unwille des Volkes Luft über den jüdischen Besitz, der durch das geschicktere, sparsamere und nüchternere Wesen der Juden den Vorsprung gewann, bei vielen allerdings auch auf skrupelloser, vor Wucher nicht zurückschreckender Geschäftsgebarung beruhte. Es hing das mit der Art zusammen, wie man, d. h. wie die Christen jahrhundertelang die Juden auf den Handel eingeschränkt und sie gezwungen hatten, den Verfolgungen und Aussaugungen gegenüber List zu brauchen und wie in einem Kriegszustand jedes Mittel für erlaubt anzusehen; die Rute des jüdischen Wuchers haben sich die Christen selbst gebunden. So traten schon da zwei Motive der antisemitischen Bewegung, das religiöse und das wirtschaftliche, deutlich zutage, während das „völkische" selbst bei der Burschenschaft mit ihren „teutschen" Tendenzen noch fast gänzlich ausgeschlossen blieb.

Die Romantik war antisemitisch geworden; im Mittelalter hatte man ja die Juden auch verfolgt. Um so selbstverständlicher, daß das junge Deutschland judenfreundlich dachte, wenn wir auch davon absehen, daß Börne und Heine Juden waren. Das Philosemitische dieser Literaten hängt mit ihrem Liberalismus und ihrem Eintreten für alles zusammen, was Emanzipation heißt. Wer noch die Frankfurter Judengasse gesehen hat und die gesetzlichen Beschränkungen des Judentums auf allen Gebieten des staatlichen und städtischen Lebens kennt, die durch die Wiener Kongreßakte noch in letzter Stunde bestätigt oder doch nicht beseitigt wurden, wird in diesem Kampf um die Befreiung der Juden ein durchaus Berechtigtes, eine Episode in dem allgemeinen Kampf um de einzelnen anerkennen müssen. Der Hamburger Rieſſer ist als einer der ener

gischsten Vorkämpfer dieser Bestrebungen hier besonders zu nennen. In den vierziger Jahren war aber für diese wenig zu hoffen, solange in Friedrich Wilhelm IV. die Romantik auf dem Throne saß und ganz unkönigliche Schimpfworte, zumal seit er durch Johann Jacoby persönlich gereizt war, von seiner Abneigung gegen die Juden offen Zeugnis ablegten. Allein das Jahr 1848 brachte ihnen doch, was sie wünschten, die volle bürgerliche Gleichberechtigung, die nicht nur in die deutschen Grundrechte aufgenommen wurde, sondern selbst in der preußischen Verfassung eine Stelle fand. Die Versuche der reaktionären Partei in Preußen, sie ihnen in den fünfziger Jahren wieder zu entziehen, scheiterten; nur auf dem Verwaltungswege konnten ihnen die prinzipiell zugestandenen Rechte im einzelnen Fall verkümmert werden. Unter Kaiser Wilhelm I. fielen namentlich in der liberalen Ära der siebziger Jahre auch diese Beschränkungen von Fall zu Fall weg, im Parlament machte sich Laskers Einfluß nach dieser Seite hin geltend, Leonhardt als Justizminister, Falk als Kultusminister trugen kein Bedenken, Juden in ihren Ressorts anzustellen, und auch Bismarck galt, schon wegen seiner Beziehungen zu Bleichröder, für judenfreundlicher, als er es tatsächlich war. Allein die Keime zu einem neuen Umschwung reichen eben in jene Zeit zurück. Im Zusammenhang mit dem Sieg und dem Fünfmilliardensegen kam der gewaltige Aufschwung der Industrie auf der einen und auf der anderen Seite das Spekulationsfieber der Gründerperiode mit ihrer wahrhaft erschreckenden Korruption. An dem Tanz um das goldene Kalb waren jüdische Bankhäuser in hervorragender Weise beteiligt, namentlich so, daß sie führten und dann freilich Christen aus allen Kreisen, auch die höchsten nicht ausgenommen, sich nur zu gerne anführen und verführen ließen. Auch die Presse geriet vielfach in schmähliche Abhängigkeit von dem Gründertum und der Börse, und dabei spielten jüdische Redakteure eine Hauptrolle. Auf der anderen Seite darf aber auch nicht vergessen werden, daß es im preußischen Landtag der Jude Lasker war, der 1873 in seiner großen Rede gegen den Gründerschwindel zuerst mutig den Finger in diese Eiterbeule legte und dadurch den Reinigungs- und Gesundungsprozeß energisch einleitete. Allein wie nun der unausbleibliche Krach erfolgte, da schrien nicht nur die Geschädigten, sondern heuchlerisch auch viele der Schädigenden nach einem Sündenbock, ähnlich wie die Franzosen nach ihrer Niederlage überall nach Verrätern suchten; und das waren — man möchte fast sagen: natürlich! — die Juden. Namentlich machte sich Otto Glagau zum Sprecher dieser Anklagen mit teilweise recht perfiden Insinuationen gegen einzelne sowohl wie gegen die Judenschaft im ganzen.

So schoß aus jener giftigen Saat des Milliardenunsegens der Judenhaß langsam aber sicher ins Kraut; vor allem wurde Berlin, wo sich in Börsen- und

Journalistenkreisen die Juden unangenehm breitmachten, der Sitz dieser Bewegung. Und wieder war es das Schicksalsjahr 1878, in dem der Hofprediger Stöcker diese Stimmung benützte. Gegen die Fortschrittspartei und die Sozialdemokratie, die in Berlin um die Majorität rangen, gründete er eine neue, die christlich-soziale Arbeiterpartei. Als der ersten einer begriff er, daß dem Sozialistengesetz eine positiv schöpferische soziale Reformtätigkeit zur Seite treten müsse, dieses Soziale suchte er durch das Bindeglied des Antisemitismus, der ja auch wirtschaftlich gemeint war, den konservativen Parteianschauungen einzuschmelzen. Das Faszinierende seiner Beredsamkeit gewann ihm zwar nicht die Massen, die in ihm vielleicht instinktiv sittliche Wahrhaftigkeit vermißten und sich durch seine kirchlich-orthodoxen Hintertreppenabsichten abgestoßen fühlten; aber viele, namentlich auch die akademische Jugend, jubelten ihm doch zu, und Bismarck, der für seine neue Politik Bundesgenossen brauchte, ließ ihn wenigstens eine Zeitlang gewähren. Daß ein auch in der Wahl seiner Mittel wenig ängstlicher, des öfteren der Doppelzüngigkeit beschuldigter und überführter Agitator in seinem Amt als Hofprediger belassen wurde, hat damals freilich vielfachen Anstoß erregt und läßt sich auch mit dem Alter des Kaisers nicht entschuldigen.

Nun glaubte auch Treitschke seine Zeit zu verstehen und nahm sich mit seiner lauten Stimme der antisemitischen Bewegung an. Auch bei ihm war es wohl einerseits persönliche Abneigung gegen die Berliner Fortschrittspartei, die stark mit jüdischen Elementen durchsetzt war und durch den sachkundigen Manchestermann Bamberger der neuen Schutzzollpolitik den entschiedensten Widerstand entgegensetzte. Vor allem aber war es doch das rein nationale Pathos und Interesse, das ihn trieb: das Judentum erschien ihm als ein Tropfen fremden Blutes im deutschen Volkskörper, und etwas Kosmopolitisches und Internationales haftet ihm ja auch wirklich an. Dazu kam, daß Treitschke unter dem Eindruck persönlicher Erlebnisse religiöse Jugendeindrücke wieder belebte und legendenartig rückwärts, nach dem Muster von 1813, auch in dem Krieg von 1870 der christlichen Frömmigkeit eine bedeutsame Rolle zuweisen wollte. So begegnete er sich auch hier mit Stöcker: er schmähte auf den Liberalismus und näherte sich dem antisemitischen Konservatismus. In den damals noch von ihm redigierten Preußischen Jahrbüchern, in seinen Vorlesungen und — wo es am schlimmsten ist — in seiner Deutschen Geschichte hat er in seiner temperamentvollen Weise und in einer oft recht häßlichen Form diesem Antisemitismus immer mehr die Zügel schießen lassen. Machte er anfangs noch den Unterschied zwischen Judentum und jüdischen Auswüchsen und wetterte gegen mit sittlichem Ernst und nationalem Pathos, so beschimpfte und verhöhnte schließlich den Juden sogar wegen seiner krummen Nase oder wegen

dünnen Stimme und gewann sich dadurch im Kolleg den Beifall radaulustiger Studenten. Gelegentlich graute ihm freilich selber vor seinen antisemitischen Parteigenossen, dann dekretierte er schlankweg: „wenn wir ein unsauberes Antisemitentum emporkommen sehen, so tragen die gemäßigten Parteien die Schuld!“ Das hieß die Verantwortung doch allzu kavaliermäßig von sich abwälzen!

Von ganz anderen Gesichtspunkten aus verfocht auch der radikale und positivistische Eugen Dühring in seiner Schrift „Die Judenfrage als Rassen-, Sitten- und Kulturfrage“ in schroffster Weise die gleichen Anschauungen, nur daß es ihm schwer wurde, sie mit seinem allem nationalen Egoismus abholden Kosmopolitismus in Einklang zu bringen.

So zogen sich die Wolken von allen Seiten zusammen und erfüllten sich die achtziger Jahre mit einer wachsenden antisemitischen Stimmung und Bewegung, die schließlich auch zu einer besonderen, freilich mehrfach in sich gespaltenen und in immer neue Fraktiönchen auseinanderfallenden Parteibildung führte. In den Kreisen der Studenten entstand unter dem Zeichen des Antisemitismus der „Verein deutscher Studenten“, der sich an Treitschke begeisterte, im Sinne des Alldeutschen Verbandes das Völkische stark betonte und dabei einem unduldsamen und oft recht großwortigen Chauvinismus anheimfiel. Aber auch die anderen studentischen Korporationen nahmen in ihrer Mehrzahl eine antisemitische Haltung an und schlossen die Juden, prinzipiell oder tatsächlich, von sich aus, so daß diese genötigt waren, sich zu israelitischen Verbindungen zusammenzutun, und dadurch das Übel natürlich immer ärger machten. In den Reichstag gelangte der Antisemitismus durch Übertragung der Agitation auf ländliche Kreise, besonders in Oberhessen; aber auch anderswo, z. B. in Baden, bearbeitete er das Landvolk nicht ohne Erfolg. Zunächst verband er sich dabei mit den Konservativen, bald aber wurde er diesen selbst gefährlich, da er sie an Skrupellosigkeit und Rührigkeit der Agitation bei weitem übertraf; durch Aufnahme agrarischer Forderungen oder durch das Versprechen besonderer Fürsorge für den Mittelstand und die Erhaltung des Handwerks wußte er sein ursprünglich durchaus negatives Programm positiv zu ergänzen und vielen mundgerecht zu machen. Bei den Reichstagswahlen von 1898 haben es die verschiedenen Schattierungen der Antisemiten oder, wie sie sich lieber heißen, die Deutsch-Nationalen auf 284000 Stimmen gebracht: damit hatten sie ihren Höhepunkt erreicht.

Man wird nicht leugnen können, daß die Juden allerlei Schuld auf sich geladen und zu Haß und Mißachtung oft wirklichen Anlaß gegeben haben — durch Wucher an der Börse und auf dem Land, durch die Frechheit jüdischer Journalisten und die cliquenhafte Zudringlichkeit und Betriebsamkeit in wis-

senschaftlichen und akademischen Verhältnissen; auch der Führer eines vaterlandslosen, während des Krieges deutschfeindlichen Pazifismus war Jude. Gegen alles das Front zu machen haben wir alles Recht. Aber so, wie sie inszeniert, vergrobert und verallgemeinert wurde, ist die antisemitische Bewegung für uns Deutsche doch nur eine einzige große Schande: sie widerspricht unserem auf Toleranz gestellten Wesen, ist unduldsam und chauvinistisch, ist maßlos und ungerecht. Und was sie will, ist nicht abzusehen: eine Petition an den Reichstag um Aufhebung der politischen Gleichberechtigung der Juden mußte abgelehnt werden, weil sie mit den Grundlagen unserer Verfassung im Widerspruch steht; und wenn man Dührings Vorschläge zur Entjudung des deutschen Volkes liest, so erkennt man, wie unmöglich und aller unserer heutigen Anschauung vom Staat widersprechend die von ihm geforderte Ausnahmestellung der Juden wäre. Unser moderner Staat ist nicht christlich, auch nicht ausschließlich germanisch: an seinen Rändern gehören Polen und Franzosen dazu; sollte er also die paar hunderttausend Juden — mehr sind es vorläufig nicht — nicht auch noch ertragen können? Der Gedanke, die Juden durch schlechte Behandlung zum Verlassen Deutschlands zu bewegen und die daran sich anschließende Bewegung der Zionisten, die auf Gründung eines national-jüdischen Staates in Palästina ausgeht, ist völlig utopistisch und anachronistisch und stört nur den längst schon eingeleiteten Assimilationsprozeß. Und so bleibt von der ganzen ekeln Bewegung doch nichts als Haß und Neid; darauf aber baut man keine Partei, die Existenzberechtigung, Wert und Bestand hat, damit treibt man keine ersprießliche Politik. Wie unvornehm aber die ganze Bewegung ist, das zeigte der Name Ahlwardt, dem sogar die akademische Jugend in Berlin eine Zeitlang als „dem Rektor aller Deutschen" kritiklos zugejubelt hat: der durch ihn nötig gewordene Prozeß wegen der von der Firma Löwe gelieferten „Judenflinten" hat bewiesen, wie unsubstantiiert und leichtfertig antisemitische Beschuldigungen in die Welt geschleudert werden. Daß die Bewegung in ihrer Skrupellosigkeit aber auch im höchsten Grade gefährlich ist, das ließen der Mordprozeß Buschhoff in Xanten und die heillosen Vorgänge in Konitz in furchtbarer Deutlichkeit erkennen: wenn die Ungarn in Tisza Eszlar an das Märchen vom Ritualmord glauben, wonach Juden Kinder an sich locken und stehlen, um sie zu schlachten und ihr Blut zu Kultuszwecken zu verwenden, so rechnen wir das billig zu „Halbasien"; wenn aber dasselbe im heutigen Deutschland geglaubt und dadurch deutsche Städte in Aufruhr und deutsche Gerichte in Bewegung gesetzt oder durch wilde und lügenhafte Agitation an der Auffindung der Schuldigen gehindert werden, so verhüllt der Genius unseres anfing groß gewordenen Volkes ob solcher Dummheit und Gemeinheit beschämt sein Haupt. Wir haben erlebt, wie in Frankreich der Antisemitismus im Bu b

mit den konservativen Mächten des Klerikalismus und Militarismus durch Lüge und Fälschung, durch brutale Drohungen und hochverräterische Machenschaften die Gerechtigkeit niederschrie, das Volk in atemlose Aufregung versetzte, den Staat an den Rand des Verderbens brachte und nur durch gewaltiges Sichaufraffen der höchststehenden Elemente der Wahrheit und dem Recht zum Sieg verholfen und schwerste Gefahr vom Staat abgewendet werden konnte: das ist auch für uns eine Warnung, wohin wir es nicht kommen lassen dürfen. Treitschke freilich den man für die Ausbreitung des Antisemitismus in den Kreisen der akademisch Gebildeten besonders verantwortlich machen muß, hat beim Tode Kaiser Friedrichs gemeint, dieser habe die Fühlung mit seiner gewaltig aufstrebenden Zeit verloren, weil er für die antisemitische Bewegung nur Worte zornigen Tadels gehabt habe! Wir anderen rechnen diese Worte gerade zu den erfreulichsten Kundgebungen des kaiserlichen Dulders.

Aber auch auf das Judentum selbst hat der Antisemitismus ungünstig gewirkt. Was in tausend Jahren an den Juden gesündigt worden ist, konnte natürlich in dreißig und vierzig Jahren nicht mit einem Male gut werden; und doch war die Verschmelzung und Angleichung des jüdischen und deutschen Wesens auf dem besten Wege; möglich ist sie nur durch das Aufgehen der 6 oder 700000 Juden unter den 65 Millionen Deutschen; dieser Prozeß aber wurde gestört und gehemmt durch die Feindseligkeit des Antisemitismus. Die obere Schicht — ich meine damit gerade die gebildetsten und edelsten Vertreter des Judentums — war auf dem besten Weg, ganz deutsch zu werden und ganz deutsch zu fühlen; auch im Übertritt zum Christentum sahen manche nur noch die äußere Besiegelung dieses Verhältnisses. Jetzt traten auch sie wieder einen Schritt zurück, fühlten sich solidarisch mit ihren verfolgten Glaubens- und Stammesgenossen, und so erscheint uns der Übertritt eines Juden zum Christentum heute nicht als eine indifferente, sondern — ganz besondere Fälle abgerechnet — schlankweg als eine verächtliche Sache. In diesem Maß hat der Antisemitismus die Kluft, die sich langsam zu schließen anfing, aufs neue wieder aufgerissen und erweitert und damit gerade das Gegenteil von dem erreicht, was er anzustreben vorgab. Er hat nur zersetzend und verhetzend, nirgends wirklich reinigend und aufbauend gewirkt, deshalb kann ich ihn nicht zu den gesunden, sondern nur zu den schlimmsten Krankheitssymptomen unserer Zeit rechnen. Was in Frankreich geschah, bestätigt dieses Urteil auch für uns. Daß der Krieg dem Antisemitismus ein Ende gemacht hat, muß man leider verneinen; zwar haben die Juden tapfer in unseren Reihen mitgekämpft, haben sich eiserne Kreuze gewonnen und sich dadurch den Zutritt zum Offizierskorps geöffnet; aber andererseits haben sich an den Preistreibereien und an der Ausnutzung der Notlage auch viele Juden beteiligt, und in den Kreisen eines mattherzigen

internationalen Pazifismus fand man auch sie während des Krieges zahlreich vertreten. Daher wird, je nachdem man auf das eine oder das andere sieht, die Stimmung nach wie vor eine geteilte bleiben.

Ganz besonders unerfreulich aber war, daß sich durch den Antisemitismus das deutsche Parteiwesen noch mehr zerklüftet und innerlich gespalten hat. Wie schon gesagt haben sich, teilweise aus rein persönlichen Zänkereien heraus, immer neue Parteien aus ihm gebildet. Am reinsten haben die Deutsch-Sozialen den antisemitischen Charakter bewahrt; das Soziale war bei ihnen freilich nur der Kampf gegen die Börse und den jüdischen Kapitalismus, gegen Wucher und jüdische Geschäftsgebarung; daher konnte die Sozialdemokratie mit Recht auf die Inkonsequenz und Halbheit dieser Richtung hinweisen, die den Kapitalismus nur da bekämpfen wollte, wo er jüdisch, nicht da, wo er überhaupt verwerflich war. Allmählich haben sich diese Deutsch-Sozialen, neben dem Schutz der bäuerlichen Kreise gegen den Wucher, vor allem des „Mittelstandes" angenommen, wobei es freilich fraglich ist, ob sie damit nicht am Ende nur einer durch den Großbetrieb dem Untergang entgegengehenden Schicht vergebliche Dienste leisten wollten. Doch gibt es auch unter den Vertretern der Staatswissenschaft solche, die, wie Julius Wolf, die Aussichten des Mittelstandes mit günstigeren Augen ansehen, und bei den andern Parteien manche, die sich mit ebensoviel Recht „Mittelständler" heißen können.

Die älteste Fraktion der antisemitischen Partei war die von Stöcker gegründete christlich-soziale. Hier war das Soziale ernsthafter gemeint und der Antisemitismus in der Berliner Bewegung ursprünglich mehr nur Mittel zum Zweck der Agitation. Allein die Verquickung der beiden Tendenzen schädigte das erstere, und der antisemitische Einschlag ließ das christliche Element in der unreinsten Erscheinungsform des Hasses und der Intoleranz zum Ausdruck kommen. So war das Positive daran mehr nur ein Ausfluß des unter den Gebildeten sich ohnedies ausbreitenden Sozialismus und der rückläufigen Strömung, die dem Kirchlich-Religiösen auch sonst zugute kam. Das zeigte sich auch daran, daß Naumann sich und die Seinen von Stöcker loslöste und, wie schon erwähnt, das Christliche aus dem Namen seines Vereins wegstrich. Und auch das Nationale hat sich in den Kreisen dieser „Nationalsozialen" gewandelt. Auch hier bedeutete es zu Anfang soviel wie antisemitisch und germanisch im Sinne des Vereins deutscher Studenten, bald aber trug man kein Bedenken, Juden in die Partei aufzunehmen und sich damit definitiv von den alten Freunden zu trennen. So war auch hierdurch bei ihnen das Christliche verschwunden, das Soziale nicht mehr an Religion oder Stamm gebunden, und das Nationale als E treten für imperialistische und Weltmachtsideen, für Landheer und Flotte, ob

dies kein spezifisch Christliches oder Völkisches mehr. Diese Fraktion hat also ihr Schifflein noch rechtzeitig aus der antisemitischen Brandung herausgerettet. Naumann selbst aber schloß sich der Partei an, aus der der als „Judenschutztruppe" verhöhnte Verein zur Abwehr des Antisemitismus hervorgegangen ist!

Dagegen wurden, über den engen Rahmen der eigenen Partei hinaus, viele einzelne Mitglieder der alten Parteien antisemitisch, so in Oberhessen und Baden in völliger Verleugnung ihres Liberalismus manche Nationalliberale, und antisemitisch wurden, vor allem in Sachsen, die Konservativen. Ihnen lag der Antisemitismus allerdings schon von alters her im Blut, die Emanzipation der Juden war ihnen eine liberale, also verwerfliche Errungenschaft der Revolution, der Junker sah auf den Juden mit souveräner Verachtung herab; daß der Jude Stahl ihnen das geistige Kapital, womit sie wirtschaften, erworben und zugeführt hat, hatten sie längst vergessen; und daß gar viele von ihnen das materielle Kapital, womit sie ihre Güter bewirtschafteten und ihren Söhnen in teuren Regimentern eine flotte Lebensführung möglich machten, ihren jüdischen Schwiegervätern verdanken, nahmen sie ohnedies dankbar hin. Sie begrüßten und unterstützten im Antisemitismus um so mehr einen Bundesgenossen, als ihnen diese Partei an agitatorischer und demagogischer Skrupellosigkeit und Anpassungsfähigkeit bei weitem überlegen war und ihnen anfangs bei Wahlen gute Dienste leistete. Auf dem Tivolitag in Berlin im Februar 1893 ist diese antisemitische Stimmung der Konservativen ganz unverblümt zur Aussprache gekommen. Allein die schönen Verbrüderungsträume dauerten wie schon gesagt nur kurz. Die Antisemiten machten bald gerade in konservativen Wahlkreisen ihre eigenen Geschäfte, und Schützlinge und Verbündete wie Ahlwardt blamierten die Edelsten der Nation doch allzu offenkundig. So hat auch hier der Antisemitismus nur zersetzend gewirkt.

Die Agrarier

Deshalb taten die Konservativen wohl daran, die antisemitischen Allüren wieder aufzugeben, und sie konnten dies um so mehr, als sich ihnen eine andere weit wirksamere Bewegung zur Hilfe darbot, die agrarische. Je mehr Deutschland ein Industriestaat wurde und in den Weltverkehr eintrat, desto mehr fühlte sich die Landwirtschaft benachteiligt und speziell die preußischen Großgrundbesitzer in ihrer Existenz und ihrer Machtstellung gefährdet. Nicht nur aus Österreich und Rußland, sondern bald auch aus Amerika und Indien kam Getreide oder Fleisch und drückte die Preise; der Wert des Geldes sank, die zu teuer erworbenen Güter rentierten nicht mehr in der alten Weise und erlaub-

ten ihren Besitzern nicht das sorglose und behagliche Leben wie früher; die Freizügigkeit und die leichte Möglichkeit des Wanderns und Reisens lockte die von ihren Gutsherrn schlecht gehaltenen ländlichen Arbeiter des Ostens in Scharen in die großen Städte, deren Annehmlichkeiten sie als Soldaten kennen lernten, und so entstand auf den Gütern des Ostens vielfach Leutenot. Das alles erschwerte und verteuerte den Grundbesitzern die Bewirtschaftung ihrer Güter und erzeugte wirkliche Schwierigkeiten und Notstände. Daraus ergaben sich die agrarischen Forderungen von selbst: höhere Schutzzölle für die Landwirtschaft und deshalb Bekämpfung der einseitig nur auf die Industrie Rücksicht nehmenden Caprivischen Handelsverträge, vor allem des russischen; Beseitigung der Goldwährung und Einführung der Doppelwährung als wirksamster Schutz gegen den Rückgang des Preises der landwirtschaftlichen Erzeugnisse; Beschränkung der Freizügigkeit oder vorsichtiger gesprochen: ihrer „Auswüchse". Einen Schritt weiter ging Graf Kanitz. Er verlangte 1894 in einem Antrag an den Reichstag Verstaatlichung des Ein- und Verkaufs des zum Verbrauch im Zollgebiet bestimmten ausländischen Getreides und Feststellung eines Minimalpreises, und wandte so den sozialistischen Gedanken der Staatshilfe ganz direkt auf die Landwirtschaft an. Wo aber derartige „große Mittel" einstweilen nicht durchzusetzen waren, da nahm man auch mit „kleinen Mitteln" vorlieb, wie Tarifänderung, Steuererleichterung, Margarinegesetz, Erschwerung der Vieheinfuhr und Fleischbeschaugesetz unter dem Vorwand der Seuchengefahr, und bereitete sich inzwischen zu neuem Sturmlauf auf die Handelsverträge vor, beseitigte den Terminhandel und bekämpfte die im Interesse der Industrie zu erbauenden Kanäle. Alles das geschah mit viel Aufwand von Geschrei, Drohung und Agitation, und man sah mit Staunen, wie demagogisch sich auch konservative Führer gebärden konnten. Gelungen ist es ihnen dadurch allerdings, auch viele kleine Bauern an den Wagen ihrer Interessenpolitik zu spannen und im Bund der Landwirte und im bayerischen Bauernbund die bäuerlichen Massen zusammenzufassen und zu organisieren. An der Spitze aber blieb immer der grundbesitzende Adel.

Verwunderlich konnte das Verhalten der Regierung erscheinen, die namentlich unter der unheimlich klugen Führung Miquels und der weniger klugen Führung des Fürsten Bülow den agrarischen Forderungen gegenüber eine weitgehende Nachgiebigkeit zeigte und die Ostelbier dadurch nur immer begehrlicher machte. Bei ihrem Widerstand gegen den deutsch-russischen Handelsvertrag im Jahr 1894 und gegen den Mittellandkanal im Jahr 1899 mußten die konservativ-agrarischen Führer zwar einen Augenblick die kaiserliche Ungnade, einige von ihnen sogar die Entfernung aus den von ihnen bekleideten politischen Ämtern über sich ergehen lassen; aber nach kurzer Zeit verzogen sich

die Wetterwolken und die alte Intimität zwischen Adel, Hof und Regierung kehrte zurück. Der neue Zolltarif von 1902 brachte den Agrariern die Erhöhung der Kornzölle von 3,50 Mk. auf 5 Mk. und die Revision der Handelsverträge in ihrem Sinn, und 1909 haben sie nach dem kurzen Traum eines konservativ-liberalen Blocks mit Hilfe des Zentrums die sogenannte Reichsfinanzreform ganz in ihrem Sinn durchgesetzt. Daß darüber „der agrarische Reichskanzler" Fürst Bülow, dessen Schöpfung der Block war, stürzte, gehört zum Treppenwitz der Geschichte; an höchster Stelle wird ihnen dies nach Bülows Verhalten im November 1908 kaum sonderlich verdacht worden sein.

Übrigens war dieses Hin und Her doch auch wieder natürlich und notwendig. Allzulange hatte nicht nur die sozialistische, sondern auch die bürgerliche Demokratie allen Militär- und Flottenvorlagen ihr ödes Nein entgegengestellt, und so waren Kaiser und Regierung in allen nationalen Fragen auf die Unterstützung der Rechten angewiesen und mußten daher dem Agrariertum die größten Konzessionen machen. Und nun wußte dieses natürlich, daß man sie einer antimilitaristischen Demokratie gegenüber brauchte, also stellten sie skrupellos ihre wirtschaftlichen Bedingungen. So haben wir immer wieder das seltsame Schauspiel einer nach außen ins Weite strebenden Weltmachtspolitik und einer gegen außen engherzig sich abschließenden Wirtschaftspolitik zugleich gehabt. Der Triumph, den die Agrarier bei der Finanzreform davongetragen haben, war freilich ein Pyrrhussieg; die Nachwahlen des Jahres 1910 zeigten, daß ihnen ihr egoistisches Verhalten bei dieser Gelegenheit nicht so rasch vergessen worden war; und bei der Hauptwahl im Jahr 1912 haben sie die Kriegskosten durch eine starke Einbuße von Reichstagssitzen zu zahlen gehabt. Auch die Gründung des Hansabundes und des Bauernbundes war ein Beweis, daß die Tage ihrer Alleinherrschaft gezählt waren.

Natürlich haben die Agrarier recht, wenn sie verlangen, daß der Staat neben der Industrie sich auch der Landwirtschaft tatkräftig annehme. Es lag wirklich im Interesse aller, daß der Übergang vom Ackerbau- zum Industriestaat sich so schonend als möglich vollzog und noch mehr im Interesse der Selbsterhaltung des Volkes, daß Deutschland sich selbst zu ernähren imstande ist. Allein auf Kosten der Konsumenten, zu denen doch nicht nur Fabrikarbeiter, Handwerker und Beamte, sondern auch die Masse der kleinen Bauern gehören, den Großgrundbesitzern Vorteile zu verschaffen und Liebesgaben zu gewähren, wäre keine Gerechtigkeit; alles unter den Gesichtspunkt agrarischer Sonderinteressen stellen hieße den Staat als Ganzes aufheben. Dabei war noch besonders bedauerlich, daß sich auch die Nationalliberalen, deren Stärke und deren Wählerkreise doch ganz wo anders liegen, lange Zeit in Abhängigkeit von dieser agrarischen Bewegung begeben haben. Daß ihnen diese schon äußer-

lich nicht gut bekommen ist, haben allerlei Wahlvorgänge in der Pfalz und in Württemberg gezeigt; und innerlich schien es, als ob sie ihre stolze liberale Vergangenheit dem Bund der Landwirte zulieb daran geben wollten. Die Vorgänge bei der Reichsfinanzreform ließen sie aber in erfreulicher Weise ihr liberales Herz wiederfinden.

In dem Agrariertum steckt nicht bloß um seiner demagogischen Form willen, sondern auch sachlich ein sozialistischer Kern, das hat der Antrag Kanitz deutlich gezeigt; und so werden durch die agrarische Agitation die bäuerlichen Schichten vielfach nur aufgewühlt, um später, wenn sie einsehen, daß für sie dabei doch nichts herauskommt, sondern vor allem nur für den ostelbischen Großgrundbesitz gesorgt wird, in das Lager der Sozialdemokratie überzugehen. Denn das ist charakteristisch für unsere Zeit, daß sozusagen alle Wege zum Sozialismus führen, und die Fehler aller politischen Parteien immer nur Wasser sind auf die sozialdemokratischen Mühlen. Daher kam letzten Endes alles darauf an, ob die Regierung unbekümmert um die ostelbischen Ansprüche gleichzeitig den Übergang zum Industriestaat durchführen und den kleinen Bauern helfen konnte. Seit dem Anfang des neuen Jahrhunderts hat sich der Kampf mit dem Agrariertum und „der Bruch der Vorherrschaft der alten Herrenschicht im preußischen Osten" unaufhaltsam, fast tragisch vorbereitet. Daher habe ich 1900 schreiben können, für alles, was modern sei und vorwärtsdränge, sei das ostelbische Agrariertum der Feind; und deshalb war der Block ein Ding der Unmöglichkeit, das lehrten die Vorgänge von 1909. Den Gewinn von dessen Scheitern aber trug 1912 nicht der Liberalismus, sondern die Sozialdemokratie davon, deren bedrohlichem Anwachsen doch nur das Zusammengehen von Liberalen und Konservativen Einhalt tun konnte.

Die Frauenfrage

Noch von einer Seite der sozialen Frage haben wir zu reden, die immer schon latent gewesen, aber erst neuerdings zur vollen Entfaltung gekommen ist: ich meine die Frauenfrage, die freilich gar verschiedenartige Bestrebungen unter sich befaßt. In der Zeit des Absolutismus und des aufgeklärten Despotismus hat es eine solche noch nicht gegeben: der Mann war auch im Haus der unbeschränkte Herrscher, immer Despot, aufgeklärt nur zuweilen. Auch mit der stillen Herrschaft der Frauen war es nicht weit her, so wenig als mit ihrer Bildung, es waren vorwiegend männliche Zeiten; Maria Theresia und Katharina II. waren Ausnahmen. Die französische Revolution brachte darin zunächst keine Änderung, obwohl in Frankreich die Frau schon vorher in der Gesellschaft mehr zu bedeuten hatte als bei uns. Wenn Fr. Schlegel recht gesehen hat, daß neben der französischen Revolution und Fichtes Wissenschaftslehre Goethes Wilhelm Meister zu den drei großen Tendenzen des ausgehenden Jahrhunderts gehöre, so dürfen wir fraglos auch für die Stellung der Frau diesen Roman und überhaupt Goethes Meinung und Äußerungen über die Frauen für epochemachend ansehen. Zunächst in Hermann und Dorothea das Wort:

Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung.
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern!
Denn als Mutter fürwahr bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Kranken de weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehn.

Dann der Gretchentypus:

Ich weiß zu gut, daß solch erfahrnen Mann
Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann.
— — — — — —
Bin doch ein arm unwissend Kind,

ja Ausländer häufig für den deutschen Frauentypus halten. Daneben au von Stein und Goethes persönlichstes Erleben mit ihr, das moderner

Klatsch- und Verkleinerungssucht gegenüber für die hohe und feine unwiderleglich Zeugnis ablegt: von diesem Modell stammen in seinen Werken alle die hohen Frauengestalten voll reichen Lebens und tiefer Innerlichkeit mit einem dem Manne durchaus ebenbürtigen, wenn auch ganz anders gearteten geistigen Gehalt und Eigenwert. Den Übergang bildet Iphigenie. Erst:

Wie enggebunden ist des Weibes Glück!

dann die Frage:

Hat denn zur unerhörten Tat der Mann
Allein das Recht?

und endlich:

— — es ziemt
Dem edeln Mann, der Frauen Wert zu achten.

Und darauf in vollem Ton das hohe Lied weiblicher Bildung im Tasso:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.

Der ganze Reichtum aber breitet sich doch erst in Wilhelm Meister aus — Mignon und Philine, Aurelie, und die schöne Seele (Fräulein von Klettenberg), Therese und Natalie; und noch moderner weil komplizierter in den Wahlverwandtschaften Charlotte und Ottilie. Hier kommt auch schon das Problem der Frauenerziehung und Frauenbildung zu fast didaktischer Aussprache.

Wie arm ist dagegen in diesem Punkte Schiller! Ihm gelingt das Weib als Heroine des Handelns oder Leidens, im Wallenstein und in der Jungfrau, in der Maria Stuart und in der Braut von Messina, und sie gelingt ihm als Hausfrau und Mutter im Tell und in der Glocke. Dagegen fehlt es seiner Amalia und Luise Millerin, seiner Thekla und Berta an Kraft und individuellem Leben, sie haben alle einen Stich ins ungesund Sentimentale; nur die Königin im „Don Carlos" macht eine Ausnahme. Auch die Frauen Jean Pauls sind sentimental; das Krankhafte, das er, wie vor ihm Schiller, im Gegensatz zu Frau von Stein bei Frau von Kalb kennen lernte, hat er nicht überwunden und den Typus der genialischen Titanide mit der hohen, heißen Seele hat er von ihr und Emilie von Berlepsch. Übrigens hat er als Kenner des Frauenherzens in seiner „Levana" gerade über Frauenerziehung ganz besonders fein und verständig geredet.

Im Leben aber schloß sich nicht an die aufgeregten Frauenzimmer, die sich um Jean Paul anbetend scharten, sondern an Goethes Dichtungen ein Neues an. Die geistreichen Jüdinnen in Berlin, Dorothea Veit, Henriette Herz und Rahel Levin-Robert, später Varnhagens Gattin, waren die ersten Frauen Deutschlands, die gebildet und geistreich zu sein als Recht und Pflicht der Frau erkann-

ten; und daß man nicht meine, das sei nur jüdisch, füge ich gleich noch Karoline Schlegel hinzu, fraglos die geistreichste Frau, die Deutschland je besessen hat, die Egeria und der böse Dämon der Jenenser Romantiker zugleich, „Dame Lucifer", wie sie Schiller nannte, die überdies mit der Monogamie doch auf recht gespanntem Fuße lebte. Sie alle gehören dem romantischen Kreise an, dessen Glaubensbekenntnis, soweit es sich auf die Frauen bezieht, Schleiermacher, der Freund von Henriette Herz, in seiner Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen so zusammengefaßt hat: „Die zehn Gebote. 1. Du sollst keinen Geliebten haben neben ihm: aber du sollst Freundin sein können, ohne in das Kolorit der Liebe zu spielen und zu kokettieren oder anzubeten. 2. Du sollst dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbstgeträumten oder phantasierten; sondern du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn sie, die Natur, deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerei der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle. 3. Du sollst von den Heiligtümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen; denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingibt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden. 4. Merke auf den Sabbat deines Herzens, daß du ihn feierst, und wenn sie dich halten, so mache dich frei oder gehe zugrunde. 5. Ehre die Eigentümlichkeit und die Willkür deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlgehe und sie kräftig leben auf Erden. 6. Du sollst nicht absichtlich lebendig machen. 7. Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden müßte. 8. Du sollst nicht geliebt sein wollen, wo du nicht liebst. 9. Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen für die Männer; du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen mit Worten und Werken. 10. Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Wissenschaft und Ehre. — Der Glaube. 1. Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und der Weiblichkeit annahm. 2. Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder um mich zu zerstreuen, sondern um zu sein und zu werden; und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu erlösen und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen. 3. Ich glaube an Begeisterung und Tugend, an die Würde der Kunst und den Reiz der Wissenschaft, an Freundschaft der Männer und Liebe zum Vaterland, an vergangene Größe und künftige Veredelung."

Das Bedeutsamste an jenen Frauen allen war, daß sie sich wirklich nach der Männer Bildung und Kunst gelüsten ließen, mit ihnen die tiefsten philosophischen und ästhetischen Fragen besprachen, an ihren Arbeiten beratenden und tätigen Anteil nahmen und sich vielfach auch selbst als Schriftstellerinnen vor

die Öffentlichkeit wagten. Wirksamer als die Rahel aber hat keine von ihnen diesem Typus der geistreichen Frau und damit der geistigen Gleichberechtigung von Mann und Weib Anerkennung verschafft: ihre Briefe und ihr Salon in Berlin machten dafür Propaganda.

Allein einstweilen war das alles doch nur Ausnahme und Episode. Die Romantik, die in Schlegels Lucinde so frech und in Schleiermachers Vertrauten Briefen über dieses Buch so überfein für Frauenemanzipation eingetreten war, fast gar nach dem Rezept:

> Wir wollen unsere Weiber tauschen
> Und alles soll gemeinsam sein,

verließ bald fast muckerisch engherzig diese Pfade. Indem sie mit ihren Idealen in das Mittelalter zurückging, fing sie an Frömmigkeit und Schlichtheit, Keuschheit und Hausmütterlichkeit an der Frau zu preisen und verleugnete damit alles Bisherige als Irrtum und Sünde. Dazu trug die religiös-katholisierende Stimmung der späteren Romantik das Ihrige bei; Kriegs- und Notjahre stellten an die Frauen ohnedies ganz andere Anforderungen. Die Heldenjungfrau, die in Männerkleidern mit ins Feld zog, das deutsche Mädchen, das seine Haare dem Vaterland zum Opfer brachte und Gold gab für Eisen, das Wunden heilende still arbeitende Weib, das in Lazaretten Dienste tat, zu Haus ohne viel Worte die Hauswirtschaft besorgte und für die Helden draußen betete, — das war nun das Ideal, für solche deutsche Frauen schwärmte die christgermanische Jugend.

Erst in den dreißiger Jahren wurde das wieder anders. Das junge Deutschland knüpfte hierin mit Bewußtsein an die Anfänge der Romantik an, Rahel und Bettina lebten ja noch und bildeten ein lebendiges Band zwischen diesen beiden Perioden. Als Gutzkow Schleiermachers Vertraute Briefe über die Lucinde herausgab, entwickelte er in der Vorrede dazu und im Anschluß an sie das neue Programm. Die Emanzipation der Ehe von der Kirche ist das eine, das Recht der Töchter der gebildeten Stände „sich ihr Eheglück frei und einsichtsvoll und gesund zu gestalten" das andere. Schleiermacher hatte geschrieben: „auch in der Liebe muß es vorläufige Versuche geben, aus denen nichts Bleibendes entsteht, von denen aber jeder etwas beiträgt, um das Gefühl bestimmter und die Aussicht auf die Liebe größer und herrlicher zu machen. Laß dir also darin die unbeschränkteste Freiheit und sorge nur, einen reinen Sinn und ein zartes Gefühl dafür zu behalten, was ein Versuch ist, damit du ni[illegible]t einen solchen, der bestimmt ist, Versuch zu bleiben, durch die Hingebung f[illegible] hältst und sanktionierst, die ihrer Natur nach das Ende des schülerhaften V[illegible] suchens und der Anfang eines Zustandes wahrer und dauernder Liebe sein so[illegible]

Das erhob Gutzkow, wie Prölß richtig sagt, „zur Forderung einer sozialen Reform“: das Festhalten an der ersten Liebe führe zu jenen schon „im Brautstand verkümmerten Ehen, jenen Wassersuppenhochzeiten und der ganzen Misère ordinärer Kindererzeugung und schimmlichter Broterwerbung“. Die Männer freilich verlangen, daß sie „die Liebe immer aus erster Hand bekommen, und daß ihre Wahl erst da Augen für die Männer gehabt haben soll, als er welche für sie hatte“; deshalb solle das Mädchen „so wenig wie möglich Biographie haben“, ehe sie sich verheirate. Doch damit verkümmere viel frisches Empfinden und der Charakter der Liebe werde schon im Keime verdorben. Demgegenüber ruft er zu einer Reform auf mit den freilich stark mißverständlichen Worten: „Schämet euch der Leidenschaft nicht und nehmt das Sittliche nicht wie eine Institution des Staats! Vor allen Dingen aber denkt über die Methodik der Liebe nach und heiliget euren Willen dadurch, daß ihr ihn freimacht zur freien Wahl! Der einzige Priester, der die Herzen traue, sei ein entzückender Augenblick, nicht die Kirche mit ihrer Zeremonie und ihren gescheiteten Dienern. Die Sittlichkeit im Verkehr der Geschlechter, wenn ihn die Liebe heiligt, hängt am schlechtesten mit der Gewohnheit zusammen, welche auch immer das Gewöhnliche ist.“ Sein eigener Roman aber — „Wally die Zweiflerin“ — konnte den schlimmsten Mißverständnissen nur neuen Vorschub leisten. Hier berührte sich der Kampf des jungen Deutschland um die Emanzipation der Frauen in der Tat bedenklich nahe mit der Emanzipation des Fleisches; es konnte scheinen, als handle es sich bei jener nur um diese. Und bedenklich war auch die durch Heine vermittelte Abhängigkeit vom St. Simonismus oder vielmehr von den Zynismen Enfantins, der unter der Rehabilitation des Fleisches wirklich freie Liebe, Weiber- und Männergemeinschaft verstand. Gerade hier haben dann Frauen wie Bettina und vor allem Rahel ermäßigend und reinigend auf die Bewegung eingewirkt, sie wollten nicht Bruch, sondern „organische Fortentwicklung des in Sitte und Brauch Gegebenen“ und verlangten nicht sowohl Emanzipation des Fleisches, als vielmehr der Frau und für sie wie für den Mann das Recht der Selbstbestimmung und freien Betätigung auf allen Gebieten des geistigen Lebens. „Die Göttin soll dem Gotte gleich sein in der Kirche, im Staat, in der Familie. Es soll an Stelle des Individuums Mann das Individuum Mann und Weib treten.“ Daß aber daneben die sinnliche Seite doch nicht aufhörte eine Rolle zu spielen, ist wiederum auf französische Einflüsse zurückzuführen, auf die Romane der George Sand vor allem, die den Schein erweckten, als gehe es gegen die Ehe überhaupt, nicht bloß gegen eine in der Gesellschaft verkümmerte und die Rechte des Herzens beeinträchtigende Form derselben. Ida Hahn-Hahn, die ewig Unbefriedigte, hat sie fraglos so mißverstanden, während Fanny Lewald in den Bahnen der Rahel weiterging,

nur freilich frei von aller Romantik, nüchtern und verständig, eben darum aber als Romanschriftstellerin auch nicht von der vollen Wirkung, die sie verdient hätte.

Das Jahr 1848 hat natürlich auch die Frauen in den Strudel seiner Bewegung mit hineingezogen, aber nicht um für sie besondere Rechte zu fordern, sondern nur als Teilnehmerinnen an den Kämpfen der Männer. Vor allem auf radikaler Seite taten sich manche Frauen hervor, wie Frau Struve und Frau Herwegh, und zeigten sich vielfach heißblütiger und leidenschaftlicher, auch wohl mutiger als die Männer. Aber auch an dem Martyrium jener Jahre haben sie reichlichen Anteil genommen, ich nenne nur Johanna Kinkel, die große Dulderin, und Malwida von Meysenbug, die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin", die für ihren politischen und religiösen Liberalismus den Bruch mit dem Elternhaus in schwerster Form auf sich nahm. Daß die Reaktion auch die Frauen nicht verschonte, zeigte das Verbot der Fröbelschen Kindergärten durch Herrn von Raumer in Preußen im Jahre 1851 — freilich ein übles und fast komisches Mißverständnis: er hatte Friedrich Fröbel mit seinem radikalen Neffen Karl verwechselt und dekretierte nun frischweg darauf los, daß die harmlose Schöpfung der Kindergärten dem Sozialismus und Atheismus Vorschub leiste! Da aber Fröbel die Frauen für besonders geeignet erklärt hatte zur Leitung solcher Kindergärten, weil Kindheit und Frauengemüt, Kinderpflege und weibliches Herz zusammengehören, so traf das staatliche Verbot auch sie, vor allem die begeisterte Berta von Marenholtz-Bülow. Ebensowenig natürlich ließ die Reaktion die von Karl Fröbel und Emilie Wüstenfeld gegründete und geleitete „Hochschule für das weibliche Geschlecht" zu Hamburg aufkommen. Für derartige Bestrebungen war in dieser Zeit kein Raum, selbst Liebeswerke sollte die Frau nur im kirchlichen Rahmen üben dürfen; die Diakonie war Sache der inneren Mission.

Während so jede freiere Regung der Frauen als politisch und religiös verdächtig gebrandmarkt war, galt es auf dem Gebiet der Fabrikarbeit in ganz andersartiger Weise die Frau zu heben und zu befreien. In den oberen Schichten war die Frauenfrage bis dahin wesentlich eine Ehe- und Bildungsfrage gewesen, hier dagegen handelte es sich zunächst um das äußere Los der Fabrikarbeiterin. Der Mann, der eben genug für sich verdiente, war, um Frau und Kinder zu erhalten, genötigt, auch sie in die Fabrik zu schicken. Und die Folge davon war, daß der Lohn noch mehr herabgedrückt wurde und das Familienleben sich auflöste. Gewisse Arbeiten können von Frauen und Kindern ebenso gut besorgt werden als von Männern; Frauenarbeit aber ist wie Kinderarbeit „selbstverständlich" billiger, daher griff der Fabrikant lieber nach diesen kleineren und schwächeren Händen. Überdies läßt die größere Anstelligkeit

der Frauen, ihr Schönheitssinn und Geschmack, ihre geringere Widerstandsfähigkeit gegen die Ausbeutung und das geduldige Hinnehmen gesteigerter Anforderungen den Unternehmern die Frauenarbeit vorteilhafter erscheinen. So machten die Frauen den Männern erfolgreich Konkurrenz, und was zunächst diesen den Kampf ums Dasein hatte erleichtern sollen, erschwerte ihn vielmehr beiden Teilen. Die schlimmste Folge dieser immer mehr sich ausdehnenden Beschäftigung von Frauen und ebenso von Kindern in fast allen Zweigen der Industrie und Fabriktätigkeit war die physische und moralische Degeneration der Bevölkerung. Durch Kindersterblichkeit und vielfaches Siechtum der Mütter rächte sich die Natur für die Vernachlässigung der ersten Familienpflichten. Und ebenso konnte von Besorgung des Hauswesens und von Erziehung der heranwachsenden Kinder bei einer den ganzen Tag in der Fabrik beschäftigten Frau keine Rede sein. Das Resultat war: die Frau vor der Zeit verblüht und vergrämt, die Kinder körperlich und geistig verwahrlost, namentlich die Mädchen ohne Anleitung zur Hausarbeit und ohne Vorbild für häusliche Tugenden und Pflichten, der Mann, angewidert vom Elend und der Schlamperei im eigenen Haus, ein Kunde des Wirtshauses und dem Laster des Alkohols verfallen und zu Haus ein Wüterich, der in trunkener Roheit Frau und Kinder prügelte. Das war die Ehe und das Familienleben vieler Arbeiter.

Dieser Zustand schrie nicht allein zum Himmel, er zehrte auch am Mark und an der Wehrkraft des Volkes; darum heischte schon die Selbsterhaltung der Nation dringend Abhilfe, der Staat mußte einschreiten. Und so wurden gerade diese Verhältnisse fast überall zum Ausgangspunkt der sozialpolitischen Gesetzgebung; doch wagte man sich nach der manchesterlichen Auffassung zunächst nur an Beschränkung oder Verbot der Kinderarbeit, da diese sich nicht selbst zu schützen wissen. Allmählich aber drang der staatssozialistische Gedanke durch, daß auch für die Frauen im Interesse der Moral, der gefährdeten Nachkommenschaft und der zu besorgenden Hauswirtschaft besondere Schutzvorschriften von seiten des Staates erlassen werden müssen: denn was einsichtige und wackere Fabrikanten aus eigener Initiative schon vorher getan und was Gemeinden und Privatwohltätigkeit im Bunde mit ihnen namentlich in der Wohnungsfrage und in Einrichtungen für körperliche Pflege, Bewahrung, Erziehung und Schulung der Kinder geleistet hatten, reichte doch bei weitem nicht aus.

In dieser Schutzgesetzgebung für weibliche Arbeiter, wie sie neben England, Österreich und der Schweiz besonders in Deutschland ausgebildet ist, kommt angesichts der auf allen Gebieten gewerblicher Tätigkeit immer mehr zunehmenden Verwendung von Frauen der Gedanke zur Anerkennung, daß diese eigenartige Aufgaben und Pflichten haben und daher bei bestimmten Anlässen und zu bestimmten Zwecken entlastet werden müssen; oder anders ausgedrückt:

Männer und Frauen bildeten hier lange Zeit hindurch und bilden teilweise noch eine gleichartige Masse von „Händen"; daher handelt es sich darum, diese Masse zu gliedern und zu differenzieren und die tatsächlich vorhandene und in den Geschlechtsfunktionen natürlich begründete Differenz zwischen Mann und Frau auch in der Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen. Eine Reihe von Wünschen hat ihre Erfüllung in der Novelle zur Gewerbeordnung vom 1. Juni 1891 gefunden; auch das Institut weiblicher Fabrikinspektoren, bei denen die Arbeiterinnen auf besseres Verständnis, namentlich in peinlichen Situationen, rechnen können, kam in einzelnen deutschen Staaten zur Einführung. Besonders schwer vermißten die Frauen lange Zeit das Koalitionsrecht; denn nun mußten überall da, wo es sich um gesetzlichen Schutz und Erweiterung ihrer Rechte handelte, Männer für sie eintreten. An solchen fehlte es ja nicht; soweit die Frauenfrage ein Stück der allgemeinen sozialen Arbeiterfrage ist, waren es natürlich in erster Linie die Sozialdemokraten, die sich ihrer annahmen; ich nenne in diesem Zusammenhang noch einmal Bebels Buch „Die Frau und der Sozialismus". Aber es war doch immer ein Zeichen unwürdiger Unselbständigkeit, daß die Frauen über ihre eigenen Angelegenheiten nicht mitberaten und mitbeschließen durften und wurde von ihnen als solches lebhaft empfunden. Daher war es doch ein großer Schritt voran, als das Vereinsgesetz von 1908 auch ihnen das Koalitionsrecht brachte und damit die Bahn freimachte zur staatsbürgerlichen Erziehung der Frau.

Anders stand es mit dem aktiven und passiven Wahlrecht der Frauen in Reich und Staat. Dieses forderte programmatisch die Sozialdemokratie ohne sich jedoch sonderlich lebhaft dafür einzusetzen. Im übrigen überließen es die Frauen bis vor kurzem neidlos Finnland oder einzelnen besonders fortgeschrittenen Staaten in Nordamerika und Australien, sich in Besitz desselben zu setzen Aber das turbulente Vorgehen der Suffragettes in England begeisterte auch bei uns einzelne Frauenrechtlerinnen dafür, statt sie abzuschrecken, und so begann auch in Deutschland die Agitation für das politische Frauenstimmrecht langsam in Fluß zu kommen; doch zerfiel auch diese Stimmrechtsbewegung alsbald wieder in zwei sich teilweise bekämpfende Richtungen, indem die einen das Stimmrecht haben wollten in der Form, in der es eben auch die Männer hatten, die anderen dagegen als „Demokratinnen" jedes andere als das allgemeine gleiche direkte und geheime Wahlverfahren verwarfen.

Noch bei Beginn des Weltkrieges glaubten die meisten Deutschen, daß den Frauen das Stimmrecht noch nicht verliehen werden dürfe, in der Meinung, daß die Frauen dazu erst ganz anders erzogen und geschult sein müßten. Die Verantwortung für einen solchen Sprung ins Dunkle (der damals vermutlich nur

zugunsten der Ultramontanen und der Sozialdemokraten ausgefallen wäre) hätte zu dieser Zeit kein deutscher Staatsmann und wohl auch kein deutsches Parlament auf sich genommen. Dagegen schien es schon damals billig, den Frauen die Beteiligung an kirchlichen oder an Wahlen zu lokalen Schulaufsichtsbehörden, die Anstellung von Polizeimatronen und Waiseninspektorinnen, die Mitarbeit bei Arbeiterschiedsgerichten und der Verwaltung von Arbeiterkassen und die Verwendung in allerlei anderen öffentlichen Berufen zu gewähren. Das alles hätte dazu gedient, den Druck der rechtlich und politisch unfreieren Stellung der Frauen zu beseitigen und sie, was als Voraussetzung für alles andere notwendig ist, allmählich für das öffentliche Leben zuerziehen.

Auch durch das bürgerliche Gesetzbuch fühlten sich die Frauen benachteiligt; ihre Agitation zur Erlangung besserer Bestimmungen über Ehe und Vermögensverwaltung hatte aber keinen Erfolg. Und vergeblich ist einstweilen leider auch noch das berechtigte Verlangen nach gleicher Behandlung von Mann und Frau in den gesetzlichen und polizeilichen Vorschriften über Prostitution und geschlechtliche Krankheiten, vergeblich der berechtigte Protest gegen das frivole Gerede von einer doppelten Moral, die hier gelten müsse.

Sind an diesen Dingen alle Frauen gleichmäßig beteiligt, wenn auch die Vorkämpferinnen für Erweiterung der politischen und bürgerlichen Rechte vornehmlich den gebildeten Ständen angehören, so sind diese fast ausschließlich die Trägerinnen der dritten, noch immer im Vordergrund stehenden Seite der Frauenfrage — der Forderung einer höheren, der männlichen wesentlich gleichartigen Bildung, womit ja die Frauenbewegung im neunzehnten Jahrhundert begonnen hat. Zunächst scheint das in vollem Gegensatz zu stehen zu den Bedürfnissen der Arbeiterinnen. Bei diesen handelt es sich darum, die Eigenart der Frau zur Anerkennung zu bringen, aus der Arbeiterin wieder eine Frau zu machen; dort dagegen, wo die Frau faktisch und rechtlich von fast allen Gebieten der Arbeit und Erwerbsfähigkeit der Männer ferngehalten und ausgeschlossen war, sollte umgekehrt aus der Frau und dem Mädchen eine Arbeiterin gemacht, die durch Sitte und Kultur künstlich erweiterte Kluft zwischen dem gebildeten Mann und der gebildeten Frau sollte verkleinert werden. Es war also zuvörderst wieder eine Bildungsfrage wie in den Zeiten der beginnenden Romantik und des jungen Deutschland: die Frau wollte teilhaben an der Bildung der Männer. Genau besehen handelte es sich aber in unserer von materiellen Interessen beherrschten Zeit doch auch hier um eine Existenz- und Lebensfrage. Wiewohl durchschnittlich mehr Knaben als Mädchen zur Welt kommen — 106 auf 100 —, so gleicht sich infolge der größeren Sterblichkeit der Knaben das Verhältnis schon im ersten Lebensjahr nahezu aus, kehrt sich

allmählich um und steigt mit zunehmendem Alter immer mehr zugunsten der Frauen, und so überwiegt in ganz Europa und speziell in Deutschland die Zahl der Frauen erheblich, in Deutschland betrug vor dem Kriege das Plus fast eine Million und wird jetzt noch weit größer sein. Dazu kommt die Abneigung unserer jungen Männer gerade auch in den oberen Ständen gegen das Eingehen einer Ehe. Sie ist teilweise in wirklichen sozialen Notständen begründet, teilweise aber auch die Folge von sittlich verwerflichen Ansprüchen und Gewöhnungen der jüngeren Männerwelt. Zugleich hängt mit diesem Nichtheiratenkönnen und -wollen so vieler junger Männer ein anderer Notstand zusammen, die unser Volksleben physisch und moralisch durchseuchende Prostitution, die die ihr verfallenen Frauen aus Menschen zu bloßen Werkzeugen männlicher Wollust, den Menschen zur Ware und damit das Wort vom europäischen Sklavenleben zu einer grauenvollen Wahrheit macht und überhaupt einer der wundesten Punkte unserer vielfach so miserablen Gesellschaftsmoral ist. Aber die Hauptsache ist doch, daß oben noch mehr als unten die Zahl der unverheirateten Frauen in beständiger Zunahme begriffen ist. Ihnen gilt es Existenz zu schaffen; das oft gehörte Wort: „die Frau gehört ins Haus" ist solange eine törichte und leere Phrase, als man nicht imstande ist, jeder Frau einen Mann und ein Haus zu geben, und auch solange, als man es ganz natürlich findet, daß die Töchter des Volkes an der Arbeit ihrer Väter, Männer und Brüder ihr schweres Teil auf sich nehmen und nur den höheren Töchtern dieses Recht vorenthalten wird.

Unbestritten war lange Zeit eigentlich nur ein Fach, das der Lehrerin. Nicht bloß als Erzieherinnen in Privathäusern, als Kindergärtnerinnen und Kinderschullehrerinnen, auch an Volksschulen und höheren Töchterschulen fanden Frauen als Lehrerinnen Verwendung; zur Ausbildung waren teilweise frühe schon von Staats wegen Einrichtungen getroffen und Seminarien gegründet. Aber das reichte nicht aus, längst schon war dieses Fach überfüllt; und überdies erhob sich ganz besonders dringend das Verlangen nach weiblichen Ärzten, da sich bei spezifischen Frauenkrankheiten die weibliche Schamhaftigkeit nur zu oft gegen Untersuchung und Behandlung von Männern sperrt und sträubt. Dazu bedarf es aber des Universitätsstudiums, und so war die Zulassung von Frauen zu unseren Hochschulen jahrelang der eigentliche Gegenstand des Streites. Natürlich durfte aber dann das Frauenstudium nicht auf die medizinische Fakultät beschränkt werden: auch das Oberlehrerinzeugnis setzt akademisches Studium voraus. Und endlich, warum sollte eine Frau nicht auch Jurisprudenz und Nationalökonomie, nicht auch Mathematik und Naturwissenschaften, nicht auch Philosophie und Theologie, zunächst einmal für sich selber, studieren dürfen?

Der Kampf, der sich um diese Forderungen erhob, war erst ein theoretisch-

man wollte die Inferiorität der Frau als physiologisch und psychologisch begründet nachweisen und verstieg sich dabei sogar bis zu der Behauptung des weiblichen „Schwachsinns". Allein weder die Berufung auf das Gewicht und die Struktur des Gehirns noch auf die Zusammensetzung des Blutes wollte verfangen; übrig blieb nur die Frage, ob die physische Kraft der Frau für die Anforderungen des Studiums ausreiche, und sie konnte lediglich die Erfahrung entscheiden. Sagt man aber, daß die Frau deswegen nichts dem Manne Ebenbürtiges leisten könne, weil sie es bis jetzt nicht geleistet habe, so ist das Tatsächliche zunächst einzuschränken: auch jetzt schon unter erheblich ungünstigen Bedingungen haben einzelne studierende Frauen Normales geleistet und stehen durchschnittlich hinter den männlichen Studenten an Leistungen nicht zurück, übertreffen sie jedenfalls häufig an Eifer und an Fleiß. Nur das ist wahr, daß vielen Frauen der Sinn und das Interesse für geistige Arbeit fehlt; aber ob daran die weibliche Natur, und nicht vielmehr die übliche Erziehung unserer höheren Töchter schuld ist, das eben ist die Frage. Nach einer recht unvollständigen und oberflächlichen Schulbildung schleppt man diese durch das wilde Leben, die flache Unbedeutendheit unserer sogenannten Geselligkeit, läßt sie pflichtlos als Schmetterlinge in der Welt umherflattern und tanzen, sich putzen und zieren, flirten und kokettieren, und als geistige Nahrung haben sie französische, günstigerenfalls englische Romane oder die unter solchen Umständen geradezu schädliche und verweichlichende, weil lediglich spielerische Beschäftigung mit der Musik; einzig der Sport auf den Spielplätzen bringt etwas Eisen ins Blut, dient aber vielfach wieder nur als Gelegenheit zum Flirten. Und da wundert man sich dann, daß so viele Frauen eitel und gefallsüchtig, kleinlich und für geistige Interessen stumpf, unlogisch und charakterlos sind! Statt aber dem entgegenzuarbeiten, hatte man ihnen gewaltsam den Weg verschlossen, der darüber hinausführt, den Weg ernster geistiger Arbeit. Während in anderen Staaten Frauen längst schon zum Universitätsstudium zugelassen wurden, sträubte man sich in Deutschland überlange dagegen. Am hartnäckigsten waren die Universitätsprofessoren selbst; niemand ist ja konservativer als sie, nirgends werden Zöpfe länger getragen und Vorurteile später abgelegt als auf unsern Hochschulen. Über die fadenscheinigen Gründe, mit denen gekämpft, über die Leidenschaft, mit der Gefahren aller Art heraufbeschworen und die Universitäten vor diesen selbstgemachten Schreck- und Spukgespenstern gerettet wurden, ist es schwer nicht zu spotten. Auch die Regierungen waren vorsichtig und zögerten mit prinzipieller Entscheidung, überließen sogar, ganz gegen ihre Gewohnheit, in dieser Frage die Verantwortlichkeit gerne den einzelnen Professoren. Die Ärztetage sperrten sich voll Sorge vor der drohenden Konkurrenz des schwächeren Geschlechts; ganz besonders rückständig zeigte sich der 1898

in Wiesbaden gehaltene. Auch die Lehrerversammlungen äußerten Besorgnisse. Die öffentliche Meinung aber war geteilt. In den Parlamenten saß der Widerstand hauptsächlich bei der ultramontanen und konservativen Partei; das „taceat mulier" des Apostels Paulus hatte für sie etwas Bindendes; dagegen waren es neben den Sozialdemokraten vor allem die Fortschrittlichen, die für die Frauen eintraten. Der ganze Widerstand aber war um so törichter, von welcher Seite er auch ausging, als dieser Schritt ja schließlich doch getan, den Frauen die Universitäten schließlich doch geöffnet werden mußten; es war nur eine Frage ganz kurzer Zeit. Und so ist denn auch noch vor Ende des Jahrhunderts fast auf allen deutschen Universitäten das Eis gebrochen worden. Zu einer prinzipiellen und gerechten Lösung der Frage entschloß sich dann zuerst von allen Staaten Baden: seit 1900 wurden in Heidelberg und Freiburg Frauen mit Abiturientenzeugnis zur vollen Immatrikulation zugelassen, während an den übrigen Universitäten auch sie noch längere Zeit nur als Hörerinnen geduldet wurden. Allein das war nur ein letztes Zögern: seit 1908 wird endlich Frauen mit Abiturientenzeugnis auf allen deutschen Universitäten das volle akademische Bürgerrecht gewährt. Und nun muß die Erfahrung zeigen, was sie leisten können: ob sie den Männern wirklich ebenbürtig sind oder ob sie, vermöge ihrer vorwiegend rezeptiven Natur, „nur memorieren, nicht studieren", wie man es spitzig, aber nicht unzutreffend formuliert hat.

Geteilt war übrigens in der Frage lange Zeit auch die Meinung der Frauen selbst. Die große Masse jener törichten Jungfrauen, die auf den Bräutigam warten und ihn im Tanzsaal oder auf den Lawn-Tennis-Plätzen zu ergattern suchen, und der vielen satten und stumpfen Frauen wollte von der ganzen Bewegung wenig wissen: sie galt es daher für diese zu gewinnen und aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln. Aber auch die der Bewegung geneigten Frauen waren geteilt: die einen beschränkten sich grundsätzlich darauf, an der sozialen Arbeit auf dem Gebiet der Krankenpflege und der Fürsorge für die Erziehung der Kinder und die bessere Ausbildung der schulentlassenen Mädchen teilzunehmen; nach dieser Seite hin sind besonders die vaterländischen Frauenvereine tätig, in denen sich übrigens viele selbst dazu nur aus Streberei und Rücksicht auf fürstliches Protektorat bereit finden ließen; bei ihnen galt dann natürlich jedes darüber hinausgehende Streben für „unweiblich". Auch der deutsche evangelische Frauenbund, den Lic. Weber gegründet hat, zeigte sich lange Zeit vorsichtig und zurückhaltend; doch bejahte er im Juni 1900 die Frage, ob „die christliche Frau studieren soll", — wenn sie es nur „nicht aus egoistischer Eitelkeit, sondern in Demut, Wahrheit und Liebe tue"! Ebenso trat man auch auf den Katholikentagen nach anfänglichem Widerstreben für das Frauenstudium ein. Dagegen hat es der von Louise Otto-Peters und Auguste Schmidt im

Februar 1865 in Leipzig ins Leben gerufene Frauenbildungsverein von Anfang an als seine Aufgabe betrachtet, die Bildung der Frauen zu heben und ihre Gedanken auf ideale Ziele hinzulenken. Daran schloß sich noch im selben Jahr der erste deutsche Frauentag und die Gründung des allgemeinen deutschen Frauenvereins an. Das Programm desselben erklärte in seinem § 1 „die Arbeit, welche die Grundlage der ganzen neuen Gesellschaft sein soll, für eine Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechts", nahm deshalb für die Frau auch „das Recht der Arbeit" in Anspruch und hielt es für notwendig, „daß alle der weiblichen Arbeit im Wege stehenden Hindernisse entfernt werden". Und den sozialen Hintergrund im Geiste der sechziger Jahre enthüllte der § 2, der so lautete: „Wir halten es für ein unabweisbares Bedürfnis, die weibliche Arbeit von den Fesseln des Vorurteils, die sich von den verschiedensten Seiten gegen sie geltend machen, zu befreien. Wir halten in dieser Hinsicht neben der Agitation durch Frauenbildungsvereine und die Presse die Begründung von Produktiv-Assoziationen, welche den Frauen vorzugsweise empfohlen werden, die Errichtung von Industrieausstellungen für weibliche Arbeitserzeugnisse, die Gründung von Industrieschulen für Mädchen, die Errichtung von Mädchenherbergen, endlich aber auch die Pflege höherer wissenschaftlicher Bildung für geeignete Mittel, dem Ziele näher zu kommen." So enthielt dieses Programm neben der Erwerbsfrage vor allem diejenige Seite der Frauenbewegung, die als sittliche und als Bildungsfrage bezeichnet werden kann, „die Erziehung der Frauen zu freieren Persönlichkeiten", während andere Frauenvereine, allen voran der Lettеverein, nur an die Notlage der arbeitenden Frauen und an die Erweiterung der Erwerbstätigkeit dachten. Aber schon auf dem Frauentag zu Frankfurt a. M. im Jahr 1876 kam es zur Verständigung zwischen den beiden Gruppen, die Frauenbildungs- und die Erwerbsvereine vereinigten sich hier, und endlich schlossen sich 1894 alle diese Bestrebungen zusammen in dem Bund deutscher Frauenvereine, der aus Anregungen der Weltausstellung in Chicago entstanden ist. Als Zweck bezeichnet er „die Verbindung aller derjenigen deutschen Frauenvereine, die die Hebung des weiblichen Geschlechts auf geistigem, wirtschaftlichem, rechtlichem und sozialem Gebiet anstreben, zur gemeinsamen Förderung". Noch vorher ermöglichte es eine größere Stiftung im Jahr 1888 dem Verein, auch Hand an die Gründung von Mädchengymnasien zu legen, damit die Forderung auf Zulassung des weiblichen Geschlechts zum Universitätsstudium nicht mit Fug durch den Hinweis auf die mangelnde Vorbildung der Frauen abgewiesen werde. Das erste Mädchengymnasium in Karlsruhe litt freilich zu Anfang unter dem törichten Versuch, bei dieser Gelegenheit zugleich auch in aller Eile eine radikale Gymnasialreform in Szene zu setzen; anderen Veranstaltungen von Gymnasialkursen konnte man die Hast zum

Vorwurf machen, mit der sie statt auf innere Aneignung nur auf den Erwerb der zum Examen notwendigen Kenntnisse losarbeiteten. Auch von oben kamen Hindernisse und Hemmungen. In Bayern widersetzte sich das Ministerium der Gründung eines Mädchengymnasiums in München, und 1898 versagte der preußische Kultusminister Bosse dem Antrag des Breslauer Magistrates auf Errichtung eines solchen ohne Angabe von Gründen seine Genehmigung; auf eine Interpellation im preußischen Landtag hin erklärte er sich gegen jeden „Schritt vorwärts im Sinn der modernen Frauenbewegung; das Streben der Frauen, überall als Konkurrenten der Männer aufzutreten, sei falsch; das sei die Auffassung des ganzen preußischen Staatsministeriums"! Und noch rückständiger zeigte sich in dieser Frage sein Nachfolger Studt. In dem durch das Dreiklassenwahlsystem zustande gekommenen Abgeordnetenhaus fanden diese Anschauungen von dem Bildungskampf der modernen Frau als „bloßer Modesache" und die Versuche ihn zu dämpfen und zu hemmen bei Konservativen und Ultramontanen natürlich lebhafte Zustimmung, und einer der letzteren konnte erklären: an Gelegenheit für Betätigung fehle es den Frauen nicht; überall herrsche Dienstbotenmangel, höherstehende gebildete Damen sollen sich der sozialen Liebestätigkeit widmen, wenn sie nicht heiraten können! So brutal standen gerade in den sogenannten gebildeten Kreisen viele Männer der Frauenbewegung gegenüber. Und trotzdem ging es unwiderstehlich voran: in einer Reihe von größeren Städten entstanden aus privater oder städtischer Initiative heraus Mädchengymnasien, und 1908 mußte schließlich auch die preußische Unterrichtsverwaltung bei ihrer Neuordnung des Mädchenschulwesens „die Studienanstalt" für solche Mädchen, die studieren wollen, in die Reform mit aufnehmen. Daß dabei der „weiblichen Eigenart" so gut wie keine Rechnung getragen, sondern diese Schule in der Hauptsache an den Typus einer der drei höheren Knabenschulen angeschlossen wurde, entsprach zwar den Wünschen der Führerinnen der Frauenbewegung und ihren auf absolute Gleichmacherei gerichteten Bestrebungen, ist aber bezeichnend für die Gedankenarmut unserer Zeit, die mit dem Alten auf dem Gebiet des höheren Knabenschulwesens durchaus unzufrieden, dieses selbe Alte fast unverändert, wenn auch in der jüngsten Form der Reformschule auf die Mädchen überträgt. Ein anderer Weg, der der Koedukation, d. h. der Zulassung von Mädchen zum Besuch höherer Knabenschulen ist als Notbehelf in kleinen Städten berechtigt, als allgemeine Einrichtung aber zu verwerfen. Auch die Männer haben eine Eigenart — die Mannhaftigkeit, zu der die Knaben in ihren Schulen erzogen werden müssen. Das würde das Allgemeinwerden der Koedukation verhindern und uns der Gefahr des Feminismus aussetzen, wie man sich in Amerika, dem Lande der Koedukation, seiner heute schon mühsam zu erwehren hat und wie er auch uns bedr[ohen]

lich genug auf den Leib rückt; und doch hat uns der Krieg gezeigt, wie notwendig es ist, unsere Knaben zu Männern, zu kräftigen, männlichen Männern zu erziehen.

Nicht wundern dürfen wir uns, daß sich angesichts der Hemmnisse von oben und der vielfachen Verständnis- und Teilnahmlosigkeit bei den Frauen selber auch Verbitterung eingestellt hat und manchen die Bewegung zu langsam scheint, so daß sie ungeduldig vorwärts drängen und gleich auch das Äußerste und Letzte für erreichbar halten und anstreben. Das ist ja für jede derartige Bewegung notwendig und wertvoll, daß die radikalen „Jungen" Impulse geben, Leben bringen und auf ferne Ziele hinweisen; und in dem Kampf der Frauen hat sich dieser linke Flügel noch ein besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er die Solidarität der Frauen aller Schichten betont und für den Zusammenschluß der bürgerlichen Frauenbewegung mit den meist sozialdemokratischen Bestrebungen der Arbeiterinnen energisch eintreten will. Aber wie natürlich leidet dieser Flügel auch an allen Unarten und Fehlern des Radikalismus. In seinen Reden und Schriften hört und liest man die heftigsten Ausfälle gegen die Männer im allgemeinen, als handelte es sich um einen Kampf zwischen den beiden Geschlechtern und um die Gründung einer Art von Amazonenreich: eine Emanzipation vom Mann wird, so lächerlich und aussichtslos das ist, von manchen gepredigt. Und dabei zeigen diese Frauenrechtlerinnen vielfach recht brutale Züge, die Neigung mit dem Ellbogen sich Bahn zu brechen und nicht bloß die Gegner, sondern auch die vorsichtiger Vorwärtsschreitenden niederzuschreien. So gibt es eben auch in dieser Bewegung so etwas wie „Flegeljahre". Endlich tritt hinter dem stürmischen Verlangen nach Rechten die Betonung der daraus erwachsenden Pflichten bei manchen Führerinnen der Bewegung bedauerlich zurück.

Schlimmer sind, neben dem verfrühten Eintreten dieser Fortgeschrittenen für das Frauenstimmrecht, gewisse überspannte und bedenkliche Forderungen auf sexuellem Gebiet. Gewiß ist hier in unserer Sitte vieles faul und verfehlt. Die doppelte Moral nicht nur in der Frage der Prostitution, sondern auch vereinzelten Fehltritten gegenüber ist durchaus verwerflich, hängt aber allerdings mit einem Natürlichen, der Mutterschaft der Frau zusammen. Dabei mag es vorkommen, daß namentlich in den höheren Ständen der Mangel an sexueller Aufklärung für einzelne verhängnisvoll wird. Auch in unseren landläufigen Ehen und Eheschließungen ist vieles so, wie es nicht sein sollte. Aber die Bewegung des „Mutterschutzes", die sich der unehelich Gebärenden annehmen will, geht bis zur Rechtfertigung des unehelichen Geschlechtsverkehrs und der Vernichtung des Embryos im Mutterleib und bis zur Forderung freier Liebe und gefährdet damit die Ehrbarkeit unserer Mädchen und die Institution der

dauernden Ehe, auf der sich unsere Kultur aufbaut. Auch die sexuelle Aufklärung der Kinder ist ein zweischneidiges Schwert: die verhüllende Schamhaftigkeit hat auch ihren Wert, und jedenfalls ist sittliche Gewöhnung wirkungsvoller als unzartes Besprechen und verfrühtes Belehren. Wenn sich das alles aber kurzerhand zu der Forderung einer „neuen Ethik" verdichtet, so zeigt das so recht, welch' dilettantische Hände und kurze Gedanken an der großen Frage der Moral und Volksmoral herumnesteln. Daher darf in diesem Zusammenhang auch der Typus des vordringlichen, dilettantischen und schellenlauten „Literaturweibes" nicht unerwähnt bleiben, das für das schrankenlose Recht sich auszuleben schwärmt, über alles großwortig und unbescheiden mitredet und die Frau als Schriftstellerin von einer recht wenig erfreulichen und achtunggebietenden Seite zeigt.

Angesichts alles dessen lassen sich aus dem eigenen Lager der Frauen heraus warnende Stimmen vernehmen, die über „mißbrauchte Frauenkraft" klagen oder unsere Zeit als „krank am Weibe" schildern. Vor allem aber, durch jenes aggressive Vorgehen und durch solche Voreiligkeiten und Verzerrungen wird der guten Sache selber am meisten Schaden zugefügt. Die Gegner suchen damit ihren Widerstand zu rechtfertigen, andere erschrecken und weichen zurück, vor allem aber sehen sich die Freunde der Frauenbewegung unter den Männern im Interesse dieser selbst genötigt, sich die Extremen vom Leib zu halten und das Vergängliche und das Bleibende an den Bestrebungen der modernen Frau sorgfältig zu sondern: daß auch sie dafür als Zurückgebliebene hart angelassen werden, gehört mit zu den Kinderunarten jeder jungen Bewegung. Trotz solcher Auswüchse aber bürgt die Gerechtigkeit und die Notwendigkeit der Sache, ihr Vorwärtsschreiten in anderen Ländern und bei uns und vor allem das entschiedene Wollen der Frauen selber für ihren Sieg in dem, worauf es eigentlich ankommt. Ein neues Geschlecht wächst unter unseren Augen heran, Frauen voll Lust zur Arbeit und zur Pflichterfüllung auch im öffentlichen Leben und voll energischen Dranges, durch Arbeit und Beruf selbständige, freie Persönlichkeiten zu werden. So wird auch hier der Kampf um den einzelnen mit Nachdruck geführt, und erfreuliche Erfolge zeigen sich schon an allen Ecken und Enden, Wertvolles ist erreicht, Tüchtiges wird geleistet. Um so mehr handelt es sich darum, die Bewegung in ruhigem Gang zu erhalten und nicht durch Ungeduld und Übermaß schon Erreichtes wieder in Frage zu stellen oder einen, wenn auch nur vorübergehenden Stillstand herbeizuführen. Dann wird das zwanzigste Jahrhundert den Frauen eine Reihe weiterer Forderungen erfüllen, im Kampf um ihr gutes Recht haben sie jetzt ihre nächsten Ziele alle sicher erreicht. Wie lächerlich sich schon heute von rückwärts gesehen der Widerstand der hohen Regierungen und großer politischer Parteien, der akademischen Senate und Fa-

kultäten, berühmter Geheimer Räte und unberühmter Privatdozenten, ärztlicher und philologischer Vereine, und wie kläglich sich die Borniertheit der vielen um ihre „Weiblichkeit" sich sorgenden Frauen selbst ausnimmt, ist ja klar; und das beschämt gewiß auch viele von denen, die noch vor wenigen Jahren zu den heftigsten Gegnern der Frauenbewegung gehört haben; denn aufhalten wollen, was doch kommt, hat immer etwas von Donquixoterie an sich, man kann sich dabei nur blamieren, und viele haben sich in dieser Frage recht gründlich blamiert.

Ein Prüfstein auch dafür war der Krieg: er hat die Frauen wieder entschieden vor ihre eigentliche Aufgabe gestellt und diese deutlich von der Männerarbeit unterschieden. Und dabei haben sich die Frauen trefflich bewährt und Großes geleistet. Aber er hat auch gezeigt, daß sie weit mehr, als man dies bisher für möglich gehalten hat, Männerarbeit übernehmen können und auch dabei „ihren Mann stellen". Und als Heldinnen im Tragen und Leiden, im Sparen und Entbehren haben sich ohnedies viele von ihnen aufs beste gehalten. Daneben hat sich freilich auch viel Kleines und Kleinliches, viel Verständnislosigkeit und Selbstsucht herausgestellt: auch das weist darauf hin, daß in der Frauenerziehung noch viel Versäumtes nachzuholen und namentlich das Soziale und Staatsbürgerliche ihnen nicht genügend zum Bewußtsein gebracht worden ist. Und daß die Frau nicht aufhört „Frau" zu sein, zeigte das viele Gerede von einer „deutschen Mode", als ob das mitten im Krieg ein Weltbewegendes wäre. Dabei ist das, was man deutsche Mode nennt, gar nicht einmal deutsch, sondern immer wieder leidig international. Die alte Übertreibung und Unvernunft war damals wieder Trumpf geworden: der weite Rock in einer Zeit, wo mit und an allem gespart werden mußte, als Ablösung des sinnlosen Humpelrocks, der die Frau nicht frei und weit ausschreiten ließ, und der hohe Absatz, der zwar den Frauenschritt recht anspruchsvoll laut klappern läßt, aber ein festes Auftreten und ein sicheres, gerades Stehen unmöglich macht, und das in einer Zeit, wo auch die Frau fest hinstehen und tüchtig ausschreiten mußte.

Daß angesichts solcher Schäden und Mängel die Frage der Frauendienstpflicht und die Forderung eines Jahres, das dem Dienste der Gesamtheit in irgendeiner Form gewidmet sein soll, schon vor dem Krieg ernsthaft erwogen worden ist und während des Krieges von vielen als praktisch anzugreifende und rasch zu verwirklichende Aufgabe und als eine Art Allheilmittel angesehen und angepriesen wurde, ist nicht zu verwundern.

Das Wiedererwachen des Individualismus

Noch auf einen Punkt im Inhalt dieser Frauenbewegung ist hinzuweisen, es ist der wichtigste und tiefste. Am Sozialismus tritt uns vor allem die nivellierende Tendenz entgegen: dem Fabrikarbeiter schwebt für den Zukunftsstaat das Bild der Fabrik vor, in der jeder im wesentlichen dasselbe zu leisten hat und dem andern durchaus gleichsteht. Gegen diese Gefahr der Gleichmacherei kann man in einer größeren Beteiligung der Frauen am öffentlichen Leben etwas wie eine Schutzwehr sehen; denn ihnen als den berufenen Hüterinnen und Pflegerinnen der Individualität darf man gerade dagegen größere Widerstandskraft zutrauen als uns an das leibliche und leider auch an das geistige Uniformtragen gewöhnten Männern. In Wahrheit bedeutet freilich der Sozialismus nur von oben angesehen eine solche Nivellierung; von unten aus betrachtet erstrebt auch er wie der Liberalismus Emanzipation und Herausarbeitung des Individuums: aus Arbeitern sollen Männer und Weiber, aus „Händen" Menschen, aus Massen differenzierte Wesen werden, die an den Gütern der Kultur und Bildung ihren Anteil bekommen; das Pathos der Distanz möchte der Arbeiter auch sich, seiner Frau und seinen Kindern zugute kommen lassen. Allein weil hier die Distanz nur klein ist, tritt diese individualisierende Seite nicht in die Erscheinung und wird daher von den meisten gar nicht gesehen; deshalb gilt der Sozialismus als der strikte Gegensatz zum Individualismus, und umgekehrt erwächst ihm in diesem der gefährlichste Gegner.

Das Soziale ist ein Gesellschaftliches; um die Wohlfahrt aller oder möglichst vieler handelt es sich, also in der Tat um Massenbedürfnisse, Massenbefriedigung, Massengeist; und so ist das soziale Zeitalter eine Epoche der Masseninstinkte und Massengefühle, die „Beschleunigung des Lebenstempos" läßt sie zu Massenleidenschaften und „Rauschgefühlen" heranwachsen; die Erleichterung der Verkehrsmöglichkeiten führt bei allerlei Anlässen ungeheure Massen zusammen und begünstigt auch das dauerhafte Hereinfluten der Menschen vom Land in die großen Städte, die so immer mehr zu individuallosen Riesenstädten werden. Die Großstadtluft vermehrt das Massengefühl. Ganz besonders unerfreulich tritt das in dem über Nacht zur Reichs- und Riesenhauptstadt gewordenen Berlin hervor, wo selbst in Fragen des Geschmacks Suggestionen und Herdentierinstinkte die Menge leiten und die Gebildetsten mit sich reißen. Auch das Individuellste wird hier sofort zur Mode und zur Sitte, zum Schlagwort und zur Parteisache oder führt gar zur Sekten- und Gemeindebildung. Nur für äußere Dinge ist der Berliner gewitzigter als wir andern, dafür ist er mehr

Oberflächenmensch; denn die Differenzierung kann nur in der Tiefe und auf dem Grunde wirken. Endlich gehört zu dem, was der Sozialismus vor allem erstrebt, auch die Befriedigung und Besserung der äußeren Lebensbedingungen; das gibt auch der zu, der die soziale Frage für eine sittliche hält und darin die beste Rechtfertigung des Sozialismus sieht: also kommt es auf die äußeren Lebensbedingungen, auf das Milieu an, erst in zweiter Linie auf das Persönliche und Innerliche. Die einseitige Betonung des Milieus aber lähmt die eigene Initiative, nimmt dem Willen seine Spannkraft und der Persönlichkeit durch Ausschaltung des Verantwortlichkeitsgefühls ihren Wert.

Gegen das alles erhebt der Individualismus einen geradezu leidenschaftlichen Protest. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stand er mit seiner Betonung der Innerlichkeit auf seiner höchsten Höhe. Schillers ästhetische Erziehung hatte es auf schöne Einzelne abgesehen, Humboldt auf der klassizistischen, Schleiermacher auf der romantischen Seite waren wahrhaft virtuose Vertreter individueller Bildung. Im Staat und im Staatsgedanken haben alle drei die Einseitigkeit dieses Individualismus überwunden: bei Schiller denke man vor allem an seinen Wilhelm Tell, in dem der einzelne als Held ans Vaterland sich anschließt und schließlich hinter das Ganze, dem er angehört, zurücktritt und verschwindet; bei Humboldt an seine Tätigkeit als Chef des Unterrichtswesens in Preußen und an die Erfüllung der preußischen Schule mit der sozialistischen Pädagogik Pestalozzis; bei Schleiermacher an seine Ethik die als Lehre von den großen sittlichen Kulturgütern der Menschheit der individualistischen Pflichtenlehre Kants so sieghaft gegenübertrat. Eine durchaus individualistische Richtung schlug dann, namentlich in den dreißiger Jahren, auch der Liberalismus ein, der bis 1848 und nachher noch einmal das Glaubensbekenntnis des gebildeten Mittelstandes war; das junge Deutschland hatte stark ausgeprägte individualistische Züge, die Frauen, die ihm angehörten, kämpften unter dem Zeichen Goethes um das Recht ihrer Individualität, oder wie man heute sagt, um das Recht sich auszuleben. Dagegen bildeten die Beziehungen dieser Jungdeutschen zur Hegelschen Philosophie mit ihrer panlogistischen Betonung des Allgemeinen und Substantiellen und ihrer Vergötterung des Staates ein gewisses Gegengewicht. Selbst Feuerbach setzte dem Ich fürs praktische Handeln das Du entgegen, und auch die Götter waren ihm keine individuellen Schöpfungen, sondern das Kollektaneenbuch der Menschheit im ganzen; seit 1848 war er sogar Sozialist.

Max Stirner

Allein gleich beim ersten Regen sozialistischer Ideen in den vierziger Jahren warf sich ihnen im vollen Bewußtsein der drohenden Gefahr der Individualismus in derb plebejischer Keckheit in den Weg: Max Stirner schrieb sein Buch „Der Einzige und sein Eigentum". Das war freilich eine andere Art von Individualismus als der zu Anfang des Jahrhunderts von den Schiller und Humboldt und Schleiermacher vertretene. Bei ihnen war er ästhetisch fein, die Herausbildung zu schöner Menschlichkeit war ihr Ideal. Davon ist bei Stirner keine Rede; er fühlte sich schon persönlich am wohlsten in dem Kreise der „Freien" bei Hippel, wo es milde ausgedrückt für „feingestimmte Seelen" recht wüst und derb zuging. Der Standpunkt seines Buches war der radikalste, ein extremer Nominalismus, der alle Ideen, auch die der Humanität, wegwarf und für Spuk und Sparren erklärte, ein gründlicher Atheismus, der schon von weitem allem Göttlichen und Geistigen aus dem Wege ging und diese gespenstische Welt in das Reich des Aberglaubens verwies, und endlich und vor allem ein entschlossener Egoismus und Individualismus, der „sein' Sach' auf nichts stellte", die Einzigkeit und Souveränität des Ich proklamierte und ihm nicht nur alle Macht und alles Recht, sondern geradezu alles zum Eigentum und zum Selbstgenuß überwies, es dagegen von allen Pflichten los und ledig sprach. Vor allem aber ist von Interesse, daß Stirner unter den Neuesten der Neuen, neben den politisch Liberalen und den Humanen im Sinne Bruno Bauers, auch den sozialen Lieberalismus aufführt und als Vertreter dieses „pöbelhaften Egalitätsprinzips" Proudhon und Weitling bekämpft. Das Glaubensbekenntnis des Kommunismus läßt er einen dieser Sozialisten so formulieren: „Wir sind freigeborene Menschen, und wohin Wir blicken, sehen wir Uns zu Dienern von Egoisten gemacht! Sollen Wir darum auch Egoisten werden? Bewahre der Himmel, Wir wollen lieber die Egoisten unmöglich machen! Wir wollen sie alle zu ‚Lumpen' machen, wollen, daß Alle nichts haben, damit ‚Alle' haben;" oder: „Was er hat, das macht den Mann. Und im Haben und an Habe sind die Leute ungleich. Folglich muß Keiner haben, wie dem politischen Liberalismus zufolge Keiner befehlen sollte, d. h. wie hier der Staat allein den Befehl erhielt, so nun die Gesellschaft allein die Habe." Zu dem Zweck stellen sich diese Sozialen die Aufgabe, „die rechte Gesellschaft zu entdecken". Allein damit machen sie den Menschen nicht frei: sie zwingen ihn zur Arbeit, legen ihm soziale Pflichten auf und unterwerfen ihn der Oberhoheit einer Arbeitergesellschaft. Damit haben sie nur den Herrn vertauscht und an die Stelle des Staates die Gesellschaft gesetzt; das ist „ein neuer Spuk, ein neues höchstes Wesen, das Uns in Dienst und Pflicht nimmt". Positiv aber setzte Stirner dem Staat der Libe-

ralen, der Arbeitergesellschaft der Sozialen und der menschlichen Gesellschaft der Humanen einfach — das Ich entgegen. Dieses ist vom Standpunkt des Staates aus gesehen Anarchist und Verbrecher, weil es die Befugnis hat zuzugreifen und zu nehmen, was es braucht. „Nach der Meinung der Kommunisten soll die Gemeinde Eigentümerin sein. Umgekehrt, Ich bin Eigentümer, und verständige Mich nur mit Andern über mein Eigentum. Macht Mir's die Gemeinde nicht recht, so empöre Ich Mich gegen sie und verteidige mein Eigentum. Ich bin Eigentümer, aber das Eigentum ist nicht heilig." Was nach Aufhebung des Staates und der Gesellschaft von Gemeinschaft übrig bleibt, ist lediglich ein freier Verein von Egoisten, den weder ein natürliches noch ein geistiges Band zusammenhält und der kein natürlicher und kein geistiger Bund ist. „Der Verein besitzt nicht Dich, sondern Du besitzest ihn oder machst ihn Dir zunutze"; hier wird Dein Eigentum anerkannt, in ihn bringst Du Deine ganze Macht und Dein Vermögen und machst Dich geltend, in ihm lebst Du egoistisch und — was die Hauptsache ist — „Du gibst ihn pflicht- und treulos auf, wenn Du weiter keinen Nutzen aus ihm zu ziehen weißt". „Der Verein ist nur Dein Werkzeug oder das Schwert, wodurch Du Deine natürliche Kraft verschärfst und vergrößerst, der Verein ist für Dich und durch Dich da; die Gesellschaft ist heilig, der Verein Dein eigen; die Gesellschaft verbraucht Dich, den Verein verbrauchst Du."

Angesichts dessen ist es nicht zu verwundern, daß, wie von humaner Seite Feuerbach, so auch von sozialistischer Seite die Kritik Einspruch erhob gegen das Buch: Moses Heß, einer der ernsthaftesten Kommunisten der vierziger Jahre, tat das in einer Broschüre „Die letzten Philosophen", worin er neben Bruno Bauer ganz besonders Stirner und sein Prinzip des Egoismus angriff, der ihm, dem Sozialisten, natürlich die Sünde selber war. Vor allem spottet er über den Verein von Egoisten, den Stirner als eine Art von rudimentärem Gebilde habe bestehen lassen müssen: das sei eine Inkonsequenz, in der allerdings, wenn sie unvermeidlich ist, die schärfste Verurteilung seines Standpunktes liegen würde

Im allgemeinen wurde jedoch Stirners Buch bei seinem Erscheinen wenig beachtet, jedenfalls blieb es ohne Wirkung. Das Jahr 1848 ließ den politischen Liberalismus obenauf kommen, und nachher hatte Stirner selber noch Gelegenheit, die Reaktion an der Arbeit zu sehen, mit ihr hat sich 1852 sein letztes Werk, eine „Geschichte der Reaktion", beschäftigt. In den sechziger Jahren kam dann der Staat im Gegensatz zu Stirners Idealen erst recht zur Entfaltung seines Wesens und seiner Macht; neben ihm wuchs der Sozialismus heran; und beide bedrohten das Individuum, den Einzigen und sein Eigentum, aufs äußerste: der Staat, indem er das Individuum seinen allgemeinen Gesetzen unterwarf und in die „Uniform" steckte, der Sozialismus, indem er das Eigentum aufzuheben sich anschickte und den einzelnen einer Arbeitsgemeinschaft ein-

fügte, so sehr, daß viele in diesem Zukunftsstaat wirklich etwas wie ein alle Freiheit des Individuums ertötendes Arbeits- und Zuchthaus sehen wollten; und im Staatssozialismus vereinigten sich beide Anschauungen und gefährdeten die Sphäre des Individuums erst recht durch Eingriffe aller Art.

Der Anarchismus

Dagegen mußte sich der Individualismus zur Wehre setzen, wenn er nicht ganz unterliegen und erdrückt werden wollte. Als Vertreter dieser individualistischen Strömung steht seit den siebziger Jahren natürlich Nietzsche obenan; nicht ohne Grund sieht man in seinen Anschauungen etwas wie eine Fortsetzung der Stirnerschen Ideen, die er ohne Zweifel auch gekannt hat. Allein die beiden sind doch zu verschieden — und zwar nicht etwa nur wie Plebejer und Aristokraten verschieden sind —, als daß sie so unmittelbar aneinandergereiht werden dürften. Deshalb ist ein Zwischenglied einzuschieben, das in seinen mannigfachen Erscheinungsformen den Übergang vom einen zum andern verständlich machen und vermitteln kann — der Anarchismus. Dessen Zusammenhang mit Stirner zeigt besonders John Henry Mackay, der sich durch seinen 1891 erschienenen lehrhaft-langweiligen Roman „Die Anarchisten" zuerst selber als Anarchisten, dann durch seine Bemühungen um das Andenken Stirners und die Herausgabe seiner Lebensgeschichte und seiner kleinen Schriften als enragierten Anhänger des „Einzigen" bekannt und ausgewiesen hat.

In den vierziger Jahren, wo alles noch unklar durcheinander wogte, verknüpften sich in engem Anschluß an die Gedanken Proudhons und an dessen Unklarheit Kommunismus und Anarchismus: der schon genannte Moses Heß wollte Sozialist und Anarchist zugleich sein. Aus diesen Anfangsstadien heraus, wo schroffe Gegensätze noch ungeschieden beisammen lagen, hat sich die Meinung von dem inneren Zusammenhang der beiden Anschauungen vielfach erhalten, obwohl sie in Wahrheit einander vielmehr diametral entgegengesetzt sind; denn die eine bedeutet Organisation, die andere Auflösung aller Organisation. Und so kam auch auf russischem Boden, wo unter Nikolaus I. der Staat in seiner abschreckendsten Gestalt lediglich als Last und Zwang erschien, der Anarchismus nicht sofort als „reine Zerstörung" zur Welt; auch Bakunin war noch von Proudhon, daneben freilich auch von Stirner beeinflußt, ein Beruf mehr der eines „commis voyageur" der Revolution um jeden Preis und in jeder Form; aussichtsvoll aber schien ihm diese nur zu sein, wenn die Arbeiter in ihrem Kampf gegen das Kapitol dafür gewonnen würden. Deshalb suchte er für die von ihm begründete Alliance de la démocratie socialiste Anschluß bei der marxistisch internationalen Arbeiterassoziation. Dies gelang auch

1869; aber schon auf dem Baseler Kongreß im Herbst dieses Jahres zeigten sich die unversöhnlichen Gegensätze zwischen Marxisten und Bakunisten, und so wurde Bakunin bereits 1872 von der Internationale wieder ausgeschlossen: und nun erst begründete er einen eigenen internationalen Arbeiterkongreß, der die Vernichtung jeder politischen Macht für die erste Pflicht des Proletariats erklärte.

Damit hatte sich die Scheidung vollzogen, der Zusammenhang des Anarchismus mit dem Sozialismus war gelöst, dieser hatte seine Kinderschuhe vertreten. Nur in Rußland blieb die unklare Vermischung beider, das zeigte die jämmerliche Revolution von 1905 bis 1907 mit ihren abscheulichen Untaten auf beiden Seiten, ihrem völligen Mangel an wirklichen Führern und ihrer trostlosen Ergebnislosigkeit; und das zeigte gleich hinterdrein das sich Zufriedengeben dieser nihilistischen Jugend mit der freien Liebe, wie es in Artzibaschews „Sanin" so bezeichnend geschildert wird. Wo es aber eine starke und geschlossene Sozialdemokratie gab wie in Deutschland, da war für den Anarchismus überhaupt kein Raum, mit seiner Neigung zu Putschen, Verschwörungen und Mordtaten paßte er besser für andere Länder. — Und doch kam er gerade von Deutschland her ein neuer Anstoß. Als durch das Sozialistengesetz eine im Rahmen des Gesetzes sich haltende Agitation für die Sozialdemokratie in Deutschland unmöglich geworden war, fand der Gedanke Johann Mosts, daß nun die Zeit zu revolutionären Taten gekommen sei, in den radikalen Kreisen der Arbeiterwelt vielfach Anklang und Anhänger. Sein Organ „Die Freiheit" machte dafür lärmend und demagogisch geschickt Propaganda, und auf einem Kongreß zu London im Juli 1881 wurde beschlossen, daß zur Vernichtung aller Fürsten, Minister, Adeligen, Geistlichen, hervorragenden Kapitalisten und sonstigen Ausbeuter jedes Mittel erlaubt und deshalb vornehmlich dem Studium der Chemie und der Anfertigung von Sprengstoffen, als den wirksamsten Waffen, volle Aufmerksamkeit zuzuwenden sei. In Frankreich und Spanien, in der Schweiz und in Österreich nahm die Bewegung einen raschen Aufschwung, um freilich auch hier bald wieder zurückzugehen oder zu erlöschen. Eine Reihe von historischen Mordtaten sind auf diesen Aktionsanarchismus Mostscher Observanz zurückzuführen und beweisen, wie es auf dem untersten Grunde des Kessels brodelte und gärte. Die Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Österreich in Genf im September 1898 und die des Königs Humbert von Italien zu Monza im Juli 1900 haben die ganze gesittete Welt gegen diese Propagandisten der Tat in Aufruhr versetzt. In beiden Fällen waren die Mörder ebenso wie der Carnot's und der Canovas del Castillos Italiener; bei der Ermordung des Königs Humbert hatte man es offenbar mit einer wohlorganisierten Bande zu tun. Dagegen konnte in Deutschland der Anarchismus keinen Boden gewinnen. In

ihrer Heimat haben Most und Hasselmann am wenigsten Anhänger gefunden, die Sozialdemokratie, aus deren Schoß sie hervorgegangen waren, hat sie sofort, als sie sich offen zum Anarchismus bekannten, aus ihren Reihen ausgeschlossen, Bebel ist diesem auf allen internationalen Kongressen, wo er sich eindrängen wollte, stets aufs schärfste und unzweideutigste entgegengetreten. So verurteilte in Deutschland gerade die festgefügte Sozialdemokratie den Anarchismus zur absoluten Bedeutungslosigkeit. Wenn gelegentlich in Berlin Anarchisten eine Versammlung abhielten, so ist das eben die moderne Großstadt, aus deren Tiefen auch solche Blasen aufsteigen. Internationalen Abmachungen zur Bekämpfung und Ausrottung dieser Propagandisten der Tat wollte sich Deutschland darum doch nicht entziehen; bei weitem nützlicher und wirkungsvoller wären freilich Maßregeln zur Gesundung der Verhältnisse in allen den Ländern, wo diese Sumpfpflanze gedeiht, also vor allem in Italien und in Rußland gewesen.

Dagegen fehlt es unter den Deutschen mit ihrem stark ausgeprägten Sinn für alle Eigenart und für das Recht der eigenen Meinung um jeden Preis nicht an theoretischen Anarchisten. Der zum Deutschen gewordene John Henry Mackay ist als Anhänger Stirners bereits genannt. Ein seltsamer Schwärmer anderer Art war Moriz von Egidy. Er sprach gelegentlich ganz wie ein Anarchist, nur daß er den Namen nicht schön fand. „Der größte Fehler am Anarchismus" meinte dieser Harmlose, „ist gegenüber dem Gegner, den er zu überwinden hat, — sein Name. Das geschieht den Vertretern dieser Ideen aber eigentlich ganz recht; warum muß denn alles genannt werden, und warum müssen gerade Namen gesucht werden, die das Bestehende vernichten, statt Namen zu wählen, die den höchsten Grad der schon anerkannten Werte andeuten? Warum ‚ohne Herrschaft', warum nicht lieber ‚Selbstzucht', ‚Selbstbeherrschung'? Zucht und Herrschaft sind Worte, ohne die wir uns ein menschliches Dasein gar nicht vorstellen können. Es kommt eben nur darauf an, wer die Herrschaft über uns ausübt und wer die Zuchtrute über uns schwingt, ob andere oder wir selber." Ausdrücklich nannte er sich deshalb im Gegensatz zu den Blut-Anarchisten einen „Edel-Anarchisten", wie man auch Tolstoi zu heißen sich gewöhnt hat. Wie so vieles war aber auch diese Unterscheidung nur ein Zeichen für die unentwirrbare Konfusion im Geist jenes deutschen Verkündigers eines „einigen Christentums", der im Handumdrehen die Religion und die Erziehung reformieren und Sozialist und Anarchist, Anarchist und Monarchist zugleich sein wollte, über alles aber doch ein tapferer und ehrenwerter Mann voll guten Willens und edlen Strebens gewesen ist. Auch mit der Gesellschaft für ethische Kultur stand er im Zusammenhang, in der sich ja ebenso unklar alles Mögliche zusammenfand, warum nicht auch anarchistische Tendenzen?

Wenn Egidy in seinem „einigen Christentum" die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des einzelnen besonders betonte, so berührte er sich darin mit den Anschauungen eines so scharfen Denkers wie Christoph Schrempf, der den Kampf um die Persönlichkeit mit Nachdruck kämpfte und dadurch zur Verwerfung der Kirche, also zu einem religiösen Anarchismus geführt wurde, dem er auf dem Berliner Kongreß für freies Christentum (1910) noch einmal die Zügel hat schießen lassen. Deswegen glaubte er sich auch auf politischem Gebiet, für das ihm übrigens jegliches Interesse und Verständnis abging, den Konsequenzen eines theoretischen Anarchismus nicht entziehen zu können. Doch war er gescheit genug, um davon bald wieder die Finger zu lassen.

Friedrich Nietzsche

Und nun zurück zum Individualismus, dessen eigentlicher Wortführer am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts allerdings Friedrich Nietzsche gewesen ist. Unter seinem Einfluß stand eine Zeitlang alles, was individualistisch dachte und fühlte und wollte, vor allem die Jugend und die Frauen.

Wie in der Renaissance das Individuum sich von mittelalterlicher Gebundenheit auf allen Gebieten des Lebens freigemacht und in Selbstmacht und Selbstgewißheit auf eigene Füße gestellt hat, so wendet sich Nietzsche, im Gegensatz zu Stirner eine aristokratisch vornehme, fein veranlagte, nervös-reizbare, schönheitstrunkene Natur, gegen die Massen und ihre Instinkte. Er hat den Mut ganz er selbst zu sein und fordert daher auch von der Welt das Recht, sich ganz ausleben zu dürfen. Aber obgleich klassischer Philologe und griechenbegeistert, obgleich mit Bewußtsein zurückgreifend auf die Renaissancestimmung und den von ihr erfüllten uomo singolare, ist er doch — als Schüler Schopenhauers und Wagners — zugleich durch und durch modern-romantisch. Neben dem apollinisch Klaren findet er schon im Griechentum den dunkeldüsteren Hintergrund des Dionysischen richtig heraus, und dementsprechend wird sein Individualismus vielmehr zum Kultus des Genies, in dem der Wille zum Leben vulkanisch in einem gewaltigen Willen zur Macht hervorbricht. Dabei stößt er aber auf die Schranken der Überlieferung und der Moral: zunächst in der Geschichte; daher handelt eine seiner ersten Schriften vom Nachteil der Historie für das Leben. Die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts leiden an einem Übermaß, an einer Übersättigung mit Geschichte; Geschichte aber macht objek-

tiv, d. h. subjektlos und schwächt die Persönlichkeit; sie stört durch ihre Sezierübungen die Lebensinstinkte des Volkes und verhindert den einzelnen wie das Ganze am Reifwerden, sie macht harmonische Persönlichkeiten unmöglich; sie pflanzt und pflegt den Glauben, Spätling, Epigone zu sein, ist somit eine greisenhafte Beschäftigung, eine Art von angeborener Grauhaarigkeit, in der noch etwas vom mittelalterlichen memento mori steckt, während sich das viel notwendigere memento vivere erst schüchtern hervorwagt. Auch findet sich in ihr allzuviel von jener Hegelschen Bewunderung für die Vernünftigkeit und Macht des Wirklichen: wer gelernt hat, davor als vor dem Erfolgreichen den Rücken zu krümmen und den Kopf zu beugen, der nickt zuletzt chinesenhaft-mechanisch sein Ja zu jeder Macht; und doch ist der Erfolg, das Faktum immer dumm, der Geschichte mit ihrem „Es war einmal" tritt die Moral gegenüber und ruft „aber es sollte nicht so sein"; denn die Moral ist die Auflehnung gegen die Geschichte als die blinde Macht der Fakta Das Gefährlichste aber ist, Geschichte vom Standpunkt der Massen aus zu schreiben; in Wahrheit verdienen diese Beachtung nur „als verschwimmende Kopien der großen Männer auf schlechtem Papier und mit abgenutzten Platten hergestellt, als Widerstand gegen die Großen und als Werkzeuge der Großen; im übrigen hole sie der Teufel und die Statistik"! Positiv tritt Nietzsche diesem Historismus mit dem Gedanken gegenüber, daß „das Ziel der Menschheit nicht am Ende liegen könne, sondern nur in ihren höchsten Exemplaren": das ist hinfort das Prinzip seiner Geschichts- und Kulturbetrachtung.

Von demselben Geist ist seine Streitschrift gegen D. Fr. Strauß erfüllt. Der Verfasser des alten und des neuen Glaubens ist ihm, unter völliger Verkennung dieser ewig strebenden, ewig unzufriedenen Persönlichkeit, der Typus des saturierten „Bildungsphilisters": dieser ist „das Hindernis aller Kräftigen und Schaffenden, das Labyrinth aller Zweifelnden und Verirrten, der Morast aller Ermatteten, die Fußfessel aller nach hohen Zielen Laufenden, der giftige Nebel aller frischen Keime, die ausdorrende Sandwüste des suchenden und nach neuem Leben lechzenden deutschen Geistes; denn er sucht, dieser deutsche Geist! und die Bildungsphilister haßen ihn deshalb, weil er sucht und weil er ihnen nicht glauben will, daß sie schon gefunden haben, wonach er sucht". Geradezu ruchlos erschien ihm, dem Jünger Schopenhauers und dem Freunde Wagners, an diesem „Philisterhäuptling" zweierlei: der Optimismus seiner Weltanschauung, von dem Schopenhauer und sein Pessimismus allerdings allzu leichthin abgetan werden, und der puristische Klassizismus seines Wagner ignorierenden musikalischen Geschmacks. „Unzeitgemäß" aber nennt Nietzsche diese Streitschrift, u
in der Tat Strauß damals nicht der einzige Optimist war. Aus der freudig politischen Stimmung zu Anfang der siebziger Jahre ist „der alte und der n

Glaube" herausgeschrieben. Großes war für die Deutschen erreicht, der Sieg und mit ihm die Einheit war erstritten, wir hatten Kaiser und Reich. Da ging uns, die wir die kaiserlose, die schreckliche Zeit durchlebt hatten, das Herz weit auf, ein Glücksgefühl erfüllte uns, wie seitdem nie wieder. Es war nicht bloß der Triumph des Erreichthabens, die Freude am Erfolg, sondern zugleich auch ein Gefühl der Erwartung und der Hoffnung: wie nach den Perserkriegen, meinten wir, müsse nun auch bei uns die Ära eines perikleischen Kulturzeitalters anbrechen. Nietzsche war kein Politiker und lebte in der Schweiz, wo man damals den Deutschen ihr patriotisches Hochgefühl nicht eben leicht gemacht hat; daher fehlte es ihm oder konnte sich doch nicht groß und frei in ihm entwickeln, an die Stelle der Hoffnung trat vielmehr sofort die Sorge, ob sich aus den Siegen und der politischen Einigung auch eine sieghafte und einheitliche deutsche Kultur herausentwickeln werde. Und die Gründerzeit und der darauffolgende Katzenjammer gaben ihm ja recht, sie haben die Optimisten ad absurdum geführt und den Mehltau der Ernüchterung nur zu rasch auf jene hoffnungsvollen Frühlingssaaten fallen lassen.

Am klarsten aber hat Nietzsche in seinen Basler Vorträgen über die Zukunft unserer Bildungsanstalten ausgesprochen, was ihm an der bestehenden deutschen Kultur mißfiel. Unsere Gymnasien erziehen nicht für die Bildung, sondern für die Gelehrsamkeit, auch leiden sie an Über- und Massenproduktion. Schuld daran ist der Staat. Dieser war dem Griechen der derbe, muskulöse, zum Kampf gerüstete Kamerad und Weggenosse, der dem edleren und gleichsam überirdischen Freund — der Kultur — das Geleite gab durch rauhe Wirklichkeiten; uns dagegen heißt er „Kulturstaat", und doch hat die wahre Kultur und der Geist der Bildung, der Geist, der aus dem innersten Kern der deutschen Reformation, der deutschen Musik und der deutschen Philosophie so wunderbar zu uns redet, mit den Staatstendenzen nichts zu tun. Das zeigt sich an den deutschen Universitäten: auch hinter ihnen steht der Staat trotz ihrer viel gerühmten Lehrfreiheit in bescheidener Entfernung mit seiner Aufsehermiene, daher geben auch sie keine Bildung. Wenn man diese an drei Gradmessern mißt, dem Bedürfnis nach Philosophie, dem Instinkt für Kunst und dem Verhältnis zum griechischen und römischen Altertum als dem leibhaftigen kategorischen Imperativ aller Kultur, wie steht es dann um die Bildung unserer Studenten? Auf den Hochschulen ist an die Stelle der Philosophie historische Bildung getreten, zur Kunst verhalten sie sich gar nicht, und um klassische Bildung kümmern sich nur die Philologen; darum bleibt der Student ungeeignet und unvorbereitet für Philosophie, instinktlos für wahre Kunst und ein frei sich dünkender Barbar den Griechen gegenüber. Zu allem dem fehlt es ihm an Führern; denn sachlich fängt wahre Bildung mit dem Gegenteil dessen

an, was man jetzt als akademische Freiheit preist, mit Gehorsam, Unterordnung, Zucht und Dienstbarkeit.

Einen solchen Führer stellt Nietzsche der Zeit in seiner Schrift „Schopenhauer als Erzieher" vor Augen. Was ihn an Schopenhauer anzog, das war weit weniger der Inhalt seiner Philosophie als vielmehr der Mensch, so wie ihn Kuno Fischer später so meisterhaft geschildert hat, — der Philosoph als Künstler mit genialer Geistesart und ästhetischem Widerwillen gegen die Kultur der Gegenwart. An ihm hat er das Ziel aller Kultur verstehen gelernt, es heißt: „Die Menschheit soll fortwährend daran arbeiten, einzelne große Menschen zu erzeugen, und dies und nichts anderes ist ihre Aufgabe." Daraus ergibt sich die Frage an den einzelnen: „Wie erhält dein Leben den höchsten Wert, die tiefste Bedeutung? wie ist es am wenigsten verschwendet?" und die Antwort darauf lautet: „Gewiß nur dadurch, daß du zum Vorteile der seltensten und wertvollsten Exemplare lebst, nicht aber zum Vorteile der meisten, d. h. der einzeln genommen wertlosesten Exemplare." Eben deshalb verurteilt Nietzsche unsere Kultur, weil sie diese Aufgabe, den Genius zu erzeugen, nicht erkennt und anerkennt. Schuld daran ist die Selbstsucht der Erwerbenden, der Wissenschaft und ihrer Diener und vor allem des Staates mit seinem Streben nach möglichster Ausbreitung und Verallgemeinerung der Kultur; denn nicht auf die Masse und die Allgemeinheit, sondern auf den einzelnen kommt es an. Positiv aber gilt es, diesen Genius als das zu erzeugende Ziel der Kultur in plastischer Anschaulichkeit vorzuführen; und so schildert denn Nietzsche den Menschen Rousseaus mit seinem revolutionären Drang zur Natur und mit der Gefahr Katilinarier zu werden; den Menschen Goethes, den beschaulichen Menschen im hohen Stil, eine erhaltende und verträgliche Kraft, aber mit der Gefahr zum Philister zu entarten; und nun zum Dritten — nicht, wie man erwartet, den homme d'action, wobei es in den siebziger Jahren nahe lag an einen ganz bestimmten zu denken, sondern, nach seinen subjektiven Bedürfnissen und Neigungen zurechtgemacht, den Menschen Schopenhauers, der ein Denker, ein Künstler und, weil er am Leben leidet und vom Leben erlösen soll, ein Heiliger sein muß. Damit ist uns der Weg zur wahren Kultur gewiesen, er heißt: „die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und außer uns zu fördern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten".

Der andere „Erzieher" der Deutschen sollte Richard Wagner sein. Aber in dem Augenblick, wo Nietzsche den Hymnus auf diesen fertig hatte, kam der Bruch, der Hymnus ward zur Absage an ihn und zum Abschied von ihm. In diesen Sturz wird auch Schopenhauer mit hineingezogen, und nun folgt ganz jählings die positivistische Umkippung Nietzsches. Der früher als Mörder der Tragödie und als Plebejer hart gescholtene Sokrates steigt mit einemmal im

Werte, selbst die Geschichte und mit ihr die Tugend der Bescheidung und der Besonnenheit wird gepriesen, dagegen treten Genie und Kunst als minderwertig zurück. Der tüchtige Handwerkerernst ist mehr wert als natürliche Begabung und angeborenes Talent, Fleiß mehr wert als Genie. An große und überlegene Geister zu glauben ist nicht notwendig und hat etwas von Aberglauben an sich; wer gar an sein eigenes Genie glaubt, verfällt einem fast wahnsinnigen Fatalismus, wie Napoleon I., der dadurch seines Schnell- und Scharfblicks beraubt und seinem Untergang entgegengetrieben wurde. Höher als die Kunst und als alles Dionysische steht nur die gemäßigte Zone der Wissenschaft: „man hat dem Christentum, den Philosophen, Dichtern, Musikern eine Überfülle tief erregter Empfindungen zu danken: damit diese uns nicht überwuchern, müssen wir den Geist der Wissenschaft beschwören, welcher im ganzen etwas kälter und skeptischer macht und namentlich den Glutstrom des Glaubens an letzte endgültige Wahrheiten abkühlt." Jetzt ist das Ziel der Kultur nicht mehr die Erzeugung des künstlerischen Genies, sondern die Erkenntnis der Wahrheit.

Doch diese neue Phase war für Nietzsche nur Übergang, war nur Vordergrundsphilosophie; mitten in dieser zweiten Periode ist eine dritte schon im Anzug. Dabei hilft ihm der Positivismus über sich selbst hinaus: alles Erkennen ist ja nur individuell und relativ, die Welt nur Vorstellung; somit gibt es keine Wahrheit, kein wirkliches Wissen. Auf diese Weise erwehrt sich Nietzsche alsbald wieder der Tyrannei des Wahren, das Erkennen hat nur Wert, soweit es die Schönheit der Welt mehrt und alles, was da ist, sonniger macht. Wieder sind wir damit bei dem künstlerischen Tun und der Kunst, aufs neue sehnt er sich nach den Dichtern als den „Astronomen des Ideals" und als den Sehern, die uns von „purpurglühenden Sternbildern und ganzen Milchstraßen des Schönen" zu erzählen wissen; und mit Gefühl und Affekt, mit Trieb und Instinkt kommt auch das Genie wieder obenauf. So vollzieht sich eine neue Umkippung, die zugleich etwas wie Rückkehr ist, die Zarathustraperiode Nietzsches steht der ersten dionysischen weit näher als der zweiten positivistischen.

Zarathustra war der Stifter einer Religion der Lebensförderung und der Tatkraft. Das ist er auch in der unvollendet gebliebenen Dichtung Nietzsches „Also sprach Zarathustra". Verkündigen soll er die Lehre des altgriechischen Mystizismus, die Nietzsche als Philologe gekannt hat und die ihm nun doch aufgeht wie eine neue Offenbarung, die Lehre von der Wiederkunft des Gleichen: „Dieses Leben, wie du es jetzt lebst und gelebt hast, wirst du noch einmal und noch unzählige Male leben müssen; und es wird nichts Neues daran sein, sondern jeder Schmerz und jede Lust und jeder Gedanke und Seufzer und alles unsäglich Kleine und Große deines Lebens muß dir wiederkommen, und alles in derselben Reihe und Folge — und ebenso diese Spinne und dieses Mondlicht

zwischen den Bäumen, und ebenso dieser Augenblick und ich selber. Die ewige Sanduhr des Daseins wird immer wieder umgedreht — und du mit ihr, Stäubchen vom Staube." Vor einer solchen Wiederkehr und Wiederholung seines Lebens graute aber diesem Mann der Schmerzen und des Leidens; gerade für die Edleren und Feinempfindenden, die am Leben leiden, ist dieser Gedanke „zunächst zerdrückend"; denn um sein Leben wieder leben zu wollen, muß man es ganz besonders lieb haben und hochhalten, und das ist Sache des „Gesindels, das kalt und ohne viel innere Not" ist, oder Sache der ganz Gesunden und Robusten, der Lebensfrohen und Glücklichen. Nietzsche aber war nicht gesund und stark, er litt am Leben und war krank. Allein just deswegen tut er sich Gewalt an, als eine Feigheit erscheint es ihm, an diese Lehre nicht glauben zu wollen; und so glaubt er hinfort mit Leidenschaft an das, was ihm Leiden schafft. Um das zu können, um wieder und immer wieder leben zu wollen, nicht bloß wieder leben zu müssen, muß er jedoch das Leben erst umschaffen; und wie er nichts halb tut, so macht er nun das Menschenleben nicht nur lebenswert, sondern sofort auch göttlich, die Apotheose des Lebens und des Menschen wird ihm Bedürfnis.

Hier setzt die Lehre vom Übermenschen ein, die also für Nietzsche zunächst nur Auskunftsmittel und Trost, nur eine Art Hilfshypothese gewesen und erst allmählich mit seinem Eigensten erfüllt zu selbständiger Bedeutung herangewachsen ist. Zwei oder gar drei Auffassungen des Übermenschen finden sich bei ihm: eine darwinistisch-naturalistische — der Übermensch als Überart; hier gilt das Wort: „der Mensch ist kein Ende"; und eine zweite mehr persönliche, die der Denkweise Nietzsches, seinem Aristokratismus und — seiner Ungeduld besser entsprach und an den früheren Gedanken, daß das Genie und seine Hervorbringung das Ziel der Kulturentwicklung sei, anknüpfen konnte: nicht um eine Überart handelt es sich, sondern um den exzeptionellen und genialen Ausnahme- und Einzelmenschen inmitten der bestehenbleibenden Menschenart und um die Züchtung und Schöpfung solcher Menschen aus dieser unserer Menschenart heraus. Hier gilt das Wort: „der Mensch ist ein Ende"; „nicht was die Menschheit ablösen soll in der Reihenfolge der Wesen, ist das Problem, das ich hiermit stelle, sondern welchen Typus Mensch man züchten soll, wollen soll, als den höherwertigen, lebenswürdigeren, zukunftsgewisseren". Aber dabei noch einmal eine Verschiedenheit. Zunächst redet er auch hier wieder ganz naturalistisch von der Züchtung eines neuen Adels, eines vornehmeren Menschenschlags, die Ehe wird dafür in Anspruch genommen: „nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf: dazu helfe dir der Garten der Ehe". Dieser neue Adel bildet eine Kaste, auf Blut und Abstammung kommt es an. Solche Edelmenschen waren im Altertum die Adeligen in Megara, die Theognis als die „Gu-

verherrlicht, in der Neuzeit sind es gewisse Herrschergeschlechter, wie Napoleon I. der Abkömmling von Herrschernaturen der Renaissance auf Korsika gewesen ist, oder wie die Herrengeschlechter in der Mark es sind, in denen „die blonde Bestie" gelegentlich wieder hervorbricht, die sich aber eben dadurch als die von Natur Vornehmeren und Besseren ausweisen. Allein schließlich streift er auch diesen Rest von Naturalismus vollends ab. „Gezüchtet, gewollt, erreicht ist vielmehr das Haustier, das Herdentier, das kranke Tier Mensch, der Christ"; der Übermensch dagegen ist ein Glücksfall, „ein fortwährendes Gelingen einzelner Fälle an den verschiedensten Stellen der Erde und aus den verschiedensten Kulturen heraus"; und gemeint sind damit nicht sowohl ganze Geschlechter, Stämme oder Völker, als vielmehr große Einzelne, Ausnahmemenschen, Genies. Von diesen heißt es in der Götzendämmerung: „große Männer sind wie große Zeiten Explosivstoffe, in denen eine ungeheure Kraft aufgehäuft ist; ihre Voraussetzung ist immer, historisch und physiologisch, daß lange auf sie hin gesammelt, gehäuft, gespart und bewahrt worden ist, — daß lange keine Explosion stattfand. Ist die Spannung in der Masse zu groß geworden, so genügt der zufälligste Reiz, das Genie, die Tat, das große Schicksal in die Welt zu rufen. Was liegt dann an Umgebung, an Zeitalter, an Zeitgeist, an öffentlicher Meinung!" Und nun wieder: „der große Mensch ist ein Ende; die große Zeit, die Renaissance z. B. ist ein Ende. Das Genie — in Wort und Tat — ist notwendig ein Verschwender: daß es sich ausgibt, ist seine Größe".

Doch noch fehlt die Hauptsache, der Inhalt des Begriffs vom Übermenschen. Ihn bestimmt der Philosoph, der kein Mann der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit, kein historischer Mensch, sondern ein Künstler und ein Schaffender ist. Schon in seiner ersten Periode hatte Nietzsche dem Philosophen die Aufgabe zugewiesen, „auf die Verbesserung der als unveränderlich erkannten Seite der Welt loszugehen"; jetzt bezeichnet er es als seine Aufgabe, Werte zu schaffen: „die eigentlichen Philosophen sind Befehlende und Gesetzgeber, sie sagen: so soll es sein, sie bestimmen erst das Wohin und Wozu des Menschen, sie greifen mit schöpferischer Hand nach der Zukunft, ihr Erkennen ist Schaffen, ihr Schaffen ist eine Gesetzgebung, ihr Wille zur Wahrheit ist Wille zur Macht". Hier liegt der tiefste Gegensatz Nietzsches zu Hegel und dessen weit bescheidenerer Auffassung von der Philosophie und ihrer Aufgabe, ihr Grau in Grau zu malen, wenn eine Gestalt des Lebens alt geworden; hier auch die Beziehung zu gewissen philosophischen und theologischen Tendenzen der neuesten Zeit: auch Nietzsches Philosophie ist eine Philosophie der Werte und eine Theologie des Wünschens.

Vor allem auf moralischem Gebiet soll sich die umwertende Schöpfermacht des Philosophen bewähren. Nietzsche ist Psychologe und Moralist — oder viel-

mehr „Immoralist"; denn die Wertschätzungen der freien Geister sind denen entgegengesetzt, die heute Maß und Gewichte sind. Also Immoralist: aber nicht in dem Sinn, als ob er alle moralischen Werte abschaffen wollte, im Gegenteil — der alten asketischen Moral stellt er ausdrücklich eine andere, neue und vornehmere, die Moral des Willens zum Leben und zur Macht entgegen. Darin zeigt sich der unhistorische, an die Sophistik und an die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts erinnernde Zug in seinem Denken: Sitte, Sittlichkeit, Recht, Staat, Religion sind ihm nicht Produkte einer vieltausendjährigen Entwicklung, sondern Werke der Willkür einzelner, die alte Moral mit ihren asketischen Idealen ist das Werk der Priester, der Philosoph im Gegensatz zu ihnen der Schöpfer neuer Ideale. Ein völliger Bruch mit dem Alten ist daher möglich, ein völlig neuer Anfang ist nötig; dazu bedarf es eines „cäsarischen Züchters und Gewaltmenschen der Kultur", und das ist der Philosoph, ist Zarathustra-Nietzsche. So wächst er selbst zum Übermenschen heran, und die Rolle, die er sich als Philosophen zuweist, entspricht durchaus dem Größen- und Höhengefühl, das sich an der Zarathustrafigur berauscht und schließlich zum Größenwahn gesteigert hat.

Kraft dieses philosophischen Schöpferrechtes nimmt er nun die Umwandlung aller Werte vor. Das Moralproblem hatte ihn schon in seiner zweiten positivistischen Periode lebhaft beschäftigt; damals hatte er im Zusammenarbeiten mit seinem Freund Rée der Geschichte der moralischen Empfindungen im Sinne der englischen Moralisten nachgespürt und eine Zeitlang dem Utilitarismus in der Ethik das Wort geredet. Aber diese englische Moralphilosophie war ihm bald zu „zeitgemäß", sie fand eben damals auch in Deutschland mit ihrem Prinzip des größtmöglichen Nutzens möglichst vieler zahlreiche Anhänger; auch war sie ihm als Sozialeudämonismus zu altruistisch und sozialistisch, zu sehr auf die Masse, auf die Vielzuvielen zugeschnitten, zu demokratisch. Ihm war es nicht um alle oder um viele, sondern um einzelne zu tun, er kämpfte den Kampf um den einzelnen und den Kampf gegen das Herdentier. Dabei war der erste Gegner, auf den er traf, der Sozialismus. In diesem Gegensatz ist sich Nietzsche — bei ihm eine Seltenheit! — immer gleichgeblieben; und was er an ihm bekämpfte, war immer dasselbe, die Gleichmacherei. Sein Kampf gilt also dem Demokratischen und Liberalen daran: — Nietzsche ist „antiliberal bis zur Bosheit". Im Zarathustra kommen die Prediger der Gleichheit als „Taranteln" besonders schlecht weg: „die Menschen sind nicht gleich, so redet ihm die Gerechtigkeit"; „Pöbel-Mischmasch" nennt er das Ideal des Sozialismus; ihm, der sich als höherer Mensch fühlte, mußte die Nichtanerkennung der geistigen Arbeit, ihm als Individualisten die Abweisung der Ansprüche des Individuellen im Menschen besonders unsympathisch sein. Für alles andere an dieser Bewe-

gung hatte er kein Auge: weder ihre Ursachen noch ihre Ziele kannte er wirklich oder bemühte sich, sie zu verstehen, und so entging ihm völlig, wieviel Kampf um den einzelnen, wieviel „Pathos der Distanz" von unten angesehen auch in ihr steckt. Verständnislos und roh meinte er, man hätte vielmehr eine Art von Chinesen züchten sollen, eine neue Art von Arbeitssklaven, und klagte, daß man statt dessen die Dummheit begangen habe, den Arbeiter militärtüchtig zu machen und ihm das Koalitionsrecht und das politische Stimmrecht zu geben. So hat er für den „Notschrei" der Arbeiterwelt um ein menschenwürdiges Dasein kein Ohr gehabt. Wahrhaft grotesk aber ist das Mißverständnis, daß ihm Sozialismus und Anarchismus zusammenfallen und er sich über den letzteren ganz besonders erbost. Denn genau so weit, als er vom Sozialismus abrückt, so nahe kommt er selber dem Anarchismus. Für den Staat von heute hat Nietzsche kaum ein gutes Wort, das neue Deutsche Reich überhäuft er mit Bosheit, Hohn und Spott; „wir guten Europäer" wollen nichts von nationalen Unterschieden mehr wissen, und an Königen — „was liegt noch an Königen"! Im Ecce Homo häufen sich die Beschimpfungen der „Herrn Germanen" bis zur unglaublichsten Geschmacklosigkeit und Roheit, die einem Deutschen, der freilich lieber Pole sein wollte als Deutscher, nur eben als krankhaft verziehen werden können. Die Verbrecher, die ihm anfangs als ataviſtische Menschen erschienen waren, werden ihm nun zu krank gemachten starken Menschen oder zu starken Menschen unter ungünstigen Bedingungen, ihre Tugenden sind von der Gesellschaft als Verbrechen gestempelt. Das trifft genau auf das Anarchistenbewußtsein zu; und dennoch sind ihm diese eine üble Rotte und hassenswerte Gesellen. Hier liegt ein Widerspruch. Dem gegenwärtigen Staat mit seinem demokratischen Tropfen Öls gegenüber mußte Nietzsche auf die Seite der Anarchisten und kühnen Katilinarier treten, er mußte ihn durch sie regieren lassen; allein dem widerstrebte seine vornehme Natur, ihm graute vor diesen „Kanaillen", das im Anarchismus steckende Prinzip der Gleichmacherei widerte ihn an. Und letzten Endes war auch wirklich nicht die Anarchie, sondern die Herrschaft (ἀρχή) der Starken und Mächtigen, sei es in der Form einer Aristokratie und herrschenden Kaste von höheren Menschen oder als Tyrannis, als Kraft- und Gewaltherrschaft eines Cesare Borgia oder Napoleon I. oder als Beherrschung der Massen durch „führende Geister" und Genies das Ziel seiner Gedanken.

Dem entspricht die Moral dieses Immoralisten. Im Gegensatz zur Schopenhauerschen Mitleidsmoral und zum englischen Utilitarismus erklärt er, das Urteil „gut" rühre ursprünglich nicht von denen her, denen Güte erwiesen werde und nützlich sei; vielmehr seien es die Guten selbst gewesen, d. h. die Vornehmen und Starken, die Mächtigen und Höheren, die sich selber, ihre Art und ihr Tun als gut, als ersten Ranges eingeschätzt haben im Gegensatz zu allem

Niedrigen, Niedriggesinnten, Gemeinen und Pöbelhaften. Der Instinkt für den Rang, das Pathos der Vornehmheit und der Distanz habe die Werte bestimmt und den Gegensatz von gut und schlecht aus sich hervorquellen lassen. Der Grundtrieb der Moral sei der Wille zur Macht. Die Mächtigen und zum Herrschen Geborenen aber sind, wir wissen das schon, bald eine ganze Rasse — die Griechen im Gegensatz zu den Barbaren, die Römer im Gegensatz zu den Semiten, die Germanen im Gegensatz zu einer prähistorischen Urbevölkerung Europas, auf deren Grunde das Raubtier, die blonde Bestie nicht zu verkennen ist; bald sind es herrschende Einzelne, geniale Menschen, Napoleon I. z. B., „dieses fleischgewordene Problem des vornehmsten Ideals an sich, Synthesis von Unmensch und Übermensch", bei dem für Mitleid kein Platz ist. Daneben steht endlich im Zarathustra ein dritter, feinerer und vergeistigterer Typus: Macht gewinnt nur, wer seiner selbst mächtig ist, Härte und Strenge gegen sich übt und durch fortgesetzte Selbstüberwindung, also durch Leiden hindurchgegangen ist; die Grausamkeit ist hier nur eine besondere Art von Mitleid: „was fällt, das soll man auch noch stoßen"!

Gegen diese Kraft- und Gewaltmenschen haben sich nun aber die Vielzuvielen erhoben: das war „der Sklavenaufstand in der Moral", der mit den Juden seinen Anfang genommen und im Christentum sich siegreich fort- und durchgesetzt hat. Die Träger sind auch hier wieder entweder besondere Stämme und Rassen wie die Juden, oder eine besondere, freilich teilweise auch auf Rassenunterschiede zurückzuführende Kaste wie die Tschandalas in Indien oder endlich, wie die ersten Christen, die kleinen Leute, die sozial-Geringen und Minderwertigen, auch der Bauernsohn und Plebejer Luther gehört hierher. Und noch ein Gesichtspunkt spielt herein: die Vornehmen sind auch die physisch Starken, die Kräftigen und Gesunden; folglich erscheinen ihnen gegenüber die Schlechten als die Schwächlichen und Kranken, als die physisch und psychisch Entarteten, als Dekadenten. Während aber diese Unvornehmen im Gegensatz zu den Aristokraten oder Guten wirklich „die Schlechten" sind, gelten ihnen jene kräftig Wollenden und sich Durchsetzenden als „die Bösen". Die Kleine-Leute-Moral hat den Gegensatz von gut und schlecht umgeschaffen in den von gut und böse und damit erst das Böse in die Welt gebracht. Böse im Sinne dieser Moral ist „eben der Gute der andern Moral, der Vornehme, der Mächtige, der Herrschende, nur umgefärbt, nur umgedeutet, nur umgesehen durch das Giftauge des Ressentiment". Das ist die große Umwertung der moralischen Werte, wie sie durch den Sieg des Pöbels, der Herde, der Sklaven vollzogen wurde: jetzt ist gut, was der Herde nützlich ist, und gut ist das Mittelmaß, als böse gilt, was d einzelnen über die Herde hinaushebt. Diese Verkehrung der moralischen W gilt es aufzuheben, eine neue Umwertung vorzunehmen; und es ist höchste Z

dazu, denn durch den Staat und sein Strafsystem, durch das Christentum und seine asketischen Ideale werden nicht nur die Starken als Verbrecher behandelt und angesehen, sondern sie verkümmern und ersticken in dieser schlechten Luft, in der drückenden Enge und Regelmäßigkeit der Sitte auch wirklich, sie stoßen sich wund an den Gitterstangen ihres Käfigs, sie werden selber schwach und krank und dekadent. Die Kultur macht krank! — das ist der Rousseausche Zug in Nietzsche; und diese Kultur ist eine wesentlich christliche, darum Ecrasez l'infâme! weg mit den Idealen der asketischen Moral des Christentums! — das ist die Voltairesche Stimmung, aus der heraus sein letztes schon ganz krankhaftes Werk „der Antichrist" geschrieben ist: er fühlt sich als Antichrist gegenüber dem Gekreuzigten, der er als Dionysos freilich auch wieder selber ist und sein will. Als glänzender Gegensatz zum Christentum aber erscheint ihm die Renaissance, — darin zeigt sich sein ästhetischer Aristokratismus; und über allem schwebt der Geist Zarathustras, der ganz persönliche und individuelle Geist Nietzsches, der selbst ein Dekadent sich nach jener Zeit der starken und vornehmen Adelsmenschen sehnt und den Übermenschen für die Zukunft verkündigt, dann aber in nervöser Ungeduld und grandiosem Größenwahn das alles dichterisch vorwegnimmt und sich plötzlich selber als diesen alles neu schaffenden Philosophen und Übermenschen fühlt.

Die Wirkung Nietzsches

Daß das einschlagen und wirken, daß diese Lehre vor allem die Jugend mit sich fortreißen mußte, versteht sich von selber. Im Staat, ganz besonders im deutschen Beamten- und Militärstaat liegt der Zug zu uniformieren; je stärker also der deutsche Staat seit 1866 und 1870 und in ihm der Geist des Militarismus und der Beamtenhierarchie und je stärker das Staatsbewußtsein in Deutschland geworden war, desto mehr schien durch ihn die Eigenart und das Recht der freien Bewegung des einzelnen gefährdet. Polizei und Staatsgewalt bedrohen bei uns die eigene Initiative, zur Selbsthilfe sind wir wenig geschickt oder gewillt, wir rufen sofort nach dem Staat und seinen Organen. Auch im politischen Liberalismus steckt eine starke antiindividualistische Tendenz: er ist der Hauptträger der demokratischen Strömung unserer Zeit, diese aber hat entschieden die Neigung zu nivellieren, neben der Freiheit steht die demokratische Gleichheit, das allgemeine Stimmrecht begründet, wo ihm keine andere Gewalt entgegenwirkt, Massenherrschaft und erdrückt das Recht der Minoritäten und noch mehr das der selbständigen einzelnen. Und nun gar der Sozialismus. Ich habe das Organisierende, Gliedernde, Differenzierende an ihm durchaus anerkannt; aber dem einzelnen wirkt er doch fraglos entgegen, mit seiner altruistischen Anschau-

ungsweise verlangt er von ihm Unterordnung unter das Ganze und Dienst am Ganzen. In der Sozialdemokratie verschmilzt sich damit noch das Prinzip der demokratischen Gleichheit, und in den in Arbeiterkreisen gemalten und für sie bestimmten Zukunftsbildern erscheint die sozialistische Gesellschaft wie ein großer gemeinsamer Arbeits- und Speisesaal, das Geistige und Innerliche, auf dem alle Eigenart beruht, kommt darin nicht zu seinem Recht. Und nach der gleichen Richtung hin wirkt die Kirche mit ihrem Traditionalismus, und der geschichtliche Sinn des Jahrhunderts überhaupt, der den einzelnen als Glied einer Kette betrachtet und willenlos in sie hineinschmiedet. Dazu nehme man noch die Massenanhäufung von Menschen in den tonangebenden Großstädten, die leichte Möglichkeit des Zusammenströmens der Menschen bei allen möglichen Anlässen durch die modernen Verkehrsmittel und die dadurch angebahnte Ausgleichung der Verschiedenheiten und Gegensätze,. die Verdrängung der Handarbeit durch die individuallose Fabrikware, der originellen Tracht durch die zwar ewig wechselnde, aber immer wieder alle Klassen und Stände gleichmachende Mode, des Dialekts durch ein verwaschenes Hochdeutsch, und man wird die Klagen über das Schablonenhafte, Uniforme und Monotone in unserer modernen Welt verstehen: es gibt keine Originale mehr, und was noch schlimmer ist, es gibt so wenig Individualitäten und individuelle Persönlichkeiten. Die Schopenhauersche Fabrikware der Natur, die Nietzscheschen Bildungsphilister, die Dutzendmenschen sind da und sie sind keine erfreuliche Gesellschaft.

Auch in der Theorie hat sich dieser Zug der Zeit niedergeschlagen und spiegelt sich wider — als die weitverbreitete und vielgepriesene Lehre vom Milieu. Neben und vor Hegel, der dieses Thema in der Phänomenologie behandelt, hat es, verwunderlich für die vielen, die ihn nicht kennen und nicht verstehen, der Individualist Schiller im „Verbrecher aus verlorner Ehre" ausdrücklich anerkannt und dann ebenso ausdrücklich im Prolog zum Wallenstein auf diesen seinen Helden angewendet, wenn er von ihm sagt:

Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen.

Nur hat er daneben immer auch gezeigt, wie sich das Milieu mit „der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele", der Notzwang der Begebenheiten mit dem aus seinem Charakter heraus handelnden Einzelnen verknüpfen kann und muß.

Was ein Mann kann wert sein, habt ihr nun erfahren

steht auch im Wallenstein! Aber doch erst im modernen Frankreich ist aus dem romanischen Geiste heraus nicht nur die unbestreitbare Bedeutung des Milieus erkannt, sondern nun auch alsbald seine Allwirksamkeit verkündigt und das Individuum von ihm erdrückt und verschlungen worden. Der Historiker Taine

hat dem den schärfsten Ausdruck gegeben, in der schönen Literatur ist Zola sein Hauptvertreter. Wie in Schillers Wallenstein hängt diese Betonung des Milieus auch hier zusammen mit dem Determinismus. Während aber von Schiller und Hegel neben der äußeren auch die innere Determiniertheit durch den Charakter durchaus anerkannt wird, ist dort der einzelne ganz nur ein Geschöpf des Milieus, in dem er steht, aus ihm heraus soll er restlos erklärt, von ihm ganz bestimmt sein, so daß für Eigenes nichts mehr übrigbleibt. Auch von der wissenschaftlichen Seite her ist diese deterministische Stimmung genährt worden: die Statistik ist antiindividualistisch, da sie mit Massen und großen Zahlen operiert und sich mit Durchschnittszahlen begnügt; daher muß sie, weil sie als „Wissenschaft von den sozialen Massen" Menschenmassen ins Auge faßt, von den individuellen Differenzen der die sozialen Gruppen konstituierenden Atome absehen. So macht sie als die Methode der Soziologie diese durchaus deterministisch. Freilich beweist die statistische Regelmäßigkeit auch in Fällen wie Selbstmord und Verbrechen den Determinismus nicht direkt; aber überraschend und erschreckend wie sie ist, verstärkt sie doch mit Recht den deterministischen Zug, der vor allem von naturwissenschaftlicher Seite her in unser Denken gekommen ist. Und auch der Philosoph glaubt seinem Kant und seinem Schopenhauer, daß in der Welt der Erscheinungen alles, auch jede einzelne menschliche Handlung determiniert sei; der Freiheit im Reich des Intelligibeln, in einer Hinterwelt also, noch eine Stelle zu lassen, erscheint dagegen den meisten heute als überflüssiger Luxus oder als bedenklicher Mystizismus. Weil sich aber der Determinismus vor allem auf die naturwissenschaftliche Betrachtung der Welt und des Menschen stützt, kommt ihm aus dem Darwinismus noch ein anderer Begriff zu Hilfe, der der Vererbung. Auch für ihn kann man sich auf Schiller, diesmal auf seine Braut von Messina, berufen. Was das Milieu als unmittelbar Gegenwärtiges nicht zu leisten und zu erklären vermag, das schreibt man auf Rechnung der Vergangenheit: zum Notzwang der Begebenheiten kommt das Fatum der Vererbung, die auch den letzten irrationalen Rest des Individuellen beseitigt, indem sie es aus dem Milieu der Vergangenheit erklärt und ableitet, in die der Mensch unentrinnbar hineingeschmiedet ist. So sind Milieu und Vergangenheit keine sich widersprechenden, es sind sich ergänzende Faktoren. Die Anwendung von alledem auf Soziologie, Geschichte, Kriminalistik ist klar; von seinem Einfluß auf die poetische Literatur wird noch die Rede sein; doch sei neben Zola als ganz besonders bedeutsam hier schon Ibsen genannt.

Unter dem Zeichen dieser Lehre von Milieu und Vererbung stand im Zeitalter des Sozialismus und Darwinismus die Welt, als Nietzsche kam und das hohe Lied vom einzelnen sang. Freilich Determinist war auch er, von Rasse

und Abstammung redete er nur zu viel; aber das stand bei dem Widerspruchsvollen nicht im Vordergrund, als Hauptsache hörte man aus dem Stimmengewirr seiner vielen Seelen doch nur das Eintreten für das Individuum heraus. Nun sagen heute namentlich viele der älteren: das brauchte es gar nicht; das haben wir schon von Schiller und Humboldt, von Goethe und Schleiermacher her gewußt; und überdies liegt ja der Individualismus als Egoismus und Wille sich auszuleben ganz von selbst schon in der Natur des Menschen und ist eher zu dämpfen als aufzurufen und zu stärken. Beides ist richtig. Allein jener ästhetische Individualismus unserer klassischen und romantischen Periode war untergegangen und verschüttet von dem Massenbewußtsein und Massengefühl der sechziger und siebziger Jahre, übertönt von den demokratischen Gleichheitsforderungen und den sozialistischen und kommunistischen Zukunftserwartungen. Und wenn sich das Ich im Leben ganz von selbst und nur zu sehr durchzusetzen pflegt, so handelt es sich hier nicht um ein beliebiges Ich, sondern vielmehr um das eigenartige Individuum und um das seiner selbst mächtige Ich. Auch darin hat freilich Nietzsche des Guten bald zu wenig, bald zu viel getan: zu wenig, wenn er diesen einzelnen naturalistisch faßte und sich an der blonden Bestie und ihrer Raubtiernatur ohne weiteres freute; zu viel, indem er nur das geniale und starke Ich, den höheren Menschen, den Übermenschen anerkannte und alle andern souverän als Sklaven seiner Herrschaft unterwarf. Gegen dieses Übermenschentum gilt doch das prophetische Wort Goethes:

Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Aber selbstverständlich, daß das klingende Wort vom Übermenschen die Jugend, die ja nie an einem Übermaß von Bescheidenheit leidet, wie ein Taumel und Rausch erfaßte, daß jeder Jüngling sich für ein Genie und damit für berechtigt hielt, den Herrn zu spielen und nach den Prinzipien der Herrenmoral zu leben. Und auch die moderne Frau sah in Nietzsche, trotz seines bösen Wortes von der Peitsche, die man zu ihr mitnehmen soll, für ihren Kampf um den einzelnen und um das Recht des sich Auslebens so etwas wie einen Führer und Erzieher und schwärmte echt weiblich um so mehr für ihn, je schlechter er sie behandelte.

Allein dieser Taumel wäre nicht so allgemein, die Nietzschebegeisterung nicht so epidemisch geworden, wenn nicht doch ein ganz Berechtigtes und Zeitgemäßes darin steckte, und das ist dem demokratischen und sozialistischen Zug der Zeit gegenüber der Anspruch des Individuums auf sich selber und die Notwendigkeit sich als solches zu behaupten und vor Vergewaltigung zu schützen. Der Kampf um den einzelnen war historisch berechtigt und er war notwendig ge-

Die Jugend — im Namen der Jugend hatte Nietzsche dereinst gegen den grauhaarigen und altmachenden Historismus der Zeit Protest erhoben — lehnte sich auf gegen das Netz, das man ihr mit Milieu und Vererbung, mit Tradition und Sitte vom ersten Tag an über den Kopf werfen wollte; die Romantik erhob noch einmal ihr Haupt und protestierte gegen die Prosa und Nüchternheit der statistischen Massenbeobachtungen und der abstrakten Durchschnittszahlen, gegen Durchschnittsbildung und Bildungsphilisterium; und Leben und Lebende legten Verwahrung ein gegen die vielfach zur Unwahrheit gewordenen asketischen Ideale unserer traditionellen christlichen Moral. Das mußte aber vollends einschlagen in einer Zeit, die einen Großen an der Arbeit gesehen und tatgeschichtlich erfahren hatte, was ein Mann kann wert sein. Daß hier Gegensätze und Widersprüche aller Art zusammentrafen und gegeneinander rangen, dafür war schließlich nicht sowohl Nietzsche, als vielmehr das Leben selber verantwortlich zu machen, das diese Elemente alle in sich vereinigte und für jedes sein Recht forderte.

Daß er aber für die Jugend und für die Frauen fin de siècle der große Rattenfänger wurde, das hatte noch einen andern Grund. Der Materialismus und der Positivismus hatten unser Denken verflacht, die naturwissenschaftliche Methode, so überaus geschickt und fein zur Erforschung äußerer Beziehungen sie ist, versagt dem geistigen Leben gegenüber vielfach den Dienst und kommt nicht in seine Tiefe. Das zeigt namentlich der Laboratoriumsbetrieb der experimentellen Psychologie. Auch die Philosophie mit ihren subtilen erkenntnistheoretischen Haarspaltereien behandelte den Menschen, als ob in seinen Adern nur „der verdünnte Saft von Vernunft als bloßer Denktätigkeit" rinne und vergaß über dem allein anerkannten Intellekt Instinkt und Trieb, Gefühl und Willen; ein Ganzes fand und gab sie nicht, sie suchte es nicht einmal mehr. Da kam Nietzsche, der große Psychologist und Symbolist, dem alles das nur Vordergrund ist, und ließ in der Tiefe der Seele Hintergründe und Abgründe, ließ Rätsel und Geheimnisse in Hülle und Fülle ahnen; als symbolistisches Werk hat der Zarathustra seinen größten Reiz. Und wie in die Tiefe, so führte er hinaus in die Weite: nicht ewig nur historisch rückwärts, sondern vorwärts ließ er den Blick schweifen in unserer Kinder Land, hinaus auf neue Entwicklungsmöglichkeiten. Damit kam er der im Sozialismus großgewordenen Vorliebe für utopistische Zukunftsbilder, der modernen Parusieerwartung entgegen, als Seher und Prophet befriedigte er das große Sehnen, von dem die in sich zerrissene Zeit erfüllt war. Ob dabei die Tiefe immer auch tief, die Entwicklungsmöglichkeit immer auch möglich war, darauf kam nicht so viel an, wenn die Menschen nur daran glaubten.

Endlich aber, Nietzsche war Dichter und Künstler. Philosophie in Form

eines symbolistischen Dichterwerks, in das man soviel hineindeuten und hineingeheimnissen, von dem man auch vieles nicht verstehen durfte, das war ein Neues und Interessantes. Dazu kam dann noch die Sprache des Zarathustrabuches. Nietzsche hat selbst darüber gesagt: „die Sprache Luthers und die poetische Form der Bibel als Grundlage einer neuen deutschen Prosa, das ist meine Erfindung". Aber wenn sie auch zuweilen an das Buch Hiob oder an das Hohelied anklingt, so ist sie doch auch wieder himmelweit davon verschieden, weil sie ganz modern ist, Nietzsche ist ein Böcklin in Worten. Doch auf das Wie kommt es uns hier nicht an, sondern nur überhaupt darauf, daß Nietzsche der schlotterigen Prosa gerade auch unserer Jungdeutschen das Gegenbild eines wirklichen „Stils" entgegengestellt hat. Daß er dabei auf Strauß als Gegner verfiel, war freilich ein groteskes Mißverständnis und nur zu erklären aus seinem Neid auf einen anderen Meister des Stils und aus der Unduldsamkeit des Dionysischen gegen die einfache Schönheit des Apollinischen. Nietzsche war ein Künstler der deutschen Prosa, gewiß, im guten, aber auch im schlimmen Sinn des allzu künstlich Pointierten und Raffinierten. Dieses souveräne Sprachgefühl mußte faszinieren und hinreißen, das Feingeschliffene und Pikante namentlich dort imponieren, wo dem überreizten Gaumen alles Einfache als langweilig und fad erscheint und deshalb auch das Einfachste in pikanter Sauce serviert werden soll. Und Nietzsche ist Aphorist, in der Art eines Montaigne und Larochefoucauld, eines Labruyere und Fontenelle, eines Vauvenargues und Chamfort: das war noch einmal etwas Neues und etwas ganz Zeitgemäßes. Unsere überhastige Zeit hat zum Durchlesen ernsthafter Bücher keine Zeit und keine Ruhe; da kamen ihr wie gerufen diese Bände voll feinzugespitzter Aphorismen, die man nur aufzuschlagen braucht, um immer ein Ganzes zu finden, um jeden Augenblick in ihnen blättern, sie aber auch jeden Augenblick wieder weglegen zu können. Auch hat der Aphorismus etwas Unverantwortliches und Souveränes, keine Vergangenheit und keine Zukunft, deshalb stellt er an das Durch- und zu Ende-Denken keine Ansprüche. Und so hat dann diese Art zu philosophieren bald auch viele Nachahmer gefunden; denn Aphorismen schnitzeln ist eine billige Kunst. Endlich, hinter dem allem stand bei Nietzsche eine interessante, durch ihr Schicksal geradezu tragische Persönlichkeit, die deswegen besonders reizte, weil sie sich in immer neue Masken hüllte und voll von Widersprüchen auch zum Widersprechen herausforderte; er selbst war ein Stück „Menschliches allzu Menschliches", er selber eine problematische Natur, der „Fall Nietzsche" noch interessanter als seine Bücher. Das Ecce Homo in seiner Mischung von Geisteskrankem und Geistesmächtigem, von Trivialem und Grandiosem, wozu auch sein grandioser Größenwahn gehört, ist der bezeichnende Ausdruck für diese seltsam schillernde Gestalt.

So wäre es ein Wunder gewesen, wenn der Unzeitgemäße nicht rasch zeitgemäß geworden und nicht alle Welt eine Zeitlang hinter ihm drein gelaufen wäre! Vor allem hoben ihn, wie schon gesagt, die Jugend und die Frauen, die immer ganz besonders gern nach dem Neuesten und nach dem Paradoxen greifen und denen das Evangelium der Eigenmacht und der Kraft imponiert, auf den Schild, begeisterte Verehrer und Verehrerinnen nahmen leidenschaftlich für ihn Partei und schrieben kritiklose Bücher zu seinem Ruhm, Reiseprediger voll Pathos und Weihe trugen seine Worte und Lehren weiter und unduldsame Nietzschepfaffen brüskierten die öffentliche Meinung, die nicht ebenso geistlos wie sie auf seine Worte schwört; und dazu kam von Weimar aus eine überaus geschickte und ganz skrupellose mise en scène, die bis in den Krieg herein keine Ruhe gab und immer neue Sensationen hervorrief. Dabei gerieten sich diese Nietzscheaner freilich selbst wieder in die Haare, schnitten einander in ihrem Fanatismus die wissenschaftliche und die bürgerliche Ehre ab und katzbalgten sich sogar würdelos vor den Gerichten herum. Schon Nietzsche hatte vor seinen ersten Jüngern Grauen empfunden und sie mit jenem Mut der Wahrheit, der an ihm das Beste und Größte war, „Gesindel" genannt. Aber es half ihm nichts: der Einsame, der am liebsten gegen den Strom schwamm, ist selbst ergriffen worden von dem breiten Strom der Mode und der Masse, und so ist sein vom Wahnsinn verzerrtes Bild nur immer verzerrter geworden; wozu auch gewisse zornige und über das Ziel hinausschießende Gegenschriften beigetragen haben. Erst wenn dieser Strom abgelaufen und der Korybantenlärm des Für und Wider verstummt ist, wird sich bestimmen lassen, ob er ein vorübereilendes Meteor und Irrlicht war oder ein Gestirn, das leuchtet, schwerlich wärmt.

Andere Vertreter des Individualismus

Angesichts der von Nietzsche ausgehenden individualistischen Reaktion gegen den Sozialismus erinnerte man sich nun aber auch, daß er nicht ihr einziger Bannerträger war, sondern daß diese schon vor ihm und neben ihm ihre Vertreter gefunden hatte. Man wies auf den Engländer Carlyle hin, den Nietzsche selbst, wie bereits erwähnt, einen „genialen Wirrkopf" genannt hat; daß er sich unter den Deutschen Jean Paul zum Muster genommen, spricht allerdings für die Richtigkeit dieses Urteils. Auch Romantiker war er, zu Novalis hatte er Beziehungen und unter Fichtes Schriften zogen ihn die spä-

teren stark romantisch und religiös gefärbten besonders an. Aber daneben war ihm doch für die Größe Friedrichs II. das Verständnis aufgegangen, weil Friedrich inmitten des nivellierenden Zuges seines rationalistischen Zeitalters ein einzelner und ein Held war; Carlyle aber predigte — Heroenverehrung. Daneben freilich war er vor allem Sozialist, vielen ist er gerade auf dem Weg zu dieser Weltanschauung zum Führer geworden. Im Sozialismus aber hat er wie kein anderer die individualisierende Tendenz erkannt, ganz richtig hat er ihn schon als einen Kampf um den einzelnen verstanden. Eben deswegen verwarf er das unpersönliche Verhältnis zwischen Arbeitern und Arbeitgebern und forderte, daß diese zu Hauptleuten für jene werden und so die Gesellschaft organisieren sollen; auch auf ein starkes soziales Königtum hat er gehofft. Die Hauptrolle fällt jedoch den Helden zu, und das sind in unserer Zeit Schriftsteller und Dichter, die der Welt die ewigen Wahrheiten in immer neuen Symbolen und Formen zu verkündigen haben; für sich selbst hat er dabei nur an die bescheidene Rolle eines Heldenverehrers gedacht.

Ebenso wie von England her Carlyle und von Amerika Emerson, gewann auch der Däne Sören Kierkegaard eine Zeitlang Einfluß und Anhänger bei uns. Mit Nietzsche zeigte er sich darin verwandt, daß ihm die Wahrheit nicht an sich wertvoll, sondern ähnlich wie dem modernen Pragmatismus überhaupt bloß wahr war, soweit sie Anweisung gibt für die Gestaltung des eigenen Denkens und Lebens; sie sollte ihm nur die Frage beantworten: wie kann ich als sittliche Persönlichkeit bestehen? „Seine Sensibilität für subjektive Wahrheit und ein brennendes Verlangen nach intensivem Leben" schreibt ihm daher sein Übersetzer Schrempf zu und bezeichnet seinen Egoismus in kühner Paradoxie als das Großartigste und Bedeutendste an ihm.

Von Deutschen sind Dühring und Lagarde zu nennen. Jener ist Positivist, die Wirklichkeit ist ihm allein real und vernünftig. Und auch Sozialist ist er, so sehr, daß er auf die Berliner Sozialdemokraten vorübergehend Einfluß gewann und Engels ihm im Parteiorgan ausführlich entgegentreten mußte. Aber den Wert des Lebens betont er stark, und für sich vollends ist dieser „Antirat" durchaus Individualist: das Recht des individuellen Denkens und des rücksichtslosen Aussprechens läßt er sich nicht verkümmern, mit Energie wacht er über das Eigentum seiner Gedanken und hält so viel auf sie, daß er darin an Nietzsches Größenwahn erinnert. Das führte ihn in Konflikt mit allem Offiziellen, mit seinen Kollegen an der Universität und mit den Parteiführern der Sozialdemokratie; dagegen sahen manche Studenten zu ihm als zu ihrem „Füh---" auf, und ebenso wurde er für eine Anzahl Arbeiter etwas wie der Stifter [illegible]r sozialistischen Sekte, in der neben viel Verehrung für den Meister freili[illegible]h viel kleinlicher Streit und Zank und viel gegenseitige Verunglimpfu[illegible]n

Schwange geht. Zugleich hielt er immer an dem Grundsatz fest, daß der Philosoph seine Philosophie darleben und durch seine Persönlichkeit bewahrheiten müsse.

Dühring ist aus seinen persönlichen Erlebnissen heraus zum Kulturkritiker geworden. Obwohl er den Pessimismus bekämpft und „Lebensmut" lehren will, kann man bei ihm von Entrüstungspessimismus reden. Darin und ebenso in seinem starken Selbstgefühl und in seinen antisemitischen Antipathien berührt er sich mit Lagarde, der Staat und Politik, Kirche und Schule und vor allem unsere deutsche Bildung schlecht und deshalb so flach fand, weil sie Massenbildung ist. Auch er ging mit Vorliebe seine eigenen Wege und schwamm mutig gegen den Strom. In der äußeren Politik erinnert sein Eintreten für eine „organische" Verbindung mit Österreich und für die Erwerbung eines erheblichen Kolonialbesitzes im Osten Europas oder in Vorderasien an die Phantasien von Carl Jentsch und an die romantischen Zukunftsbilder Naumanns. Im Innern verlangte er Befreiung von dem unwürdigen Possenspiel unserer Wahlen und unserer Volksvertretungen und einen Kaiser, der tatsächlich Kaiser sei; für die Kirche Organisierung der nicht-katholischen Religiösen zu vier deutsch-österreichischen freien Kirchen und eine Theologie, die wirklich der deutschen Religion die Wege zu weisen habe; und endlich drang er auf eine Neugestaltung des Unterrichtswesens in dem Sinn, daß Gymnasien und Universitäten zu Anstalten werden, an denen ernstlich unterrichtet werde. Dabei kehrten sich seine Geschosse bald gegen die Liberalen und die Juden, bald gegen die Stubengelehrten und ihren „Verschwörungsapparat", die Presse, oder gegen unsere Verwaltungsbeamten, die „als Studenten statt der Hörsäle Kneipen und Fechtböden besuchten und allerhand unseren Anschauungen widerlichen Sport betrieben, danach sich von irgendeinem oft wenig empfehlenswerten Zubläser für ihr Examen dressieren ließen, und schließlich durch ihre Familienverbindungen an Plätze gebracht wurden, auf denen sie sich nur durch die versteckte Hilfe der von ihnen verachteten Rotüre zu halten imstande sind". So wies er ganz richtig, aber voll Paradoxie und Übertreibung auf Schäden in unserem Volksleben hin: wir stehen nach ihm vor dem Bankerott, unser geistiges Kapital ist nahezu aufgebraucht; dagegen kann nur eines helfen, auf allen Gebieten „Ernst zu machen" und als einzelner sich für die Existenz, das Glück, die Zukunft des Ganzen in jedem Augenblick seines Lebens verantwortlich zu fühlen.

Als dritter gehört weiter Schrempf hierher, der von Kierkegaard ausgegangen ist und an diesem, wie gesagt, vor allem den „Egoismus" groß gefunden hat; an Pontoppidans Romanfigur „Hans im Glück" erinnert dieser schwache Querkopf wirklich. Als Pfarrer litt er daran Schiffbruch, daß ihm, ganz im Gegensatz zu einer oben zitierten Äußerung von Strauß, nichts an der Ge-

meinde, alles nur an seiner eigenen sittlichen Persönlichkeit gelegen war. Diese fand er durch das Amt und das kirchliche Bekenntnis und die damit verknüpfte Unwahrhaftigkeit gefährdet: „das Opfer der Persönlichkeit zu bringen dafür gibt es niemals einen zureichenden Grund"; „der wirkliche Dienst gegen die Gemeinschaft besteht immer nur darin, daß der einzelne sich als Persönlichkeit behauptet, vertieft, ausweitet". Darum trat er in seiner Zeitschrift „Die Wahrheit" immer aufs neue für die Persönlichkeit und den einzelnen ein, und gab schließlich lieber die Redaktion auf, als er merkte, daß er auch als Redakteur so wenig wie als Pfarrer solus ipse bleiben könne und dadurch in Gefahr gerate, wenn auch nur den Schein seiner „Einzigkeit", seiner Subjektivität und Eigenart preisgeben zu müssen. Und schließlich sehen wir ihn in seinem Buch „Menschenlos", offenbar aus persönlicher Lebensnot heraus, sogar an den Fesseln der Ehe rütteln und verzweiflungsvoll rufen: „Ich lebe nicht; ich werde gelebt!" Bei ihm handelt es sich wie in seiner Streitsache mit dem württembergischen Konsistorium, das ihn absetzte, so auch in seinem Vortrag auf dem Kongreß für freies Christentum immer um dieselbe eine große Frage des Jahrhunderts: auch er kämpft den Kampf um den einzelnen, während der über den „Fall Schrempf" ausgebrochene Harnackische Apostolikumsstreit nur die Orthodoxie wieder an der Arbeit zeigte und ganz interesse- und belanglos war: — eadem, sed aliter!

Um alle diese Männer aber bildeten sich Kreise von Verehrern und Anhängern, bei Schrempf konnte es sogar eine Zeitlang scheinen, als wolle er als schwäbischer Sektenstifter eine förmliche Gemeinde um sich scharen. Und in allen diesen Kreisen pocht man auf das Recht der Individualität und fühlt sich der Masse gegenüber nicht ohne einen Zug von eitler Selbstbespiegelung als eigenartige und eben darum als höhere Persönlichkeit.

In diesem Sinn sind auch die Fälle „Jatho" und „Traub" hierher zu zählen. Die beiden selbst sind freilich keine Individualisten, wie Schrempf oder Lagarde. Jatho war zwar eine gewinnende Persönlichkeit, an der seine Gemeinde in Köln leidenschaftlich hing, aber es fehlte ihm alle Originalität oder vielmehr schon deren Voraussetzungen: die Geschlossenheit einer Weltanschauung und die Klarheit der Gedanken über eine solche. Traub gehörte zu den Freunden der Hilfe, war also sozial, nicht individualistisch gerichtet, und dann ist auch er aus einem National-Sozialen mit Naumann zum fortschrittlichen Volksparteiler geworden, der zwar durch seine Wochenbetrachtungen in der Hilfe den alten Zusammenhang mit der früheren christlichen „Stimmung" noch einigermaßen aufrecht hielt, aber wie sein Meister doch immer mehr zum Nurpolitiker und Parteimann geworden ist. Aber sie beide haben, Jatho mehr passiv durch sein Schicksal, Traub mehr aktiv als Agitator, das große Problem: allgemeine La

deskirche oder individuelle Kirchengemeinde? ins Rollen gebracht. So lange es eine Landeskirche gibt, muß es auch gewisse Bedingungen geben, unter denen ein Geistlicher noch zu ihr zu rechnen ist. Nun wäre es das Naturgemäße und Erfreulichste, wenn jeder Geistliche, der diese Bedingungen nicht mehr einzuhalten vermag, selber die Konsequenzen zöge, aus der Landeskirche ausschiede und sein geistliches Amt freiwillig aufgäbe. Allein der Fall Kalthoff in Bremen hat gezeigt, daß dieser religiöse Takt nicht allgemein vorausgesetzt werden kann. Und da nun der preußischen Kirchenbehörde Jatho jene Bedingungen nicht mehr zu erfüllen schien, so wurde er 1911 seines Amtes entsetzt und ein Gesetz „betreffend das Verfahren bei Beanstandung der Lehre von Geistlichen" erlassen, worin bestimmt wurde, „daß ein Geistlicher, der in seiner amtlichen oder außeramtlichen Tätigkeit mit dem Bekenntnis der Kirche dergestalt in Widerspruch getreten ist, daß seine fernere Wirksamkeit innerhalb der Landeskirche mit der für die Lehrverkündigung allein maßgebenden Bedeutung des in der Heiligen Schrift verfaßten (sic!) und in den Bekenntnissen bezeugten Wortes Gottes unvereinbar ist", für ein weiteres Wirken in der Kirche durchaus ungeeignet sei. Und für künftige Fälle von „Irrlehren" wurde ein „Spruchkollegium" eingerichtet, das über sie zu entscheiden hat. Daß jene Fassung des Irrlehrengesetzes kautschukartig unbestimmt und die Entscheidung ganz von der Willkür und zufälligen Zusammensetzung des Spruchkollegiums abhängig ist, liegt auf der Hand. Darin hatten die „Freunde evangelischer Freiheit" in den Rheinlanden durchaus recht; und ebenso bewies die Amtsentsetzung Jathos in Köln und die von Traub in Dortmund, wie dadurch wertvolle Bande zwischen einem beliebten Geistlichen und seiner Gemeinde mit grausamer Hand durchschnitten werden können. Demgegenüber traf daher Traub mit seiner lauten Agitation gegen die Landeskirche vielfach das Richtige. Aber ob mit ihrer Beseitigung nicht noch weit wertvollere Güter vernichtet und weit notwendigere Bande durchrissen würden, diese Frage ließ sich doch nicht so leichten Herzens abweisen und verneinen.

So lag die Frage zwischen der individuellen Selbständigkeit der Einzelgemeinde und dem traditionellen Recht der Landeskirche, für die Zugehörigkeit zu ihr gewisse Grenzen festzusetzen, vor dem Krieg ungelöst und unentschieden unter uns da. Der Krieg, der dem staatlichen Individualismus den schwersten Stoß versetzt hat, konnte diese Frage ihrer Lösung kaum näher bringen. Die Landeskirche wird jedoch gut tun, dem Krieg die Lehre zu entnehmen, daß sie nur als Volkskirche sich behaupten und die Menschen für sich gewinnen kann, und daß sie den Individualismus nur dadurch überwindet, daß sie ihn in sich aufnimmt und denjenigen kirchlichen Richtungen in ihrem Schoß weitgehendste Duldung gewährt, den Begriff der „Irrlehre" aber nur im äußersten

Notfall aus der Scheide zieht und ihn in Fällen wie dem von Jatho oder Traub, so lange solche Männer selber noch Wert auf ihre Zugehörigkeit zur Kirche legen, ruhig in dieser Scheide stecken läßt.

Die Fragen der Schulreform

Am meisten leistete dem individualistischen Aufgebot die Jugend Heeresfolge. In ehrlicher Heroenbegeisterung schwärmte sie für Bismarck und brachte ihm am 1. April 1895 jene große schöne Huldigung in Friedrichsruh dar; aber auch Treitschke gewann sich bei ihr fanatische Anhängerschaft; und schließlich glaubte sie vor allem in Nietzsche ihren „Erzieher" gefunden zu haben.

Ein Kritiker der Kultur ist dieser gewesen, die Bildung und die Zukunft unserer Bildungsanstalten lag ihm am Herzen. Erziehungsfragen beschäftigten auch Lagarde, und zu Ende der achtziger und bei Beginn der neunziger Jahre wurden sie einen Augenblick zu der brennenden Frage des Tages überhaupt. Und zwar handelte es sich in dem, was man den Kampf um die Schulreform nennt, zunächst nicht um die Kinder des Volks und ihre Schulen, sondern um die höheren Schulen und um die Kinder der oberen Stände. Das deutsche Gymnasium in seiner gegenwärtigen Gestalt ist aus der neuhumanistischen Bewegung hervorgegangen, ist in Preußen ein Kind der großen Reformen von 1808, damals hat ihm Wilhelm von Humboldt die Richtung, Johannes Schulze seine utraquistische Form gegeben. Aber noch bei dessen Lebzeiten erfolgten heftige Angriffe auf dieses sein Werk. Vom Süden her erklärte sich in den zwanziger Jahren der Bayer Fr. Thiersch gegen „die neue Lehrweisheit in Preußen oder die gleichmäßige Steigerung des klassischen und realistischen Unterrichts" und tadelte daran zweierlei: einmal den Zweck, wonach die Schule „als Teil der Staatsmaschine betrachtet und darauf beschränkt werde, dem Staat die nötige Anzahl Diener des Altars sowie der Gesetz- und Heilkundigen und dergleichen zu liefern", andererseits die Gefahr der Überladung, Überspannung und Überbürdung „bei der alle Glieder der Schule durchdringenden Aufregung und Anspannung, welche durch eine ununterbrochene und das einzelne der Schule umfassende Oberaufsicht getrieben und durch die strengste Kontrolle der Abiturientenprüfungen im Schwunge gehalten werde"; in diesem „dampfmaschinenähnlichen Getriebe", in dem die realistischen Fächer mit den klassischen Sprachen „in gleicher Linie, Stärke, Bedeutsamkeit" erscheinen, sei Preußen im Beg die wahre Bildung zu verlieren. Und kurz darauf kam dann von medizinis Seite her der zweite Angriff: Lorinsers Aufsatz „zum Schutz der Gesu-

in den Schulen" vom Jahre 1836 bezeichnete die Vielheit der Unterrichtsgegenstände und der Unterrichts- und Arbeitsstunden als eine große Gefahr für die Gesundheit der Jugend.

Noch wurde der Sturm abgeschlagen. Aber schon 1848 kam ein neuer. Hermann Köchly fand, wie schon erzählt, noch zu wenig Realistisches und zu viel lateinischen Formalismus in unseren Gymnasien, diese müssen mit den Bedürfnissen der Zeit in Einklang gebracht werden. Da er zu dem klassischen Altertum nicht mehr so intim stand wie die Neuhumanisten, sondern dem Geiste des Jahrhunderts entsprechend sich lediglich historisch dazu verhielt, so wollte er im Jahre der großen deutschen Nationalerhebung das Deutsche in den Mittelpunkt gestellt wissen und daran die andern Bildungsmittel sich anschließen lassen: so nur komme man zu einem modern-universellen Bildungsprinzip. Allein wie so vieles in diesem Jahr der Anläufe und Ansätze war auch das zunächst pro nihilo, die Reaktion ließ alles beim alten. Dagegen erhielten alsbald nach Beginn der neuen Ära unter der Regentschaft des Prinzen Wilhelm endlich auch die Realschulen, die man in den Reaktionsjahren wegen ihres Zusammenhangs mit den Naturwissenschaften des Materialismus verdächtigt hatte, eine feste staatliche Organisation. Da aber im preußischen Beamtenstaat die Berechtigung zum Eintritt auch in den niederen Staatsdienst fast durchweg an einige Kenntnis des Lateinischen geknüpft war, so entstand neben den darüber verkümmernden lateinlosen Realschulen eine zweite lateinische Anstalt — das Realgymnasium. Damit schien eines erreicht: die Vertreter der Naturwissenschaften klagten über Vernachlässigung und Verkürzung der Realien auf den humanistischen Gymnasien; nun hatte man neben den alten diese neuen Anstalten, auf denen jener Forderung Rechnung getragen werden konnte. Und wirklich schien Ruhe einzukehren. Die große Aufgabe, nach 1866 in den neu erworbenen Provinzen unter möglichster Schonung des Bestehenden auch auf dem Gebiete des Schulwesens die Assimilation an das in Preußen Geltende herbeizuführen, gelang über Erwarten gut; das freilich kaum halbwahre Wort vom Schulmeister, der bei Sadowa gesiegt habe, warf einen bescheidenen Strahl von dem Glanz der politischen Erfolge auch auf die Schulen und ihre Lehrer. Selbst der Volksschule kam das zugut. In den siebziger Jahren wurden die Stiehlschen Regulative endlich beseitigt, und ebenso verdankten das Schulaufsichtsgesetz in Preußen und die Simultanschule in Ba en der vorwärtsdrängenden Schulpolitik Falks und Jollys ihre Entstehung. Aber die großen kirchenpolitischen ...mpfe und der Umschwung des Jahres 1879 hielten die öffentliche Meinung sehr in Atem, daß die Schulfrage rasch wieder in den Hintergrund trat; auch höheren Schulen wurden wenig beachtet, in verhältnismäßiger Stille konnten Änderungen im Lehrplan und im Prüfungswesen vorgenommen werden.

Es war jedoch nur die Stille vor dem Sturm. Der Boden, auf dem das deutsche Gymnasium stand, war unterwühlt und die Frage nur die, ob das ganze Gebäude morsch geworden sei und des Abbruchs bedürfe. Im eigenen Haus waren die Gymnasiallehrer selber unzufrieden. Die Verstaatlichung der höheren Schulen hatte auch sie zu Staatsbeamten gemacht, ihr Dienst war ein mühevoller, ihre Aufgabe, dem Staat seine Beamten vorzubilden und überhaupt die leitenden Kreise zu erziehen, die wichtigste; außerdem hatte jenes Wort vom Sieg des preußischen Schulmeisters bei Sadowa und Sedan ihr Selbstbewußtsein mächtig gesteigert. Zu diesem allem standen aber weder ihr Gehalt noch ihr Rang noch ihre Wertschätzung in den Augen des Publikums im richtigen Verhältnis; noch lastete auf ihnen in allen diesen Beziehungen etwas von der alten Mißachtung des Schulmeisters während dreier Jahrhunderte, und die anmaßliche Vorherrschaft des Juristenstandes, der in Deutschland überall regiert und bei seinem Mangel an Fachkenntnissen doch immer den Technikern die eigentliche Arbeit zuweisen muß, empörte auch sie. So gab es erst eine dumpfe Gärung, dann bildeten sich Vereine zur Hebung des Standes und diese begannen einen zähen Kampf gegen die Sparsamkeit der Finanzminister, gegen den Mangel an gutem Willen bei den juristischen Vorgesetzten und gegen die Vorurteile des Publikums. Daß hierbei viel Kraft auf Äußerliches verwendet wurde, die pädagogischen Interessen zurücktraten, hohle Agitatoren an die Spitze kamen und das Publikum von den ins Kleinliche sich verlaufenden Bestrebungen keinen günstigen Eindruck gewann, war freilich nicht so sehr die Schuld derer, die sich erzwingen mußten, was ihnen freiwillig zu geben längst schon billig gewesen wäre, als vielmehr Schuld des Staates, der das versäumte.

Allein es trug doch das Seinige bei zu der allgemeinen Mißstimmung, die in den achtziger Jahren das Gymnasium traf und unser ganzes höheres Schulwesen in seinen Grundfesten erschütterte. Noch einmal war es ein Internum, ein Streit der Schulen unter sich. Das Berechtigungswesen beherrscht in leidiger Weise das preußische, seit 1873 das ganze deutsche Schulwesen; somit hängt das Gedeihen einer Schulgattung wesentlich ab von der Fülle der ihr staatlich zuerkannten Berechtigungen. Da war nun fraglos das humanistische vor dem Realgymnasium und der Realschule bevorzugt; mit einer kleinen Ausnahme blieben auch dem ersteren die Pforten zum Universitätsstudium verschlossen, speziell die Bitte um Zulassung seiner Abiturienten zum medizinischen Studium, wofür sie doch besonders geeignet zu sein schienen, wurde immer wieder abgewiesen. Das empörte die Realschulmänner mit Recht, zumal da die Mediziner selbst diese Ablehnung schließlich nur noch mit dem schlechten äußerliche Grund motivieren konnten, das alte Gymnasium sei „das vornehmere"; un da sich die „Humanisten" unnötigerweise an dem Streit beteiligten und sich a

stellten, als ob ihre Sache durch jenes Verlangen gefährdet sei, so entstand zwischen ihnen und den Realschulmännern ein erbitterter Kampf um das „Gymnasialmonopol", worunter die Schule und die klassische Bildung am meisten zu leiden hatte.

Gegen diese aber erhob sich nun fast plötzlich ein Sturm von ungewöhnlicher Heftigkeit. Zuerst kamen an den Hochschulen neben den Naturwissenschaftern die Mediziner und erklärten, daß die auf dem Gymnasium erworbene Vorbildung für ihre Zwecke nicht genüge. Da sie aber aus dem schon angegebenen Grunde ihren Nachwuchs nicht auf das Realgymnasium verweisen lassen wollten, so verlangten sie am humanistischen Gymnasium Verkürzung des Unterrichts in den alten Sprachen und eine stärkere Berücksichtigung der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer. „Kegelschnitte, kein griechisches Skriptum mehr!" so hat einer von ihnen diese Forderung formuliert. Gleichzeitig aber klagten dieselben Mediziner im Bund mit Müttern und Vätern namentlich der oberen Stände über Überbürdung der Schüler und gaben in einer von Waffen starrenden Welt durch den Hinweis auf die Gefährdung der Wehrkraft des deutschen Volkes diesen Klagen weit größeren Nachdruck, als dies vierzig Jahre zuvor Lorinser hatte erreichen können. Und so rapid nahmen diese Überbürdungsklagen zu, daß die Regierungen — allen voran aus Nachgiebigkeit gegen die mit den deutschen Schuleinrichtungen unzufriedenen Ultramontanen in Elsaß-Lothringen der Freiherr von Manteuffel als Statthalter dieses Landes — Kommissionen einsetzten, medizinische Gutachten einholten und auf Grund derselben sich beeilten, Minderung der Arbeit eintreten zu lassen; und auch dabei trafen die Anklagen und die Verkürzung vor allem die alten Sprachen. Fraglos lag diesem Überbürdungsgeschrei viel Übertreibung und elterliche Weichlichkeit zugrunde, auch zeigten die meisten jener medizinischen Gutachten ein erstaunliches Maß von Unfähigkeit, gerade die Punkte herauszufinden, auf die es in Klage und Abhilfe ankam; das konnte nur von pädagogischer Seite geschehen. Denn ganz aus der Luft gegriffen war die Sache allerdings nicht. Die realistische Seite des utraquistischen Systems hatte sich allmählich zu einer der sprachlich-historischen gleichwertigen Hälfte ausgewachsen, und da auch die Lehrer dieser Fächer ihren philologischen Kollegen nicht nur an Wissen, sondern auch an Können mehr und mehr ebenbürtig geworden waren, so hatte sich für die Schüler allerdings die Last des Lernens verdoppelt.

Angesichts solcher Schwierigkeiten fehlte es nicht an radikalen Geistern, die diese einfach dadurch zu heben suchten, daß sie schlankweg die völlige Beseitigung des altsprachlichen Unterrichts verlangten. Und diesem Begehren kam die geistige Strömung, wie sie sich in den achtziger Jahren vorzubereiten begann, zu Hilfe. In erster Linie die nationale. 1870 war das Ideal, für das

man geschwärmt hatte, zur Wirklichkeit geworden, man hatte Kaiser und Reich; nun suchte man für sein nationales Empfinden nach neuen Betätigungsgebieten, und eines davon war die Schule. Wie wenn die auf Gymnasien unterrichtete Jugend bis 1870 nicht national gefühlt und auf den Schlachtfeldern damals ihre Pflicht nicht getan hätte, forderte man an Stelle der Beschäftigung mit fremder Literatur und Geschichte im Sprachlichen mehr Deutsch, im Historischen ausschließlich „vaterländische" und dynastische, also namentlich neueste Geschichte. Steckte auch darin manches Körnlein Wahrheit und war in der Tat Versäumtes gutzumachen und nachzuholen, so war doch der großwortige Chauvinismus erschreckend, der sich dabei offenbarte, und kläglich die Verständnislosigkeit dieser lauten Patrioten für das, was das Altertum in seiner stillen Größe zur Weckung wahrer Vaterlandsliebe und was die Eingliederung des Knaben in das Ganze eines Schulorganismus und die Unterordnung unter die Autorität der Schule nicht nur zur Bildung des Charakters überhaupt, sondern gerade auch zur staatsbürgerlichen Erziehung beiträgt.

Dazu kam fürs zweite der Realismus in der Kunst, wie wir ihn alsbald kennen lernen werden. Banausen und Philister hat es zu allen Zeiten gegeben, die vom klassischen Altertum und klassischen Unterricht nichts wissen wollen, weil sie seinen Nutzen nicht einzusehen vermögen und der ideale Hauch der Freiheit und der Schönheit, der das Griechentum durchweht, ihnen unbequem ist und sie in ihrem satten Behagen stört. Jetzt aber kam ihnen ein durchdachtes und prinzipielles Neues zu Hilfe, die moderne Kunstrichtung, die dem idealistischen Schönmachen einer altgewordenen Poesie und Kunst gegenüber auf Natürlichkeit und Wahrheit drang und das Charakteristische höherstellte als das Typisch-Schöne der antiken Kunst. Das bedeutete die Abwendung vom klassischen Kunstideal, darauf konnten sich hinfort alle berufen, die für das Altertum kein Verständnis und zu ihm kein Verhältnis mehr hatten.

Endlich ließ — teilweise als Nachklang der materialistischen Ära der fünfziger Jahre und des philosophischen Tiefstands in Deutschland — die berechtigte Bewunderung für die gewaltigen Errungenschaften der Naturwissenschaften, der Medizin und der Technik die Beschäftigung mit den Geisteswissenschaften überhaupt und speziell mit der Altertumswissenschaft als ein dem modernen und praktischen Leben ganz besonders abgekehrtes Tun erscheinen, was sich bei manchen bis zu völliger Mißachtung steigerte. Daran war die Philologie mit ihrem sich Verlieren in gelehrten Kleinkram und ihrer Vorliebe für Entlegenes und sachlich Wertloses selbst nicht ohne Schuld. Auch haben seit Wolf die Philologen durch ihr absprechendes Wesen und ihr hochmütiges Herabsehen andere vielfach den Unmut gegen sich herausgefordert. Eine Erklärung wi- von Wilamowitz-Moellendorff, daß der philologische Professor unter seiner

hörern keine Schulamtskandidaten, sondern nur Studierende der Philologie kenne und darüber, wie er seines Amtes walte, vor keinem irdischen Tribunal Rechenschaft abzulegen habe, gab doch wohl einer vorhandenen Anschauung und Übung Ausdruck und erregte deshalb auch bei den Freunden humanistischer Bildung schwersten Anstoß. Und endlich ließ ein Universitätsskandal wie in den sechziger Jahren der zwischen den beiden Philologen Ritschl und Jahn in Bonn an dem erziehenden Einfluß und dem Bildungswert der Humaniora allerlei berechtigte Zweifel aufsteigen. So erschien jene Abkehr von den Altertumsstudien fast wie ein persönliches Gericht über ihre Vertreter, das dann natürlich ohne Wahl Schuldige und Unschuldige, Gerechte und Ungerechte, Sache und Personen traf.

Alles das entlud sich in erster Linie über die Gymnasien als die Pflegestätten der klassischen Studien. Die Angriffe kamen von allen Seiten, der Bestand unseres ganzen höheren Unterrichtswesens wurde in Frage gestellt, Petitionen um Abänderung bedeckten sich mit Tausenden von Unterschriften und eine Flut von meist wertlosen Reformvorschlägen — der Minister von Goßler gab 1889 ihre Zahl auf 344 an! — vermehrte nur das Chaos. In dieses Ordnung zu bringen, das Alte neu zu stützen oder an seiner Statt ein Neues zu bauen, dazu wurde im Dezember 1890 die Berliner Schulkonferenz berufen. Alle Welt blickte voll Spannung auf sie, als sollte von ihr das Heil für unsere nationale Bildung kommen. Doch schon die Zusammensetzung der Konferenz zeigte, daß die Regierung mehr nur eine Stütze für das Bestehende, als einen Antrieb zur Neubildung oder völligen Umgestaltung von den Geladenen erwartete; ein einziger radikaler Neuerer war da, und der vertrat seine Sache nur schwach. Da verrückte gleich in der ersten Sitzung das temperamentvolle Dazwischengreifen Kaiser Wilhelms II., der sich in Erinnerung an seine eigenen Kasseler Schuljahre zum Anwalt der Überbürdungsklagen machte, gegen die Gymnasien den Vorwurf mangelnder nationaler Erziehung erhob und besonders die Aufhebung des Realgymnasiums als einer „Halbheit" forderte, den Versammelten das Konzept vollständig. Keiner von den dazu Berufenen fand den Mut, ab imperatore male informato ad melius informandum zu appellieren, und dementsprechend trugen nun die Beschlüsse der Versammlung einen ganz prinzipiellosen Kompromißcharakter; schließlich überließ sie die Entscheidung auf allen Punkten der preußischen Schulverwaltung. Mit deren Entschließungen, wie sie in den neuen Lehrplänen von 1892 zutage traten, war dann freilich niemand zufrieden. Denen, die radikale Änderungen gewollt hatten, waren die Konzessionen viel zu wenig weitgehend, und die Führer der konservativen Humanisten riefen wie nach der Schlacht am Trasimener See: pugna magna victi sumus! und so sahen beide Teile in der Neuordnung nur ein Provisorium, eine

Abschlagszahlung die einen, der bald noch mehr folgen müsse, einen Schritt vom Wege die andern, der so rasch als möglich wieder zurückzutun sei. So glaubte niemand an den Bestand einer Schulreform, die nur das eine wieder einmal ganz klar gemacht hatte, daß die Bureaukratie von sich aus zu schöpferischen Gedanken und Taten auf pädagogischem Gebiet am wenigsten die Kraft habe, daß aber auch kein einzelner, und wäre es der Mächtigste im Land, stark genug sei, um eine auf Tradition und Sitte ruhende Institution so ohne weiteres umzugestalten. Für das große Publikum aber hatte nach jenem Anlauf ohne definitives Ergebnis in unserer rasch lebenden Zeit die Schulfrage ihr Interesse verloren. Selbst die große Reklame, die für die Reformanstalten nach Frankfurter System gemacht wurde, ließ weitere Kreise kalt; sonst würde man die Komik der Sache nicht so ganz übersehen haben, daß man im Namen einer nationalen Erziehung den Reformfeldzug unternommen und den Weg über Cannä und Thermopylä für einen Umweg erklärt hatte und nun Schulen auf den Schild hob, die statt des Lateinischen — das Französische zum Ausgangspunkt für den sprachlichen Unterricht und so doch wieder eine Fremdsprache zur Grundlage des neudeutschen Unterrichtssystems machten. Im übrigen war dieser Versuch einer Art Einheitsschule interessant genug, und hat daher vielfach zur Nachahmung geführt, freilich sich auch allerlei berechtigte Einrede und Kritik gefallen lassen müssen.

Allein es war kein Friede, nur ein Waffenstillstand. Aus den Verhandlungen der Naturforscherversammlung von 1898 konnte man sehen, daß ein neuer Sturm im Anzug sei. Auch die technischen Hochschulen, die 1899 durch Verleihung des „Dr. ing." den alten Universitäten als gleichwertig zur Seite gestellt wurden, erhoben sofort mit Lebhaftigkeit ihre Stimme gegen die übliche Vorbildung auf den Gymnasien und „die veraltete scholastische Methode, das Wissen ohne Können, das Hören ohne Anschauung, die Überlastung durch unverstandene Begriffe und das Urteilen ohne Erfahrung, die Kritik ohne Kenntnis der Tatsachen"; freilich meinten sie, daß auch die Schulen realistischer Richtung keine für das Leben ausreichende Vorbildung zu geben vermögen. Dem Gewicht dieser Gründe konnte man sich trotz der Übertreibung, mit der sie vorgetragen wurden, nicht entziehen, namentlich war die spitzige Frage durchaus berechtigt, ob denn der Geist des klassischen Altertums von unseren Denkern und Dichtern inzwischen nicht soweit aufgesogen und „in deutsches Wesen umgesetzt" sei, daß man nicht immer wieder jeden Gebildeten zu den Quellen zurückführen und ihn nötigen müsse, auch invita Minerva sich mit ihnen zu befassen. Trotz solcher Stimmen war man aber doch aufs äußerste überrascht, [illegible] im Juni 1900 eine neue Schulkonferenz nach Berlin zusammengerufen und [illegible] mit nach kaum acht Jahren schon wieder eine Neugestaltung des Lehrplans [illegible]

Angriff genommen wurde. Auch diesmal hatte man wieder das Gefühl, daß es zu einem wirklichen Schulfrieden nicht kommen könne, weil dazu die Vorbedingungen doch durchaus fehlten: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Immerhin wurde ein schwerer Mißgriff der früheren Konferenz, die unglückselige „Abschlußprüfung" nach Untersekunda, erfreulicherweise sofort aus der Welt geschafft. Und einen Fortschritt bedeutete auch die von der Konferenz ausgesprochene und von der Regierung allmählich durchgeführte Gleichwertigkeit der drei neunklassigen Schulanstalten. Durch diese Beseitigung des Gymnasialmonopols wurde wenigstens zwischen Humanisten und Realisten der Friede hergestellt und manchem jungen Mann, der mit seiner Vorbereitung für das Studium auf ein falsches Gleise geraten war, der Weg zu seinem Ziele in dankenswerter Weise freigemacht. Aber die Medaille hat doch auch ihre Kehrseite: schlimm und nur schlimm ist, daß nun die Realschulen ihren Stolz darein setzen, möglichst viele Studenten zu züchten und darüber ihre eigentliche Aufgabe, für die Vorbildung zum Besuch der technischen Hochschulen und für Handel und Industrie im großen Stil zu sorgen, mehr und mehr aus den Augen verlieren. Und wenn vollends die Lücken im Wissen dieser Realschulabiturienten durch Ergänzungskurse auf der Universität ausgefüllt werden sollen, so wird diese dadurch zur Schnellbleiche und Presse herabgedrückt und das Erlernen der alten Sprachen in 2 oder 3 Semestern zur reinen Farce. Noch bedenklicher war die Absicht, das Griechische allgemein erst in Untersekunda beginnen zu lassen, wofür sogar der Professor der klassischen Philologie an der Berliner Universität, Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff eintrat. Aber wenn auch diese deminutio capitis glücklich vermieden wurde, so proklamierte er dafür um so entschiedener und ohne auf erheblichen Widerspruch zu stoßen, einen völligen Umschwung in unserer Stellung zum Griechentum: die Antike als Einheit und Ideal sei unwiderbringlich dahin; was unser Gymnasium gebe, sei nur ein verkümmerter Rest jener ästhetischen und humanen Bildung, wie sie die Wolf und Wilhelm von Humboldt bei den Griechen gesucht und gefunden hatten; heute sei die Aufgabe nicht mehr, das ästhetische Interesse zu befriedigen oder das Griechentum als vorbildlich zu betrachten, sondern es gelte, jene ganze Weltperiode, mit der wir geschichtlich zusammenhängen, in ihrer historischen Bedingtheit zu erfassen. Daß man mit diesem neuromantischen Historismus keine Begeisterung weckt, ist klar: wir leiden ohnedies schon an einem Überschwang des Geschichtlichen in unserer Kultur; wenn man auch das Griechische, das den Geist der Freiheit und der Schönheit in ihr zu vertreten hat, auf dieses tote Gleis schiebt, so muß es daran vollends zugrunde gehen. Daher hat zwar die Regierung das unter diesem historischen Gesichtspunkt abgefaßte griechische Lesebuch von Wilamowitz zu fakultativer Einführung empfohlen und jüngere

Dozenten an Universitäten hielten darüber sogar Vorlesungen; dagegen wird von erfahrenen Lehrern aufs bestimmteste vor diesem Weg als einem abschüssigen gewarnt. So hat die Konferenz von 1900 noch einmal keinen definitiven Frieden, sondern nur Anlaß zu neuem Streit und zu neuen Besorgnissen gebracht.

Und daß diese berechtigt waren, zeigt die Wiederholung der Vorgänge nach 1870 während des Weltkriegs: aus dem Schützengraben heraus wurde die Beseitigung der alten Sprachen und von allen Seiten Vermehrung der Stunden in Geschichte, in Erdkunde und vor allem in Deutsch, natürlich auf Kosten der alten Sprachen, für die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege verlangt. Dazu kam dann noch die Forderung, daß für die körperliche Ertüchtigung der deutschen Jugend weit mehr als bisher gesorgt werden müsse. Einstweilen hätte man freilich antworten können, daß sich die auf unseren höheren Schulen erzogenen jungen Regimenter trefflich bewahrt haben und daher eine radikale Änderung unseres höheren Schulwesens sich nicht als notwendig herausgestellt habe. Aber im einzelnen wird doch allerlei zu bessern und namentlich darauf Bedacht zu nehmen sein, daß die Schule feinhörig auf alle Wandlungen im deutschen Geistesleben achte und sich bereit halte, auch ihrerseits der deutschen Anpassungsfähigkeit Ehre zu machen, wo Änderungen angezeigt erscheinen.

Endlich hat — durch die Neuordnung vom 18. August 1908 — in Preußen auch die Reform der Mädchenschulbildung den längst erwarteten Schritt nach vorwärts getan. Schon daß der Staat, der die höhere Töchterschule fast durchweg privater oder städtischer Initiative überlassen hatte, endlich dazwischengriff und allgemeine Normen aufstellte, war ein Fortschritt. Wie nötig das war, zeigten speziell die Vorgänge in Elsaß-Lothringen, wo diese privaten Mädchenschulen nur zu lange Brutstätten deutschfeindlicher und ausgesprochen französischer Gefühle und Anschauungen gewesen waren, ohne daß die Regierung dagegen eingeschritten ist. Und ebenso erfreulich war, daß nun endlich für die Vorbildung derer, die studieren wollen, durch die Einrichtung von „Studienanstalten" ausdrücklich gesorgt wurde. Daß man sich dabei eng, fast mechanisch an den Typus der bestehenden Knabenschulen anschloß, ist schon erwähnt und beklagt worden. Die höhere Mädchenschule selber wurde zehnklassig, wie es der Verein für das höhere Mädchenschulwesen längst schon ganz richtig gefordert hatte. Sie setzt sich für die, die nicht Lehrerinnen werden und nicht studieren wollen, in der Frauenschule fort — mit dem Zweck „einer Ergänzung ihrer Bildung in der Richtung der künftigen Lebensaufgaben einer deutschen Frau". Damit ist das Ziel zutreffend bestimmt; indem aber dafür ein Sammelsurium von 20 bis 25 Fächern den halbwüchsigen Mädchen zu freier Aus-

wahl überlassen wird, ist übersehen, daß aus wahlfreien Kursen keine Schule geschaffen und durch ein derartiges beliebiges Nippen dem Schmetterlingsdasein unserer höheren Töchter noch einmal kein Ende gemacht wird: das sind große Worte, aber keine wirkliche Hilfe. Diese wird allerdings nicht leicht zu leisten sein, solange hinter der Mädchenschule kein ernsthaftes Ziel und kein bestimmter Abschluß steht; in unserem berechtigungsgierigen und alles reglementierenden Schulstaat wird man ohne Berechtigungen und Berechtigungsscheine auch hier kaum zu einem guten Ende kommen. Das weibliche Dienstjahr freilich, von dem schon in anderem Zusammenhang die Rede gewesen ist, wird auch nach dem Kriege nicht kommen; dagegen haben sich während des Krieges so viele neue Berufsmöglichkeiten für die Frauen gezeigt, daß es künftig auch an Berechtigungsmöglichkeiten und beruflichen Zielen für die Frauenschulen nicht fehlen wird.

Weniger stoßweise als die höheren Schulen ist das Volksschulwesen vorangeschritten. Neben den immer wieder notwendigen Kämpfen unserer Lehrer um das tägliche Brot, das bis herein ins zwanzigste Jahrhundert an vielen Orten ein recht kärgliches für sie gewesen ist, steht hier vor allem dreierlei in Frage. Von sozialen Gesichtspunkten aus verlangt man eine wirklich allgemeine Volksschule und damit die Beseitigung der Vorschulen, die in Wahrheit Klassen- und Kastenschulen schlimmster Art sind und auch pädagogisch vieles gegen sich haben; denn nicht natürlich hat sich die Volksschule den höheren Schulen, sondern haben sich diese ihr anzupassen und auf dem von ihr in drei oder vier Jahren Erreichten einfach weiterzubauen. Nur in Bayern war das Prinzip schon vor dem Kriege durchgeführt, in Preußen dagegen wollte man sie, da wo sie bestand, um jeden Preis erhalten. Daß viele akademisch gebildete Lehrer mit besonderem Eifer gegen die allgemeine Volksschule (auch Einheitsschule genannt) Sturm liefen, war ebenso töricht, wie es seinerzeit der Kampf der Philologen für das Gymnasialmonopol gewesen ist. Das zweite war der Kampf um die Simultanschule, die in Hessen und Baden als ein Segen empfunden wurde; in Preußen dagegen hatte durch das Volksschulunterhaltungsgesetz von 1906 und in Württemberg durch die Schulnovelle von 1909, in Sachsen durch den glücklicherweise abgelehnten Schulgesetzentwurf von 1912 der Konfessionalismus noch einmal den Sieg davongetragen; und doch war für unser durch konfessionelle ebenso wie durch soziale Gegensätze zerklüftetes Volk nichts notwendiger, als daß schon den Kindern auf der Schulbank der modus vivendi mit Andersgläubigen zur selbstverständlichen Sitte gemacht wird, wie man es jetzt nach dem Kriege zu erreichen strebt. Vor dem Kriege war der Konfessionalismus zu mächtig, und auf der andern Seite verhinderten die radikalen Parteien durch das zu straffe Spannen des Bogens und ihr blindwütendes Anstür-

men gegen allen Religionsunterricht in der Schule das Sichfinden auf der mittleren Linie der Simultanschule und des simultanen Lehrerseminars. Damit hängt auch die Frage der Schulaufsicht zusammen, die die Lehrer statt in die Hände pädagogisch ungebildeter Geistlichen durchweg in die Hände von Fachleuten gelegt sehen wollten; diesem Ziel näherten wir uns, nur leider allzu langsam, fast überall. Endlich handelte es sich um die Frage der Lehrerbildung, die zwar seit der Aufhebung der Stiehlschen Regulative bedeutend gehoben worden war, aber von den Lehrern selbst, und mit Recht, immer noch nicht als eine genügende anerkannt wurde. Mit der Forderung des Universitätsstudiums für alle gingen sie freilich zu weit, das wäre für die Volksschule kein Segen. In ihren Seminaren weniger Drill und mehr Geist, mehr Wissen und mehr Bewegungsfreiheit, und für die Tüchtigsten die Möglichkeit zu studieren, für alle aber Förderung des Wissens durch Volkshochschul- und Ferienkurse aller Art, damit sie nicht bloß Könner, sondern auch Wisser sind, das wird die besten Früchte tragen. Und letzteres wird dann namentlich auch den Fortbildungsschulen zugute kommen. Daß für den Unterricht an diesen die Lehrer speziell ausgebildet, ihr Besuch in allen deutschen Staaten für Knaben und Mädchen obligatorisch werden und daß sie, wie Kerschensteiner in München gezeigt hat, ihre Aufgabe darin sehen müssen, dem Staat gute Bürger und Bürgerinnen heranzuziehen und durch Werkstätten- und Haushaltungsunterricht wertvolle Berufsbildung zu erzielen, auch — fügen wir hinzu — die halbwüchsigen in richtiger Weise körperlich auszubilden, darin liegt der Schwerpunkt für eine Hebung unserer Volkserziehung überhaupt.

Denn um diese handelt es sich, nicht bloß um Berechtigungen und Lehrpläne, um ein Plus oder Minus von Stunden in diesem oder jenem Fach, wie es bei all den Schulkonferenzen und Schuldebatten vielfach aussieht und namentlich auch in den Vorschlägen, die sich während des Kriegs ans Licht wagten, zum Ausdruck kommt. Darauf hatte schon in den siebziger Jahren neben Lagarde Nietzsche in seinen Baseler Vorträgen über die Zukunft unserer Bildungsanstalten und hat 1889 Langbehn in dem törichten Buch „Rembrandt als Erzieher" hingewiesen. Wenn sich auf dieses geistreich sein sollende Geschwätz, das schließlich in dem Ruf nach Individualismus und Aristokratismus ausklang, das deutsche Publikum wie von der Tarantel gestochen in wilder Begeisterung losstürzte, so daß das Buch in kurzer Zeit mehr als 40 Auflagen erlebte, so bewies das doch, wie die große Frage der Volksbildung hinter allen jenen Anläufen zu einer Schulreform verborgen und wirksam ist, wie aber freilich Kl
heit und Klärung darüber noch vollständig fehlt. Denn was der Rembra
deutsche wollte, wußten weder die Leser noch der Verfasser selbst mit Bestim
heit zu sagen. Und auf neue Ideen warten wir auch jetzt noch, damit wir ir

Lösung der großen Bildungsfrage, wie sie in dem Wort „Arbeitsschule", in der Forderung einer Erziehung des Willens und einer Bildung von Knaben und Mädchen zu Charakteren, zu Persönlichkeiten und Staatsbürgern und endlich in dem Mahnruf zur Vereinheitlichung unseres gesamten Schulwesens richtig formuliert, — als Problem formuliert ist, endlich einmal einen wirklichen Schritt vorwärts tun.

Die Wissenschaft

Nietzsches Kritik unserer Bildungsanstalten hatte neben der Schule vor allem auch den Universitäten gegolten. Ebenso sagte Lagarde seinen Hochschulkollegen recht wenig Gutes nach, und Langbehn erklärte geradezu: „Der Professor ist die deutsche Nationalkrankheit!" Das war freilich in dem Augenblick, da es gesagt wurde, längst schon ein Anachronismus und beruhte auf einer argen Überschätzung des Professors und seines Wissens. Selbst der Glaube an den Intellektualismus war, als das Buch erschien, schon im Schwinden und ist inzwischen noch mehr geschwunden. Und so traf wohl Riedler, der Vorkämpfer der technischen Hochschulen und ihrer Ansprüche, näher an das Ziel, wenn er den Universitätsunterricht für veraltet erklärte; die öffentliche Meinung schien ihm darin recht zu geben, sie wandte sich mit ihren Sympathien entschieden von den Universitäten ab, zum Teil geradezu gegen sie. Das nationale Leben mit seiner starken Betonung der materiellen Interessen, des Handels und der Technik hatte auch andere Bildungswege und Bildungsweisen kennen gelehrt und notwendig gemacht, die Gelehrten aber wollten und konnten diesem modernen Leben nicht rasch genug folgen und entfremdeten sich ihm daher immer mehr: so ging der Glaube an den akademischen als den alleinseligmachenden Bildungsgang verloren. Dazu kam das Überwuchern eines gelehrten Spezialistentums, das sich in Einzelheiten verlor, ihre Bedeutung für das Ganze selber nicht mehr kannte und sie daher kläglich überschätzte; für diese Detailarbeit konnte der Laie kein Verständnis haben, wenn ihm ihre Beziehung auf einen großen Zweck nirgends mehr zum Bewußtsein gebracht wurde.

Aber neben solchen Diskrepanzen zwischen Wissenschaft und Leben waren doch auch Berührungspunkte da, die Technik selbst ist ja nichts anderes als die Verbindung von Theorie und Praxis; und so sind denn wissenschaftliche Großtaten kaum jemals mehr gefeiert worden als in unserer Zeit, sobald nur ihr Nutzen für das Leben einleuchtend gemacht werden kann; und der Krieg hat ja für die Nützlichkeit und den nationalen Wert der Wissenschaft den vollen Erweis gebracht. Das gilt natürlich in erster Linie von Medizin und Naturwissenschaften. Als Wissenschaft der Hygiene griff jene mächtig in das öffentliche Leben ein und berührte sich durch ihre Forderung von Licht und Luft und

Wasser gerade auch für die armen Klassen der Bevölkerung in den großen Städten oder von Volksbädern und Lungenheilstätten mit ähnlichen Bemühungen der Technik um die Lösung sozialer Aufgaben. Auch der Anstoß zur Schulreformbewegung war von ärztlicher Seite ausgegangen, indem sie allerlei Übel wie Kurzsichtigkeit oder in arger Übertreibung die Zunahme von Wahnsinn und Selbstmord den höheren Schulen zur Last legte. Und im Krieg hat dann die Frage der Ernährung und das Suchen nach Ersatz fehlender Lebensmittel neben den Verwaltungsbeamten auch Ärzte und Chemiker vielfach erfolgreich beschäftigt („Kriegschemie"). Namentlich bedeutsam aber wurde die Bakteriologie als Lehre von der Übertragung der Krankheiten durch Pilze, zumal seitdem die Therapie aus dieser neuen Theorie Gewinn zieht. Die Bekämpfung von Epidemien oder das von Behring gefundene Heilserum gegen die Diphtherie ruht auf dieser Lehre. Dagegen war die Art und Weise, wie Kochs Tuberkulin verfrüht in die Öffentlichkeit hinausgegeben, mit wahren Trompetenstößen angepriesen und vom Publikum mit wilden Ausbrüchen des Entzückens begrüßt wurde, ein Zeichen, wie auch die Wissenschaft dem allgemeinen Massen- und Reklamegeist des zu Ende gehenden Jahrhunderts ihren Tribut bezahlt. Auch die Einführung des Ehrlich-Hata-Präparates hat sich davon nicht freigehalten. So ist begreiflich, wie auf der andern Seite das Publikum dem medizinischen Können und Wissen auch wieder voll Mißtrauen gegenübersteht, Schwenningers witzig vorgetragenem Skeptizismus anheimfällt oder sich an den nächsten besten Gesundbeter oder Kurpfuscher wendet, der günstigstenfalls wie Kneipp längst Bekanntes und Bewährtes in origineller Form und mit einer von Wissen nicht getrübten Einseitigkeit wahllos auf alle Fälle anwendet. Vollauf berechtigt war dagegen das Aufsehen, das die Entdeckung der Röntgenstrahlen machte; die wissenschaftliche Bedeutung dieser elektrisch-optischen Erscheinung für die Theorie vom Wesen der Materie und der Elemente und ihre praktische Anwendung auf die Chirurgie wurde bald und ist heute allgemein erkannt und anerkannt; und doch konnte man auch hier an der Art, wie sich die Presse der Sache bemächtigte, Anstoß nehmen. Es liegt in solchem Triumph etwas Verführerisches und etwas Abstumpfendes zugleich, das auf die Dauer der Wissenschaft nicht gut tut: diese braucht Stille und muß den Lohn ihrer Arbeit in sich selber suchen. Auf der andern Seite sorgt die Jagd nach Sensationen selber dafür, daß das Wertlose, z. B. die Schenksche Theorie über die Vorausbestimmung des Geschlechtes der Kinder, rasch in den Orkus des Vergessens hinabsinkt und das Wertvolle unbehelligt von der längst wieder anderem sich zuwendenden Neugierde geprüft und durchgearbeitet werden kann.

Vor solchen Gefahren sind die Vertreter der Geisteswissenschaften im wesentlichen geschützt: die Ergebnisse ihrer Arbeit machen selten so großes Aufsehen

wie die ihrer begünstigteren Schwestern; aber eben deswegen hat sie auch die Minderschätzung der Zeit am ersten getroffen. Und doch fehlt selbst der weltfremdesten von ihnen, der klassischen Philologie, dieser moderne Zusatz des Sensationellen nicht, wenn sie die verlorene Schrift des Aristoteles über den Staat der Athener oder Gedichte von Bacchylides und Bruchstücke von Menanders Komödien aus dem Trockenboden Ägyptens hervorholt. Und noch mehr hat die Arbeit der Archäologen seit Schliemann das Interesse weitester Kreise für sich gewonnen. Noch bedeutsamer aber sind solche Erscheinungen im Kreise der Geisteswissenschaften, die sich mit den allgemeinen Strömungen im Leben der Gegenwart näher berühren. Von der Theologie und Nationalökonomie sehen wir dabei ab, von ihnen war in anderem Zusammenhang schon die Rede. Bei der Jurisprudenz bedarf es nur des Hinweises darauf, wie ihr durch die großen gesetzgeberischen Arbeiten der letzten Jahrzehnte, durch allerlei soziale Bestrebungen oder durch das Suchen nach völkerrechtlichen Festsetzungen immer neue Aufgaben gestellt werden und wie sie sich infolge davon auch wissenschaftlich wandelt und an ihrem ganzen Betriebe Änderungen vorzunehmen hat. Durch das Bürgerliche Gesetzbuch ist das klassische Altertum mit seinem römischen Recht an die Peripherie hinausgedrängt worden; dafür sind hier wie bei der geplanten Reform unseres Strafrechts moderne, in erster Linie soziale Aufgaben an die Juristen herangetreten und haben sie zu einer Vertiefung ihrer Wissenschaft und einer Anspannung aller Kräfte bei deren Studium genötigt.

Noch eigentümlicher gestaltet sich die Sache auf dem Gebiet der Geschichte. Daß das 19. Jahrhundert ein historisches ist und in ihm das Studium der Geschichte und die Geschichtschreibung besonders eifrig geübt und gepflegt wurde, ist schon wiederholt hervorgehoben worden. Im Vordergrund stand dabei lange Zeit die politische Geschichte, hinter der alles andere wie bei Sybel völlig zurücktrat oder der es wie bei Treitschke eingefügt und untergeordnet, so sehr untergeordnet wurde, daß auch Dichter, Schriftsteller und Gelehrte lediglich nach ihrem Nutzen für den politischen Erfolg oder gar nach ihrer politischen Parteistellung und ihrer Rasse beurteilt wurden; nur selten hat Treitschke, von dem sachlichen Werte überwältigt, seinen falschen Maßstab aus der Hand gelegt, dann aber auch erfreulich objektiv und richtig geurteilt. Dabei standen immer Individuen im Vordergrund, weshalb auch die historische Biographie einen so großen Aufschwung genommen hat; wohl ihr, wenn dann Gestalten wie Friedrich der Große oder Bismarck, Boyen oder Rudolf von Bennigsen ihre würdigen Gegenstände sind! Auch die Denkmalswut unserer Zeit hängt damit zusammen; doch ist sie nicht bloß ein Zeichen der Dankbarkeit des Volkes gegen seine Führer, sondern auch eine Verfallserscheinung, wie in Athen die 360 dem Demetrius Phalereus errichteten Bildsäulen der Anfang des Endes ge-

wesen sind. Und für die Kunst ist bei dieser Massenproduktion auch nur in Ausnahmefällen etwas Bedeutsames herausgekommen.

Die Hegelsche Schule dachte eigentlich anders von der Geschichte: das Individuum wurde von ihr nicht übersehen, aber es stand nicht im Mittelpunkt; sie suchte nach Ideen und Gesetzen, der Ideengehalt der Geschichte war ihr wichtiger als die einzelne Tatsache. Das ist rasch genug überwunden worden, man streitet heute sogar darüber, ob es in der Geschichte überhaupt so etwas wie Gesetze und ein Allgemeines, ob es eine Philosophie der Geschichte gebe; jedenfalls habe es die Geschichte selbst nur mit der Erforschung von Einzeltatsachen zu tun. Allein wenn wir an Rankes „Weltgeschichte" denken, so finden wir in ihr doch wieder „Ideen", wenn auch etwas anders gewendet und gedeutet, jene großen weltgeschichtlichen Tendenzen und treibenden Kräfte, deren Ursprung der romantische Historiker auf die göttliche Wirksamkeit zurückführt, also ins Transzendente verlegt, die er aber doch ganz empirisch in unserer Welt aufsucht; ihre Träger freilich waren auch ihm große Einzelpersönlichkeiten, die er gelegentlich so meisterhaft zu schildern verstand.

Rein empiristisch war dagegen die Lehre vom Milieu und seiner Bedeutung, die Sybel in seiner Geschichte der französischen Revolution durchaus anerkannt hat. Das war ein kollektivistisches Element. Aber der spezifische Kollektivismus war doch noch etwas anderes, war das, was Marx vertrat und was wir als marxistische oder materialistische Geschichtsauffassung bereits kennen. Charakteristisch dafür ist der ausgesprochene Determinismus, der überall die kausalen Zusammenhänge aufsucht und sie allein gelten lassen will. Nicht die Ideen bestimmen die Menschen, sondern der Mensch schafft die Ideen; da es aber im Sinne Feuerbachs der sinnliche Mensch ist, der sie schafft, so sind es ausschließlich wirtschaftliche Tendenzen, die ihn in Bewegung setzen und leiten; die eigentlichen Ideen und ideologischen Formen dagegen sind „Überbau", nichts anderes als die Art und Weise, wie sich die Menschen der Veränderungen der ökonomischen Grundlage bewußt werden, sich diese zurechtlegen und den Kampf darum führen. Wie wenig dabei auf das Individuum ankommt und wie wertvoll dagegen die statistische Massenbeobachtung wird, ist klar.

Auch die Frage: Kulturgeschichte oder politische Geschichte? hängt damit zusammen, sofern bei jener das generische und kollektivistische, bei dieser das persönliche und individualistische Moment vorherrscht. Aber auch die Einseitigkeit beider Betrachtungsweisen tritt deutlich zutage. Und so hat Lamprecht versucht, über allen diesen Gegensätzen einen übergreifenden und vermittelnden Standpunkt zu gewinnen. Er nennt ihn den „universalistischen" und beschre ihn so: von jenen beiden Extremen ist dieser Standpunkt „gleicherweise e fernt; er erkennt das Walten sowohl individualer als generischer Kräfte

der Geschichte an, nur mit dem Zusatz, daß die größten generischen Zusammenhänge erfahrungsgemäß die Gewalt auch der stärksten individualen Kräfte überragen und diese darum in sich schließen: so daß der Gesamtverlauf der Geschichte nicht nach dem Wirken, und sei es auch noch so großer individualer Kräfte, sondern vielmehr nach dem stillen Verlauf der generischen Wandlungen, d. h. nach Kulturzeitaltern zu periodisieren ist. Ein solcher Standpunkt kann selbstverständlich weder als rein individual noch als rein kollektivistisch charakterisiert werden, vielmehr ist für ihn die richtige Bezeichnung universalistisch, insofern er den individualistischen und den kollektivistischen Standpunkt in sich vereinigt und die Geschichte zugleich von der Anschauung her aufbaut, daß alles Geschehene in einer bestimmten Zeit eins sei, also ein simultanes Universum darstelle und demzufolge auch im einzelnen nur aus einer gleichmäßigen, universalen Betrachtung des Ganzen begriffen werden könne."

So einleuchtend eine solche die beiden Gesichtspunkte verbindende Anschauung ist, so bleibt daneben natürlich doch die Frage offen, ob Lamprecht nicht dem einen zu viel und dem anderen — es wäre der individualistische — zu wenig gebe und wie es ihm selber in seiner „Deutschen Geschichte" mit der Ausführung gelungen sei. Jenes „simultane Universum" wird immer willkürliche Züge aufweisen und seine Darstellung eine Tiefe und Feinheit des psychologischen Durchschauens fordern, wie sie nur selten zu finden sein dürfte; mit Schlagworten wie „reizsam" zur Kennzeichnung ganzer Perioden ist es natürlich nicht getan. Und auch das bleibt strittig, ob der Kollektivismus nicht dadurch schon den Individualismus ausschließt, daß er durch seine Leugnung der menschlichen Freiheit die Macht der Einzelpersönlichkeit überhaupt in Frage stellt; doch kann darüber Schillers Wallenstein beruhigen, bei dem wir darauf noch immer die beste Antwort finden. Begreifen aber kann man bei der prinzipiellen Wichtigkeit dieser Fragen die Leidenschaftlichkeit, mit der der Streit geführt wurde, zumal da die Historiker auf dem ihnen fremden Gebiet der philosophischen Betrachtung sich nur unsicher bewegen können und man sich daher hin und her vielfach mißverstanden hat. Charakteristisch ist er aber deshalb, weil sich in ihm noch einmal der allgemeine Gegensatz der Zeit zwischen Sozialismus und Individualismus widerspiegelt.

Auffallend frei von ihm hat sich dagegen lange Zeit die Philosophie gehalten. In die Ethik greift er natürlich ein. Diese hat seit Beginn der achtziger Jahre einen energischen Aufschwung genommen; unter englischem Einfluß entwickelte sich eine soziale Ethik, die dem Egoismus den Altruismus als das Höhere und Sittlichere gegenüberstellte und die Wohlfahrt aller oder möglichst vieler zum Prinzip erhob; sie war utilitaristisch, besser bezeichnete man sie als Sozialeudämonismus. Konnte sich diese Richtung auf Schleiermachers Güterlehre und in

gewissem Sinn auch auf Hegel berufen und hatte sie den sozialistischen Zug der Zeit für sich, so schlossen sich andere an Kant und Fichte an und kamen dann nur schwer über den guten Willen des Individuums hinaus zu sozialen Gesichtspunkten und Konsequenzen. Es entsprach dies ja der neuerwachten Wertschätzung Kants und dem großen Eindruck, dessen die Moralpredigt des kategorischen Imperativs immer sicher ist: für die Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Ethik wäre es aber kein Gewinn, wenn sie aus Respekt vor Kant oder gar aus nationaler Abneigung die englischen Moralisten unterschätzte und ungenützt ließe; und mit gewissen Neukantianern in Kant selber den „wahren und wirklichen Urheber des deutschen Sozialismus" zu sehen, daran zu glauben habe ich ohnedies nicht den Mut; auch scheint der Versuch einzelner Sozialisten, die Hegelsche Grundlage mit einer Kantischen zu vertauschen, als undurchführbar bereits wieder aufgegeben. Ganz anders individualistisch als die Kantianer, bei denen doch immer „eine allgemeine Gesetzgebung" das Gegengewicht hält, sind die um Nietzsche, dessen ethische Gedanken jedoch auf die Wissenschaft der Moral noch wenig Eindruck gemacht haben; diese lernt von der tiefbohrenden Zersetzung der moralischen Begriffe durch Simmel, obwohl ihr das Positive und Aufbauende fehlt, mehr als von den in ihrer Souveränität immer unverantwortlichen Aphorismen des „Immoralisten" oder von dem geistreichen Gerede Kurt Breysigs über Gefolgschaft und Individualaristokratie. Nicht einmal die Vertreterinnen der „neuen Ethik" berufen sich gerne mehr auf Nietzsche, während doch ihre Forderung des Sichauslebendürfens bei ihm prinzipielle Begründung finden könnte. Dagegen traf er da, wo er sich historisch um die Herleitung des Sittlichen bemühte, mit Jhering und Wundt zusammen, die dies unbeeinflußt von ihm ebenfalls getan haben und die eigentlichen Vertreter einer evolutionistischen Ethik geworden sind; namentlich Jherings „Zweck im Recht" hat dem Moralisten reichste Anregung und Belehrung zuteil werden lassen. Wundts Ethik könnte man in Parallele zu Lamprechts historischem Universalismus stellen, da er neben dem Individualwillen einen Gesamtwillen statuiert und diesem genau soviel Realität und Wirklichkeit zuschreibt wie jenem und beide in Wechselwirkung zueinander treten läßt. Im übrigen sind hier die Gegensätze doch viel weniger schroff; jede moderne Ethik muß individuell und sozial zugleich sein, es kann sich immer nur um ein Abschätzen der beiderseitigen Ansprüche handeln, nicht um Alleinherrschaft. Anders liegt die Sache bei der uns durch den Krieg nahegelegten Frage nach dem Verhältnis von Politik und Moral: nur die individuelle Ethik fordert Selbstbehauptung und Selbsthingabe zugleich, beim Staat dagegen kann von Selbsthingabe keine Rede sein, der in ihm dominierende Machtgedanke macht schlechthinige Selbstbehauptung für ihn zur Pflicht; und so ist die politische Moral von der indivi-

duellen allerdings verschieden, ohne daß sie darum aufhört auch ihrerseits Moral zu sein. Das Lehrbuch dafür ist freilich noch nicht geschrieben.

Noch weniger akut treten ähnliche Gegensätze auf dem Gebiet der Psychologie zutage. Auch hier gibt es nicht nur eine Lehre von der individuellen Seele, sondern auch eine Völkerpsychologie, die zuerst von Lazarus und Steinthal vertreten, neuerdings ganz besonders in Wundt einen Bearbeiter gefunden hat. Und langsam beginnt auch der Gedanke an eine Gesellschafts- und Kollektivpsychologie aufzudämmern aus der Einsicht heraus, daß die hier geltenden Gesetze nicht ohne weiteres mit den für das Seelenleben des einzelnen gefundenen zusammenfallen und noch weniger als atomistisch und mechanisch aus ihnen zusammengesetzt anzusehen sind. Ein Gegensatz zwischen der alten Seelenlehre und dieser neuen Gesellschaftspsychologie wird sich darum doch nicht notwendig herausbilden müssen: das sind nur zwei Teile einer und derselben Gesamtdisziplin, die sich gegenseitig ergänzen und einander hin und her bedingen und bestimmen. Ob sich darauf eine Sozialphilosophie bauen läßt, zu der uns heute noch — trotz einiger Ansätze bei Simmel, Natorp und Stammler — so gut wie alles fehlt, ist um so zweifelhafter, als auch hier der Individualismus im Bund mit einer gewissen Neuromantik die geradlinige Entwicklung gestört hat und wie bei Breysig dem Sozialen sogar mit dem Anspruch größerer Tiefe und Vornehmheit entgegentritt.

Daß es trotz solcher Gegensätze auf philosophischem Gebiet so friedlich aussieht, hängt übrigens auch damit zusammen, daß es hier zurzeit an führenden Geistern fehlt. Weder Fechner, der der „Nachtansicht" des exakten Forschens eine phantastische „Tagesansicht" von der Allbeseelung der Welt zur Seite gestellt hat, noch der Filigranarbeiter und „Schwierigkeitenmacher" Lotze, der ebenfalls mit der mechanischen Welterklärung eine idealistische Weltdeutung verband, aber doch nur zu jener durch seine Lokalzeichentheorie etwas bleibend Wertvolles beigetragen hat, sind als solche anzusehen. Und noch weniger Eucken, der die ungeheure Spannung der Gegensätze in unserem modernen Leben richtig sieht, die innere Einheit im Geistesleben dringend fordert, aber den Weg zu dieser Einheit weder selber finden noch anderen zeigen kann. Nur den Leuten der christlichen Welt und einigen pädagogischen Schnellmalern empfiehlt er sich als „Erneuerer des Idealismus" durch seine religiöse Wärme und durch eine Unklarheit, die mit Tiefe verwechselt offenbar vielen mächtig imponiert. Eine in weiten Kreisen anerkannte, auch dem Nichtphilosophen verständliche, Kopf und Herz gleichmäßig befriedigende Weltanschauung, wie es eine solche im achtzehnten Jahrhundert gegeben hat, gibt es heute nicht. Auch der Monistenbund ist nur Symptom und Wollen, nicht Erfüllung und Haben. Monisten sind wir schließlich alle: aber was ist Monismus? Das ist die Frage, auf die

eine eindeutige Antwort noch nicht gefunden ist. Dagegen zeigt sich in der Philosophie auch sonst überall emsiger Fleiß und solides Arbeiten. Die von Fechner ins Leben gerufene von Wundt methodisch weitergebildete „Psychophysik" oder „physiologische Psychologie" wird in der exakt-experimentellen Weise der Naturwissenschaft und im engsten Anschluß an sie und ihre Ergebnisse und Methoden von seiner Schule und weit über diese hinaus von einer Reihe tüchtiger Forscher, allerdings mehr in die Breite als in die Tiefe fruchtbar bearbeitet. Die Logik hat zuerst Sigwart als Methodenlehre in Verbindung mit den übrigen Wissensgebieten gesetzt und darin viele Nachfolger gefunden. Und die Historiker der Philosophie versäumen es ohnedies nicht, diesen Zusammenhang aufzusuchen und zu betonen: die „griechischen Denker" von Gomperz sind hierfür das glänzendste Beispiel.

Auch darin tritt die Fühlung der Philosophie mit dem sie umgebenden Leben zutage, daß der Voluntarismus vielfach Anhänger gewonnen hat. Daß Kuno Fischer das Kantsche Ding an sich voluntaristisch gedeutet hat, ist schon erwähnt worden. Aber ganz besonders sind hier Wundt und Paulsen zu nennen, von denen der erstere die Welt geradezu als „die Gesamtheit der Willenstätigkeiten" bestimmt, der andere den Willen als die Urform seelischer Vorgänge angesehen und ihn mit Schopenhauer nicht nur der ganzen organischen Welt, sondern auch „den spontanen Regungen der unorganischen Körper" als Naturkraft zugrunde gelegt hat. Auch die Auffassung der Philosophie als einer Wissenschaft der Werte gehört hierher; doch verquickt sie sich bei einzelnen ihrer Vertreter allzusehr mit neuromantischen, speziell Fichteschen Elementen; und Fichte ist zwar als Redner an die deutsche Nation der Mann, von dem man sich in Zeiten wie der unsrigen erheben und begeistern lassen konnte, aber für moderne Philosophen ist er darum doch nicht der rechte Führer. Mit jener voluntaristischen Wendung kommt übrigens nur wieder das Hegelsche Wort zu Ehren, daß die Eule der Minerva immer erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug beginne und eine Gestalt des Lebens alt geworden sei, wenn die Philosophie ihr Grau in Grau male. Als die Bismarcksche Ära alt geworden war, faßte die Philosophie ihren Gehalt in Begriffe und lernte von diesem großen Mann des Willens und der Tat nicht nur im Individuum, sondern in der Welt überhaupt den Primat des Willens anerkennen. Die sozialistische Ära und ihr Ringen mit dem widerstrebenden und wieder aufstrebenden Individualismus steht dagegen erst noch an der Peripherie. Doch kann das Hinauswollen über Kant und Fichte zu Hegel als ein Zeichen aufgefaßt werden, daß wir auch hier am Anfang einer neuen Entwicklungsreihe stehen; für unser neugewonnenes Verhältnis zum Staat ist dieser ohnedies der gegebene Lehrer und Erzieher.

Durch den Voluntarismus soll auch der Streit zwischen Kausalität und F

lität überwunden werden, worin manche geradezu den fundamentalen Gegensatz in der Anschauung des neunzehnten Jahrhunderts sehen wollen. In gewissem Sinn ist das richtig. Geblendet von den Triumphen der Naturwissenschaft schienen eine Zeitlang auch die Geisteswissenschaften blindlings ihren Spuren folgen und bedingungslos vor ihrer Methode kapitulieren zu wollen; die Naturwissenschaft aber litt an entschiedener Teleophobie (Angst vor dem Zweckgedanken). Doch blieb es nicht dabei. Der Darwinismus entnahm der Geschichte den Gedanken der Entwicklung, der ja schon seit Hegel im Vordergrund stand, dagegen erklärte er das Zweckmäßige in der organischen Welt mechanisch. Der Voluntarismus drehte die Sache um, indem er von Willensvorgängen ausging, diese durch Wiederholung und Gewöhnung zu automatischen und Reflexbewegungen werden ließ und so deren zweckmäßigen Charakter begreiflich zu machen suchte. Auf diese Weise findet von beiden Seiten her eine Annäherung statt. Aber doch nur eine Annäherung, keine Ausgleichung. Der Gegensatz zwischen außen und innen bleibt. Wenn man unserer Zeit den Vorwurf des Mechanischen macht, so meint man damit, daß es ihr an Innenleben und an Schätzung des Inneren fehle; darauf weist besonders Eucken hin. Und als zweites bleibt der Gegensatz zwischen Naturgesetz und sittlichem Gesetz, den Schleiermacher doch allzurasch hatte beseitigen wollen; er bleibt deshalb, weil der Streit um die Freiheit unausgetragen ist. Das ist somit in der Tat der Punkt, um den sich alles dreht: gilt auch für die Menschenwelt und das Menschentum mit allen seinen Normen und Werten und mit all seiner Innerlichkeit die Unerbittlichkeit des Kausal- und Energiegesetzes, oder bleibt hier irgendwie und irgendwo Raum für das Schöpfungswunder der Freiheit, für die Selbstmacht der Persönlichkeit? Dieser Streit wird bleiben, weil es sich hier um Deutung und Interpretation derselben Tatsachen handelt. Auch im zwanzigsten Jahrhundert wird es nach wie vor Menschen geben, die die Welt erklären wollen und zufrieden sind, dieser Erklärung Sandkorn nur um Sandkorn hinzuzufügen, und andere, die sie zu deuten suchen und sich herausnehmen, nach dem Wozu dieser Welt zu fragen und phantasievoll und überfliegerisch in das Spiel des natürlichen und des geistigen Geschehens einen Sinn hineinzuinterpretieren.

Nicht unerwähnt darf übrigens zum Schlusse bleiben, daß die Wissenschaft auch in der ganzen Art ihres Betriebs sich als Kind ihrer Zeit erweist. Der rastlosen Tätigkeit in Gewerbe und Industrie entspricht der Fleiß und die Betriebsamkeit unserer Gelehrten, der Trustbildung und dem Welthandel dort die internationale Organisation ihrer Arbeit, der Aufhäufung von Kapital die Ansammlung früher geleisteter wissenschaftlicher Arbeit, wie dies von dem historischen Zuge des neunzehnten Jahrhunderts gefordert wurde. Das Technische ist auch bei ihr in der immer feineren und geistreicheren Ausbildung und

Handhabung der Methode im Vordergrund. Nimmt man dazu noch die Bildung von gelehrten Gesellschaften, denen sich der einzelne in seiner Arbeit einzufügen und unterzuordnen hat, so erinnert auch das an den Großbetrieb der Industrie. Großartige wissenschaftliche Expeditionen, Netze von Beobachtungsstationen, riesige Sammelwerke, ständige Kommissionen zur Erforschung bestimmter Gebiete sind dadurch erst möglich. Diesen Zug der Zeit hat keiner besser begriffen, keiner findiger die notwendigen Mittel dafür zu beschaffen gewußt als Althoff, der langjährige Ministerialdirektor im preußischen Kultusministerium. Auf ihn geht wohl auch die Anregung zu der Millionenstiftung für Errichtung von Forschungsinstituten zurück, mit deren Ankündigung der Kaiser bei der Jubiläumsfeier der Berliner Universität die deutsche Wissenschaft überrascht hat und an deren Gründung und Vermehrung inzwischen, selbst während des Kriegs, energisch weitergearbeitet worden ist.

Der Gewinn einer solchen Zentralisation ist klar; er liegt nicht zum wenigsten auch darin, daß erst durch sie „eine wechselseitige Befruchtung benachbarter Wissensgebiete" möglich geworden ist, wie wir sie vielleicht am deutlichsten auf dem Gebiet der Religionsgeschichte wahrnehmen können. Aber als eine Art von wissenschaftlichem Maschinenbetrieb hat dieses Weitausholende doch auch seine Bedenken, denn nicht überall findet das aufgehäufte Material so geistreiche Verarbeiter und so philosophische Köpfe wie eben das religionsgeschichtliche an Otto Pfleiderer oder in anderer Weise an Ernst Troltsch. Und so wird man doch fragen dürfen, ob dieses „bis zur Erschöpfung fortgesetzte Sammeln" immer auch die aufgewandte Mühe lohnt und das aufgehäufte Kapital immer auch produktiv Wertvolles schafft. Und ebenso, ob die nichtgenialen Mitarbeiter an solchem wissenschaftlichen Massenbetrieb bei der weitgehenden Arbeitsteilung nicht immer mehr zu geistigen „Händen" ohne allgemeine Bildung herabsinken, wozu auch die einseitige Wertschätzung „der Methode", die so häufig den Geist ersetzen muß, das Ihrige beiträgt. Paulsen hat ganz recht, die Bedeutung der Wissenschaft für das persönliche Leben ist dadurch geringer geworden; „man arbeitet mehr als je, aber der Glaube an die innere Notwendigkeit der Sache ist durchaus nicht immer dabei; man hat das Gefühl, daß der Gewinn für das innere Leben dem Aufwand von Kraft nicht entspreche; die Last von hundert Kamelen, die man schleppt, sie mehrt nicht die Weisheit, sie macht nicht reicher an der Erkenntnis göttlicher und menschlicher Dinge". Und ebenso klagt Harnack, daß die moderne Wissenschaft „eine Führerin des Lebens im höchsten Sinne nicht geworden sei und ihm keinen inneren Aufschwung gegeben habe". Endlich hat wie auf dem Gebiet der Industrie, so auch hier die Konkurrenz solcher wissenschaftlichen Ringe allerlei häßliche Begleiterscheinungen gezeitigt. Die Schilderung Lagardes ist bekannt, wie die gelehrte Presse die einem großen Clan-

haupt „unbequemen, unsympathischen, hinderlichen Menschen und Tatsachen je nach Lage der Umstände mit Kot bewirft, vorsichtig immer von neuem bewitzelt oder ein für allemal totschweigt". Die wissenschaftliche Kritik steht infolgedessen bei uns nicht hoch: man überläßt sie meist den jüngsten Mitarbeitern und diese gehen nach Brot, schmeicheln den Mächtigen und wissen gar nicht, wie grob sie auf Kommando gegen die sein sollen, die sie nicht zu fürchten brauchen. Und endlich, weil die Wissenschaft Geld braucht, wird sie abhängig von denen, die es haben oder flüssig zu machen verstehen. Althoff, der sie im großen Stil organisiert hat, hat daneben vielen ihrer Vertreter das Rückgrat gebrochen und sie moralisch korrumpiert. Daß die Universitäten mehr und mehr zu Staatsanstalten werden, bekommt ihnen nicht durchweg gut: der kirchlichen Anmutungen wußten wir uns, außer etwa in Bayern, zu erwehren, dem Staat gegenüber sind wir machtlos.

So findet sich auch hier neben dem Großen viel Kleines und Kleinliches. Aber dieses Menschliche, Allzumenschliche soll uns die Anerkennung und die Freude am Geleisteten und an dem rüstigen Vorwärtsschreiten der wissenschaftlichen Arbeit nicht rauben. Wie in unseren Fabrikbezirken die Essen rauchen und die Hämmer schwingen, so pulsiert auch in der Wissenschaft rastloses Leben, und eine Freude ist es doch für jeden, der nicht ganz zum Kärrner wird, hier mitzuleben, mitzuarbeiten, meinetwegen auch mitzuleiden!

Kunst

1. Die Musik

Ganz anders als die Geisteswissenschaft, die mühsam und vorsichtig tastend erst Fühlung suchen muß mit dem Leben und mit dem, was neu sich in ihm regt, zeigte sich um die Jahrhundertwende die Kunst berührt von den Schwingungen des „Gesamtgeistes". Wir beginnen mit der Musik, die ja manche die deutscheste Kunst nennen; wobei freilich vergessen werden muß, daß uns in ihr das so ganz anders geartete italienische Volk vorangegangen ist. Hier handelt es sich übrigens nicht um das spezifisch Musikalische und noch weniger um das Technische, sondern nur um die Tendenzen, die in ihr stecken, und um ihren Beitrag zum allgemeinen Gang des deutschen Geisteslebens.

Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts steht Beethoven. Er hat die Mu-

sik mit gewaltiger Hand herausgeführt aus der Isolierung, in der sie — den einzigen Bach ausgenommen — bis dahin den übrigen Geistesströmungen der Zeit gegenüber gestanden hatte. Er suchte Fühlung mit ihnen, und im Streben, in seinen Sinfonien einen einheitlichen Gedanken zum Ausdruck zu bringen, gewann er den Anschluß an die Gedankenwelt seiner großen Zeitgenossen, an Goethe vor allem und an Schiller. Für den merkwürdigen und kühnen Übergang von der Instrumentalmusik zur Menschenstimme in seiner neunten Sinfonie wählte er Schillers „Seid umschlungen Millionen", und in der Musik zum „Egmont" kam seine Begeisterung für die Freiheit zum herrlichsten Ausdruck. Seine Kunst atmet Größe und Erhabenheit; daher imponierte ihm die Riesengestalt Napoleons, und so schrieb er seine Eroica „auf Bonaparte". Aber bei dem weiten Gewissen jedes musikalischen Motivs war es möglich und dem Sinn Beethovens auch durchaus entsprechend, daß Hans von Bülow sie im Jahre 1892 umtaufte: „die Quintessenz der Beethovenschen Gedanken ist der Held gewesen; deshalb widme ich die Eroica dem deutschen Helden, dem Fürsten Bismarck". Nehmen wir dazu endlich noch seine Gestaltung des Orchesters, in dem jedes Instrument seinen individuellen Beitrag zu leisten hat und das Ganze die Totalität solcher Individualleistungen darstellt, und das Bemühen, Wort und musikalischen Ausdruck zur Einheit zu verschmelzen, so sehen wir in Beethoven allerdings den kühnen Schöpfer eines Neuen: nicht nur in dem Gewaltigen und Titanenhaften seines Schaffens, auch in dem tragischen Geschick der Vereinsamung dieser genialen Kämpfernatur liegt seine Ähnlichkeit mit Michelangelo.

Die Beziehung der Musik zum Gesamtleben der Nation mußte aber dieser selbst in leichterer und verständlicherer Weise zum Bewußtsein gebracht werden, und das geschah durch Karl Maria von Weber. Als am 18. Juni 1821 der „Freischütz" zum erstenmal in Berlin aufgeführt wurde, entzückte er die „deutschen Studenten, die Männer, die für Vaterland und Herd gelitten und gekämpft hatten und die nun gegen Fremdländisches mit Waffen des Geistes auf der Wacht standen, alle jene begeisterten Seelen, die in vaterländischem Ruhm und Größe glücklich waren"; er war ganz deutsch und im besten Sinn des Wortes romantisch. Doch war Weber, obschon er wie ein fahrender Spielmann Brentanos oder Eichendorffs seine Lieder sang, zugleich zu Schillerisch und zu dramatisch, um sich ausschließlich von der romantischen Schule beeinflussen zu lassen und alles mit ihr in Stimmung zu verflüchtigen. Was romantisch an ihm war, ist im wesentlichen dreierlei: daß er deutsch und religiös empfand, daß er sich mit der Natur zusammen- und in sie hineinfühlte und ihr, der St[illen]men, eine Sprache lieh, und endlich, daß er im Sinne Herders Zeiten, Völ[ker], Gegenden, Stände musikalisch zu charakterisieren und so die Stimmen der [Na]ker im Lied wiederzugeben verstand. Darum nennt ihn Philipp Spitta e[inen]

modernen Menschen und meint, daß „Jugend" das Wort sei, das sein Wesen am erschöpfendsten bezeichne.

Besonders bedeutsam aber ist er für den Zusammenhang der Musik mit dem Leben der deutschen Nation durch seinen Einfluß auf die Männergesangvereine geworden, deren Entstehung in das 19. Jahrhundert fällt. Zwar die Zelterſche Liedertafel in Berlin hat sich 1808 unabhängig von ihm zusammengefunden — als ein Protest gegen die verwelschte Hofmusik, mit dem ausgesprochenen Zweck, zu „singen dem Könige, dem Vaterlande, dem allgemeinen Wohle, dem teutschen Sinn, der teutschen Treue". Aber 1814 hat Weber für sie sechs Lieder aus Körners „Leyer und Schwert" komponiert, und diese „genialen, in der Glut der Begeisterung gleichsam hingeblitzten Schöpfungen trugen einen Brand hinaus in alles deutsche Land, der am norddeutschen Herd entzündet war". Nach Schwaben aber kommt der Männergesang von der Schweiz herüber, wo Nägeli sein Begründer war; und doch ist auch dort der Stuttgarter Liederkranz aus der Begeisterung für die Körner-Weberschen Vaterlandslieder heraus gegründet worden. Und als Komponist hat dann der Schwabe Silcher, und hat der Badener Kreutzer dem Männer- und Studentengesang mit ihren sangbaren Melodien erfreuliches Material geliefert. Überall entstanden Sängervereine und Liedertafeln, und an vielen Orten wurden erst lokale, dann große Massensängerfeste gefeiert, die neben der Freude an der Musik auch die vaterländische Gesinnung weckten und den patriotischen Aufschwung vorbereiten halfen. Es waren also nicht rein musikalische Faktoren — über deren Wert kann man sogar streiten —, sondern außerkünstlerische Tendenzen, die auch auf den Schwingen des Gesangs zu ihrem Rechte kommen wollten, neben dem geselligen Bedürfnis fand hier das nationale Empfinden unseres Volkes seinen elementarsten und populärsten Ausdruck, hier drang es am tiefsten hinab auch zu den unteren Schichten und am tiefsten hinein auch in politisch sonst nicht leicht bewegliche Herzen. Und so ist es kein Zufall, daß im Jahre 1862, also zu einer Zeit, wo Deutschland auch politisch von neuen Hoffnungen erfüllt war, der allgemeine deutsche Sängerbund gegründet wurde. Diese Bedeutung des Männergesangs hatte auch Kaiser Wilhelm II. erkannt und durch Einrichtung von Wettsingen um eine von ihm gestiftete goldene Kette die Kultur unserer Männerchöre erfreulich gefördert und gesteigert.

Haben wir es hier mit einer spezifisch volkstümlichen Entwicklung und Pflege der Musik zu tun, so war es Mendelssohn-Bartholdy, der in Leipzig und Berlin die Musik als reine und hohe Kunst durch Aufführung eigener und Zurückgreifen auf fremde Werke in den Kreisen der Gebildeten zur Anerkennung brachte; durch seine Aufführung der Matthäuspassion in Berlin hat er als erster weite Kreise mit Bach bekannt gemacht und sich damit um die Vertiefung der Musik-

pflege und Musikfreude ein hohes Verdienst erworben. Schubert und Schumann waren dann die fruchtbaren Tonsetzer, die dem Klavier und dem Einzelgesang in unerschöpflicher Fülle ihre herrlichsten Gaben spendeten. Damit war ein ergiebiges Feld auch für den Dilettantismus eröffnet, der auf keinem Gebiet notwendiger, auf keinem aber auch lästiger und fürchterlicher ist als auf dem der Musik. Die Musik aber wurde auf diesem Wege nicht nur als Pflegerin nationaler Gesinnung, sondern auch rein als Kunst für sich eine Macht im Volksleben, die bewies, daß das deutsche Volk von Grund aus musikalisch ist und musikalisch empfindet. Auch unsere Geselligkeit ist vielfach durch sie bestimmt, gefärbt, veredelt, und das einzig tiefergehende Kunstinteresse ist das musikalische, an vielen Orten beschränkt sich das Kunstleben auf Konzertbesuch und Teilnahme an musikalischen Vereinen; und als „Hausmusik" trägt sie anspruchslos bei zur Verschönerung und Verfeinerung des Familienlebens, macht sich aber auch anspruchsvoll breit und überwuchert und verdrängt mit einem geradezu entnervenden Dilettantismus jedes andere höhere Interesse. Wie sehr es endlich auch mit den religiösen Bedürfnissen zusammenhängt, das zeigen nicht nur die religiösen Kompositionen moderner Tonkünstler von Beethovens herrlicher Missa solemnis bis herab zu Brahms' deutschem Requiem, sondern vor allem auch der von kirchlich protestantischer Seite her unternommene, freilich ebenso bedenkliche als verfehlte Versuch, dem religiösen Leben durch Aufputzung des Gottesdienstes mit Kunstgesang zu Hilfe zu kommen. Und was soll man vollends dazu sagen, wenn in öffentlichen Blättern allsonntäglich neben dem Prediger auch die Konzertsängerin, die man in der Kirche wird hören können, genannt und dadurch Reklame gemacht wird für den Besuch des Gottesdienstes!

In der Oper standen sich unter Friedrich Wilhelm III. zwei Parteien gegenüber: der Hof hielt es mit Spontini, das national empfindende Volk war für Weber; auch die Wahl eines nationalen Stoffes „Agnes von Hohenstaufen" vermochte die Berliner nicht mit dem Ausländer auszusöhnen, nach Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung mußte er dem Haß der vox populi weichen. War die Vorliebe für den Italiener ein Zeichen konservativer Rückständigkeit des Geschmacks, so entsprachen Webers Musik der aktuellen Zeitströmung der Romantik und Meyerbeers auf starke Effekte berechnete und dem Geschmack dreier Nationen entgegenkommende Opern dem kosmopolitischen Wesen des jungen Deutschland und der klirrenden Phrase seiner Poesie. Hier knüpft auch Richard Wagner an. Mit einem heftigen Willen begabt, der „gleichsam auf allen Wegen, Höhlen und Schluchten ans Licht will und nach Macht verlangt", will er zunächst nichts als wirken, siegen, erobern, vom Theater aus eine unvergleichliche Wirkung ausüben. Darin konnte ihm Meyerbeer Führer wer-

den, wirklich zeigt „Rienzi" dessen Einfluß. Allein als Drama hat diese Oper große Schwächen, auf den Effekt verstand sich Meyerbeer doch weit besser: so wurde sich Wagner vielmehr im Gegensatz zu ihm und dem „Judentum in der Musik" über seinen Irrtum und damit über den modernen Erfolg, das moderne Publikum und das ganze moderne „Kunstlügenwesen" klar, er wurde zum Kritiker des Effekts als einer „Wirkung ohne Ursache" und zum gesellschaftlichen Revolutionär. Die revolutionäre Stimmung der vierziger Jahre, die schon im Rienzi einen Ausdruck gefunden hatte, verknüpfte sich nun mit der nationalen Strömung, die in der Musik durch Weber zum Durchbruch gekommen war: so wurde Wagner noch vorher Romantiker und Weber der, dem er dabei am meisten verdankte. Und auch darin zeigt sich die Romantik, daß ihm die Musik als die tiefste Kunst das Innerste der Natur und der Menschenbrust erschließt und er durch sie alles Jauchzen und Schluchzen, alles Ahnen und Sehnen, alles Fühlen und Wollen der Seele zum Erklingen und zur Aussprache zu bringen sucht. Das tritt schon im „Fliegenden Holländer" hervor, der später in Ibsens Frau vom Meere sein dramatisches Gegenstück fand und mit seiner Balladenstimmung das Herz mit Grauen und geheimem Beben erfüllt. Romantisch im engeren Sinn waren aber doch erst „Tannhäuser" und „Lohengrin", und zugleich musikalisch revolutionär. Das eigentliche Revolutionsstück dagegen sollte der „Nibelungenring" mit der Siegfriedgestalt werden. In diese revolutionäre Stimmung geriet Wagner vollends ganz durch sein persönliches Erleben, durch den vollständigen Mißerfolg seiner Opern; umgekehrt freilich hing dieser damit zusammen, daß seine Opern musikalisch so ganz revolutionär waren, eine völlige Umwälzung des Opern- und des Theaterwesens überhaupt zur Voraussetzung hatten und zur Folge haben mußten. Hier war wirklich etwas Neues, es waren zum erstenmal wirkliche Musikdramen, in denen der dramatische Vorgang die Hauptsache war und in dreifacher Verdeutlichung sich darstellte — durch Musik, Gebärde und Wort: „die Musik überträgt die Grundregungen im Innern der darstellenden Personen unmittelbar auf die Seelen der Zuhörer, welche jetzt in den Gebärden derselben Personen die erste Sichtbarkeit jener inneren Vorgänge und in der Wortsprache noch eine zweite abgeblaßte Erscheinung derselben, übersetzt in das bewußte Wollen, wahrnehmen"; oder kürzer: „die Handlung, deren Gefühlsgang die Musik darstellt, soll sich auch dem Auge darstellen". Im engen Zusammenpassen und sich Anschmiegen des einen an das andere besteht diese neue Kunst; darum ist Wagner nicht nur Tonkünstler, sondern auch Dichter und Regisseur. Dazu bedurfte er aber eines neuen Theaters, diesem wahre Würde zu geben war für ihn ein „Kulturgedanke", denn bisher war es nur Luxus, diente es nur zur Befriedigung von Scheinbedürfnissen. Wie er aber mit „Tannhäu-

ſer" und „Lohengrin" vor das Volk trat und fragte: „wo ſeid ihr, welche ihr gleich leidet und bedürft wie ich"? da blieb die Antwort und das Echo aus, und nun erfüllte ihn Ekel und Wut gegen eine Geſellſchaft, der die Kunſt nur zur Einſchläferung und zur Betäubung diente, er wurde zum wirklichen Revolutionär. „So war ich," ſchreibt er ſelbſt, „von meinem künſtleriſchen Standpunkt aus, auf dem Wege des Sinnens über die Umgeſtaltung des Theaters, bis dahin gelangt, daß ich die Notwendigkeit der hereinbrechenden Revolution von 1848 vollkommen zu erkennen imſtande war."

In dieſer Stimmung hat er im Mai 1849 auf den Barrikaden in Dresden mitgekämpft, aus ihr heraus hat er an ſeinem „Jung Siegfrid" gearbeitet; ſein Führer auf dieſem Wege war Feuerbach. Aber es kam böſe Zeit, die Reaktionszeit der fünfziger Jahre, ſie laſtete ſchwer auch auf dem Verbannten, und darum tritt an die Stelle des lebenbejahenden Feuerbach der peſſimiſtiſch das Leben verneinende Schopenhauer, an die Stelle des Nibelungenrings und ihm voran die Arbeit an „Triſtan und Iſolde", jenem „eigentlichen opus metaphysicum, auf dem der gebrochene Blick eines Sterbenden liegt, mit ſeiner unerſättlichen, ſüßeſten Sehnſucht nach den Geheimniſſen der Nacht und des Todes, fern weg von dem Leben, welches als das Trennende in einer grauſenhaften, geſpenſtiſchen Morgenhelle und Schärfe leuchtet". Wagners Biograph Finck findet in dieſer Sehnſucht der Liebenden nach Vereinigung im Tod freilich nur den „überall wiederkehrenden pantheiſtiſchen Gedanken" und ſucht deshalb den Einfluß Schopenhauers auf dieſes Werk als weniger groß darzuſtellen. Das iſt nicht richtig. Ein Dreifaches ſogar hat Wagner damals von Schopenhauer übernommen: den Peſſimismus, der dem über das Mißlingen der künſtleriſchen ſowohl als der politiſchen Revolution ſchwer Verſtimmten in dieſer Reaktionszeit ſo nahe lag; die Theorie von der Muſik als der unmittelbarſten Objektivation des Willens: ſie ſchmeichelte dem Muſiker, der ſich dadurch zugleich zum großen Deuter des Welträtſels emporgehoben ſah; und endlich die Moral des Mitleids, wonach in der Durchbrechung der Egoität nicht bloß das Gute, ſondern auch die Erlöſung, die „höchſte Luſt" beſteht. So iſt Triſtan und Iſolde mit ſeiner Sehnſucht nach Liebe und Tod, die ja beide die trennenden Schranken der Individualität aufheben, doch wirklich erfüllt vom Geiſte Schopenhauers.

Und dieſer Geiſt machte dann auch aus dem Nibelungenring etwas anderes, als was er urſprünglich hatte werden ſollen. Das Muſikdrama der Revolution gegen alles Beſtehende, gegen trüber Verträge trügenden Bund und heuchleri[ſ]che Sitte hartes Geſetz, das Triumphlied einer ſiegreichen Revolution durch ei[n] ſieghaften Helden: — ſo war es urſprünglich geplant. Das Ende aber w[ar] nun die Götterdämmerung, in der nicht nur das Alte und Veraltete, ſond[ern]

auch das sieghafte Neue zugrunde geht. Auch hier hat ihm Schopenhauer das Konzept verrückt, dessen Pessimismus und Atheismus klingt uns aus den, freilich nicht komponierten, Textesworten entgegen:

Verging wie Hauch
der Götter Geschlecht,
lass' ohne Walter
die Welt ich zurück.

Und schopenhauerisch als Durchbrechung der Egoität ist hier auch die Liebe gedacht, die an die Stelle des Nirwana tritt:

Nicht Gut, nicht Gold,
noch göttliche Pracht;
nicht Haus, nicht Hof,
noch herrischer Prunk:
nicht trüber Verträge
trügender Bund,
noch heuchelnder Sitte
hartes Gesetz:
selig in Lust und Leid
läßt — die Liebe nur sein!

Statt mit Siegesgefühl aber erfüllte sich Wagner mehr und mehr mit dem Gedanken der Erlösung, der dann im „Parsifal" eine halb oder ganz christliche Wendung nahm. Es ist nichts Neues, die in „Tristan und Isolde" eingeschlagene Richtung wird damit nur fortgesetzt: der reine Tor — das war die Meinung Wagners — überwindet die sinnliche Liebe, die das wertlose irdische Dasein verlängert, und wird, durch Mitleid wissend, zum Erlöser im christlichen Sinn, wofür Taufe, Fußwaschung und Abendmahl die Symbole abgeben. Damit ist Wagner wirklich „vor dem christlichen Kreuze niedergesunken"; doch fehlen weder von früher her die schopenhauerschen und buddhistischen Elemente, noch ist es das Christentum in seiner historisch-sinnlichen Gestalt, sondern alles ist mystisch vertieft und symbolisch vergeistigt. Übrigens wird ja in Wahrheit Parsifal gar nicht „durch Mitleid wissend", sondern wie Pfitzner mit Recht hervorhebt, vielmehr umgekehrt „durch Wissen mitleidig". Überhaupt brachte die vielumstrittene und vielbedauerte Freigebung des Werkes, 30 Jahre nach dem Tod des Meisters, uns allen eine große Enttäuschung: es war in Wirklichkeit nicht das gehoffte Große und Gewaltige, sondern — eine Oper wie andere mehr; und überdies spürt man im zweiten Akt die Ermattung des Altgewordenen, und der dritte gibt uns dem ersten gegenüber nichts Neues und bedeutet keine Steigerung. So war dieses letzte Werk Wagners nicht der Höhepunkt, sondern vielmehr ein Abstieg seines künstlerischen Schaffens.

In Wagner steckt ein Revolutionäres und ein Romantisches zugleich, ein Wi-

derspruchsvolles also und ein Dissonantes. Revolutionär ist seine Kunst gegen alles bisher Bestehende und Geltende, sie bedeutet den Bruch mit dem alten Opernstil, den auch Beethovens Fidelio noch nicht vollzogen hatte: nicht an diesen, sondern an die neunte Sinfonie schließt sich Wagners Musikdrama an. Romantisch aber ist er in dem Wogen und Weben unbestimmter Tonmassen mit mächtigster Gefühlswirkung und romantisch vor allem durch die mit vollem Bewußtsein erstrebte Vereinigung aller Künste zu einer Allkunst und die von ihm proklamierte Vermählung solcher Kunst mit Philosophie und Religion: in dem Ozean seines Musikdramas sollte das alles zusammenfließen, wie es einst der Romantiker Schelling geahnt und gefordert hatte. Und der Romantik entstammt auch das spezifisch Germanische seiner Opern: es stellt sich dar als Gegensatz gegen das Judentum in der Musik — Wagner war überzeugter Antisemit —, und positiv im Stoff — nirgends vielleicht reiner und erfreulicher als in der Gestalt des Hans Sachs in den „Meistersingern", fraglos seinem populärsten und erfreulichsten Werk, — wie in der Form des Textes, die freilich weder in der Handhabung des wieder zu Ehren gebrachten Stabreims noch in der Wahl des Ausdrucks immer einwandfrei ist. Dazu kam der ebenfalls in der Romantik wurzelnde Schopenhauer mit seinem Pessimismus, seiner Mitleidsmoral und seiner Theorie von der Einzigkeit und Einzigartigkeit der Musik. Die Mitleidsmoral aber wurde von Wagner als identisch oder doch als wesensverwandt angesehen mit der christlichen Philosophie des Duldens und Leidens. Daher sollte im „Parsifal" der echt germanische reine Tor im Milieu des Schopenhauerisch-buddhistischen Mitleids und des tiefsinnigen christlichen Erlösungsgedankens als der Abschluß und die Zusammenfassung der ganzen Entwicklungsreihe erscheinen, dieses Werk sollte erst das wahre „Bühnenweihfestspiel" sein.

Aber bei aller Romantik war Wagner doch durchaus modern, deshalb ist für ihn der seltsame Bund mit dem unglücklichen Romantiker auf Bayerns Königsthron ebenso charakteristisch, wie die intime Freundschaft mit Nietzsche. Um so auffallender könnte es scheinen, daß er solange nicht anerkannt und verstanden, solange ignoriert und darauf nicht minder lange aufs entschiedenste abgelehnt und aufs leidenschaftlichste bekämpft wurde. Hier wäre natürlich vor allem auf die vielen musikalischen Neuerungen seiner Kunst hinzuweisen, die es den Menschen zuerst schwer machten, ihr Ohr von der Melodie weg an sie zu gewöhnen: es waren große Anforderungen, die er wie an die Sänger so an das musikalische Verständnis der Hörer stellte, sie konnten von den Zeitgenossen nicht sofort erfüllt werden. Erst in den sechziger und siebziger Jahren ist seine Zeit langsam gekommen: in jenen erleichterte das Modewerden des Schopenhauerschen Pessimismus, in diesen das Erstarken des national-deutschen Empfindens das sich Einleben in diese Schopenhauerisch gedachten und germanisch an

geführten Kunstwerke. Äußerlich freilich kam die Hilfe, die ihn aus dem Nichts emporzog, von anderer Seite: der junge Ludwig II., der enthusiastisch für ihn schwärmte, berief ihn 1864 nach München, ließ dort seine Opern aufführen und wollte für den Nibelungenring ein eigenes Theatergebäude nach Semperschen Entwürfen errichten. Allein nicht ohne Schuld Wagners selbst, der sich von Einmischung in die Politik nicht freihielt, regte sich erst der Verdacht und der Neid, dann der Haß, namentlich seitens der Ultramontanen, und so mußte der König, der damals noch die Liebe und das Vertrauen seines Volkes über alles stellte, Wagner ersuchen, München wieder zu verlassen. Doch die Aufmerksamkeit war erregt, und der Gedanke ein besonderes Theater für das Nibelungenfestspiel zu bauen, blieb. Die Beihilfe des ganzen Volkes sollte das ermöglichen, dazu wurden — es war inzwischen das Jahr 1871 herangekommen — die ersten Wagnervereine gegründet. Und nun begann eine wilde Agitation, durch den Widerstand der stumpfen Masse empört gebärdeten sich Wagnerianer wie Wolzogen oder Pohl fanatisch bis zum Überschlagen ins Lächerliche, während auf der andern Seite Kritiker wie Hanslick sich in törichtem Ablehnen versteiften. Einen Höhepunkt erreichte dieses Kampfgewoge hin und her im Sommer 1876, als endlich das Theater in Bayreuth gebaut war und durch die erstmalige Aufführung der Nibelungentetralogie eingeweiht wurde. Es war ein europäisches Ereignis, dem auch der deutsche Kaiser durch sein Erscheinen den Stempel eines solchen aufdrückte. Die kurze Ansprache Wagners am Schluß der Götterdämmerung: „Sie haben jetzt gesehen, was wir können. Wollen Sie jetzt! Und wenn Sie wollen, werden wir eine Kunst haben" erfüllte die einen mit wilder Begeisterung über den Beginn einer neuen deutschen Kunstära, die andern schrien Zeter über eine solche Anmaßung. Wir wissen heute, daß über Wagnerianer wie Nietzsche schon bei diesem Bayreuther Bühnenweihfestspiel die große Enttäuschung kam, nicht nur weil manches dort noch recht unvollkommen war, sondern deshalb, weil diese Allkunst, die zugleich Religion und Philosophie sein wollte, schließlich doch nicht das Wunderbare, auch sie schon nicht mehr war als eine große Oper.

Aber das Eis war gebrochen, Wagner hatte gesiegt — trotz der Bayreuther Blätter, in denen der Meister selbst und seine Anhänger mehr Törichtes als Wertvolles und Wirksames haben drucken lassen. Nicht die Reklame, wie sie von Bayreuth aus doch in ganz anders großem Stil von Frau Cosima und ihren Getreuen, als die Nietzsche-Reklame durch die Schwester des Philosophen von Weimar aus betrieben wird und in der Opposition gegen die Freigabe des „Parsifal" noch einmal einen wahren Sturm zu erregen verstand, nein schließlich haben doch wirklich die Kunst und die in Wagners Opern zur Aussprache kommenden modernen Tendenzen den Umschwung herbeigeführt. Der Kampf,

der jahrelang weitertobte, ist verstummt, die Zahl der Widerstrebenden ist kleiner und immer kleiner geworden, viele der früheren Gegner gehören heute zu den wärmsten Verehrern dieser neuen Kunst, und die Jugend wächst fraglos in sie hinein. Die Wagneropern werden von allen am häufigsten aufgeführt, sie füllen die Häuser und die Kassen und das Entzücken und der Jubel ist allgemein — nur nicht als über ein Besonderes und völlig Anödersartiges, sondern als über ein dem Grad nach Verschiedenes und Höheres.

Und doch könnte eines darauf schließen lassen, daß nicht alles in Ordnung ist. Wo ein so trefflicher Interpret Wagners wie Felix Mottl den Dirigentenstab schwang, da klagte man über eine gewisse Vernachlässigung der älteren „klassischen" Werke. In dieser Ausschließlichkeit, die teilweise auf den „Meister" selbst und sein eitles und unvornehmes Verhalten andern Großen gegenüber zurückgeht, zeigt sich doch etwas wie Künstlichkeit und Gewaltsamkeit im Wagnerkultus. Zugleich legt sich der Gedanke nahe, ob nicht durch die überreichen Kunstmittel Wagners unser Sinn für das Einfach-Schöne abgestumpft und unser Geschmack überreizt worden sei. Wenn wir an die Opern von Richard Strauß denken, so ist das keine ausgeklügelte, sondern eine recht naheliegende und bereits schon in Erfüllung gegangene Sorge: Wagner hat die höchsten Ansprüche an die Aufnahmefähigkeit unseres Nervensystems gestellt; langsam hat sich dieses an seine Kunst adaptiert. Da gehört es nun zu den allbekannten Gesetzen jeder Stilentwicklung, daß die Nachfolger eines Großen ihn überbieten und seine Ausdrucksmittel zum Extrem steigern müssen. Das hat Strauß getan, er peitscht in seiner „Salome" und „Elektra" das Nervensystem auf bis zum Unerträglichen, und das Publikum ist pervers genug, ihm unter Qualen zuzujauchzen. Und noch einen großen Schritt tiefer herab auf dieser abschüssigen Bahn geht der weit weniger geniale Schillings mit seiner „Monna Lisa". Daß ein solches Werk mitten im Krieg sich ans Licht wagen konnte, ist fast unfaßlich und eröffnet keinen günstigen Ausblick für die nächste Zukunft. Und doch läßt sich gerade solchen Perversitäten und Auswüchsen gegenüber auf einen plötzlichen Umschlag hoffen, und der würde dann auch für Wagner verhängnisvoll werden: auf ihrer jetzigen Höhe würde sich die Vorliebe für seine Kunst nicht behaupten, vielleicht aber wird man ihre wahre Schönheit dann erst ganz verstehen und ganz ohne Nebengedanken genießen können.

Umgekehrt war es deshalb für Johannes Brahms so schwer, mit seiner stillen, keuschen Musik und ihrer herben Männlichkeit als „letzter Klassiker" gegen den romantischen Wagner durchzudringen, zumal da seine künstlerische Eigenart und Selbständigkeit doch einigermaßen beeinträchtigt ist durch das [illegible] gonenhafte „Zusammenfassen aller Formen und Ausdrucksmittel der letzten Jahrhunderte". Immerhin beweist die Andacht, mit der eine immer wachsende

Gemeinde seinem gar nicht romantischen, sondern aus protestantisch freiem Geist herausgeborenen Requiem lauscht, und die große Zahl von warmen Verehrern, die sich bei der Einweihung seines Denkmals in Meiningen oder bei dem ersten deutschen Brahmsfeste in München zusammengefunden haben, daß es auch für solche, im besten Sinne des Wortes vornehme, formenreiche Musik unter uns nicht an verständnisvoller Freude fehlt. So steht er als Musiker heute andersartig zwar, aber fast gar gleichwertig neben Wagner. Auch auf die jüngeren Komponisten, die lange Zeit ganz nur im Banne Wagners standen, ist sein Einfluß in zunehmendem Maße spürbar, am meisten wohl bei Max Reger, über dessen zahlreiche Werke freilich im Augenblick seines Todes die Urteile weit auseinandergingen. Dagegen schlägt Hans Pfitzner, der selbständigste und eigenartigste, der feinsinnigste und feinfühligste unter den Lebenden als Neuromantiker völlig eigene Wege ein.

Eine besondere Note in das Musikleben unserer Tage bringt endlich noch das starke Hervortreten einzelner hervorragender Dirigenten: neben Hans von Bülow und Mottl ist hier vor allem noch einmal Pfitzner zu nennen, der so unendlich vieles uns bis dahin Unbekanntes aus den Werken der Großen herauszuholen vermag; und auch Mahler und Steinbach, Weingartner und Nikisch müssen hier eine Stelle finden. Die Musik als Darstellung von Gefühlen hat an sich schon einen individualistischen Zug: dieser begegnete sich mit dem Vordringen des Individualismus unter Nietzsches Einfluß, zu dem sich z. B. Richard Strauß — allerdings in völliger Verkennung dessen, was die Musik kann und was sie nicht kann — ausdrücklich bekannte. Und das kam dann in jenem Überragen bedeutender einzelner als Konzert- und Operndirigenten zur allen sichtbaren Erscheinung. Freilich zeigt sich umgekehrt in dem frenetischen Jubel, der sie umtost, die suggestive Wirkung der Musik auf Massen und die Kritiklosigkeit der von ihr erregten Rauschgefühle. So ist in unserem Musikleben mehr Taumel als Kunstbegeisterung. Individualismus und Sozialismus mischen sich hier in einer beide übertreibenden und doppelt ungesunden Weise.

2. Die Malerei

Wagner hat das Revolutionäre seines Wesens in seine Kunst hineingetragen und sie dadurch machtvoll umgestaltet. In anderen Künsten tritt uns dieses Revolutionäre nicht weniger gewaltig, ja weil nicht ebenso stark mit Romantik erquickt und von ihr verdeckt, fast noch energischer und reiner entgegen, nur daß die Wirkung hier keine so große ist, weil sie nicht in dem Maße wie die Musik die menschlichen Tiefen aufwühlen und den Wurzeln der Leidenschaft und des Willens nicht so nahe liegen.

Von der Malerei und ihrer Entwicklung durch Klassizismus, Nazarenertum und Romantik hindurch zu Menzels Realismus war schon früher die Rede. Den Übergang zum ganz Modernen bezeichnet Anselm Feuerbach, ein einsamer Mensch, der an sich selber schwer zu tragen, vor allem aber unter den Widersprüchen und Gegensätzen seines Jahrhunderts, freilich auch unter vielfacher Verkennung zu leiden hatte und diese müde, über die Schranken unseres Daseins sich hinausſehnende Stimmung seinen Iphigenien und seiner Medea so seelenvoll einzuhauchen wußte. Von den Franzosen hat er malen, an der italienischen Natur sehen gelernt, an den Alten begriff er ihre stille Größe, und so verband er einen stilvollen Klassizismus mit moderner Innerlichkeit und Feinfühligkeit; ein Melancholisches und Dekadentes, ein Seelenvolles und Ideenweiches war der Zusatz seiner eigenen Persönlichkeit. Über den geistigen Gehalt, wie er vielleicht nirgends voller und tieferdringend zum Ausdruck kommt als in seinem „Gastmahl des Plato", vergessen wir heute die fast „unheimliche Bewegungslosigkeit seiner Gestalten" und die kalten, kreidig grauen Töne seiner Bilder. Komischer oder tragischer Weise verstand man dies zu Anfang falsch und sah in diesem Mangel an Farbe so etwas wie einen Rückfall in das Nazarenertum.

Daher konnte ihm in der Gunst der Zeitgenossen der an geistigem Gehalt so tief unter ihm stehende Hans Makart den Rang ablaufen: der Farbenrausch seiner Bilder sprach zu den Sinnen der Gründerzeit, ihr sagte auch die ihnen beigemischte Dosis von Sinnlichkeit und die müde Blasiertheit z. B. auf dem Gesicht seiner Kleopatra durchaus zu. Der Mode und dem Kunstgewerbe kam die Vorliebe für Makartbuketts und Makarthüte und die an diesen Dingen erwachende Farbenfreudigkeit zuerst zugut; schließlich verdankte ihm aber doch auch die Kunst selber die neue Schätzung der farbigen Gesamtwirkung und damit die Befreiung vom allzu Abstrakten. So bildet er nicht bloß zu Feuerbach, sondern mehr noch zu allem Idealistischen und Gelehrten den Gegensatz und damit zugleich den Übergang zu einer neuen Strömung, der impressionistischen und naturalistischen. In dem naturwissenschaftlich beobachtenden Zeitalter hatte sich auch in der Kunst allmählich ein Wirklichkeitssinn entwickelt, der zunächst nicht auf deutschem Boden gewachsen war, sondern wie Feuerbachs Klassizismus französischen Einflüssen entstammte, weitere Kreise aber erst unter dem Eindruck, den 1879 auf der internationalen Kunstausstellung in München die überlegen auftretende Kunst der Franzosen machte, für sich gewinnen konnte. Von den farbigen Schatten und dem „abschattierten Lichteindruck", von den Beleuchtungsaufgaben, denen die Freilichtmalerei dem alten künstlich hergestellten Atelierlicht gegenüber Genüge zu leisten hat, von der Wertung der flüchtigen Vision, der das Detail zum Opfer fällt, kurz von dem spezifisch Maleri-

schen sehe ich auch hier wieder ab und rede nur von dem Gedanklichen der naturalistischen Richtung mit ihrer Betonung des Milieus und ihren in der Zeit wurzelnden pessimistischen und sozialistischen Tendenzen: denn der Deutsche sieht in dem gemalten Bild nicht bloß „flimmerndes Licht in der durchleuchteten Atmosphäre", sondern immer auch und zuerst das, was es vorstellen und zum Ausdruck bringen will.

Die frommen Nazarener hatten nicht malen und noch vorher nicht sehen können: vor lauter abstrakten Gedanken hatten sie keinen Sinn für die Farbe und ihre Wirkung, vor lauter Ideenfülle keine Zeit für die Technik ihrer Kunst, aus dem erhabenen Reich der Ideen wollten sie nicht herabsteigen auf den Boden der gemeinen Wirklichkeit. Darum mußten die deutschen Maler erst wieder sehen lernen, wie es die Franzosen so meisterlich verstanden, und ihnen haben sie es endlich abgelernt. Und dann ein Zweites. Die idealistische Kunst hatte aus Prinzip oder aus Unvermögen überall das Individuelle abgestreift und das Charakteristische vermieden, der Naturalismus hat gerade dafür wieder Augen bekommen; er sieht, was da ist, und sieht es so, wie es ist. Tritt aber an die Stelle des Idealen das Individuelle, an die Stelle des Typischen das Charakteristische, so ist es zunächst gleichgültig, was man malt: es handelt sich nicht mehr um Ideale oder Tendenzen oder historische Vorgänge, sondern das nächste beste tut denselben, ja es tut weit mehr noch den Dienst, daran sehen und es in seiner charakteristischen Wirklichkeit darstellen zu lernen. Und da dem alten Idealismus über dem Schönmachenwollen der Blick für das Charakteristische abhanden gekommen war, so durfte es sich nun überhaupt nicht mehr um das Schöne handeln, sondern nur um die Wiedergabe des Wirklichen; ob es schön war oder nicht, darauf kam es nicht an: ebensogut wie nach schönen griff man daher auch nach häßlichen Gegenständen. Nun fiel aber das Aufkommen dieser Richtung zeitlich mit der Periode des Schopenhauerschen Pessimismus zusammen, und diesem entsprach es, die Welt im großen und ganzen nicht nur für schlecht, sondern auch für häßlich zu erklären. Wollte man also die Welt malen, wie sie war, so mußte man sie als Pessimist häßlich malen, nur das Häßliche galt in diesem Augenblick für wahr. So kam auch hier wieder einmal dem Deutschen bei seinem Schaffen eine Theorie und eine Philosophie in die Quere. Der Naturalismus wurde zum umgekehrten Idealismus: wie dieser die dunkeln Schatten im Weltbild nicht hatte sehen wollen, so wollte jener von der Schönheit der Welt nichts mehr wissen und malte sie deshalb als Beweis für seine Theorie ausschließlich häßlich, d. h. auch wieder unwahr und nicht so, wie sie wirklich ist. Allein trotz solcher Übertreibung und Einseitigkeit, bereichert hat er die Kunst doch, indem er ihr zum Licht auch die nötigen Schatten gab und sie zwang, es mit dem Leben ernst zu nehmen und in seine Tiefen zu blicken, die

Dinge nicht „hergerichtet" und künstlich zugestutzt, sondern in ihrer wahren Gestalt und in ihrem Milieu zu zeigen.

Damit setzte sofort wieder eine neue Theorie ein, die Betonung des Milieus. Das Freilicht löst die festen Konturen und begrenzten Umrisse auf, diese galten daher für einen überwundenen Standpunkt. Die Figuren verschmolzen mit ihrem landschaftlichen Hintergrund, wurden ein Teil davon, völlig abhängig von dem sie umgebenden Licht- und Luftmilieu. Das bedeutet malerisch den Verzicht auf die Form und die Linie, das Bild wird zu Farbenflecken, künstlerisch zu einer Sinfonie in Farben. Infolge „dieses Herabdrückens der Figur unter das landschaftliche Milieu" zogen es die Maler vor, „den Menschen in seinen gebundeneren Daseinsformen zum Gegenstand zu nehmen, sie bevorzugten sein vegetatives Dasein": auf die Porträtmalerei ließen sich die Grundsätze des Impressionismus nur schwer anwenden. Endlich begegnete sich diese Milieumalerei mit der sozialistischen Richtung der Zeit, die den einzelnen ebenfalls in sein Milieu hineinstellte, ihn darin aufgehen ließ und seine soziale Zuständlichkeit zur Hauptsache machte. Daher griffen die Maler mit Vorliebe nach sozialen Stoffen und beteiligten sich so in ihrer Weise an dem sozialen Kampf, der die Welt bewegte. Erst galt es das Elend und die Not, also wiederum das Häßliche dieser sozialen Welt darzustellen, eine rechte „Armeleut-Malerei", dann kamen auch Auflehnung und Kampf, Sieg und Überwindung an die Reihe. Ganz besonderes Aufsehen machte es, als Uhde sogar das Jesusbild in diesem sozialistischen Sinn verwertete, ihn als Gast in die Hütte der Armut treten oder mit zerarbeiteten und durch Arbeit stumpf gewordenen Fischern das Brot brechen oder den sozial Mühseligen und Beladenen vom Berg herab das Evangelium von der Befreiung aus aller ihrer Not predigen ließ. Das war in der Tat ein Heiland, wie ihn der Arbeiter unserer Zeit brauchen könnte und haben müßte. Aussetzen kann man an diesen Christusbildern höchstens, daß man in den Gestalten der Jünger zu wenig „das Licht seiner Lehre in der Finsternis der Roheit und Stumpfheit aufgehen" sieht und die vergeistigte Jesusgestalt diesen rohen Fischern vom See Genezareth allzu unverstanden gegenübersteht. An Uhdes Bildern interessiert aber noch ein anderer Zug: es ist der halb gespenstische halb verklärte Jesus, den er malt. Darin zeigt sich neben dem Sozialistischen doch auch ein spezifisch Religiöses, seine Bilder bekommen dadurch ein mystisches Element und werden mit einem Schlag hinausgehoben über einen platten Realismus und einen am Boden kriechenden Naturalismus. Die Gestalt Jesu ist naturalistisch überhaupt nicht zu fassen: den Jesus der Geschichte kennen wir nicht, er ist, wie Strauß richtig gesagt hat, ein Problem; daher muß auch der Maler darauf verzichten, ihn malen zu wollen, wie er war, muß etwas eigenen, freierfundenen, christlichen Ideengehalt hinzufügen und dem Jesus

Geschichte Züge vom Christus des Glaubens leihen; eines Heiligenscheins braucht es darum doch nicht. Bei Uhde freilich macht dieses Mystische vielfach den Eindruck des willkürlich Hineingetragenen, zwischen den kräftigen, stumpfen Arbeitergesichtern seiner Umgebung hat seine Jesusgestalt etwas Dekadentes und Morbides: so stoßen auch hier moderne Gegensätze hart zusammen.

Mystik finden wir auch bei Arnold Böcklin, aber in wie ganz anderer, in wie vollendeter Gestalt! In diesem größten deutschen Maler am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, welche Fülle der Gesichte! geradezu ein Höchstes von Wahrheit und Leben! und über alles ein Selbstmächtiges und ganz nur „aus Eigenem" Geschöpftes, wie vorher unter den Deutschen annähernd höchstens noch bei Feuerbach. Hier haben wir jenes sich Einsfühlen mit der Natur und ihrem Reichtum an inneren seelenartigen Kräften, worin die moderne Ästhetik das Geheimnis der Schönheit sucht, und damit alle jene tiefsten und verborgensten Gedanken von einem Riesengeist, der in der Natur steckt. Naturmystik also ist es, Einfühlung in das Innere, in die Seele der Natur, Beseelung und Belebung derselben mit einer neuen der unvergleichlichen Phantasie dieses Meisters entsprungenen Mythologie, eine gewaltige pantheistische Offenbarung vom Leben der Elemente und all den Geistern, die sie beseelen; und zugleich in höchster Vollendung und Kraft eine Bilder- und Farbensprache für all den Überschwang von Gefühlen und Stimmungen, die uns nervöse Menschen in feinster Differenzierung und Nuancierung bewegen und erfüllen. Aber was andere schmerzbewegt und sehnsuchtsvoll zu Boden drückt und melancholisch stimmt, weil sie dafür den künstlerischen Ausdruck nur schwer zu finden vermögen, das kommt bei diesem durch und durch gesunden Menschen und diesem könnenden Künstler in leuchtender Farbenpracht und überquellender Farbenfreude zu wahrhaft beseligendem Ausdruck. Auch wo ihm der Tod in die Ohren fidelt, lauscht er ihm nur, weil er auch diese Stimme hören und kennen lernen will: er selbst bleibt davon unberührt, und lebensvoll wie er selber ist alles, was er schafft, alles bei ihm ist Leben und atmet Leben. Indem er so in unerschöpflicher Fülle die Natur beseelt, vermenschlicht und mit menschenähnlichen Geschöpfen bevölkert, die mit ihr eins ihr das Beste entnehmen und ihr Bestes verkörpern, läßt er uns Blicke in die Natur, die Natur des Meeres oder des Waldes vor allem, tun und sie uns verstehen, wie wir sie ohne ihn nie gesehen haben und nie verstanden hätten, und so ist er auch darin der wahre Künstler, daß er der Menschheit Neues zu sagen weiß und ihr ein Verkündiger großer Geheimnisse wird, seine Kunst ist Offenbarung. Dabei meidet er gelegentlich auch Verzerrtes und Häßliches nicht, barock mutet uns manches an. Aber das Innenfreudige der Malkunst entspricht seiner eigenen Lust am Leben, in ihm ist Renaissancestimmung; deshalb flüchtet dieser Schweizer doch immer wieder

aus seiner nordischen Heimat nach dem Land der Schönheit und Heiterkeit, nach Italien und holt sich vor allem in der vornehmen florentinischen Landschaft seine Motive; sein Meer ist das Meer der Griechen und der Odyssee. Und weil er so ganz heimisch ist in diesen Landschaften, wird es auch uns heimisch und wohl bei seinen Bildern, mit seinem Wanderer kehren wir heim in die herbstlich warme abendliche Dorfesruhe, mit seinen Seejungfrauen spielen wir in den blauen Wogen des Meeres, und auch wo die Natur ernst ist und schweigt, ist es das beseligende und erhebende Gefühl einer erhabenen Wehmut, dem diese Stille Ausdruck gibt, nicht pessimistische Verzweiflung oder schwerfällige Verstimmung. Dazu hat er eines, was unseren Künstlern, namentlich unseren Dichtern und mit ihnen uns allen so schmählich abhanden gekommen ist in diesen realistisch ernsten Zeiten, er hat trotz seiner Größe Humor, der mit dem Ernsten scherzt, ohne daß er doch aufhört, es ernst und tief zu nehmen. Wo aber der Gegenstand über den Humor hinauswächst wie im Prometheus, da kann er auch ganz und nur groß sein.

Ein Künstler wie Böcklin läßt sich nicht nachahmen, er ist ein Individuum und ein „Einziger". Das kann man, in erheblichem Abstand freilich, auch von Lenbach sagen, der sich in den Geist der Menschen, die er malt, versenken und versetzen kann, wie Böcklin sich in die Natur und ihre Elementargeister versenkt und versetzt hat. Auch Lenbachs Bilder sind Offenbarungen, Offenbarungen über Wesen, Charakter und Geist von Menschenpersönlichkeiten, er ist ein großer Psychologe. Aber weil wir die bedeutendsten der von ihm gemalten Menschen selbst auch kennen, so sagt er uns weniger Neues als Böcklin, bestätigt nur, was wir auch ohne ihn wissen, und untersteht unserer Kontrolle. Und dabei mutet uns seine Technik und speziell die Unfertigkeit seiner Bilder, die immer nur auf die Hauptsache losgehen und alles andere als nebensächlich vernachlässigen, eine Resignation zu, die nicht nötig ist und uns mit Recht verstimmt: ein französischer Maler dürfte sich eine solche Rücksichtslosigkeit gegen den Beschauer nicht zuschulden kommen lassen. Das alles erklärt, warum uns Böcklin so viel näher und warum er auch so viel höher steht als Lenbach.

Alle Kunst ist symbolisch, von den drei eben genannten: Feuerbach, Böcklin und Lenbach ist Böcklin der größte Symboliker. Dem Naturalismus wollte das nicht einleuchten; sein Schlagwort ist l'art pour l'art, das schließt jeden anderen als einen rein künstlerischen Inhalt aus. Und solange die Künstler jung sind und zu lernen haben, tun sie auch wirklich gut daran, sich auf dieses ganz realistische Sehen- und Malenlernen zu beschränken, die Natur so darzustellen, wie sie ist und durch die Wahrheit ihrer Bilder zu wirken: darin liegt das gute Recht und das ganz Gesunde dieser Richtung. Wenn sich dabei die sezessionistische Jugend erst etwas ungebärdig anstellte und den „Alten" oft recht polemisch gegen

übertrat, so war auch das nur das Recht der Jugend, die von Böcklin lernen konnte, daß jeder vor allem er selbst sein und also als Naturalist den Mut haben müsse, sich ganz wahr, d. h. ganz so zu geben, wie er ist. Weil aber infolge dieser Sezession viel Pulverdampf und Kampfstimmung in der Luft lag, so konnte ein so stiller, sinniger Maler wie Hans Thoma, der Naturalismus und Symbolismus miteinander verbindet und dem deutschen Volk seine Schwarzwald-Landschaften und Schwarzwald-Menschen so echt und so heimelig vor Augen und zu Gemüt führt, darüber lange Zeit übersehen werden. Gerade er kann jedoch auch lehren, daß die Kunst beim bloßen Abschreiben der Wirklichkeit auf die Dauer nicht stehen bleiben darf, sondern ihr immer wieder ins Herz sehen und ihre Seele zum Sprechen bringen muß. Die Extreme aber berühren sich. Weil der Naturalismus zunächst den Pilotyschen Historismus und die Kaulbachsche Tendenzmalerei zu verdrängen hatte, also das historisch Bedeutsame und das Tendenziöse sich verbaut sah, so wurde er, sobald er wieder über sich hinausstrebte, phantastisch und allegorisch, „die Sünde" und „der Krieg" wurden gemalt, und nicht immer ist es ein Stuck, der sie malt; an die Stelle echter Symbolik trat eine an das alte Allegorisieren erinnernde Gedankenmalerei, ein romantischer Mystizismus, der überall hinter Hüllen und Masken Tieferes, Feineres, Intimeres vermuten läßt und immer ein anderes meint als er sagt. Dieser Gefahr ist selbst Thoma nicht entgangen, um so weniger als das Tiefsinnige seiner einfachen Natur nicht liegt und daher bei ihm den Eindruck des Gesuchten und Gewalttätigen macht.

Ein weiterer Abweg hat seinen Ursprung in der Reizlosigkeit und Nüchternheit der naturalistischen Kunst. Der Reklame hat die Malerei im Plakat sich dienstbar gemacht, und das Plakat soll auffallen; auffallen will aber auch der Künstler, besonders der eitle: so kam die Vorliebe für das Grelle und Schreiende, das in die Augen Fallende und Aufsehen erregende in die Kunst hinein. An den Litfaßsäulen und auf den Umschlägen von Büchern und Zeitschriften sahen wir allüberall die stilisierten Frauenzimmer in barocker Haartracht und Kleidung und die bunten Farbenkleckse, die weithin leuchten und weither das Auge auf sich ziehen sollten. Der Großstadtlärm drang auch in die Malerateliers, störte ihre stille Arbeit und gewann Einfluß auf die Kunst. Und wenn er sich dann mit jener Phantastik und Mystik des Symbolismus verbindet und auf intime Stimmungseffekte losarbeitet, so führt das alles zusammen zu recht seltsamen und abenteuerlichen Gebilden, die bald ausgeklügelt und ergrübelt uns Rätsel zu raten aufgeben, bald uns fast physisch nervös machen, uns erst sinnlich aufregen, dann narkotisieren. Dies war der Rückschlag gegen den Naturalismus in einem Augenblick, wo dieser noch lange nicht alle Früchte gezeitigt und seine Mission, die Maler das Sehen

und das Können zu lehren, noch nicht zu Ende geführt hatte; darum kam der Umschwung zu früh und wurde um so mehr zu einer Gefahr für die Entwicklung unserer Kunst, als er der Dekadentenstimmung fin de siècle auf halbem Wege entgegenging und deshalb bei Malern und beim Publikum vielfach Freunde fand. Und das Schlimmste war, daß sich auch hierfür die Jugend begeisterte, für die doch der Naturalismus immer noch die beste Schule ist. Es entsprach das freilich nur dem allgemeinen Bild der Zeit: auf die Epoche des greisen Wilhelm I. folgte der jugendliche Wilhelm II., eine Generation war ausgefallen — auch in der Kunst. Und doch gehörten Menzel und Böcklin und Lenbach der alten, Liebermann und Hans Thoma dieser mittleren Generation an. Wenn aber dann den Reigen der Jugend ein so großer Könner wie Max Klinger eröffnet, der sich darum auch große Aufgaben stellt und stellen darf und kühn und energisch in die Gedankenwelt der Gegenwart und ihre Probleme hineingreift, so wollen wir uns auch diese Jungen nicht schelten lassen. Es sind doch echte Künstler unter ihnen, die uns etwas zu sagen haben und es in einer neuen und eigenartigen Sprache zu sagen wissen, und es sind Persönlichkeiten, die den Mut haben, mit eigenen Augen zu sehen und aus dem Eigenen heraus zu gestalten, was in ihnen lebt und was sie persönlich sehen, fühlen und denken. Leider kam aber auch da gleich wieder eine Theorie störend in die Quere die Übertreibung des richtigen Gedankens von der Wichtigkeit des Erlebnisses für den Künstler verführte zu allerlei expressionistischen Extravaganzen und ließ vergessen, daß nicht das Erleben, sondern doch nur das Können den Künstler macht. Und so sind gerade unter diesen Jüngsten auch recht viele Nicht- und Nichtskönner, die ihre Ausstellungen so grotesk und so komisch machen. Übrigens hüte man sich auch dann, wenn unter ihnen ein Eigener auftritt, wie Ferdinand Hodler einer ist, in ihm sofort etwas wie einen Kunstmessias zu sehen und ihn als solchen der Welt anzupreisen: wir sind kritisch und glauben nicht leicht mehr an Messiasse. Ich konstatiere ausdrücklich, daß dieses Urteil über Hodler schon in den früheren, vor dem Krieg erschienenen Auflagen wörtlich so formuliert war. Heute füge ich nur noch hinzu, daß er auch für die Monumentalmalerei schwerlich schon die lösende und erlösende Form gefunden hat. Die Rhythmik allein tut's doch nicht.

Weniger hoch als unsere Malerei steht unsere Bildhauerkunst gerade auch als Monumentalkunst. Die Siegesallee in Berlin mit ihren aufdringlichen Puppen und so manche Sieges-, Krieger- und Fürstendenkmäler der siebziger Jahre sind Zeichen eines geradezu kläglichen Tiefstandes und eines bedauerlichen Ungeschmacks. Doch retten solchen künstlerischen Niederlagen gegenüber Adolf Hildebrand und Max Klinger die Ehre der heutigen deutschen Plastik: jener, indem er klassizistisch die Formideen der menschlichen Gestalt und damit e

Aufgabe seiner Kunst überhaupt rein und schön zum Ausdruck bringt, dieser, der in seinem Beethoven ein gewaltiges symbolistisches Kunstwerk geschaffen und in diesem Jupiterbild mit dem Genius der heroischen Musik machtvoll gerungen hat. Auch Lederers kraftvoll und wuchtig wirkendes Bismarckdenkmal in Hamburg ist hier zu nennen. Dagegen versagt der Plastik gegenüber der Naturalismus völlig: er kommt über „kleine geistreiche Mätzchen" nicht hinaus und verwechselt die bildhauerischen Aufgaben mit den malerischen Motiven.

Noch weniger gelungen ist es bis jetzt der Architektur mit ihrem Suchen nach dem modernen Stil: sie muß einstweilen damit zufrieden sein, sich von der traditionellen Formensprache loszumachen — den Wiederaufbau des Heidelberger Schlosses hat sie im Bund mit dem Widerstand der Intellektuellen von Geschmack glücklicherweise verhindert — und sich genügen lassen, ein Neues und Eigenes — wenigstens zu suchen. Doch zeigen Namen wie Joseph Olbrich und Theodor Fischer auch hier schon auf allerlei erfreuliches Können hin. Und die sozialen Aufgaben, die dieser Kunst zur Sanierung oder Erweiterung im Städtebau gestellt sind, hat sie zum Teil trefflich gelöst. Auch die Bestrebungen des deutschen Werkbunds unter der Führung von Muthesius und die Arbeit des Heimatschutzes, die Bemühungen des „Kunstwarts" um Hebung des Geschmacks und der Kampf Pazaureks gegen Kitsch im Kunstgewerbe, wie er leider auch im Krieg sich an die Oberfläche drängte, sind hier als Anzeichen einer besseren Kunstepoche freudig zu begrüßen.

Freilich hatte die Kunst vor Schluß des neunzehnten Jahrhunderts auch noch eine wunderliche und für unser Volk beschämende Attacke zu bestehen. Ein Vorspiel dazu bildete der Angriff des Zentrumführers Lieber auf Wallot, Hildebrand und Stuck wegen der künstlerischen Ausschmückung des neuen Reichstagsgebäudes. Rief schon das große Aufregung hervor, so steigerte sich diese über die Künstlerkreise hinaus zu zorniger Empörung, als wiederum das Zentrum die Verschärfung der Strafgesetze gegen Zuhälter und Kuppler, die sogenannte lex Heinze dazu benutzen wollte, um gleichzeitig die Kunst und ihr freies Schaffen im Geist eines sinnenfeindlichen Kirchentums zu beschränken und unter polizeiliche Aufsicht zu stellen, wobei die protestantisch-orthodoxe Rechte natürlich bereitwilligst Heeresfolge leistete. Man konnte anfangs meinen, der Sturm solle vor allem nur die neue Kunstrichtung treffen, stand doch unter den Angegriffenen Sudermann mit seinen Dramen obenan; und ähnlich wurde ich als Vorstand eines Straßburger Sittlichkeitsvereins von ultramontaner Seite aufgefordert, für die seitigung von Klingers „Christus im Olymp" aus den Schaufenstern Sorge tragen! Allein die vorsintflutlichen Anschauungen und Reden des Rufers in sem Streit, des vielberufenen Rören, zeigten, daß es sich um eine Beschränng der freien Kunst überhaupt, also wieder einmal um einen Vorstoß der

Mittelalterlichen gegen den freien Geist des Jahrhunderts im ganzen handle. Daher taten sich denn auch Vertreter von Kunst und Wissenschaft zusammen — Menzel und Mommsen traten an die Spitze — und erhoben gegen diese Vergewaltigung und Bedrohung des freien Schaffens auf allen Gebieten geistiger Betätigung lauten Protest. Und auch da erwies sich die öffentliche Meinung der Intellektuellen, wie bei der Bewegung gegen das erste Schulgesetz und gegen die Umsturzvorlage, stärker als die Majorität des Parlaments. Doch machte auch da die liberale Minorität unter sozialdemokratischer Führung eine so geschickte Obstruktion, daß die angefochtenen Paragraphen schließlich zurückgezogen werden mußten.

Bedauerlich ist, daß unsere Künstler nicht Selbstzucht genug üben, um das Haus der Kunst von einer leider auch vorhandenen unsittlichen und volksverderblichen Afterkunst zu säubern und rein zu halten. Und so haben die in der Sittlichkeitsbewegung sich vordrängenden mittelalterlichen und muckerischen Elemente nach wie vor Gelegenheit, ungebildet wie sie zu sein pflegen, gegen alle Kunst und gegen alles Nackte in der Kunst Sturm zu laufen. Demgegenüber wird die Hauptaufgabe immer wieder die sein, der ästhetischen Unkultur von früh an entgegenzuarbeiten und das Volk künstlerisch zu erziehen, so daß es das Schöne als Schönes sieht und nicht überall nur Sinnenkitzel entdeckt und auffindet. Hier kann man sexuelle Aufklärung und sexuellen Anschauungsunterricht treiben, indem man die Kinder, noch ehe der Geschlechtstrieb erwacht, in Galerien oder auf Bildern unbefangen nackte Menschenkörper sehen läßt und sie zum unsinnlichen Betrachten derselben und zum interesselosen Wohlgefallen daran erzieht. Aber auch aus anderen, sozialen Gründen sind alle Bestrebungen zu begrüßen, die, wie die Lichtwarks in Hamburg, um die Schaffung einer „Volkskunst" sich mühen: die Erziehung des deutschen Volkes zu Geschmack und reinerem, feinerem Genießen wird Voraussetzung und Folge davon sein und allerlei böse Geister in unserem Volksleben bannen helfen. Daß der Künstler selbst ein Einsamer und ein auf der Menschheit Höhen wandelnder Vornehmer sein muß, bleibt doch zu Recht bestehen: Sozialismus und Individualismus zusammen eben auch hier!

3. Die Poesie

Die Hoffnung auf eine neue Blütezeit der deutschen Literatur gehörte zu den großen Erwartungen, die an die Gründung des deutschen Kaiserreiches geknüpft worden sind und viele Enttäuschungen überstanden haben. Der Glaube, daß die jüngste Zeitgeschichte den deutschen Dichtern endlich die großen Stoffe, den bedeutenden Inhalt bieten könnte, auf deren Mangel man die Unzulänglichkeiten des literarischen Lebens zurückzuführen gewohnt war, und daß es nur einer Besinnung auf die historische Aufgabe des Dichters, Herold seiner Zeit zu sein, nur einer Vergegenwärtigung der neuerrungenen Machtstellung des Reiches bedürfe, um eine dem klassischen Zeitalter ebenbürtige Kunst hervorzubringen, stieß auf wenige Zweifler, deren Stimme zunächst ungehört verhallte.

Nicht Verherrlichung, sondern Kritik der neuen Kulturstufe ist der Grundzug der deutschen Dichtung zwischen den beiden großen Kriegen gewesen und scheint es auch nach dem Zusammenbruch bleiben zu wollen. Die polemische Einstellung hat die dichterische Haltung noch stärker als in den vorangehenden Jahrzehnten bestimmt, Kritik der sozialen Zustände, der staatlichen Einrichtungen, der Gesellschaftsmoral, des Lebensstils. Stärker als die kriegerischen Ereignisse, auf denen das Selbstgefühl der Nation beruhte, wirkte die innere Entwicklung der kulturellen Verhältnisse auf Phantasie und Gefühl der Dichter. Sie verschärfte die schon vorher eingetretene Entfremdung des Künstlers von der bürgerlichen Gesellschaft, sie bewirkte eine zunehmende Feindseligkeit gegen den Hauptträger dieser Entwicklung, das Bürgertum, das in rastloser Arbeit einen wirtschaftlichen Aufschwung von unerhörter Größe herbeiführte, ohne die Probe politischer Führerschaft zu bestehen, ohne die Neugestaltung der Gesellschaft, wie sie die Veränderung der wirtschaftlichen Struktur erforderte, zu unternehmen und ohne die seelischen Gefahren, die sich daraus ergaben, zu ahnen, geschweige denn zu überwinden.

Die Opposition der Dichter gegen die Gesellschaft ist teilweise konservativ gefärbt durch ein Grauen vor der zunehmenden Industrialisierung, den Verdacht der Unsolidität der neuen Daseinsformen und die Sehnsucht nach älteren, ländlichen, einfachen und ruhigen Zuständen; sie ist größerenteils radikal, beeinflußt durch den marxistischen Sozialismus, durch Erbitterung über wachsendes oder neu entdecktes Massenelend und über Widersprüche zwischen anerkannten Grundsätzen und tatsächlicher Handlungsweise, sie gewinnt Nahrung aus der Beobachtung von Verfallssymptomen und berührt sich darin mit einer andern Oppositionsrichtung, die von einem vorwiegend ästhetisch bestimmten Individualismus, von der Kulturkritik Friedrich Nietzsches ausgeht. Auch in den Werken, denen eine ausgesprochene Beziehung zum Zeitgefühl fehlt, auch in den Dichtern, die von

jeder Polemik absehen und sich auf das Ideal einer von außerkünstlerischen Tendenzen freien Gestaltung konzentrieren, ist diese Gegensatzstimmung als tragender Untergrund vorhanden. Sie wirkt als gehaltbildendes Moment, sie bestimmt die positiven Ziele und Idealsetzungen, sie durchdringt alle Versuche, die Widersprüche des Daseins und die Haltlosigkeit der Kunst durch Rückkehr zur Natur, durch Erfüllung mit einer neuen Idee des Lebens, durch Anlehnung an gefestigte Kulturtraditionen oder durch Verneinung aller bisher geltenden Werte zu überwinden.

Für die Tendenz und das Bedürfnis, im grundsätzlichen Einvernehmen mit der politischen und sozialen Entwicklung dem Stolz auf die vaterländische Geschichte einen dichterischen Ausdruck und Rückhalt zu geben, sind vor allem Richard Wagner, Gustav Freytag und Ernst von Wildenbruch bezeichnend. Das Musikdrama Wagners erhob den Anspruch, die Gesamttätigkeit des deutschen Volkes zum Gipfel zu führen, mit der Neugestaltung der alten germanischen Sagenwelt den Mythus der Gegenwart hervorzubringen. Die Vollendung des Bayreuther Festspielhauses bedeutete der wachsenden Schar von Richard Wagners Anhängern die Erfüllung der Sehnsucht nach der großen Nationalbühne. Aber die Wirkung auf das Drama blieb gering, selbst die Gestalt Wagners, dessen Lebensgang, Ringen und Triumph die Volksphantasie stark anregte, hat wohl in der geistigen Entwicklung manches jüngeren Dichters, nicht aber in ihren Werken Spuren hinterlassen, der Widerspruch des Wagnerschen Formgefühls, das als spätbarock zu kennzeichnen ist, zu der angestrebten mythischen Monumentalität wurde noch nicht erkannt. Gustav Freytag wollte in der Romanreihe der „Ahnen" (1872—1880) die Geschichte des deutschen Volkes von der Urzeit bis zur Gegenwart an einer Familie veranschaulichen und das Beharren der tüchtigen Eigenschaften im Wechsel der Jahrhunderte feststellen. Seine Auffassung ist spezifisch bürgerlich, insbesondere von der politischen Geschichtsschreibung entscheidend bestimmt, seine Darstellungsgabe war dem Stoff nicht gewachsen, die Bemühung, für die große Vergangenheit einen erhöhten Stil zu finden, verführte den schlichten Mann zu altertümelnder Affektation, die Absicht, das Bürgertum seiner Zeit als Erben einer tausendjährigen Heldenüberlieferung hinzustellen, wurde von seiner Sympathie mit bescheidener Beschränkung durchkreuzt und endete mit nüchterner Idyllik. Während Richard Wagner trotz seines Triumphes einsam bleibt und seine Anhänger und Nachfolger in weitem Abstand hinter sich zurücklässt, ist Freytag nur der achtbarste, durch geschlossene Charakterbildung ausgezeichnete Vertreter des bürgerlichen Nationalempfindens und einer durch wissenschaftliche Erziel[illegible] temperierten Lebensbetrachtung, neben dem eine Anzahl anderer steht, die [illegible] geringerem Erfolg einen Ausgleich von Poesie und Gelehrsamkeit suchten. [illegible] Ernst von Wildenbruch hat so wenig wie Gustav Freytag durch neue Für[illegible]

oder originale Gestaltung Epoche gemacht, vielmehr ist der Tageserfolg seiner Dramatik nur charakteristisch für die Gesellschaftsschichten, die von ihr gepackt wurden. Er hat, persönlich ohne Furcht und Tadel, ein männlicher Charakter von ausgeprägtem Rechtsgefühl und unabhängigem Sinn, seine Sprache nicht aus dem Epigonentum erheben können, seine Konflikte oberflächlich gefaßt, ihm fehlt die Bildung, die geistige Strenge Freytags, seine stürmische Rhetorik hat nichts von der Macht, die in Richard Wagners dramatischem Stil triumphiert. Gegenüber Wagners Ideen von den Beziehungen seiner Kunst zum deutschen Volkstum betont Wildenbruch einen preußisch gefärbten Patriotismus, an Stelle des Mythus bevorzugt er die historischen Stoffe; gegenüber Freytags Bürgerlichkeit ist Wildenbruch, der Enkel des Prinzen Louis Ferdinand, von den überlieferten Idealen des Schwertadels beherrscht, ohne jedoch Standesvorurteilen nachzugeben, von der Neigung zu tönender Pathetik, die überlebte Symbole und verbrauchte Worte als vollwertig ausgibt und um die Frage der Deckung von sprachlichem Ausdruck und sachlichem, gedanklichem, gefühlsmäßigem Inhalt wenig besorgt ist.

Neben diesen Exponenten eines Nationalgefühls, das der Gegenwart dienen will, dessen Schwerpunkt aber in der Neigung zur Vergangenheit ruht, bleibt die Wirkung größerer Dichter zunächst eng begrenzt. Gottfried Keller vollendete, der Amtspflichten ledig, die „Leute von Seldwyla", die „Sieben Legenden", die Umarbeitung des „Grünen Heinrich", Zeugnisse der stärksten epischen Kraft, die in Deutschland seit Goethe erstand, einer unerschöpflichen Phantasie, einer instinktsicheren, reifen, geklärten Weisheit, die in die Tiefen des Menschlichen hinabsteigt, ohne an seelischer Einfachheit und Frische zu verlieren, die im höchsten Aufschwung den Zusammenhang mit den Elementen des Irdischen nicht zerreißen läßt. Keller hat in einem anderen Sinne als Freytag das Beharrende des Volkstums erfaßt, in einem andern Sinne sein Ideal künstlerischer Solidität in schaffende Kraft umgesetzt. Die Zeitgenossen konnten allenfalls sein Behagen an skurrilen Schnörkeln, an menschlichen, provinziellen Originalen würdigen, sie sahen in ihm einen humoristischen Kleinmeister, die jüngere Generation entdeckte seinen Realismus, ohne die Größe des Epikers in vollem Umfange zu erkennen. Keller hat in seinem letzten Werk, dem „Martin Salander", scharfe Kritik an dem öffentlichen und häuslichen Leben seiner schweizerischen Heimat geübt, ohne sie auf die geschilderten Zustände beschränken zu wollen. Aber wenn Keller hinter dem trügerischen Glanz der Gründerperiode Schwindelgeist und Unzuverlässigkeit itterte und die Schattenseiten bis zur Karikatur vorherrschen ließ, so blieb er ch bei dem Glauben, daß es sich um Mißstände einer Übergangszeit handle, durch tapfere Selbsterziehung zu überwinden wären. Weniger hoffnungsll gestimmt blieb Wilhelm Raabe, ein schwerflüssiger Humorist, ein eigenwilliger

Gestalter und unabhängiger Zeitkritiker, dessen große, vom „Hungerpastor", „Abu Telfan", und „Schüddekump" gebildete Romantrilogie 1870 vollendet wurde, der aber auch mit seinem späteren Schaffen seine Sympathie mit Eigenschaften des Volkscharakters, die im Zeitalter der Realpolitik allgemeiner Geringschätzung verfielen, kräftig, bitter und schalkhaft betonte. Ohne zeitkritische Wendung, ganz auf die eigne Innerlichkeit gerichtet, hat Theodor Storm als Novellist und Lyriker sich auf ältere Seelenzustände zurückgezogen, die ihm seine Kindheitserinnerungen, die Familienüberlieferung, die Chroniken und die Landschaftsstimmung seiner schleswig-holsteinischen Heimat übermittelten. Mit stärkerem Schwunge sehnt sich Conrad Ferdinand Meyer aus seiner Zeit heraus, ohne in die Pedanterie des „Professorenromans" zu verfallen, hat er in edler Arbeit Gestalten großer und wilder Lebensepochen wiedererweckt, die Wucht seiner Darstellung, seine an romanischer Formklarheit erzogene Phantasie trennt ihn aber von aller Romantik des Wunschbildes. Meyers Erzählungen bedeuten eine Auflehnung gegen den Geist der Selbstgenügsamkeit, allerdings von anderer Art und Gesinnung als die nachfolgende Revolution der Literatur aufwies, die ihm gewiß weniger Verständnis entgegengebracht hätte, wenn sie nicht ein verwandtes Empfinden gespürt hätte. Einen Vergleich mit Gottfried Keller verbietet die Verschiedenheit des persönlichen Formats.

Das allgemeine Niveau der Literatur, die noch nicht von den sich verschärfenden sozialen Gegensätzen berührt ist und noch kein Ungenügen an der heimischen Bildungstradition kennt, sondern mit einem maßvollen Liberalismus der Lebensauffassung und der politischen Gesinnung ihre Modernität zu wahren glaubt, wird durch Paul Heyse bestimmt. Heyse bekennt sich zum Pantheismus, steht polemisch zu den überlieferten kirchlichen Vorstellungen, sein Ideal ist die freie, im Vollgenuß ihrer eigentümlichen Kräfte und Gaben befindliche Persönlichkeit, die im künstlerischen Schaffen und in leidenschafterwiderter Liebe ihr unbekümmertes Glück schafft, und dieses Ideal, sein Widerstreit zum Leben, der Konflikt mit der Gesellschaftsmoral ist der Inhalt seiner Dichtungen, deren Formsicherheit unter der überreichen Produktivität des Verfassers nicht zu leiden hatte, weil Heyse die erstaunliche und seltene Gabe besaß, den flüchtigsten Einfall zum fruchtbaren Novellenmotiv umbilden zu können, in spröden Stoffen den Konfliktfunken zu spüren. Aber Heyses Auffassung des Lebens, seine Gesellschaftsbildung übergeht wesentliche, ihm persönlich widerwärtige Seiten, und in seiner Einengung erstickt das Elementare, das sein Schönheitsdurst fordert und flieht. — Politisch den Ideen der Fortschrittspartei ergeben, in der Geistesbildung rasch überalter in der Darstellungsweise von überlebten Vorbildern abhängig, hat Friedrich Spi hagen in seinen Romanen den Kampf des aufstrebenden Bürgertums mit de Adel in tendenziöser Zuspitzung von seinen Helden durchfechten lassen, auch o

die Problemlage sich schon weit verschoben hatte. Künstlerisch weit höher steht Luise von Francois; sie schildert vorwiegend das Leben wirtschaftlich zurückgehender Adelsgeschlechter, auf die ein Abglanz früherer Größe fällt. Reifes Lebensverständnis, milde Gesinnung, die doch niemals in charakterlose Weichlichkeit ausartet, klare Zuständlichkeit, gehaltvolle Substanz, historischer Takt erheben die „Letzte Reckenburgerin", „Frau Erdmuthes Zwillingssöhne" und den „Katzenjunker" zu den wenigen großen deutschen Romanen, die vom „Wilhelm Meister" über die „Epigonen" und den „Grünen Heinrich" eine epische Tradition bilden. In einer ähnlichen Humanität wurzelt auch die Erzählergabe Marie von Ebner-Eschenbachs, deren Romane und Novellen mit ihrer eindringenden Menschenbeobachtung, der sicheren Erfassung des Landschaftlichen, warmherziger sozialer Teilnahme und lebhaftem Sinn für schwierige Charaktere bereits Probleme scharf herausarbeiten, die erst nach dem Durchbruch des Naturalismus das künstlerische und menschliche Interesse stärker ansprechen sollten. Noch näher kam Ludwig Anzengruber durch den mundartlichen Realismus seiner Volksstücke den Tendenzen einer jüngeren Generation entgegen, spät anerkannt als ein Erneuerer des deutschen Dramas aus dem Geist ungebrochenen Volkstums, der eine verblassende literarische Konvention durchbrach. Theodor Fontane schließlich ist in höherem Alter, wenn auch nicht von den Tendenzen der naturalistischen Bewegung beeinflußt, so doch ganz entschieden von dem entstehenden Luftzuge erfrischt und in seiner neu eingeschlagenen, seiner eigenen Natur, seinem besonderen Bildungsgang entsprechenden Schaffensrichtung bestärkt worden. Unzünftig, unfeierlich, abgesagter Feind allen leeren Wissensdünkels, skeptisch, trotz der leicht resignierenden Bonhommie seines Humors scharfblickend bis zum Scharfblick unerbittlicher Feindseligkeit, dabei abwägend, stets die Kehrseite hervorhebend, stand Fontane, der klassische Schilderer und tiefe Kenner des märkischen Adels, der klassische Darsteller des Berliner Gesellschaftslebens seiner Epoche, nicht nur außerhalb der literarischen Parteien, sondern außerhalb des literarischen Anschauungskreises. Sein künstlerisches Gewissen zwang ihn zu gediegener, langsam reifender Arbeit, die seinem improvisationsfreudigen, blutwarmen Dialog, der Leichtigkeit seiner Handhabung nicht anzumerken ist; aber so ausgeprägt sein literarisches Selbstgefühl namentlich in der Erbitterung gegen die Begünstigung durch Geld, Geburt, Amtswürde, sich wenden konnte, er konnte nie sein angeborenes, durch vielfache Beobachtungen und Erfahrungen verschärftes Mißtrauen gegen den schriftstellerischen Beruf, dem er sich doch selbst durchaus zugehörig fühlte, loswerden. Auch nicht, als er für das naturalistische Drama eintrat. Sein Respekt vor den Realitäten des Lebens war größer, als die jugendlichen Naturalisten ahnten, Fontane sah schärfer als sie, er hat mit unheimlich hellseherischem Blick die Katastrophe von 1918 vorausgespürt.

So viel Anerkennung die jüngere Generation für Keller, Anzengruber, Fontane aufbrachte, deren Wertschätzung sie gegen gefällige Unterhaltungsliteratur, Epigonenlyrik und Sensationsdrama durchsetzen half, ihr innerstes Bedürfnis nach geistiger Aneignung der Welt, das Eigentümliche ihrer Lebensauffassung, ihre stärksten literarischen Interessen und Gestaltungstendenzen drängten sie fort von allen anerkannten Führern des deutschen Geisteslebens. Soziale Erschütterungen, die in den Jahren des Sozialistengesetzes und der wirtschaftspolitischen Wendung an Stärke zunahmen, die Umbildung des wissenschaftlichen Weltbildes, die allgemeine Umwertung der Werte erzeugten in der Seele der jüngeren deutschen Dichter Unruhe und Gärung, die ein Widerstreben gegen die heimische Bildungstradition hervorriefen und den Blick auf Literatur und Leben anderer, in der geistigen Umwälzung, in der Radikalisierung der künstlerischen und politischen Gesinnung weiter vorgeschrittener Völker hinlenkte. Von entscheidender Bedeutung waren hierfür die Kämpfe, die im germanischen Norden, besonders in Dänemark und Norwegen zu Beginn der siebziger Jahre durchgefochten wurden, der Streit um Ibsen, Björnson, J. P. Jakobsen, dessen „Niels Lyhne" den geistigen Zustand der Jugend in typischer Gestaltung widerspiegelte, die Anknüpfung neuer Beziehungen zu Paris, wo Zola gegen die dramatische Konvention anstürmte und seinen grandiosen Romanzyklus auftürmte, und vom Norden wie vom Westen wurde Kenntnis der großen russischen Dichter Turgenieff, Tolstoi, Dostojewski vermittelt, deren ungeheure, alle europäischen Formbegriffe sprengende Gewalt das soziale Gefühl ebenso stark wie das psychologische Interesse aufwühlte. Alle Einwände, mit denen die Wortführer der älteren Geschmacksrichtung dieser schonungslos die Schwächen und Gebrechen der Gesellschaft enthüllenden Literatur zu begegnen suchten, wiederholten und sammelten sich in dem Streit um die ersten Dramen Gerhart Hauptmanns von „Vor Sonnenaufgang" bis zu den „Webern". Soziales Mitleid, Sehnsucht nach Erneuerung des Daseins hatten die Intensität des Fühlens und Beobachtens, die Aufgabe der Menschendarstellung gesteigert, die erneuerte Lehre vom bestimmenden Einfluß des Milieus und der Vererbung lenkten den Blick des Dichters auf unscheinbare Symptome zur Kennzeichnung seelischer Zustände und geistiger Verfassungen, in Hauptmann erstand ein Charakteristiker, der die Tendenz zum Krassen und zum Stillen ausgleichend zum Einklang brachte, während der naturalistische Roman und das naturalistische Drama unter dem Bann der Experimentaltheorie im Zuständlichen haften blieb. Hauptmann hat später dann versucht, sein Weltgefühl in Formen auszusprechen, die an das ältere deutsche Stildrama anknüpften, seine ursprüngliche Kraft triumphierte erst wieder in i religiösen Roman „Emanuel Quint", der eine neue Epoche des Durchdring dichterischer und religiöser Erweckung einleitete.

Für die Abfindung der mittleren kompromißbereiten Schicht der Literatur

dem Naturalismus sind die Dramen Hermann Sudermanns kennzeichnend in ihrer Mischung von Konvention und Grobschlächtigkeit, von kalter Rechnung und überhitzter Phrase. Wie Sudermann der bekämpften Dramatik Paul Lindaus und anderer Vermittler des französischen Gesellschaftsstückes innerlich verwandt blieb, so unterscheidet sich auch der naturalistische Roman Max Kretzers nur durch Äußerlichkeiten von dem Zeitroman Spielhagens, erst Ompteda in seinen Anfängen und Wilhelm von Polenz haben die Grundsätze der naturalistischen Beobachtung und erzählerischen Haltung ernsthaft anzuwenden versucht. Das skizzenhafte Stimmungsbild erneuerte Johannes Schlaf, die Anekdote und das satirische Drama Otto Erich Hartleben, um eine neue Form und Theorie der Lyrik mühte Arno Holz sich ab, bis er im „Phantasus" wenigstens eine seiner eigenen Natur gemäße Äußerungsart fand.

Die sozialkritischen Grundmotive der naturalistischen Bewegung haben eine stärkere Beteiligung der Frauen am literarischen Schaffen zur Folge gehabt. Hier trafen die emanzipatorischen Bestrebungen, die Unzufriedenheit mit der weiblichen Erziehung und gesellschaftlichen Stellung, das Geltendmachen politischer und wirtschaftlicher Ansprüche, der Nachweis unhaltbarer Verhältnisse in einer allgemeinen Anklagestimmung, einer verschärften Opposition gegen alternde Geschlechtsidole und Konventionen mit den Tendenzen der Bildung und der Kunst zusammen. Ilse Frapan, Gabriele Reuter, Lou Andreas Salomé gingen mit der Parteinahme für die duldende Frau und der Darstellung moderner Typen der Weiblichkeit voran, Helene Böhlau hat mit größerer Erzählergabe der verbitterten und enthusiastischen Grundstimmung Ausdruck gegeben, während Clara Viebig in ihren Anfängen mit erstaunlicher Kraft das Instinktleben aus der Landschaft hervorwachsen ließ.

Die naturalistische Kunstauffassung war an die Überzeugung gebunden, daß der Mensch das Erzeugnis einer Reihe gesellschaftlicher und natürlicher Bedingtheiten sei, und die Veranschaulichung der bedingenden Faktoren eine darstellerische Hauptaufgabe, deren Bewältigung vorwiegend zu niederdrückenden Schlüssen führte. Daß in der Existenz des Individuums nur ein beschränkter Teil ganz auf dem eigenen Selbst ruhender Besitz, spontane Individualität ist, gehört auch für die folgende, vom naturwissenschaftlichen Positivismus sich befreiende Kunstepoche zum Gemeinbestand der Gedanken. Aber den jetzt in den Vordergrund gehobenen Faktoren eignet eine durchaus optimistische Tendenz, eine hellere Färbung: gegenüber Milieu, Vererbung, sozialen Krankheitskeimen werden nun Landschaft, ltstum, Stammesart, Weltzusammenhang, Glaubenskraft als Grundlagen der hterischen Menschengestaltung erfaßt, sie zeigen ein erneuertes Vertrauensverltnis zum Leben an, eine tiefgreifende Zuversicht. Die spröde Kurzsichtigkeitsihe des „konsequenten" Naturstudiums wurde überwunden durch die Betonung

des eigenen Erlebnisses, durch die Kultur der Stimmung und des Eindrucks, durch den Rückgang auf die Landschaft, die provinziell ausgeprägte Sonderart der deutschen Stämme. Niedersachsen, Schleswig-Holstein, die Rheinlande, Schwaben, Schlesien, Österreich und die Schweiz wetteiferten in einer „Heimatkunst", die auf menschliches Schwergewicht, Abneigung gegen großstädtische Nivellierung, Vorliebe für althergebrachte Gediegenheit gegründet, aber der Gefahr geistiger Enge und landsmännischer Verstimmung ausgesetzt war. Die entgegengesetzte, auf Verfeinerung der Sinne, Steigerung der Empfänglichkeit gerichtete Tendenz schlug um in den Rausch der großen Zahlen, Massen, Dimensionen, des Rekords, des technischen Triumphs.

Schon der vornaturalistische Roman war auf seiner Suche nach dem „Volk bei der Arbeit", die in Kontore, Speicher, Werkstätten und Studierzimmer führte, zum Nachdenken über die charakterbildende Umsetzung der Alltagsbeschäftigung gekommen und hatte die altüberlieferten Vorstellungen von den allgemeinen Standestypen schärfer und lebendiger zu fassen unternommen. Träger der Berufsphysiognomien blieben meist Nebenfiguren, ihre Redeweise wurde, oft sehr schematisch, mit Vergleichen, Bildern, Wendungen aus ihrer Fachsprache durchwebt, die Darstellung erschöpfte sich in Genrebildern, komischen Szenen, humoristischen Gestalten, bevor die Milieulehre zu breiten und eingehenden Schilderungen ausholen ließ. Der ältere Roman hatte sich zur Berufsarbeit gewendet, um den Menschen da zu fassen, wo er sich in seiner Tätigkeit bewährt; der Naturalismus, um ihn in seiner wirtschaftlichen, lokalen, seelischen Abhängigkeit vom Mechanismus der historischen Bedingungen zu zeigen. Die neue Entwicklung griff wieder zurück auf die Problemstellung des Bildungsromans. Allerdings hat das Interesse an der Berufspsychologie des Lehrers, Pfarrers, Offiziers, des kaufmännischen Unternehmers, des Technikers, Künstlers weder vor Einmischung veralteter Intrigen geschützt, noch hat es immer genug Selbstbescheidung geübt, aber es hat den Blick für die Abgestimmtheit des Individuums auf seine Umgebung geschärft, die Anschauung bereichert und die Behandlungsweise von Problemen persönlicher Entwicklung verfeinert. Beiden Richtungen gemeinsam ist das nahe Eingehen auf das Seelenleben der Kindheit. Kinderjahre, Schulzeit, Pubertätswirren, Erwachen des Selbstbewußtseins, jugendliche Entdeckung der Welt, Loslösung aus der Familientradition, frisches Hineinstürmen ins Leben, betroffenes Staunen, die ersten Eindrücke und die ersten Anfechtungen bilden ein großes unerschöpfliches Grundthema, das alle fünf Jahre in verschiedenen Tonarten wieder aufgenommen wird. Die Sehnsucht übermüdeten Kulturgefühls, die sich für die Kunst primitiver Völker begeistert, glaubt im Kinderleben noch den Reflex eines unmittelbaren Weltverhältnisses zu fassen; nachdem Ellen Key das Jahrhundert des Kindes verkündet, erheben sich Anklagen gegen Schule und Famili

die radikale Pädagogik Gustav Wynekens, die Psychologie Siegmund Freuds, die Jugendbewegung und das Ressentiment des Abiturienten dringen auf eine Überwertung der ersten Lebensalter.

Bei der Herausarbeitung ihrer neuen Vorstellungen von menschlicher Tiefe, Unmittelbarkeit, seelischer Konsistenz mußte sich die Dichtung, auch wenn sie nicht von außen her durch die allgemeine Geistesbewegung, den Inhalt einer Weltanschauung oder die Sehnsucht danach getrieben worden wäre, den Erscheinungen des religiösen Lebens nähern. Wenn gleichzeitig bedeutsame Richtungen der Religionswissenschaft das Interesse auf Gestaltungen urtümlichen Erlebens innerhalb der christlichen Überlieferung lenkten, wenn sie unter Aufstellung und Aneignung neuer Gesichtspunkte das Geniale, Inspiratorische, dem künstlerischen Schöpfertum Verwandte an Glaubenshelden, Heiligen, Stiftern und Mittlern hervorhoben, so handelte es sich in den meisten Fällen um ein Teilhaben am gleichen Zeitinhalt, um ein Schöpfen aus der gleichen Quelle.

Die katholische Gläubigkeit des schweizerischen Epikers Heinrich Federer kommt nur als erlebnisvertiefende Kraft, nicht tendenziös zum Ausdruck. Dagegen gilt in den Bekehrungsromanen der ungewöhnlich begabten Dichterin Enrica von Handel-Mazzetti das christliche Gebot der Feindesliebe für künstlerische Objektivität. Bei Hermann Stehr offenbart die dichterische Erhebung ihre Urverwandtschaft mit religiösem Aufschwung. Wenn Stehr seine ersten Werke vorzugsweise im kleinstädtischen und ländlichen Proletariat ungünstig bedachter Bezirke Schlesiens spielen läßt, so scheint er mitunter neben dem Landschaftlichen sozialistische Motive stark hervorzukehren, findet aber den Übergang zur verzückten Anschauung des Unergründlichen und weiß eine neue Botschaft zu künden, die auch in der profanen Kultur Bestand behält. Auch Emil Strauß hat aus jener unmittelbaren Auseinandersetzung mit den Grundfragen des persönlichen Daseins heraus geschaffen, die zu religiösem Verhalten hindrängt, er ist nicht der einzige, der beim Erspüren des Persönlich-Elementaren, beim Vordringen zum letzten Rückhalt der Individualität in den Bannkreis des Göttlichen gerät.

Ein Zug der Selbstprüfung, die mehr ist und andere Proben fordert als die Selbstbeobachtung, in der sich die modernen Analytiker hinreichend geschult haben, zeichnet sich in dem Werk aller Dichter ab, die vom Gefühl der Gefährdung ihrer eignen Seele durch das Leben und ihr Verhältnis zu ihm wie der allgemeinen Wahrnehmung eines Mißverhältnisses zwischen der Existenzbedingung des geistigen Menschen und den Entwicklungstendenzen der Kultur zum Schaffen angeregt werden. Arthur Schnitzler löst den Rechenschaftsbericht in Ironie auf, er läßt die Scheidewände zwischen Scherz und Ernst fallen, Spiel und Wirklichkeit sich ineinander verschlingen, bis die Ungewißheit, wo das eine aufhört und das andere anfängt, in seinen Gestalten Zweifel an ihrer Berührung mit der Lebens-

realität und Mißtrauen gegen ihre innersten Wertgefühle erweckt. Schnitzlers Wienertum erleichtert ihm die ironische Wendung, die resignierende Gelassenheit, mit der komische wie tragische Zwischenfälle hingenommen werden, seine Künstlerschaft, die sich in der überlegenen Beherrschung des Dialogs, im subtilen Erhaschen seelischer Übergänge bewährt, entwickelt sich in der Auseinandersetzung mit der gefährlichen Überhebung des Bewußtseins über das Sein. Der Konflikt zwischen entdeckerischem Wagemut und der Sorge um seelische Konsolidierung, der um die Wende des Jahrhunderts viele deutsche Dichter ergriffen hat und ihre Grundverfassung und Haltung, ihr nationales Zugehörigkeitsgefühl und das Bewußtsein ihrer persönlichen Eigenart zum Problem werden läßt, ist in Jacob Wassermanns Produktion durch weitere Zwiespälte noch verschärft und verwickelt worden, die auch dem Fehlen und Irren dieses Dichters erhöhte zeitgeschichtliche Bedeutung erteilen. Noch tiefer ist Thomas Mann von den Beziehungen zwischen der Antinomie des modernen Dichtertums und den Gefahren der modernen Geistigkeit erschüttert worden. Er hat das fruchtbare Gleichnis seines Grundkonflikts im Dekadenzproblem gefunden und die Seelenlage des ökonomisch überanstrengten Bürgers wie des geistig sich überfordernden Künstlers durch eindringende, das Kulturbewußtsein der Zeit erhellende Gestaltungen ihrer vornehmsten Vertreter zu einer typischen Bestimmung gebracht. Das Problem und Erlebnis des überbürdeten, am Rande der Erschöpfung, arbeitenden Leistungsmenschen, der unter ungünstigen Bedingungen ausharrt, trotzdem er das Nachlassen seiner Spannkraft bemerkt, ist in der Familiengeschichte „Die Buddenbrooks" durch einen mehrere Generationen umfassenden Prozeß der Überfeinerung und Entüchtigung zur gleichen Form gereift, die es in den unbürgerlichen Lebensgestaltungen des Prinzenromans „Königliche Hoheit" und der Künstlernovelle „Der Tod in Venedig" durch die gesellschaftliche Ausnahmestellung der Helden erhalten hat. Daß Heinrich Mann, der ältere Bruder des Vorigen, aus der gleichen Umgebung und Überlieferung hervorgehen, an dem Erlebnis der gleichen geistesgeschichtlichen Erscheinungen, an den gleichen Kontrasten von Geist und Leben, Bürgerlichkeit und Künstlertum sein Wesen erfassen und doch zu einer straff entgegengesetzten Stellungnahme in Literatur und Leben gelangen konnte, ist von hohem Erkenntniswert für die Polarität des deutschen Kulturbewußtseins, für die innere Spannung der deutschen Bildungsformen. Polemisch satirische Gesellschaftskritik, Hang zum Abenteuerlichen, zum genußfrohen Rausch führen ihn zum Ansturm gegen die Grenzsetzungen der gegenwärtigen Zivilisation, zur Sympathie mit der revolutionären Stimmung des Proletariats, dem er innerlich ganz fern steht. Die Auffassu vom „Bösen", in dem Heinrich Mann, Baudelaire und E. A. Poe folg den Zusammenhang des Geistigen mit dem Elementaren zu finden gla bestimmt seinen übersteigernden Stil und sein psychologisches Ausmaß,

beide leicht trotz virtuosen Stilkünsten und Raffinement in ungewollte Karikatur verfallen.

Mit starrer Konsequenz hat Frank Wedekind die Dichtung als Satyrspiel des Lebens aufgefaßt. Er schwankt zwischen einer großartigen Indifferenz gegen ethische Werte und der Verkündung einer neuen, von Grund auf veränderten Geschlechtsmoral, zwischen einem Fatalismus der Sinne und der Kräfte und einem aufrührerischen Bekenntnis seiner Zerrissenheit und seines Entbehrens. Die verblüffende Dialektik seiner paradoxen Dialoge, die freie, überlegene Willkür, die über seine Menschengestaltung und über seine Führung der dramatischen Aktion gebietet, die Atmosphäre respektloser Verneinung aller geltenden Werte verhalfen Wedekinds Dramen nach harten Kämpfen mit dem Zensor zu den stärksten Bühnenwirkungen, die nach Gerhart Hauptmanns Anfängen ein deutscher Dramatiker — von Einzelerfolgen abgesehen — erleben durfte. Das deutsche Drama war, nachdem die naturalistische Bewegung ihre Schwungkraft eingebüßt hatte, wieder in die Leblosigkeit der früheren Jahrzehnte zurückverfallen. Es hatte die unmittelbare Beziehung auf das Zeitgefühl verloren oder war zur Anspielung auf äußerliche Aktualitäten verflacht, in Ermanglung richtunggebender Kräfte herrschten Anlehnungen an überkommene Stilmuster vor, der Überwindung des naturwissenschaftlichen Positivismus, der Zurückdrängung der Milieutheorie und Vererbungslehre folgte die Sehnsucht nach einer metaphysisch gehobenen Weltanschauung, ihr entsprach eine neuerwachte Neigung zur Romantik, die Wiederaufnahme der stilisierten Versprache, dagegen blieben alle Bestrebungen, dem Weltgefühl der Zeit eine dramatische Form von zwingender Art zu geben, erfolglos und unbeachtet. Diese Leere des dramatischen Raumes, dieses Schlummern positiver Kräfte, bezeichnet durch vorgebliche Neuklassik und Neuromantik, wurde durch Wedekinds Gegenbild verdeckt. Sein Einfluß auf die dramatische Produktion war stark, selbst die enthusiastisch-revolutionär gestimmte Jugend hat den grotesken Schliff ihm abzulernen gesucht und Ibsens Ironie nur durch Wedekinds Vermittlung aufgenommen.

Das naturalistische Drama stand in nahem Zusammenhang mit dem gleichzeitigen Roman, eine weitere Entwicklung, die zur großen Pathetik strebte, aber diese von der Konvention des Epigonentums zu befreien suchte, drängte an engere Berührung mit der Lyrik. Eine radikale Erneuerung der lyrischen Ausdrucksmöglichkeiten hatte Arno Holz angestrebt, Detlev v. Liliencron einen ungezwungenen Ton eingeführt, frischen Luftzug mit sich gebracht und durch das Beispiel seines scharfen, geübten Auges den Blick geschult, Farben und Formen der Umwelt in feineren Schattierungen zu erfassen. Mit Richard Dehmel, Alfred Mombert, Max Dauthendey ist die deutsche Lyrik wieder in ein inneres Verhältnis zum Geist des Zeitalters getreten, dessen staatlich-gesellschaftlich-wirt-

schaftliche Gestaltungen ihr so fremd und abgeneigt schienen, wie es die Gesinnung der Nation blieb. Die moderne Lyrik ist nicht populär, wie Uhland, Heine, Eichendorff waren, mit Platen hatte diese Ausschließlichkeit der lyrischen Wirkung sich deutlicher auszuprägen begonnen, die Abwendung vom Volkslied, die Ansätze zur sprachlichen Konzentration hatten sich bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts erheblich verstärkt, gerade der lyrischen Dichtung, die den modernen Alltag und das Leben, die Anschauungsweise und den Gefühlsinhalt niederer Volksschichten in den Kreis ihrer Stoffe einbezog, ging die unmittelbare Einwirkung außerhalb einer literarisch stark interessierten Gesellschaftsschicht verloren. Entscheidend hierfür war der Zug zur Intimität des Erlebnisses und der Aussprache, der nachdrückliche Verzicht auf konventionelle Vorstellungen, Bilder, Sprachbestandteile. Das lyrische Erlebnis spiegelt die nervöse Erregtheit einer geistig konzentrierten Jugend, die sich auf ein beschleunigtes Lebenstempo einzustellen hat und die inneren Gegensätze der Kultur in ihrer unmittelbaren Wirkung zu spüren bekommt; es weist über diese zeitpsychologische Disposition hinaus durch sein Streben auf Erfassung und Übermittlung der Urgefühle, des Sinnlich-Elementaren und der kosmischen Resonanz, der im äußeren Leben der Nation nichts zu entsprechen schien. Richard Dehmel verkündet die Erhöhung des Menschen durch das kosmische Gefühl, das sich ihm in der Erotik verwirklicht, aber er sichert sich die Perspektive für die Bedeutsamkeit seines persönlichen Seelenlebens innerhalb des Sehnsuchtsdranges der Massen, er hat zum Proletariat ein gerades und offenes Verhältnis, er fühlt keinen Abstand zur Kultur seiner Zeit, er ist von den Nervenkrisen, die am Ausgang des 19. Jahrhunderts die vom Zeitgefühl erregten, vom Straßenlärm erfüllten Menschen heimgesucht haben, zerwühlt und verwittert. Dagegen sieht Stefan George in der Erweckung des Gegenbildes gegen die von ihm mit nicht zu überbietender Schärfe abgelehnte Welt einseitiger Verstandesausbildung, geschwächter Instinkte, verwahrloster Gefühle seine dichterische Sendung. Im Kampf für die höhere Würde und Bedeutung des Menschen will George das Mythische, den Sinn für das Symbolische, die Hochschätzung der Person, den Glauben an etwas Wunderartiges im Genius der Menschheit nicht nehmen lassen. Ein eigentümliches Wirklichkeitsverhältnis, eine vertiefte oder wenigstens extreme Fassung des polaren Gefühlsgegensatzes von Einsamkeit und Zugehörigkeit wird in der Lyrik von Rainer Maria Rilke entwickelt.

Aus der Empfindung des Widerspruchs zwischen den Kulturbedingungen der Gegenwart und der Anschauung oder Ahnung eines krafterfüllten, unverkümmerten Lebens, das Natur und Geist, Anfang und Fortgang der Menschheit nährt und stützt, ist die innere Problematik der Dichter dieser Zeit erwachsen. Die Entdeckung dieser Zwiespältigkeit ist der Antrieb zu ihrer Produktion, deren Charakter sich

aus den verschiedenen Möglichkeiten der Auseinandersetzung ergibt — von der Hingabe an den lebenerfüllten Augenblick, die das Erlöschen des Persönlichkeitsbewußtseins nicht scheut, bis zur überanstrengten Betonung des individuellen Wertes, von der Resignation und Einsamkeit zur Anlehnung an die überpersönlichen Kräfte des Volkstums, der Heimat und der religiösen Gemeinschaft, von grenzenloser Ausbreitung zu harter und ängstlicher Konzentration, von der Besinnung auf die ersten und letzten Grundlagen zum heroischen oder — leichtsinnigen Übersteigen der Voraussetzungen. In dieser Epoche gefahrvoller Überspannung und besorgten Haushaltens ruht die Bedeutung einer Dichterin vom Range Ricarda Huchs auf der konfliktlosen und doch nicht leeren oder historisierenden Art ihres Schaffens. Sie ist nicht problematisch. Der heiteren Leichtigkeit ihrer Erfindungsgabe begegnet ahnende Tiefe des Blicks, in der großen und freien Art ihrer Darstellung durchdringen sich Schwung und Besonnenheit, improvisatorische Begabung und unbeirrter Formwille, ohne sich zu beeinträchtigen, ohne die dichterische Persönlichkeit in Konflikt mit sich selbst zu stürzen. Eine solche Natur konnte nach den „Erinnerungen Ludolf Ursleus" zum großen Epos gelangen, das sie erst aus einer phantastischen Landschaft, dann aus dem italienischen Risorgimento und schließlich aus dem Dreißigjährigen Kriege herausgestaltete. Der Schlußband dieses letzten Werkes, der den langsamen Niedergang, die seelische Verödung des deutschen Volkes zur Anschauung brachte, erschien zu Beginn des Jahres der größten Konflagration, von der die Weltgeschichte weiß.

Der Weltkrieg hat in der deutschen Dichtung kein so gewaltiges, aus dem Massenempfinden geborenes, das Erlebnis des Feldsoldaten zum erschütternden Bilde und zum endgültigen Ausdruck gestaltendes Werk hervorgerufen wie des Franzosen Henri Barbüsse denkwürdiges „Feuer". Die innere Beteiligung der proletarischen Schichten kommt in der Lyrik der Arbeiterdichter Heinrich Lersch, Karl Bröger, Max Barthel zum Vorschein und ergibt eine neue, tiefere und schlichtere Fassung des Nationalgefühls als die massenhafte Kriegsliteratur in Prosa und Vers, die von Gelehrten, Berufsschriftstellern aller Parteien auf den Markt geworfen wurde und wirkungslos verhallte oder zur Korruption des Empfindens beitrug. (Eine rühmliche Ausnahme bildet der Roman des westfälischen Humoristen Augustin Wibbelt „Ut de feldgrave Tid", der den Widerhall der Ereignisse in einem münsterländischen Dorfe mit einer Fritz Reuter ebenbürtigen Kraft schildert.) Die Lyrik der späteren Kriegsjahre, in der die verzweifelte und wilde Auflehnung gegen die Waffengewalt, gegen jede Gesellschaftsordnung, die den Krieg ermöglicht, gegen jede Gesinnung, die ihn verteidigt, die Oberhand gewann, verleugnet nicht ihren inneren Zusammenhang mit der revolutionär gestimmten Lyrik der letzten Friedensjahre, deren unbestimmte Empfindung des inneren Widerspruchs in extremsten Formulierungen zum Ausdruck kam. Sie

täuschte sich schwer über die Verwandtschaft ihres Weltgefühls mit den Tendenzen der aufsteigenden Massen und begnügte sich schließlich mit einer schematischen Vereinfachung aller Gegensätze durch die Annahme des Klassenkampfgedankens. Sie bewies wenig Konsequenz mit ihrer raschen Konversion vom Ideal waffenloser Menschengemeinschaft zum Sowjetglauben, ebensowenig geschichtlichen Tiefblick mit ihrer Verkündigung des Zusammenbruchs der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, während der Kapitalismus zu einer vorher nicht geahnten Hochblüte gedieh, die gewaltigsten Konzentrationen und Transaktionen des industriellen Unternehmertums vor sich gingen und die schwierigsten Widerstände der Arbeiterschaft kaum einen Augenblick mehr den Wagemut und die Energie ihrer wirtschaftlichen und politischen Gegner dämpften.

Der Lebensgehalt, den die moderne Lyrik erfaßt und gestaltet hat, ist auch für das jüngste Drama von entscheidender Bedeutung, soweit nicht rein literarische Beeinflussung durch Wedekind und Strindberg ältere Gesinnungsreste vermittelte. Die Vereinigung von Zeitkritik und abstraktem Mysterium, von Ekstase und grotesker Satire ist fast überall mit gleicher Unzulänglichkeit ins Werk gesetzt worden und führte zu erschreckender Gleichförmigkeit der Handlung, zu einem Einklang des Gefühls, der doch keine Überzeugungskraft besitzt. Mit wenigen Ausnahmen, wie Goerings „Seeschlacht" und Schickeles „Hans im Schnakenloch" hat die dramatische Produktion der Kriegsjahre nur den einen, allerdings entwicklungsgeschichtlich betrachtet, durchaus nicht geringen Wert der Vorbereitung eines Stils, der vermutlich von einer entgegengesetzten Tendenz beherrscht sein wird, aber die Ergebnisse dieses Ringens in sich aufnehmen wird. Das — höchst unglücklich als „expressionistisch" bezeichnete — Drama hat die Steigerung der Bluttemperatur, die mit Herbert Eulenberg einsetzt, erhöht, es hat die Gestalten in zuckende Bewegung aufgelöst, das Resultat wird eine neue Anschauung von menschlichen Charakteren sein, die erst erlangt werden wird, wenn die alte Linienabstraktion dem Gedächtnis entschwindet.

Trotzdem die deutsche Literatur nach der Reichsgründung mit wachsender Energie zum Organ des Zeitgefühls geworden ist, trotzdem sie aus den sozialen Erschütterungen ihren wichtigsten Inhalt gewonnen hat, ist ihre Stellung und Bedeutung im Volksleben nicht größer geworden. Seit dem Anbruch der naturalistischen Bewegung hat das dichterische Schaffen eine ständig zunehmende Eindringlichkeit gewonnen, die Strenge des künstlerischen Ernstes hat sich ungeachtet allen Richtungswechsels vergrößert, die Forderungen des Dichters an sich selbst, allerdings auch an sein Publikum sind gestiegen, so gewagt es ist, in geistesgeschichtlichen Angelegenheiten über in sich abgeschlossene Perioden hinaus Entwicklung und Aufstieg oder Niedergang feststellen zu wollen, ein Zeitalter gegen das andere zu werten, eine geschichtliche Betrachtung, die sich ihrer Verantwor

bewußt bleibt, wird eine allgemeine Hebung des Niveaus, sogar eine Steigerung des dichterischen Typus, eine weitere und höhere Fassung seiner Idee anerkennen müssen. Als Beweis hierfür dient nicht ein Vergleich des Durchschnitts, auch nicht der Höchstleistungen, aber die Geschichte des Goethebildes, der Vergleich der Aspekte der Weltliteratur. Trotzdem ist der Dichter heute dem Volk, das er geistig repräsentiert, ferner als jemals vorher seit den Tagen Klopstocks und Lessings. Die Anteilnahme an der bildenden Kunst, der sicherlich keine größeren Konzessionen an den Durchschnittsgeschmack vorzuwerfen sind, und deren Vertreter persönlich und der Leistung nach kaum ihre dichterischen Zeitgenossen überragen dürften, ist dagegen stark angewachsen. Wieweit hierbei Verdienst und Glück, Schicksal und Schuld sich verketten, entzieht sich dem heutigen Blick. Daß aber die gesteigerte Idee des Dichterischen noch eine geschichtliche Mission am deutschen Volk zu erfüllen hat, wird durch die heutige Lage nicht widerlegt, und daß die Dichter unserer Zeit zu diesen Steigerungen mit ihrer ganzen Existenz beigetragen haben, wird für die endgültige Bewertung ihrer Persönlichkeit nicht außer Betracht bleiben können.

Ein jungdeutscher Theoretiker, der den Einfluß allgemeiner geistiger und sozialer Strömungen auf das dichterische Schaffen mit Energie betont hat, wollte die Ungunst der Zeiten und der Zustände für alle Faktoren des Geisteslebens als Entschuldigung annehmen, nur nicht für die Dichter. Sie seien zuletzt für alles solidarisch haftbar. Aus der Verkettung kultureller Bedingtheiten wollte er sie darum doch nicht lösen. Jede Art geistiger Produktion findet ihren Anhalt in einem größeren Zusammenhang von Zuständen, Kräften, Tendenzen, aus denen die Atmosphäre der Zeit aufsteigt. Keine ist unabhängig von den stofflichen Grundlagen der Kultur, wenn auch nicht ausschließlich bedingt, auch nicht als Spiegelung oder Überbau ideologisch erklärbar. Der Krieg hat eine Lage geschaffen, die diese Frage mit erneuter Schärfe zur Entscheidung stellt. Er hat eine heute noch gar nicht zu übersehende Veränderung der kulturellen Schwerpunkte hervorgerufen und es wird dem deutschen Volk noch viel Arbeit bereiten, sich auf diese Veränderung, deren Endgültigkeit nicht einmal feststeht, innerlich einzurichten. „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten . . .“

Regiſter

A

Abälard, 177.
Abel, Karl von, 229. 259.
Aeſchylus, 20.
Agrikola, Rudolf, 19.
Ahlwardt, Hermann, 486. 489.
Albrecht, Wilhelm Eduard, 237.
Aldenhoven, Karl, 143.
Aleander, Hieronymus, 163.
Alexander der Große, 71.
Alexander I., Kaiſer von Rußland, 93. 96.
Altenſtein, Karl, Freiherr von, 167. 195. 197. 199. 208. 272.
Althoff, Friedrich, 558. 559.
Antonelli, Giacomo, 350.
Anzengruber, 583 f.
Ariſtogeiton, 104.
Ariſtoteles, 208. 282. 551.
Arndt, Ernſt Moritz, 86. 92. 105. 146. 182. 219. 237.
Arnim, Achim von, 86. 136. 146 f. 160. 204.
Arnim, Bettina von, 160 f. 198. 396. 496. 497.
Arnoldi, Wilhelm, Biſchof von Trier, 201.
Arons, 248.
Artzibaſchew, M., 515.
Aſpaſia, 39.
Aſſing, Ludmilla, 212.
Auer, Ignaz, 420 f.
Auerbach, Berthold, 164 f. 202.
Auersperg, Anton Alexander, Graf von, 163 f. 237.
Auguſta, Deutſche Kaiſerin und Königin von Preußen, 358. 360. 366 f. 385.
Auguſtenburg, Friedrich, Erbprinz von, 326 f.

B

Baboeuf, François Noël, 215.
Bach, Johann Sebaſtian, 560. 561.
Bacchylides, 551.
Bacon, Francis, 132. 277.
Bahnſen, Julius, 303.
Bahrdt, Karl Friedrich, 13. 104.
Bakunin, Michael, 514 f.
Balleſtrem, Franz Xaver, Graf v., 363.
Bamberger, Ludwig, 484.
Barbuſſe, Henri, 591
Barth, Theodor, 440. 446.
Baſſermann, Ernſt, 440. 446.
Baſſermann, Friedrich, 225 f.
Baudelaire, 588.
Bauer, Bruno, 176. 179. 214. 405. 512. 513.
Baumgarten, Hermann, 222. 321. 334. 345.
Baumgarten, Michael, 255. 386.
Baur, Ferdinand Chriſtian, 173 f. 189. 195. 211. 387. 388.
Bebel, Ferd. Auguſt, 7. 31. 410 f. 419 f. 421. 423. 439. 440. 446. 454. 469. 500. 516.
Becker, Hermann Heinrich, 249. 398.
Becker, Nikolaus, 218. 335.
Beckerath, Hermann von, 237.
Beethoven, Ludwig van, 559 f. 561. 566.
Begas, Karl, 143.
Behring, Emil Adolf, 550.
Bekker, Auguſt Immanuel, 133.
Beloch, Karl Julius, 272.
Bellamy, Edward, 31. 419.
Bennigſen, Rudolf von, 317. 551.
Benzler, Biſchof von Metz, 372.
Béranger, Pierre Jean de, 111.
Bergſon, Fr., Philoſoph, 616.
Berlepſch, Emilie von, 494.
Bernhard, Ludwig, 429.
Bernſtein, Eduard, 420 f. 422.
Beſeler, Karl Georg Chriſtoph, 237.
Bethmann-Hollweg, Moritz Auguſt von, 245. 314.
Bethmann-Hollweg, Theobald von, 478.
Bettina, ſ. Arnim.
Beyſchlag, Willibald, 381.
Beyme, Karl Friedrich von, 106.
Biedermann, Karl, 237. 244.
Bismarck, Otto, Fürſt von, 5. 7. 109. 237 240. 241. 242. 311. 313. 315. 316. 317

321 ff. 343. 344. 345 ff. 351. 357 ff. 370. 394. 395. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 414. 415. 416. 418. 426. 429. 431. 438. 439. 440. 447. 459 ff. 466 f. 471. 473. 474. 477. 479. 480. 483. 484. 531. 538. 551. 556. 560. 577.
Bitzius, Albert (Jeremias Gotthelf), 164.
Björnſon, 584.
Blatchford, Robert, 443 f.
Bleichröder, Gerſon, 345. 483.
Blücher, Gebhardt Leberecht, Fürſt von, 327.
Blum, Robert, 202. 203. 237. 249. 330.
Blumhardt, Chriſtoph Friedrich, 449.
Blumenbach, Johann Friedrich, 273. 284.
Bluntſchli, Johann Kaſpar, 386. 392.
Boccaccio, Giovanni, 21.
Böckh, Auguſt, 36. 133 f. 248.
Böcklin, Arnold, 532. 573 f. 575. 576.
Bodenſtedt, Friedrich Martin, 270.
Bodmer, Johann Jakob, 38.
Böhlau, Helene, 585.
Böhmer, Auguſte, 66.
Boiſſerée, Sulpice, 149. 204.
Bolanden, Konrad (pſeud. f. Joſeph Biſchoff), 372.
Bonald, Louis Gabriel Ambroiſe, Vicomte de, 186.
Bonaparte, Jérôme, König von Weſtfalen, 96.
Bonifaz VIII., Papſt, 351.
Bonin, Eduard von, 321.
Bonitz, Hermann, 247. 257.
Boos, Martin, 185.
Bopp, Franz, 139.
Borgia, Ceſare, 525.
Börne, Ludwig, 22. 111. 150. 151 ff. 154. 156 f. 158. 160. 482. 584.
Boſſe, Julius Robert, 506.
Boyen, Hermann von, 17. 78 f. 85. 106. 551.
Brackel, Ferdinande von, 373.
Brahms, Johannes, 562. 568 f.
Brentano, Clemens, 26. 39. 40. 136 f. 145. 186. 204. 560.
Brentano, Luiſe, 425 f.
Bretſchneider, Karl Gottlieb, 207.
Breyſig, Kurt, 554. 555.
Brion, Friederike, 589.
Brockes, Barthold Heinrich, 47. 49.
Brown, Robert, 61.
Bruno, Giordano, 364.
Brutus, 105.
Bucher, Lothar, 402. 438.
Büchner, Georg, 145.
Büchner, Ludwig, 2. 279 ff. 301. 454.
Bülow, Bernhard, Fürſt von, 369. 465. 490 f.
Bülow, Hans von, 402. 560. 569.
Bunſen, Chriſtian Joſias, 187. 191. 195. 196. 255. 259. 262 ff. 370. 372.
Bunſen, Robert Wilhelm, 64. 275.
Bürger, Gottfried Auguſt, 25.
Burke, Edmund, 73. 118. 120.
Buſchhoff (Prozeß B.), 486.
Buſſe, Karl, 154.
Buttmann, Philipp Karl, 133.
Byron, Georg Noel Gordon, Lord, 111. 154. 301.

C

Camphauſen, Otto, 345.
Canovas del Caſtillo, Don Antonio, 515.
Caprivi, Georg Leo, Graf von, 464. 465. 468. 474. 490.
Carlyle, Thomas, 340. 451. 533 f.
Carnot, Marie François Sadi, 515.
Carriere, Moriz, 292.
Carſtens, Asmus Jakob, 204.
Cäſar, 271 f. 401. 466.
Caſſius, 105.
Cato Uticenſis, 272
Cavour, Graf Camillo Benſo di, 362.
Chamfort, Nikolaus, 532.
Châteaubriand, François René, 186.
Chriſtian VIII., König von Dänemark, 218.
Chriſtian IX, König von Dänemark, 326.
Chriſtus ſ. Jeſus.
Cicero, 272.
Claudius, Matthias, 21. 92. 185.
Clauſewitz, Carl von, 79.
Clemens XIV., Papſt, 184. 380.
Colding, Ludwig Auguſt, 274.
Cornelius, Peter von, 205 f.

Cotta, Johann Friedrich, Freiherr von Cottendorf, 156.
Cotta, Johann Georg, Freiherr von Cottendorf, 318f.
Couſin, Viktor, 110. 208f.
Cramer, Carl Gottlob, 21.
Creuzer, Georg Friedrich, 136. 173.
Cuvier, Georg Leopold, Baron von, 144. 284.
Czerski, Johann, 202f.
Czolbe, Heinrich, 279f. 286.

D

Dahlmann, Friedrich Chriſtoph, 95. 96. 219. 223f. 226. 237. 238. 271.
Dahn, Felix, 581.
Damaſchke, Adolf, 451.
Dante, Alighieri, 68.
Darwin, Charles, 62. 282ff. 299. 307. 425. 522. 529. 557.
Dauthendey, 589.
Dehmel, Richard, 589f.
Delbrück, Hans, 338. 445. 463.
Delbrück, Martin Friedrich Rudolf, 345.
Demetrius Phalereus, 552.
Demokrit, 278. 282.
Demoſthenes, 134.
Dernburg, Bernhard, 475.
Descartes, René, 49. 188. 432.
Diede, Charlotte, 47.
Dieſterweg, Friedr. Ad. Wilh., 199.
Dilthey, Wilhelm, 310. 312.
Diogenes, 112. 610.
Dohna-Schlobitten, Alexander, Graf von, 30.
Döllinger, Ignaz von, 190. 229. 236. 237. 244. 352. 354f. 357. 358. 374. 375.
Doſtojewski, Fedor Michajlowitſch, 584.
Drews, Arthur, 308.
Droſte-Hülshoff, Annette von, 268.
Droſte-Viſchering, Clemens Auguſt, Freiherr von, Erzbiſchof von Köln, 188. 191f.
Droyſen, Johann Guſtav, 226. 237.
Duboc, Julius, 2.
Dubois-Reymond, Emil, 273. 286f.
Dühring, Eugen, 425. 485. 486. 534f.
Duncker, Max, 321.
Dunin, Martin von, Erzbiſchof von Poſen, 192.
Dürer, Albrecht, 40. 41.

E

Ebner-Eſchenbach, Marie von, 583.
Eckermeyer, Ernſt Theodor, 176.
Eckermann, Johann Peter, 144.
Edelmann, Joh. Chriſtian, 13.
Eduard VII., König von England, 471. 476.
Egidy, Moriz von, 516f.
Ehrlich, Paul, 550.
Eichendorff, Joſeph v., 560. 590.
Eichhorn, Karl Friedrich, 119f. 131.
Eichhorn, Joh. Albrecht Friedrich, 197. 199. 243.
Eilers, Gerd, 197. 199.
Eliſabeth, Kaiſerin von Öſterreich, 515.
Emerſon, Ralph Waldo, 533.
Emmerich, Anna Katharina, 186.
Empedokles, 54.
Enfantin, Barthélemy Proſper, 215. 497.
Engels, Friedrich, 397. 406ff. 534.
Erdmann, Joh. Eduard, 308.
Ermann, Paul, 78.
Ernſt II., Herzog von Sachſen-Koburg-Gotha, 270. 317f.
Ernſt Auguſt, König von Hannover, 219.
Eſchenmayer, Karl Adolf, 176.
Eucken, Rudolf, 555. 557.
Eulenberg, Herbert, 592.
Exner, Franz, 247. 257.

F

Fabri, Friedrich, 281.
Falk, Paul Ludwig Adalbert, 361ff. 370. 379. 383. 385. 483. 539.
Fechner, Guſtav Theodor, 62. 555f.
Federer, Heinrich, 587.
Ferdinand II., römiſch-deutſcher Kaiſer, 332.
Feuerbach, Anſelm von, 570. 572.
Feuerbach, Ludwig Andreas, 179ff. 210. 211. 269. 271. 279f. 286. 389. 397. 406. 511. 513. 552. 564

Feuerbach, Paul Joh. Anſelm, 96.
Fichte, Joh. Gottlieb, 14f. 17. 24. 26. 28f. 36. 37. 53ff. 56. 57. 58. 61. 64. 72. 79ff. 84. 85ff. 92. 93. 115f. 118f. 188. 293f. 395f. 428. 432. 451. 493. 533. 554. 556.
Fichte, Hermann, 281.
Fieſole, Fra Giovanni Beato Angelico da, 204.
Finck, Heinrich T., 564.
Fiſcher, Hannibal, 291.
Fiſcher, Kuno, 3. 61. 95. 96. 281. 299. 308. 310. 311. 331. 520. 556.
Fiſcher, Theodor, 577.
Fliedner, Theodor, 183.
Follen, Auguſt, 110.
Fontane, Theodor, 583f.
Fontenelle, Bernard de, 532.
Forſter, Georg, 72.
Förſter-Nietzſche, Frau Eliſabeth, 567.
Fouqué, Friedr. Heinrich, Baron de la Motte, 147.
Francke, Auguſt Hermann, 168.
Franckenſtein, Georg Arbogaſt, Freiherr von und zu, 360. 368.
François, Luiſe von, 583.
Franz II., Kaiſer von Öſterreich, 332.
Franz Joſef, Kaiſer von Öſterreich, 320.
Freiligrath, Herm. Ferdinand, 165. 214f. 216. 217. 229. 232. 300. 397.
Freytag, Guſtav, 146. 225. 269f. 318. 320. 344. 462. 580f.
Fried, Alfred, 472.
Friedjung, Heinrich, 332. 603.
Friedrich I. Barbaroſſa, 337.
Friedrich II. der Große, König von Preußen, 11. 12. 71. 72. 77f. 84. 85. 92. 94. 122. 196. 200. 206. 320. 338f. 534. 551.
Friedrich III., Deutſcher Kaiſer, König von Preußen, 325. 461f. 479. 480. 487.
Friedrich I., Großherzog von Baden, 257.
Friedrich I., König von Württemberg, 97.
Friedrich, Kaiſerin, 461f.
Friedrich, Johannes, 190. 352. 355.
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, 71. 75. 77.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, 44. 73. 77. 86. 99. 118. 166. 169. 191. 192. 194. 195. 196. 200. 205. 479. 562.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, 7. 46. 75f. 85. 122. 146. 169. 191. 193. 194ff. 230. 234f. 239f. 241. 244. 250. 251. 252. 253f. 255. 256. 259. 263. 272. 313f. 320. 321. 322. 324. 357. 372. 379. 483. 562.
Friedrich Wilhelm I., Kurfürſt von Heſſen, 251.
Fröbel, Friedrich, 498.
Fröbel, Julius, 214.
Fröbel, Karl, 498.

G

Gagern, Heinrich von, 236. 237.
Gall, Franz Joſeph, 68.
Gallitzin, Amalie, Fürſtin, 92. 185f.
Gauß, Carl Friedrich, 273. 277.
Geffcken, Friedr. Heinrich, 462.
Gehlſen, Joachim, 346.
Geibel, Emmanuel, 265. 290.
Gellert, Chriſtian Fürchtegott, 12.
Genelli, Bonaventura, 205.
Gentz, Friedrich von, 44. 73. 76. 118f. 152f. 186. 261.
Geoffroy Saint-Hilaire, Etienne, 144.
George, Henry, 451.
George, Stefan, 590.
Gerbert, Camillus, 382.
Gerlach, Leopold von, 195. 251.
Gerlach, Ludwig von, 167. 195. 251. 258. 328.
Gerok, Karl, 265. 315f.
Gervinus, Georg Gottfried, 202. 224ff. 237. 331.
Geſenius, Fr. Heinrich Wilhelm, 167. 195.
Gibbon, Edward, 220.
Gildemeiſter, Johannes, 201.
Glagau, Otto, 483.
Gneiſenau, Aug., Graf von, 77. 78. 92.
Gneiſt, Rudolf, 346.
Göhre, Paul, 448. 449. 450.
Görres, Joſeph, 72. 86. 95. 99. 105. 109. 114. 137. 192. 201. 204. 230. 348f.

Goethe, Joh. Wolfgang, 7. 16. 17. 18ff. 47. 54. 55f. 57. 58. 60. 62. 69. 72. 74. 101. 104. 133. 135. 139. 143f. 146. 147. 148. 149ff. 154. 158. 159. 160f. 204. 206. 222. 269. 273. 283. 296. 304. 310. 312. 338f. 344. 482. 493f. 511. 520. 530. 560. 581ff. 593.
Goeze, Joh. Melchior, 176.
Golther, Ludwig von, 303. 335.
Gomperz, Theodor, 556.
Gortschakow, Alexander Michailowitsch, Fürst, 467.
Goßler, Gustav von, 543.
Goßner, Johannes, 182. 185. 195.
Gotthelf, Jeremias s. Bitzius.
Gottsched, Joh. Christoph, 12.
Grabow, Wilhelm, 325.
Gregor VII., Papst, 351. 557.
Gregor XVI., Papst, 185.
Grillparzer, Franz, 148.
Grimm, Gebrüder, 137. 208. 213.
Grimm, Jakob, 131. 137f. 237.
Gröber, Adolf, 372. 440.
Grün, Anastasius, s. Auersperg.
Grün, Karl, 396.
Grunow, Eleonore, 36. 39.
Günther, Anton, 355.
Gurlitt, Cornelius, 207.
Gutzkow, Karl Friedrich, 151. 159ff. 167. 213. 216. 269. 396. 496f.

H

Haeckel, Ernst Heinrich, 62. 65. 273. 284ff. 454.
Hagen, Friedr. Heinrich von der, 86. 136. 146.
Hahn-Hahn, Ida, Gräfin von, 267f. 270. 497.
Haller, Karl Ludwig von, 121f. 123. 125. 195f. 259ff.
Haman, Joh. Georg, 24. 92. 185.
Handel-Mazzetti, Enrica von, 373. 587.
Hansemann, David Justus Ludw., 106. 198.
Hanslick, Eduard, 567.
Harden, Maximilian, 480f.
Hardenberg, Karl von, 43f.
Hardenberg, Karl August, Fürst von, 84. 109. 395.
Harmodios, 104.
Harms, Klaus, 166.
Harnack, Adolf, 90. 134. 135. 222. 390f. 445. 536. 558.
Hartleben, Otto Erich, 585.
Hartmann, Eduard von, 303ff.
Hase, Karl, 353. 356.
Hasselmann, Wilhelm, 516.
Hassenpflug, Hans Fr., 250f.
Hatzfeldt, Sophie, Gräfin von, 400.
Hauff, Wilhelm, 75.
Haugwitz, Christ. Heinr., Graf von, 76.
Haupt, Moriz, 254.
Hauptmann, Gerhart, 216. 584. 589.
Häusser, Ludwig, 226.
Haym, Rudolph, 69. 119. 124f. 300f. 318.
Haynau, Julius Jakob von, 250.
Hebel, Joh. Peter, 74.
Hecker, Friedrich Karl Franz, 214. 232. 239f.
Heer, Oswald, 273.
Hefele, Karl Joseph, Bischof von Rottenburg, 352f.
Hegel, Georg Wilh. Friedr., 5. 53. 58. 66ff. 74. 95. 97f. 122ff. 144. 146. 158. 167. 168. 169ff. 173. 176. 177. 178. 179. 181. 195. 200. 206. 208f. 211. 221. 259. 260f. 271. 272. 278. 283. 286. 290. 299. 300f. 304. 309. 330. 339. 388. 389. 400. 405ff. 433. 472. 511. 518. 523. 528. 529. 552. 554. 556. 557.
Heindorf, Ludwig Friedrich, 133.
Heine, Heinrich, 7. 16. 150. 151. 152. 154ff. 159. 162f. 164. 190. 206. 207. 209. 213. 215. 217. 301f. 396. 482. 590.
Heine, Wolfgang, 420.
Heinrich IV., König von Frankreich, 382.
Held, Adolf, 425.
Helmholtz, Hermann Ludwig, 65. 273. 274. 277. 283. 287.
Hengstenberg, Ernst Wilhelm, 15. 151. 167ff. 175. 176. 182. 200. 203. 255. 258. 383. 497.

Heraklit, 129. 400.
Herbart, Joh. Friedrich, 308 f.
Herder, Joh. Gottfried, 18. 24 ff. 56. 71. 112. 132. 133. 136. 139. 149. 220. 433. 560.
Herkner, Heinrich, 429. 450.
Hermann, Gottfried, 133 f.
Hermes, Georg, 188 f.
Herrmann, Emil, 385.
Hertling, Georg, Graf von, 256. 257. 376.
Hertz, Heinrich Rudolf, 65. 274.
Hertzka, Theodor, 419.
Hervé, Gustave, 423.
Herwegh, Georg, 198. 213 ff. 217 f.
Herwegh, Frau, Gattin des vorigen, 498.
Herz, Henriette, 30. 39. 152. 482. 494. 495.
Heß, Moses, 396. 513. 514.
Hettner, Hermann, 269. 583.
Heubner, Otto Leonhard, 240.
Heyse, Paul, 302. 582.
Hildebrand, Adolf, 576 f.
Hillmann, Pastor, 449.
Hindenburg, Paul von, 618. 620.
Hinkeldey, Carl Ludwig Friedr. von, 251.
Hirsch, Max, 410.
Hirscher, Johannes, 187 f.
Hitze, Franz, 443.
Hobbes, Thomas, 49. 119.
Hödel, Max, 105. 414.
Hodler, Ferdinand, 576.
Hoff, Jakobus Hendrikus van't, 65.
Höffding, Harald, 427.
Hoffmann, Christoph, 255.
Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus, 147. 598.
Hoffmann von Fallersleben, 218.
Hoffmann, Wilhelm, 255. 256. 383.
Hohenlohe-Schillingsfürst, Chlodwig Karl Viktor, Fürst zu, 335. 350 f. 357. 465.
Hölder, Julius, 318.
Hölderlin, Friedrich, 20. 54. 69. 110.
Holtzmann, Julius Heinrich, 175. 387. 392.
Holz, Arno, 585. 589.
Homer, 19 ff. 25. 110. 136. 138. 265.
Honorius I., Papst, 352.
Horatius Flaccus, 241.
Hosbach, Benj. Theod. Joh., 385.
Huber, Johannes, 303. 352.
Huber, Viktor Aimé, 216 f. 397. 438.
Huch, Ricarda, 591.
Humbert, König von Italien, 515.
Humboldt, Alexander von, 56. 64 f. 132. 212 f. 222. 272 f. 276.
Humboldt, Wilhelm von, 16. 19 ff. 22 ff. 34. 35. 36. 40. 44. 46. 47. 72. 78. 81. 85. 86 ff. 106. 112. 120. 131 ff. 135. 197. 204. 397. 417. 428. 433. 434. 511. 512. 530. 538. 545.
Hume, David, 220. 310.
Hus, Johannes, 364.
Hutten, Ulrich von, 15. 399 f. 405.
Huxley, Thomas, 284.

I

Ibsen, Henrik, 529. 563. 584. 589.
Iffland, August Wilh., 21.
Immermann, Karl Leberecht, 104. 148. 164. 269.
Itzenplitz, Heinr. Aug., Graf von, 414.
Itzstein, Joh. Adam von, 214.
Jacobi, Friedr. Heinr., 14. 29. 56. 92. 185.
Jacoby, Johann, 198. 483.
Jäger, Oscar, 223 f.
Jahn, Friedr. Ludw., 104. 105. 237.
Jahn, Otto, 254. 543.
Jakobsen, 584.
Janssen, Johannes, 375.
Jarcke, Karl Ernst, 153.
Jatho, Pfarrer, 536 f. 538.
Jean Paul, s. Richter.
Jentsch, Carl, 474. 535.
Jerusalem, Karl Wilhelm, 160.
Jesus, 13. 32. 168. 172 ff. 192. 211. 349. 384. 386. 572 f.
Jhering, Rudolf von, 554.
Johann, Erzherzog von Österreich, deutscher Reichsverweser, 236.
Jolly, Julius, 356. 361 f. 539.
Joseph II., römisch-deutscher Kaiser, 184. 189.
Joule, James, 274.
Julianus Apostata, römischer Kaiser, 196.
Jülicher, G. Adolf, 391.
Jung-Stilling (Joh. Heinrich Jung), 92.

K

Kaiser, Professor in München, 348.
Kalb, Charlotte von, 494.
Kalthoff, A., 449. 537.
Kanitz, Hans Wilhelm Alexander, Graf von, 490. 492.
Kant, Immanuel, 11. 12. 13. 14. 16. 17. 18 ff. 22 f. 25. 29 f. 31. 33 f. 37. 49 ff. 56. 57. 60. 62. 63. 64. 66. 71. 73. 78. 79. 80. 82. 86. 91. 102. 115 f. 118. 123. 130. 134. 143. 188. 261. 274. 278. 279. 281. 282. 287. 293 ff. 308 ff. 311. 316. 374. 388 f. 408. 428. 432. 433. 471. 511. 529.
Kapff, Karl Sixt, 255. 383.
Karl V., römisch-deutscher Kaiser, 163.
Karl I., König von England, 326.
Karl X., König von Frankreich, 121.
Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, 97. 104.
Katharina II., Kaiserin von Rußland, 493.
Kauffmann, Angelika, 204.
Kaulbach, Wilhelm von, 575.
Keller, Gottfried, 181. 269. 581 ff.
Kerner, Justinus, 147. 172. 186.
Kerschensteiner, Georg, 548.
Ketteler, Wilhelm Emmanuel, Freiherr von, Bischof von Mainz, 256. 257. 263. 352 f. 377 f. 379. 442 f.
Key, Ellen, 586.
Kielmeyer, Karl Friedrich, 61 f.
Kierkegaard, Sören, 534. 535.
Kinkel, Gottfried, 249.
Kinkel, Johanna, 498.
Kirchbach, Wolfgang, 589 f.
Kirchhoff, Gustav Robert, 275.
Kirchmann, Jul. Hermann von, 425.
Kleist, Heinrich von, 82 ff. 121. 146.
Kleist-Retzow, Hans Hugo von, 357.
Klettenberg, Susanne Katharina von, 494.
Kliefoth, Theod. Friedrich, 255. 383.
Klinger, Max, 576 f.
Klopstock, Friedr. Gottlieb, 38. 72. 92. 593.
Knak, Gustav, 384.
Knapp, Albert, 265.
Knapp, Georg Friedrich, 395. 426 f.
Kneipp, Sebastian, 550.
Knies, Karl, 425.
Koch, Hugo, 377.
Koch, Robert, 550.
Köchly, Hermann, 246. 539.
Köller, Georg von, 469.
Kolping, Adolf, 443.
Kopernikus, Nikolaus, 29. 37. 50 f. 79. 384.
Körner, Theodor, 92. 146. 561.
Kossuth, Ludwig, 332.
Köstlin, Reinhold, 176.
Kottwitz, Hans Ernst, Freiherr von, 183.
Kotzebue, Aug. Friedr. Ferdinand von, 21. 24. 102. 104. 119.
Kreutzer, Konradin, 561.
Kretzer, 585.
Krüdener, Barbara Juliane, Baronin von, 93.
Krummacher, Friedrich Wilhelm, 182.
Krupp, Alfred, 440. 457 f.
Kullmann, Eduard Franz Ludwig, 363.

L

Labruyère, Jean de, 532.
Lachmann, Karl, 138 f.
Ladenberg, Adalbert von, 247.
Lagarde, Paul Anton de, 534. 535 f. 538. 548. 549. 559.
Lamarck, Jean de, 62. 283. 296.
Lambruschini, Luigi, Kardinal, 191.
Lamennais, Hugues Félicité Robert de, 186.
Lamettrie, Julien de, 280.
Lamprecht, Karl, 552 f. 554.
(Langbehn), Rembrandt als Erzieher, 548. 549.
Langbein, August Friedrich Ernst, 21.
Lange, Friedr. Albert, 309 f. 410. 425. 451.
Larochefoucauld, François, Herzog von, 532.
Lasker, Eduard, 347. 412. 483.
Lassalle, Ferdinand, 131. 398 ff. 419. 421. 424. 425. 427. 438. 439. 443. 454.
Laube, Heinrich 151. 161 f. 213.
Lavater, Johann Kaspar, 92.
Lavoisier, Antoine Laurent, 61.
Lazarus, Moriz, 555.

Lederer, Hugo, 577.
Ledochowski, Mieczislaw Halka, Graf, Kardinal, 359.
Lehmann, Max, 338.
Leibniz, Gottfried Wilh., 12. 13. 14. 432. 433.
Leist, Assessor, 475.
Lenau, Nikolaus, 302.
Lenbach, Franz von, 574. 576.
Leo, Heinrich, 103. 176. 379.
Leo XIII., Papst, 367. 374f. 443f. 448.
Leonidas, 265.
Leopardi, Giacomo, 302f.
Lersch, 591.
Lessing, Gotthold Ephraim, 14f. 18. 19. 71. 72. 79. 176. 486. 593.
Levetzow, Albert Gerhard von, 463.
Lewald, Fanny, 216. 268. 269. 270. 396. 497f.
Lichtwark, Alfred, 578.
Liebenstein, Ludwig August Friedrich, Freiherr von, 106.
Lieber, Ernst, 577.
Liebermann, Max, 368. 576.
Liebig, Justus, 273. 276f. 279. 281ff.
Liebknecht, Wilhelm, 410f. 423. 439. 442. 464.
Liebmann, Otto, 309f.
Liliencron, Detlev von, 265. 589.
Lindau, Paul, 585.
Linné, Karl von, 275.
Lisko, Emil Gustav, 385.
Lissauer, Ernst, 83.
List, Friedrich, 225. 291. 397. 398. 401. 425f.
Livius, 134.
Locke, John, 12. 310.
Lorinser, Karl Ignaz, 538f. 541.
Lorm, Hieronymus, 303.
Lotze, Rud. Hermann, 555.
Louis Philipp, König von Frankreich, 218. 229.
Louise, Königin von Preußen, 75ff.
Löwe, Firma, 486.
Lüderitz, Franz Adolf Eduard, 473f.
Ludwig I., König von Bayern, 205. 207. 208. 218. 229f.
Ludwig II., König von Bayern, 46. 566f.
Ludwig XIV., König von Frankreich, 301.
Luther, Martin, 15. 25. 42. 43. 49. 52. 89. 101. 103. 163. 168. 207. 254. 312. 338ff. 353. 381. 382. 399. 432. 442. 464. 465. 466. 480. 526. 532.
Lützow, Adolf, Freiherr von, 100.
Luxemburg, Rosa, 420.

M

Macaulay, Thomas Babington, 271.
Mackay, John Henry, 514. 516.
Mackenzie, Sir Morell, 461.
Maeterlinck, Maurice, 595.
Mahler, Gustav, 569.
Mahling, Friedrich, 391.
Mainländer, Philipp, 303.
Maistre, Joseph, Graf de, 186.
Makart, Hans, 570.
Mallinckrodt, Hermann von, 360.
Manin, Daniel, 332.
Mann, Heinrich, 588f.
Mann, Thomas, 588f.
Manning, Henry Edward, Erzbischof von Westminster, 376f.
Manteuffel, Edwin, Freiherr von, 196. 222. 358. 541.
Manteuffel, Otto Theodor, Freiherr von, 315. 324.
Marenholz-Bülow, Frau von, 498.
Maria Theresia, deutsche Kaiserin, 493.
Märklin, Christian, 177f.
Marcks, Erich, 329f. 346. 476f.
Marlo, s. Winkelblech.
Martin, Konrad, Bischof von Paderborn, 364.
Marwitz, Fr. Aug. Ludwig von der, 71. 85. 129.
Marx, Karl, 131. 232. 397. 405ff. 419. 425. 454. 552.
Masaryk, Th. G., 408.
Mathy, Karl, 202. 224ff. 232. 237. 238. 292. 327. 334.
Mayer, Karl, 147.
Mayer, Robert, 65. 274ff. 285.
Mazzini, Giuseppe, 111. 215. 405.
Melanchthon, Philipp, 207. 254. 339.

Mehring, Franz, 412. 418.
Meinecke, Friedrich, 238.
Menander, 551.
Mendelssohn, Moses, 15. 482.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix, 154. 561 f.
Menzel, Adolf, 215 f. 570. 576. 578.
Menzel, Wolfgang, 150 f. 159. 160. 163. 176.
Mercier, Kardinal, 372.
Merry del Val, Kardinalstaatssekretär, 377.
Methfessel, Albert, 154.
Metternich, Clemens, Fürst von, 91. 93. 95. 99. 103. 109. 110. 119. 120. 125. 152. 153. 156. 158. 163. 218. 220. 234. 318. 332 f.
Metz-Darmstadt, 317.
Meyer, Conrad Ferdinand, 582.
Meyer, Jürgen Bona, 303.
Meyerbeer, Giacomo, 562 f.
Meysenbug, Malwida von, 498.
Michelangelo Buonarrotti, 204. 560.
Mill, John Stuart, 66.
Miquel, Johann, 490.
Mohl, Moriz u. Robert, 237.
Möhler, Joh. Adam, 188 ff. 348.
Moleschott, Jakob, 250. 279 ff. 301.
Moltke, Hellmuth, Graf von, 337.
Mombert, Alfred, 589.
Mommsen, Theodor, 250. 254. 271 f. 440. 578.
Montaigne, Michel de, 532.
Montesquieu, Charles de, 220. 261.
Montez, Lola, 229 f.
Montgelas, Maximilian Joseph, Graf von, 75. 185.
Mörike, Eduard, 147. 154. 269.
Möser, Justus, 71. 220.
Most, Johann, 515 f.
Mottl, Felix, 568. 569.
Mühler, Heinrich von, 345. 360 f.
Müller, Adam, 119. 120 f. 123.
Müller, Christian, 382.
Müller, Johannes, 273 f.
Müller, Johannes von, 74. 77. 136. 220.
Müller, Wilhelm, 111.
Müllner, Amandus Gottfr. Adolf, 148.
Mundt, Theodor, 151. 162.
Münzer, Thomas, 442.
Muth, Karl (Deremundus), 373.
Mutheſius, H., 577.

N

Nägeli, Hans Georg, 561.
Napoleon I., Kaiser der Franzosen, 7. 73 ff. 77. 78. 85. 93. 95. 96. 104. 109. 113. 114. 118. 120. 124. 134. 153. 185. 194. 271. 339. 521. 523. 525. 526. 560.
Napoleon III., Kaiser der Franzosen, 271. 290. 313. 316 f. 324. 335. 350.
Nasse, Erwin, 425.
Nathusius, Marie, 268 f.
Natorp, Paul, 555.
Naumann, Friedrich, 446 ff. 455. 469. 481. 488 f. 535. 536.
Neander, August Wilhelm, 189.
Nestroy, Johann Nepomuk, 148.
Neumann, Karl Johannes, 272.
Newton, Isaak, 12.
Nicolai, Christof Friedrich, 14 f. 16. 17 f. 24. 26. 57 f. 95.
Nicolovius, Georg Heinr. Ludw., 89. 197.
Niebuhr, Barthold Georg, 20. 36. 77 f. 103. 134 f. 144. 187. 223.
Nietzsche, Friedrich, 6. 7. 36. 41. 46. 70. 101 f. 103. 298 f. 300. 311. 428. 456. 473. 514. 517 ff. 528. 529 f. 531 ff. 534. 538. 548. 549. 554. 566. 567. 569. 579.
Nikisch, Arthur, 569.
Nikolaus I., Kaiser von Rußland, 514.
Nikolaus II., Kaiser von Rußland, 470 ff.
Nobiling, Karl Ed., 105. 414.
Novalis (Friedrich Leopold Freiherr von Hardenberg), 28 ff. 32. 34. 35. 40. 42 ff. 54 f. 58. 60. 76. 93. 118. 294. 533.

O

Oberlin, Johann Friedrich, 183. 185.
Oken, Lorenz, 64. 273.
Olbers, Wilhelm, 273.
Olbrich, Josef, 577.
Ompteda, 585.
Orsini, Felice Graf von, 317.

Oſtwald, Wilhelm, 65. 273. 275.
Otto-Peters, Louiſe, 504.
Overbeck, Friedrich, 204f.
Overberg, Bernard Heinrich, 185.

P

Palm, Johann Philipp, 75.
Paſtor, Ludwig, 375.
Pauli, Reinhold, 248. 334.
Paulſen, Friedr., 279. 311. 374. 556. 558.
Paulus, Apoſtel, 80. 442. 504.
Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob, 16. 176. 210. 212.
Pazaurek, 577.
Peel, Robert, 404.
Perikles, 39. 519.
Perronne, Giovanni, 188.
Perthes, Friedrich Chriſtoph, 16. 92.
Pertz, Georg Heinrich, 220.
Peſtalozzi, Johann Heinrich, 89ff. 183. 199. 395f. 434. 511.
Peters, Karl, 475.
Pfaff, Alexius Friedrich, 281.
Pfitzner, Hans, 565. 569.
Pfitzer, Paul, 147. 225f. 238. 254.
Pfleiderer, Edmund, 3.
Pfleiderer, Otto, 558.
Philipp II., König von Spanien, 378.
Phrynichos, 617.
Piazzi, Giuſeppe, 66.
Pilotty, Karl von, 205. 575.
Pindar, 20.
Pius VII., Papſt, 185.
Pius IX., Papſt, 269. 349ff. 363. 367. 371. 377. 380.
Pius X., Papſt, 377. 444.
Platen, Auguſt, Graf von, 148. 157. 585.
Platon, 36. 88. 110. 129. 260. 296. 299.
Poe, Edgar Allan, 588.
Pohl, Richard, 567.
Pöhlmann, Robert, 272.
Polenz, Wilhelm von, 585.
Pontoppidan, Henrik, 535.
Poſadowsky-Wehner, Arthur Alfred, 429. 445.
Prölß, Johannes, 153. 497.
Proudhon, Pierre Joſeph, 406. 512. 514.
Prutz, Robert, 235.
Pückler-Muskau, Hermann, Fürſt von, 164. 267.

R

Raabe, Wilhelm, 581.
Racowitza, Herr von, 402.
Rade, Martin, 390.
Radowitz, Joſeph Maria von, 241.
Raffael Santi, 41. 204.
Rahel, ſ. Varnhagen von Enſe.
Raimund, Ferdinand, 148.
Ranke, Leopold von, 220ff. 224. 271. 312. 324. 552.
Rapp, Ernſt, 178.
Räß, Andreas, Biſchof von Straßburg, 190.
Rauch, Chriſtian, 204ff.
Raumer, Friedrich von, 198. 220. 237.
Raumer, Karl Otto v., 252. 254. 315. 498.
Raupach, Ernſt, 149.
Redwitz, Oskar von, 266f. 270.
Rée, Paul, 524.
Reger, Max, 569.
Reichenſperger, Auguſt, 22. 192. 238f. 359f. 366.
Reimarus, Hermann Samuel, 13.
Reimer, Georg Andreas, 105.
Reinhard, Karl Friedrich, Graf, 77.
Reinhold, Karl Theodor, 429.
Reinkens, Joſeph Hubert, altkatholiſcher Biſchof, 355f.
Renan, Ernſt, 336.
Reuſch, Fr. Heinrich, 355.
Reuter, Fritz, 144. 194. 270. 344. 591.
Reuter, Gabriele, 585.
Reyſcher, Auguſt Ludwig, 248. 250. 317.
Richter, Eugen, 419. 439.
Richter, Jean Paul Friedrich, 21f. 26f. 152f. 494. 533.
Richter, Ludwig, 205.
Rickert, Heinrich, 68.
Riedler, Alois, 549.
Riehl, Wilhelm Heinrich, 267.
Rieſſer, Gabriel, 482f.
Rilke, Rainer Maria, 590.
Rindfleiſch, G. H., 336.
Ritſchl, Albrecht, 32. 180. 387ff.
Ritſchl, Friedrich Wilhelm, 543.

Rochow, Hans Wilh. von, 251.
Rodbertus, Johannes Karl, 397. 403. 425. 438. 444.
Rogge, Bernhard, 166. 357 f.
Rohde, Erwin, 136.
Römer, Friedrich, 255.
Ronge, Johannes, 202 f.
Röntgen, Wilhelm Konrad, 550.
Roon, Albrecht von, 321 ff.
Roquette, Otto, 266. 270.
Rören, Hermann, 577.
Roscher, Wilhelm, 396.
Rosenkranz, Joh. Karl Fr., 176.
Roßmäßler, Emil Adolf, 237.
Rothe, Richard, 182. 184. 386.
Rotteck, Karl von, 106. 117 f.
Rottmann, Karl, 205.
Rousseau, Jean Jacques, 12. 13. 18. 24. 27 f. 44. 73. 92. 115. 123. 261. 432. 520. 527.
Rückert, Friedrich, 177.
Ruge, Arnold, 176. 179. 203. 214. 217.
Rümelin, Gustav, 239.
Rupp, Julius, 200. 203.

S

Sailer, Joh. Michael, Bischof von Regensburg, 187 f.
Salomé, Lou Andreas, 585.
Sand, George, 497.
Sand, Karl Ludwig, 104 f. 160.
Sarachaṇa-Uria, 232 f.
Savigny, Friedrich Karl von, 119 f. 122. 131. 135. 137.
Schadow, Johann Gottfried, 206.
Schäffle, Albert, 419. 425. 427. 431. 436.
Scharnhorst, General von, 77.
Scheffel, Joseph Viktor von, 36. 265 ff. 289 f.
Scheibel, Joh. Gottfried, 166.
Scheidemann, Philipp, M. d. R., 455.
Schell, Hermann, 376 f.
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph, 36. 42. 54. 56 ff. 66. 67. 128. 206. 208 ff. 259. 271. 278. 283. 294. 304. 566.
Schenk, Professor in Wien, 550.
Schenkel, Daniel, 384. 386.
Schenkendorf, Ferd. Maximilian Gottfried von, 92.
Schick, Gottlieb, 204.
Schickele, 592.
Schiller, Friedrich, 2. 3. 5. 13. 16. 17. 18 ff. 24 ff. 27 f. 34. 36. 41. 44. 46. 47. 52. 73 f. 81. 85 f. 87. 98. 101. 104. 110. 113. 126. 143. 147. 148. 152. 214. 220. 235. 303. 315 f. 400. 472. 494. 496. 511. 512. 528 f. 530. 553. 560.
Schillings, Max, 568.
Schinkel, Karl Friedr. 205.
Schippel, Max, 420. 455.
Schlaf, Johannes, 585.
Schlegel, Aug. Wilhelm, 24. 36 f. 66. 104. 136. 138 f. 150.
Schlegel, Friedrich, 20. 25 ff. 30. 34. 36. 38 f. 40. 43. 46. 91. 119. 139. 147. 149. 159. 482. 493. 496.
Schlegel, Karoline, 36. 39. 66 f. 496.
Schleiermacher, Friedr. Ernst Daniel, 1. 16. 25. 29. 30 ff. 40. 44. 47. 54. 58. 77 f. 84. 87. 91 ff. 103. 105. 128 f. 135. 159. 166. 167. 168. 170. 177. 179. 182. 189. 200. 388. 428. 433. 482. 496. 496. 511. 512. 530. 554. 557.
Schliemann, Heinrich, 551.
Schlosser, Friedrich Christoph, 222 f.
Schlözer, August Ludwig, 220.
Schmalz, Theodor Anton Heinrich, 103.
Schmidt, Auguste, 504.
Schmidt, Julian, 269. 318. 400.
Schmidt, Kaspar, s. Stirner.
Schmoller, Gustav, 404. 414 f. 418. 425 f. 443. 445. 475.
Schneckenburger, Max, 335.
Schnitzer, Josef, 377.
Schnitzler, Arthur, 587 f.
Schnorr von Karolsfeld, Julius, 205.
Schön, Heinrich Theodor von, 198.
Schönberg, Gustav Friedrich, 425.
Schönlank, Bruno, 422 f.
Schopenhauer, Arthur, 3. 6. 60. 68. 70. 128. 271. 293 ff. 301 ff. 305 ff. 308. 309 f. 311. 312. 389. 517. 518. [illegible] 525. 528. 529. 556. 564. 565. 566. [illegible]
Schorlemer-Alst, Burghard, Freih. v., [illegible]
Schrempf, Christoph, 391. 517. 534. 5[illegible]

Schröder, Friedrich Ludwig, 21.
Schubart, Christian Friedr. Daniel, 72.
Schubert, Franz, 562.
Schulenburg, Minister von der, 78. 85.
Schulte, Johann Friedrich von, 355.
Schulze, Johannes, 128. 191. 197. 199. 208. 538.
Schulze-Delitzsch, Hermann, 317. 401. 411.
Schulze-Gävernitz, Gerhard von, 450.
Schumann, Robert, 154. 562.
Schurz, Carl, 240.
Schwann, Theodor, 274.
Schwegler, Albert, 248.
Schweitzer, Jean Baptiste von, 405.
Schwenninger, Ernst, 550.
Schwind, Moritz von, 265.
Scott, Sir Walter, 161.
Sedlnitzki, Leopold, Graf von, Bischof von Breslau, 201.
Sell, Karl, 365.
Semper, Gottfried, 567.
Shakespeare, William, 18. 25. 152f.
Sickingen, Franz von, 265. 399.
Siebenpfeiffer, Philipp Jakob, 145.
Siemens, Werner, 457f.
Sigel, Franz, 240.
Sigl, Johann, 348.
Sigwart, Christoph, 275. 556.
Silcher, Friedrich, 561.
Simmel, Georg, 554. 555.
St. Simon, Louis de, 215.
Simson, Martin Eduard von, 237.
Smith, Adam, 120. 397. 408. 424. 434.
Sokrates, 26. 39. 520f.
Sohm, Rudolf, 450.
Sombart, Werner, 408. 429. 453. 454.
Sömmerring, Sam. Thomas von, 273.
Sonnemann, Leopold, 410.
Sophokles, 21.
Spahn, Martin, 361. 371.
Spener, Philipp Jakob, 259.
Spiegel, Graf von, Erzbischof von Köln, 188. 191.
Spielhagen, Friedrich, 582ff.
Spieß, Christian Heinrich, 21.
Spinoza, Benedikt, 14. 25. 29f. 32. 36. 49. 54. 55. 56. 58. 62. 202. 269. 279. 285. 338. 374.
Spitta, Philipp, 560f.
Spittler, Ludwig Timotheus, Freiherr von, 220.
Spontini, Gaspar Luigi Pacifico, 562.
Stahl, Friedrich Julius, 212. 258ff. 379. 439. 489.
Stammler, Rudolf, 555.
Steffens, Henrich, 63f. 129. 166.
Stehr, 587.
Steiger, Edgar, 589.
Stein, Charlotte von, 493f.
Stein, Heinrich Friedrich Karl, Freiherr vom, 77. 84f. 87. 88. 92. 107. 109. 119. 220. 395.
Stein, Lorenz von, 396.
Steinbach, Fritz, 569.
Steinthal, Hermann, 555.
Steudel, Johann Christian Friedr., 175.
Stieber, Wilhelm, 411.
Stieglitz, Charlotte, 159f.
Stiehl, Ferdinand, 252f. 539.
Stirner, Max, 214. 396. 405. 512ff. 516. 517.
Stöcker, Adolf, 444f. 448. 449. 484. 488.
Stolberg, Friedrich Leop., Graf zu, 16. 185. 188.
Storm, Theodor, 582.
Strachwitz, Moritz, Graf von, 264ff.
Strauß, David Friedrich, 66. 107. 165. 168. 172ff. 180. 181. 182. 194. 195. 198. 207. 211. 222. 233. 248. 255. 285ff. 292. 330ff. 335f. 386. 389. 460 480. 518f. 532. 535. 572.
Strauß, Emil, 587.
Strauß, Johann, 333.
Strauß, Richard, 568. 569.
Strindberg, August, 592.
Stroßmayer, Joseph Georg, Bischof von Kroatien, 352.
Struve, Gustav von, 239f.
Struve, Gattin des vorigen, 498.
Stuck, Franz, 575. 577.
Studt, Konrad von, 370. 506.
Stumm-Halberg, Karl Ferdinand, Freiherr von, 429. 438. 440. 448.
Sturm, Julius, 265.
Sudermann, Hermann, 577. 585f.
Sulla, 272.

Suttner, Berta von, 470.
Süvern, Johann Wilhelm, 89f. 197.
Sybel, Heinrich von, 202. 221. 223f. 251. 551f.
Sydow, Adolf, 385.

T

Tacitus, 102.
Taine, Hippolyte, 528f.
Talleyrand, Charles Maurice, Herzog von, 74.
Taubert, Agnes (erste Gattin Ed. von Hartmanns), 303.
Tertullian, 168.
Tessendorf, Hermann Ernst Christian, 411. 414.
Theiner, Johann Anton, 202f.
Themistokles, 233.
Theobald, Joseph Apollinaris Honoratus von, 99.
Theognis, 522.
Thiers, Louis Adolphe, 218.
Thiersch, Friedrich, 538.
Tholuck, August, 182.
Thoma, Hans, 575. 576.
Thomas von Aquino, 349. 374.
Thomasius, Christian, 168.
Thorwaldsen, Berthel, 205f.
Thümmel, Wilhelm, 382.
Tieck, Ludwig, 24. 25ff. 39. 42. 44ff. 58. 136.
Tirpitz, Großadmiral von, 233. 478.
Tobler, Joh. Christoph, 55.
Todt, Pfarrer, 444.
Tölcke, sozialdemokr. Agitator, 413.
Tolstoi, Leo Graf, 472. 516. 584.
Traub, Gottfried, 448. 449f. 536f. 538.
Treitschke, Heinrich von, 3. 77. 78. 85. 107. 152. 154. 168. 178. 194. 207. 222. 234. 261. 274. 291. 319. 334. 336. 427f. 429. 435. 440. 451. 452. 478f. 480. 484f. 487. 538. 551.
Trendelenburg, Adolf, 208.
Trölsch, Ernst, 558.
Tuan, Prinz, 475.
Turgenieff, 584.
Tzschirner, Samuel Erdmann, 240.

U

Überweg, Friedrich, 286.
Uhde, Fritz von, 572f.
Uhland, Ludwig, 40. 98f. 106. 107. 109. 117f. 144f. 147. 206. 212. 219. 237. 238. 240. 241. 249. 590.
Uhlich, Leberecht, 200. 203.
Ulrich, Herzog von Württemberg, 400.
Ulrici, Hermann, 281.
Unruh, Hans Viktor von, 317.
Urlsperger, Johann August, 182.

V

Varnhagen von Ense, Karl August, 106. 157. 160.
Varnhagen von Ense, Rahel, 160. 494. 496. 497.
Vatke, Wilhelm, 175. 177. 195. 387.
Vauvenargues, Marquis de, 532.
Veit, Dorothea, geb. Mendelssohn, 30. 36. 38. 43. 482. 494.
Veit, Philipp, 205.
Venetianer, Moriz, 305.
Viebig, Clara, 585.
Vilmar, August Friedrich Christian, 251. 255. 256. 383.
Vincke, Ernst Friedrich Georg, Freiherr von, 198. 237.
Virchow, Rudolph, 278. 361. 362.
Vischer, Friedrich Theodor, 130. 176. 237. 248. 257. 265. 268. 303. 319. 330ff.
Vogt, Karl, 237. 279. 281.
Volhard, Jacob, 276.
Volkelt, Johannes, 311.
Vollmar, Georg von, 420f. 438. 456.
Voltaire, François Marie Aronet, 12. 220. 527.
Voß, Johann Heinrich, 16. 17. 21.
Vulpius, Christian August, 21.

W

Wackenroder, Wilhelm Heinrich, 40. 41f.
Wackernagel, Philipp, 245.
Wagener, Hermann, 438.
Wagner, Adolf, 425. 428. 444f.
Wagner, Frau Cosima, 567.
Wagner, Richard, 46. 311. 517. 518. 520 562ff. 580f.

Wagner, Rudolf, 279. 281.
Waitz, Georg, 226. 237.
Waldeck, Benedikt, 249f.
Wallerstein, Ludwig-Kraft Ernst, Fürst zu Öttingen, 230.
Wallot, Paul, 577.
Wangenheim, Karl August, Freiherr von, 97f.
Wassermann, Jakob, 588.
Weber, Friedrich Wilhelm, 267.
Weber, Karl Maria von, 102. 560f. 562. 563.
Weber, Ludwig, 445. 504.
Weber, Wilhelm Eduard, 277.
Wedekind, Frank, 589. 592.
Wegscheider, Julius August Ludwig, 168. 195.
Wehlan, Assessor, 475.
Weidig, Ludwig, 144f.
Weingart, Pastor, 94. 384f.
Weingartner, Felix, 569.
Weis, Nikolaus, Bischof von Speyer, 190.
Weismann, August, 286.
Weitling, Wilhelm, 216f. 396. 397. 512.
Weizsäcker, Karl, 387.
Welcker, Karl Theodor, 117f. 237. 265f.
Wellhausen, Julius, 387.
Wenck, M., 448.
Werkmeister, Benedikt Maria Leonhard, 185.
Werner, Abraham Gottlieb, 55. 58.
Werner, Gustav, 183.
Werner, Karl, 375.
Werner, Zacharias, 148.
Wessenberg, Ignaz Heinrich Karl, Freiherr von, 187f.
Westcott, Bischof von Durham, 436.
Westphalen, Ferdinand Otto Wilhelm Henning von, 315.
De Wette, Wilhelm Martin Leberecht, 105.
Wibbelt, Augustin, 591.
Wichern, Joh. Hinrich, 183f. 245. 255.
Wienbarg, Ludolf, 151. 161f.
Wieland, Christoph Martin, 72.
Wiese, Ludwig, 253f.
Wiggers, Julius Otto August, 250.
Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich Freiherr von, 543f. 545f.
Wildenbruch, Ernst von, 580f.
Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen, 99f. 240. 249. 314f. 317. 320ff. 343. 357. 360. 363. 366f. 371. 379. 385. 414ff. 430. 459. 460ff. 464. 465. 467f. 477. 479. 480. 483. 484. 539. 567. 576.
Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen, 336. 446f. 462ff. 465f. 478. 480. 481. 543. 561. 576.
Wilhelm I., König von Württemberg, 194. 229. 255. 290. 460.
Willmann, Otto, 374f.
Winckelmann, Johann Joachim, 19. 25.
Windelband, Wilhelm, 68.
Windthorst, Ludwig, 359f. 370.
Winkelblech, Karl Georg (Karl Marlo), 397. 425.
Wirth, Johann Georg August, 145.
Wislicenus, Gustav Adolf, 200. 203.
Wöhler, Friedrich, 276. 278.
Wolf, Christian, 12. 13. 14. 99f.
Wolf, Friedrich August, 19f. 36. 87f. 132f. 134f. 138. 543. 545.
Wolf, Julius, 429. 488.
Wöllner, Johann Christoph von, 71. 75. 94. 106. 112.
Wolzogen, Ernst von, 475.
Wolzogen, Hans von, 567.
Wundt, Wilhelm, 311. 554. 555f.
Wüstenfeld, Emilie, 498.
Wyneken, Gustav, 587.

Y

Yelin, Joh. Konrad von, 74. 76.
Ypsilanti, Alexander, 110f.

Z

Zedlitz-Trützschler, Karl Eduard Robert, Graf von, 369.
Zeller, Eduard, 69. 248. 308f.
Zelter, Karl Friedrich, 21. 561.
Zeppelin, Ferdinand, Graf von, 277. 458.
Ziegler, Franz, 402.
Ziegler, Theobald, 451.
Zola, Emil, 529. 584.

VERLAG VON GEORG BONDI, BERLIN

SHAKESPEARE IN DEUTSCHER SPRACHE

Herausgegeben, zum Teil neu übersetzt
von FRIEDRICH GUNDOLF

NEUE AUSGABE IN SECHS BÄNDEN

ERSTER BAND: Coriolanus, Cäsar, Antonius, Romeo, Othello, Kaufmann von Venedig. ZWEITER BAND: König Johann, König Richard II., König Heinrich IV. (1. und 2. Teil), König Heinrich V., König Heinrich VI. (1. Teil.) Die WEITEREN VIER BÄNDE folgen bis Anfang 1922.

Ein jeder Band kostet als Pappband M. 28.–, in Halbleinen gebunden M. 33.–

FRANKFURTER ZEITUNG: ... Gundolf wird unserer Literatur die unschätzbare Gabe einer an Diktion und Treue gleich hervorragenden Übertragung des größten Dramatikers aller Zeiten sichern.

MÜNCHENER NEUESTE NACHRICHTEN: ... Wer die englische Urgestalt neben Gundolf legt, wer Zeile für Zeile vergleicht und sich bei jeder Veränderung, die Gundolf an Schlegels Text vornimmt, Rechenschaft von dem Warum gibt, wird zur Erkenntnis kommen, daß hier ein Übersetzungswerk ersten Ranges vorliegt, das bei seinem zweiten Erscheinen nicht nur der Teilnahme einer Gemeinde, sondern des Dankes aller derer sicher ist, denen Shakespeare etwas bedeutet.

Prof. Josef Hofmiller.

WERKE DER WISSENSCHAFT
AUS DEM KREISE DER BLÄTTER FÜR DIE KUNST:

FRIEDRICH GUNDOLF: SHAKESPEARE UND DER DEUTSCHE GEIST

FRIEDRICH GUNDOLF: GOETHE

FRIEDRICH GUNDOLF: GEORGE

ERNST BERTRAM: NIETZSCHE

BERTHOLD VALLENTIN: NAPOLEON (in Vorbereitung)

FRIEDRICH WOLTERS: HERRSCHAFT UND DIENST

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

JUN 13 1921